historischen Untersuchung darauf aufmerksam gemacht, dass Beratung und Sozialarbeit (ähnlich wie die „bürgerliche“ Familie) unter diesem Aspekt eingeführt wurden (1976).

Die Disziplinierung durch die Sozialarbeit wird z.B. folgendermaßen beschrieben: Das Kontrollnetz um eine „hilfe- bzw. kontrollbedürftige Familie - und das heißt in der Regel wegen der Arbeitslosigkeit des Mannes in Not geratene Familie - umfasst nicht weniger als 28 mehr oder weniger formalisierte Institutionen, Organisationen und Personen mit verschiedenen Funktionen. In deren Dossiers wird immer wieder der Umgang mit dem gewährten Geld und der Zustand der Ordnung und der Sauberkeit der Familie erwähnt. Selbsthilfepotentiale werden systematisch ausgeschaltet. Als Sanktion steht u.a. die Wegnahme von Kindern zur Verfügung (Wambach 1978, S. 58ff).

Sellach schreibt, zum Wesen der Sozialarbeit gehöre, dass außer alten und gebrechlichen Menschen niemand selbst um Hilfe nachsucht. Die Sozialarbeiterin erscheint uneingeladen, nimmt hoheitliche Aufgaben wahr, deren Notwendigkeit und Sinn von der Hausfrau nicht erkennbar ist und als Kontrolle und Bevormundung verstanden wird. Frauen sind von dieser Aufsicht um so mehr betroffen, als sie es sind, die ausschließlich oder ergänzend Sozialhilfe erhalten. Mit den vielfältigen Methoden der Gesprächsführung, die Eingriffe ohne einen nennenswerten Widerspruch gestatten, gewinne die Sozialarbeit neben der Polizei als exekutive Gewalt relativ weitgehende Eingriffsmöglichkeiten in die Privatheit der Familie (1983, S. 105 ff.).

Wie das Erziehungsziel der Familie ist auch das Hilfesystem auf die Erhaltung der Arbeitskraft ausgerichtet (Riedmüller 1978, S. 81 ff.). Gegenwärtig geht es darum, die Arbeitsmoral trotz der andauernd steigenden Arbeitslosenzahl als normatives Vorbild aufrecht zu erhalten, weil dies ermöglicht, die Erwerbslosigkeit als eigenes Verschulden zu deklarieren. Wer nicht mehr *arbeiten will,* verdiene im moralischen Sinne auch keine Unterstützung. Dabei ist die Leistungsart „Hilfe zum Lebensunterhalt“ an das Subsidiaritätsprinzip gebunden - und dieses verpflichtet die Sozialarbeit geradezu, die Leistungsvoraussetzungen und schlimmer noch: die innere Leistungsmotivation zu überprüfen. Über die Furcht vor Entdeckung von Unstimmigkeiten kann das Verhalten der Betroffenen allein durch die Aussicht auf Leistungsentzug nach einer Kontrolle manipuliert werden (Riedmüller 1978, S. 82 f.).

Dies ist allerdings nicht das, was Frauen, die diesen Beruf ergreifen, ursprünglich wollten, nämlich helfen (das Motiv, Geld zu verdienen, ist für die Wahl unerheblich). Die Feststellung,

dass die faktische Funktion Kontrolle ist, sei eine der Ursachen für die hohe Arbeitsfrustration. Sozialarbeiterinnen, die trotzdem vor allem helfen wollen, sehen sich genötigt, Hilfe nicht nach Programm, sondern nach eigenem Ermessen (am Rande der Illegalität) zu gewähren (Badelt 1981; Riedmüller 1984, S. 64). Oder sie versuchen, dem Herrschaftsverhältnis unter Frauen durch die Organisation von Selbsthilfegruppen zu entgehen.

Über die ehrenamtliche Sozialarbeit von Frauen wird kurz und bündig gesagt: „Sie nützt viel und kostet nichts“ (Backes/Notz/Stiegler 1983). Im sozialen und gesundheitlichen Bereich leisten Frauen psychische und materielle Versorgung für Nichtverwandte, sie befassen sich mit Gruppen, die von der Gesellschaft ausgeschlossen wurden. Über die Bildung eines Regelkreises von ehrenamtlich arbeitenden Frauen und der marginalisierten Bevölkerung wird zumindest ein Beitrag zur gesellschaftlichen Befriedung geleistet. Der Lohn der Frauen, die ehrenamtliche Arbeit leisten, bestehe darin, dass sie sich damit helfen, ihren Selbstwert zu steigern - eine recht ernüchternde Einsicht in den Wert von Frauen und ihrer Leistung.

4 Schlussfolgerung

Kontrolle muss sein - denken rechtschaffene Menschen. Was soll also besonderes daran sein, dass auch Frauen kontrollieren? Das Besondere daran ist, dass diese Aktivität im allgemeinen kleine Vorteile für individuelle Frauen mit großen Nachteilen für das weibliche Geschlecht verbindet. Wir versuchen dies unter bezug auf das Gesagte noch einmal zu verdeutlichen:

Frauen sind an der Reproduktion der *intergeschlechtlichen* Struktur, die Männer im Zugang zu den Ressourcen des Arbeitsmarktes begünstigt, beteiligt:

- In der Familie leisten Frauen durch die Übernahme der Arbeit und der Verantwortung für die psychische und physische Reproduktion von Ehemännern wichtige gesellschaftliche Arbeit, die nur zum Teil durch ihre Subsistenzsicherung seitens der Ehemänner belohnt wird. Sie reproduzieren die gering bewertete Privatsphäre und die für Frauen nachteilige Geschlechterstruktur. Sie dulden ihre Unterstellung unter die informale soziale Kontrolle seitens der Ehemänner, die nicht selten Gewalt anwenden.

- Frauen sind vor allem im prestigearmen Bereich der sogenannte informellen Kontrolle bzw. in Beratungsinstitutionen, statt in der prestigereichen Institution des Strafrechts beschäftigt. Sie leisten die alltägliche, immerwährende korrigierende Tätigkeit, während sich die offizielle Institution nur mit den angeblichen Ausnahmen beschäftigt. Das Strafrecht

verfügt nur über negative Sanktionen, während Frauen "flexibel" aus einem großen Repertoire von Mitteln schöpfen. Nur werden sie für diese Kunstfertigkeit nicht adäquat belohnt - ihre Fähigkeiten werden gleichsam als bloßer Ausdruck ihrer "Natur" betrachtet.

- Professionelle Frauen besetzen in der Regel die untersten Stufen der betrieblichen Hierarchien. Damit sind sie Empfängerinnen von Anweisungen seitens der Männer, die, allerdings abstrakt, die Institutionsziele formulieren. Dadurch würde die weibliche Sicht gar nicht zur Anwendung kommen, wenn es sich in Wirklichkeit nicht so verhielte, dass die abstrakten Anweisungen überhaupt nur von Frauen umgesetzt werden können. Frauen halten faktisch, aber nur inoffiziell, die Institution "in Gang", wobei ihre Leistung abermals unterbewertet wird. Statt eines Waltens im "Rücken" der vorgesetzten Männer wäre es angebracht, die bisher abgespaltenen sogenannten weiblichen Werte und Wertungen direkt in die Institutsziele zu integrieren.

Die Kontrolltätigkeit von Frauen hat auch i*ntrageschlechtliche* Aspekte:

- Die soziale Kontrolle ist in wesentlichem Maß an der Reproduktion der Geschlechterdifferenzierung beteiligt, ja, sie ist selbst schon geschlechtsspezifisch angelegt. Sie kopiert und reproduziert die Arbeitsteilung in der Familie - väterliche leitende und strafende Funktionen werden von Männern in „männlichen Institutionen“ wie dem Strafrecht wahrgenommen, die mütterlichen Funktionen der emotionalen Leitung und der Fürsorge von weiblichen Institutionen, die in erster Reihe „behandeln“. Frauen reproduzieren dieses Muster nicht nur damit, dass sie sich, wie dargelegt, eher passiv in die Geschlechtstruktur dieser Institutionen fügen, sondern auch aktiv damit, dass sie dann die normative Weiblichkeit (sowie Männlichkeit) auch gegenüber ihrer Klientel durchzusetzen versuchen. Da insgesamt davon ausgegangen werden muss, dass die Geschlechterstruktur für Frauen nachteilig ist, muss im emanzipatorischen Sinne darüber reflektiert werden, inwieweit auch gegenwärtig ein „unweibliches“ Verhalten für Frauen selbst noch eine Provokation darstellt.

- An dieser intrageschlechtlichen Beziehung ist besonders problematisch, dass damit auch ein Herrschaftsverhältnis von "reichen, professionellen" Frauen über "arme" Frauen etabliert wird. Damit helfen (einige) Frauen, die *ungleiche Verteilung von Chancen und Ressourcen in der Gesellschaft, d.h. die Schichtstruktur zu reproduzieren.* Wie schon erwähnt, gehört die Kontrolle von in bestimmter Hinsicht "Ihresgleichen" schon immer zu den Machttechniken. So wie der Beruf eines Polizisten, dem Aufsicht über Unterschichtsmitglieder übertragen wird, ein Aufsteigerberuf für eben diese Unterschichtsmitglieder ist, so ist die Sozialarbeit im weitesten Sinne zu einem Aufstiegsberuf für Frauen geworden: Frauen mit beratenden und helfenden Funktionen können einen Statusgewinn gegenüber anderen Frauen verzeichnen, und dies aufgrund der Tatsache, dass sie helfen, nicht nur die

> Geschlechter- sondern auch die Statusstruktur zu reproduzieren. Selbst wenn es nicht in ihrer Macht ist, diese Verhältnisse zu ändern, so sollten sie es wenigstens wissen, dass sie sich damit potentiell an einer Entsolidarisierung von Frauen beteiligen. Eine Reflexion darüber ist um so gebotener, als im postmodernen Diskurs die Differenzierung der Geschlechterkategorie als Fortschritt gewertet wird.

Im postmodernen Diskurs wird betont, dass „Frauen“, wenn überhaupt, dann nur wenige Gemeinsamkeiten haben. Sie unterscheiden sich nach Schichtzugehörigkeit und Ethnie, man spricht von „Weiblichkeiten“. Zwar werden die Unterschiede unter Frauen als kulturelle dargestellt, doch stellt sich die Frage, ob sich dahinter nicht hauptsächlich soziale Unterschiede verbergen. In der Sozialarbeit hieße dies, diejenigen Prozesse zu unterstützen, in denen Arme, arme Frauen vor allem, aus der Gesellschaft exkludiert werden. Zunehmend werden, im Prozess der Individualisierung, auch eindeutige Geschlechteridentitäten überhaupt aufgelöst – Menschen können ihre Identität selbst zusammenstellen (Ziehlke 1993, Hahn 1995; Smaus 1999). Hierbei ist wichtig zu beachten, ob die Individualisierung zu einer größeren Freiheit oder nicht vielmehr zur gesellschaftlichen Irrelevanz führt, ob die Individualisierung möglicherweise ein Privileg für die eine Gruppe zum Nachteil einer anderen Gruppe von Frauen bedeutet.

Zugegebenermaßen ist die gegenwärtige Situation in der Geschlechterbeziehung komplex und unübersichtlich, so dass im feministischen Diskurs die Hervorhebung nur eines Aspekts immer sogleich andere Positionen aktiviert. Der vorliegende Beitrag ist für diejenigen Frauen bestimmt, die vielleicht noch unnötigerweise dem Patriarchat in die Hände arbeiten.

Literaturverzeichnis

Backes, G./Notz, G./Stiegler, B., Sie nützen viel und kosten nichts, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10, 1983

Badelt, Ch., Selbsthilfe - eine verborgene ökonomische Macht, in: Kickbusch, I./Trojan, A., Gemeinsam sind wir stärker, Frankfurt/M 1981

Beck-Gernsheim, E., Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt, Frankfurt/M 1978

Belotti, E.G., Was geschieht mit kleinen Mädchen, München 1975

Bock, G./Duden, B., Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977

Broverman, I.K./Broverman, D.M./Clarkson, F.E./Rosenkrantz, P.S./Vogel, S.R., Sex-Role Stereotypes and Clinical Judgements of Mental Health, in: Journal of Consulting and Clinical Psychology 34, 1974, S. 1-7

Burgard, R., Wie Frauen verrückt gemacht werden, Berlin 1977

Butler, J., Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity, New York, London 1990

Chorover, St. L., Die Zurichtung des Menschen. Von der Verhaltenssteuerung durch die Wissenschaften, Frankfurt/New York 1982

De Mause, L. (Hrsg.), Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit, Frankfurt/M 1980

Donzelot J., Die Ordnung der Familie, Frankfurt/M 1980

Foucault, M., Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M 1976

Gerstenmeier, J./Nestmann, F., Alltagstheorien in der Beratung, Opladen 1984

Gilligan, C., In a Different Voice: Women´s Conception of the Self and of Morality, Cambridge, Mass., 1982

Hahn, K., Soziale Kontrolle und Individualisierung. Zur Theorie moderner Ordnungsbildung, Opladen 1995

Harding. S., Feministische Wissenschaftstheorie: Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, Hamburg 1990

Heinsohn, G./Knieper, R., Theorie des Familienrechts. Geschlechtsrollenaufhebung, Kindesvernachlässigung, Geburtenrückgang, Frankfurt/M 1974

Heinsohn, G./Knieper, R./Steiger, O., Menschenproduktion. Allgemeine Bevölkerungslehre der Neuzeit, Frankfurt/M 1979

Hess, H., Probleme der sozialen Kontrolle, in: Kerner, H.-J./Göppinger, H./Streng, F. (Hrsg.), Kriminologie, Psychiatrie, Strafrecht. Festschrift für Heinz Leferenz zum 70. Geburtstag, Heidelberg 1983

Hollstein, C.B., Irreversible, Stepwise Sequence in the Development of Moral Judgements: A Longitudinal Study of Males and Females, in: Child Development 47, 1976

Horwitz, A. V., The Logic of Social Control, New York, London 1990

Ingleby, D., Mental Health and Social Order, in: Cohen, S./Scull, A. (eds.), Social Control and the State, New York 1983, S. 141-190

Kips, M., Strafrecht für Männer, Psychiatrie für Frauen, in: Kriminologisches Journal 2, 1991, S. 125-134

Kohler Riessman, K., Women and Medicalization: A New Perspective, in: Brown, Ph. (ed.), Perspectives in Medical Sociology, Belmont 1989

Lamott, F., Der Risikofaktor Frau. Kriminalprävention und Mütterlichkeit, in: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 6, 1985, S. 325-329

Malinowski, P./Münch, U. Soziale Kontrolle. Soziologische Theoriebildung und ihr Bezug zur Praxis der sozialen Arbeit, Neuwied, Darmstadt 1975

Matthes, J., Sozialarbeit als soziale Kontrolle?, in: Otto, H./Schneider, S. (Hrsg.), Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Neuwied, Berlin 1973, S. 107 ff.

Meyer, Ph., Das Kind und die Staatsräson oder die Verstaatlichung der Familie, Reinbek 1981

Mischau, A., Frauenforschung und feministische Ansätze in der Kriminologie. Dargestellt am Beispiel kriminologischer Theorien zur Kriminalität und Kriminalisierung von Frauen, Pfaffenweiler 1997

O´Donovan, K., Sexual Divisions in Law, London 1985

Ostner, I., Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frauen in unserer Gesellschaft, Frankfurt/M 1978

Ostner, I./Beck-Gernsheim, E., Mitmenschlichkeit als Beruf. Eine Analyse des Alltags in der Krankenpflege, Frankfurt/M 1979

Parsons, T., The Social System, Glencoe, Ill., 1951

Peters, H., Devianz und soziale Kontrolle, Weinheim 1995

Peters, H./Cremer-Schäfer, H., Die sanften Kontrolleure. Wie Sozialarbeiter mit Devianten umgehen, Stuttgart 1975

Pfohl, S.J., Labelling Criminals, in: Ross, H.L. (ed.), Law and Deviance, Beverly Hills u.a., S. 65-97

Riedmüller, B., Zur Rolle der Sozialhilfe in der psycho-sozialen Versorgung, in: Psychologie und Gesellschaftskritik 4, 1978, Nr. 8, S. 81 ff.

Riemann, I., Die Rolle der Frauenvereine in der Sozialpolitik. Vaterländischer Frauenverein und gemäßigter Flügel der Frauenbewegung zwischen 1865 und 1918, in: Kickbusch, I./Riedmüller, B. (Hrsg.), Die armen Frauen. Frauen und Sozialpolitik, Frankfurt/M 1984, S. 201-224

Rodenstein, M., Somatische Kultur und Gebärpolitik. Tendenzen in der Gesundheitspolitik für Frauen, in: Kickbusch, I./Riedmüller, B. (Hrsg.), Die armen Frauen. Frauen und Sozialpolitik, Frankfurt/M 1984, S. 103-134.

Rödel, U./Guldimann T., Sozialpolitik als soziale Kontrolle, in: Guldimann, T./Rodenstein, M./Rödel, U./ Stille, F., Sozialpolitik als soziale Kontrolle, Starnberger Studien 2, Frankfurt/M 1984, S. 11ff.

Sachsse, Ch./Tennstedt, F., Geschichte der Armenfürsorge in Deutschalnd. Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg, Stuttgart, Berlin 1980

Scull, A., Social Order/Mental Disorder. Anglo-American Psychiatry in Historical Perspective, London 1989

Sellach, B., Zukunft der Sozialarbeit als Zukunft der Spaltung zwischen den Frauen? in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Neue Verhältnisse in Technopatria. Zukunft der Frauenarbeit, 9/10, 1983

Smaus, G., Soziale Kontrolle und Geschlechterverhältnis, in: D. Frehsee/G. Löschper/K. F. Schumann (Hrsg.), Strafrecht, soziale Kontrolle, soziale Disziplinierung, Jahrbuch für Rechtssoziologie und Rechtstheorie 15, 1993, S. 122-137

Smaus, G., Physische Gewalt und die Macht des Patriarchats, in: Kriminologisches Journal 2, 1994, S. 82-104

Smaus, G., Das Geschlecht des Strafrechts. In: Rust, Ursula (Hg.), Juristinnen an den Hochschulen - Frauenrecht in Lehre und Forschung (Schriften zur Gleichstellung der Frau Nr. 14), Baden-Baden, 1997, S. 182-196

Smaus, G., Geschlechteridentität als kontextabhängige Variable - dargestellt am Beispiel der „eingeschlechtlichen“ Institution des Gefängnisses, in: Löschper, G./Smaus, G. (Hrsg.), Das Patriarchat und die Kriminologie, Kriminologisches Journal, Beiheft 7, 1999, S. 29-48

Treiber, H./Steinert, H., Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen, Über die Wahlverwandschaft von Kloster- und Fabrikdisziplin, München 1980

Wambach, M.M., Kinder als Gefahr und Risiko. Zur Psychiatrisierung und Therapeutisierung von Kindheit, in: Hengst, H./Köhler, M./Riedmüller, B./Wambach, M.M., Kindheit als Fiktion, Frankfurt/M 1981

Wambach, M.M. (Hrsg.), Der Mensch als Risiko, Frankfurt/M 1983

Zielke, B., Deviante Jugendliche. Individualisierung, Geschlecht und soziale Kontrolle, Opladen 1993

Monika Frommel

(Straf-)Recht - Gewalt - Geschlecht - Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht?

Manuskript des Vortrags, den Monika Frommel am 20. März 2000 in der FernUniversitätä - Gesamthochschule in Hagen gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Inhaltsübersicht

Die feministische Forderung nach angemessener Sanktionierung von Gewalt gegen Frauen
Einleitung: Ein kurzer Rückblick _____ S. 3

1 Teil I: Bewertung der Reform der Sexualdelikte 1997/98 _____ S. 4
1.1 Der Einheitstatbestand des reformierten § 177 StGB _____ S. 4
1.2 §§ 177 und 179 - Diskriminierung behinderter Frauen? _____ S. 4
1.3 Maßstäbe der Bewertung der Reform _____ S. 6
1.4 Ergebnis zu Teil I/These _____ S. 6

2 Teil II: Was bleibt übrig von der Kritischen Kriminologie _____ S. 8
2.1 Strafrecht und gesellschaftliche Differenzierung _____ S. 8
2.2 Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis _____ S. 10

Ergebnis des zweiten Teils _____ S. 13

Ergebnis des ersten Teils _____ S. 14

Literaturverzeichnis _____ S. 16

Die feministische Forderung nach angemessener Sanktionierung von Gewalt gegen Frauen

Einleitung: Ein kurzer Rückblick

Reformforderungen, die sich nicht in das schlichte Schema: "Ausbau und Verschärfung" oder "Abbau und Alternativen zum Strafrecht" fügen, lösten in der Vergangenheit - jedenfalls im schwierigen Diskussionsumfeld: Feminismus und Kritische Kriminologie - zwiespältige Reaktionen aus. Bekannt ist aus der Zeit vor der Reform der §§ 177 StGB der linksliberale Einwand, die Streichung des Merkmals „außerehelich“ in § 177 a.F. sei eine "**Ausweitung des Strafrechts**". 1998 wurden diese Argumente wiederholt, als es darum ging, den schweren sexuellen Missbrauchs als Verbrechenstatbestand auszugestalten (vgl. den Gefährdungstatbestand des § 176 a Abs. 1 Nr. 3 [1] StGB n.F:) Dabei liegt und lag es auf der Hand, dass §§ 176,177 ff vor der Reform in sich unstimmig und im Verhältnis zu anderen Deliktsbereichen wie ein Sonderrecht formuliert waren.[2] Um dies deutlich zu machen wählte ich daher 1992 auf dem Alternativen Juristentag in Hannover folgendes Bild:

> *„Streifen Sie einmal die sexistische Normalität, in der Sie groß geworden sind, ab und stellen Sie sich eine Strafbestimmung vor, die lautete: "Wer einen Deutschen tötet, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren bestraft". In der herrschenden Kommentar-Literatur werde erklärend vermerkt, dass die Tötung von "Ausländern", ich benutze bewusst die männliche Sprachform, keinesfalls straflos, sondern selbstverständlich als Körperverletzung mit Todesfolge zu ahnden sei. Bleiben wir bei dem Gedankenexperiment: Eine Gruppe von Demokraten kritisiert vehement die rassistische Formulierung des oben karikierten Gesetzes. Sie wird auf einem Alternativen Juristentag von sogenannten Linksliberalen belehrt, dass die angestrebte Streichung des Merkmals "Deutsche" und die Ersetzung durch "Menschen" eine "Ausweitung des Strafrechts" zur Folge habe, die angesichts der bekannten Einwände gegen "das Strafrecht als solchem" bedenklich sei. Aber man sei nicht uneinsichtig. Ausnahmsweise wolle man die Forderung unterstützen. Dennoch bleibt der unangenehme Eindruck im Raum stehen, es handele sich bei den ausländerfreundlichen Reformern of-*

---

[1] Etwa bei Gefährdung des seelischen Wohls durch Missbrauch in der Familie oder gar wiederholten Missbrauch. Die neuere Kommentarliteratur ignoriert diese Reform bislang.

[2] Vgl. Christine Künzel, in: Löschper, Smaus (Hsg.), Das Patriarchat und die Kriminologie, KrimJ 7. Beiheft 1999, S. 99.

> *fenbar um "atypische Moralunternehmer", die glauben, Fremdenhass sei mit strafrechtlichen Mitteln zu bekämpfen.“*

Im folgenden soll in einem 1. Teil die Reform des Sexualstrafrechts 1997/98 bewertet werden, um dann in einem 2. Teil die These der kritischen und feministischen Kriminologie zu vertiefen, wieso Strafrecht selektiv ist nach Variablen wie Schicht und nach dem Konstruktionsprinzip Geschlecht.

1 Teil I : Bewertung der Reform der Sexualdelikte 1997/98

1.1 Der Einheitstatbestand des reformierten § 177 StGB

Nach mehr als zehn Jahren ziemlich ermüdender Debatten trat im Juli 1997 der neue Einheitstatbestand der sexuellen Nötigung/Vergewaltigung in Kraft. Er bedroht auch die eheliche Vergewaltigung mit einer Mindeststrafe von zwei Jahren und versucht, bagatellisierende und opferbeschuldigende Traditionen zu stoppen. Damit ist nicht nur die lange Zeit umkämpfte Privilegierung verheirateter Täter entfallen, sondern ein strafrechtliches Prinzip der Gleichbehandlung von häuslicher und außerhäuslicher Gewalt etabliert. Dieses ist nicht länger ein nur moralisches Postulat, sondern gilt nun auch im Strafrecht ohne Ausnahme.[3]

Wer den komplizierten Aufbau des 1998 erneut modifizierten § 177 liest, erkennt unschwer, dass die Gesetzgebung diese Ziele effektiv umsetzen will. Analysiert man die neuere Rechtsprechung, kann man Einzelfragen kritisch hinterfragen, erkennt aber den Willen, die lange Zeit umkämpften gesetzlichen Prinzipien nun auch - mit Einschränkungen[4] - umzusetzen.

1.2 §§ 177 und 179 - Diskriminierung behinderter Frauen? Streitfragen

§§ 177 und 179 lässt sich in ein stimmiges System bringen. Der Auffangtatbestand des § 179 erfasst - bei sinnvoller Auslegung - nur die wenigen Fälle, die nicht unter die Ausnutzungsvariante des § 177 Abs. 1 Nr. 3 passen. § 179 ist subsidiär (Ausnutzen nach § 177 StGB geht

---

[3] Auch prozessual gibt es keine Sonderregelung (wie etwa eine Widerspruchs- oder Versöhnungsklausel).

[4] In der Kommentarliteratur gibt es einen Bereich, der nach dem patriarchalen Geist des alten Rechts interpretiert wird. Es ist dies die Kasuistik zum abgeschafften minder schweren Fall der Vergewaltigung, die bei der sexuellen Nötigung ausführlich zitiert und bei der Strafzumessung zum besonders schweren Fall der sexuellen Nötigung/Vergewaltigung sozusagen zur Verwendung offen gehalten wird. Vgl. hierzu den in der Praxis üblichen Kommentar von Tröndle/Fischer, 49.Aufl. 1999 (§ 177 Rdn. 33, 35).

vor). Die Vergehens- und Verbrechenstatbestände des § 179 erfassen also nur die seltenen Fälle, bei denen die missbrauchte Person wegen ihrer Behinderung **keinen entgegen stehenden Willen** bilden konnte oder ihn nicht bildete, weil sie aufgrund ihrer Behinderung **manipuliert** werden konnte, so dass sie dem äußeren Erscheinungsbild nach „freiwillig“ handelte. Die Manipulation lässt gleichwohl das Verhalten des Täters als Missbrauch erscheinen und eben nicht als selbstbestimmte Sexualität.

Liegen darüber hinaus die Strafschärfungen des **Abs. 4** vor (etwa Beischlaf und beischlafähnliche Handlungen), handelt es sich auch beim Missbrauch dieser Personengruppe um ein **Verbrechen**. Bei sexuellen Handlungen hingegen, die nicht mit einem Eindringen in den Körper verbunden sind, wird - insofern systematisch konsequent - zugunsten des Täters berücksichtigt, dass er keine Willensbeugung, d.h. Nötigung im weiten Sinne begehen musste, wie dies auch bei der Ausnutzungsvariante des § 177 StGB erforderlich ist. „Ausnutzen“ fungiert bei der sexuellen Nötigung als Erweiterung des zu engen Gewaltbegriffs der 1. und 2. Alternative (formal der Gewaltbegriff des Raubes) und berücksichtigt situationsadäquat die erfahrungsgemäß häufigen Nötigungssituationen im Mann-Frau-Verhältnis. Die Gesetzgebung hat also den Gewaltbegriff geschlechtsspezifisch erweitert. Entscheidend bleibt aber der für entgegenstehende Willen. Beim Missbrauch hingegen kommt es - wegen der Besonderheiten in einzelnen Fallgruppen - auf dieses Merkmal nicht an. Die Gesetzgebung will auch nicht-nötigende Formen des Missbrauchs in dem 1997 geschaffenen Auffangtatbestand erfassen.

Insofern sind die Vergehens- und Verbrechenstatbestände des Missbrauchs von Kindern und eingeschränkt Widerstandsfähigen (§§ 176, 176 a und 179) parallel gebildet.

A.A. Mildenberger, Streit 1999, 3 ff., 15, die eine formale Gleichbehandlung von behinderten und Nichtbehinderten fordert, also den nötigenden Charakter bei der Ausnutzungsvariante in § 177 Abs. 1 Nr. 3 StGB nicht voraussetzt. Im Ergebnis wird aber ihre Lösung dazu führen, daß der Missbrauchstatbestand leer läuft und der Gesetzgeber den Auffangtatbestand des § 179 StGB abschaffen könnte. Sie gelangt also mit einer progressiv anmutenden Begründung zu einem eher behindertenfeindlichen Ergebnis.

1.3 Maßstäbe der Bewertung der Reform
Begriffliche Unterscheidungen: Formales, kompensatorisches, egalitäres Recht [5]

Was kennzeichnet egalitäres Recht? Leichter fällt die Antwort auf die entgegengesetzte Frage: wann stabilisiert Recht Ungleichheit? Beim zu engen Gewaltbegriff im Vergewaltigungsparagraphen vor der Reform wurde die geschlechtsspezifische Besonderheit ignoriert, dass Frauen selten zur aktiven Gegenwehr tendieren, da viele sehr früh eine Angstreaktion erlernt haben, die sie selbst mit den Worten, sie seien vor Angst wie erstarrt gewesen, beschreiben. Eine Gesetzgebung bzw. Rechtsprechung, die diese Besonderheit nicht berücksichtigt, diskriminiert Frauen durch unzureichende Strafnormen. Egalitäres Recht behandelt ungleiches nicht formal gleich, sondern differenziert nach geschlechtsspezifischen: besser situationsspezifischen Besonderheiten. Es ist auf interdisziplinäre Forschung angewiesen und eine kluge Übertragung der Ergebnisse der Psychowissenschaften in gesetzliche Situationsdefinitionen. Daher erscheint mir die Erweiterung des Gewaltbegriffs in § 177 Abs. 1 Nr. 3 egalitäres Recht zu sein. Die Forderung nach einer formalen Gleichbehandlung aller Formen der Behinderung (durch gleiche Mindeststrafrahmen in §§ 177 und 179) läuft auf kompensatorisches Recht hinaus. Der Sache nach müsste man dann aber wegen der nicht auszuschließenden Gefahr, daß ein handicap von anderen benutzt und Bedürfnisse nach Nähe manipuliert werden, die Strafbarkeit jeder Sexualität mit Behinderten schon im Vorfeld von nötigenden Situationen fordern, was in Paradoxien führen wird. Kompensatorisches Recht kann im Ergebnis zu sehr unbestimmtem Recht und zu maternalistischer oder paternalistischer Bevormundung führen. Schutz schlägt um in Bevormundung oder Kontrolle bzw. in eine Tendenz zur fürsorgenden Entmündigung.

1.4 Ergebnis zu Teil I/These:

Die Reform 1997 ist in weiten Bereichen egalitäres Recht, während die Reform 1998 formal die Strafbarkeit sexueller Gewalt den dogmatischen Vorgaben angleicht, die auch gewaltsame Eigentums- und Vermögensdelikte aufweisen. Da 1998 die Chance verpasst wurde, die Qualifikationen des Raubes und der Erpressung durchdacht zu reformieren, schlagen diese Mängel auch auf die qualifizierten Fälle des Einheitstatbestandes durch.

Hingegen ist der erweiterte Gewaltbegriff bei sexueller Gewalt (bis 1997 waren auf der Ebene des Gesetzes die Gewaltbegriffe der Vergewaltigung und des Raubes identisch, sie wurden

---

[5] Vgl. insofern Frommel, KJ 93,170.

nur unterschiedlich, bei §§ 176 und 177 deutlich restriktiver ausgelegt[6]) in der neu eingefügten „Ausnutzungsvariante“ (§ 177 Abs. 1 Nr. 3) der sexuellen Nötigung/Vergewaltigung seiner Struktur nach eine Regelung, die geschlechtsspezifische Besonderheit berücksichtigt und daher Züge eines egalitären Rechts, aufweist, das Gleichbehandlung ungleicher Sachverhalte anstrebt.

Schwierig ist es, die Gesetzestechnik des neuen Einheitstatbestandes zu bewerten. Im Ergebnis können reflektierte Gerichte Opferschutz und angemessene Sanktionierung der Täter klug optimieren. Sie können aber auch die Reform unterlaufen durch eine Kasuistik, die mehr oder weniger verdeckt die frühere Rechtsprechung zum „minder schweren Fall der Vergewaltigung“ tradiert mit ihrer fragwürdigen Privilegierung von Tätern, die nicht „fremde“ Frauen, sondern die „eigene“ oder die frühere Freundin vergewaltigen. Erleichtert wird eine derartige Strategie durch die Tatsache, dass § 177 Abs. 2 der Sache nach eine reine Strafzumessungsvorschrift ist. Die Beurteilung besonders schwerer sexueller Nötigungen/Vergewaltigungen setzt voraus, dass die Strafschärfung im Einzelfall entweder bejaht oder verneint (Gesamtbewertung) wird. Maßstab sind revisionsrechtlich nur bedingt überprüfbare Strafzumessungsregeln. Bei der Gesetzestechnik des neuen Einheitstatbestandes handelt es sich daher eher um kompensatorisches Recht, das den Gerichten zwar materiell eine Kontrollfunktion einräumt, betroffene Frauen aber prozessual rechtlos stellt. Sie können sich gegen eine genderstereotype Implementation nicht erfolgreich prozessual wehren.

---

6 Frommel, Systematische Verzerrungen bei der Umsetzung gesetzlicher Strafdrohungen - dargestellt am Beispiel der bereichsspezifischen Gewaltbegriffe der Strafverfolgungsinstanzen, in: Hoffmann-Riem/Voigt (Hrsg.), Durchsetzung und Wirkungen von Rechtsentscheidungen, Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie Bd. 14, 1990, S. 121 ff. Ferner dies., Die höchstrichterliche Rechtsprechung zur Vergewaltigung und sexuellen Nötigung - unverfroren und unbeirrbar; in: Vom Guten, das noch stets das Böse schafft, Kriminalwissenschaft. Essays zu Ehren von Herbert Jäger, hrsg. von Lorenz Böllinger/Rüdiger Lautmann, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1993, S. 113 ff; *erweiterte Versionen:* Rechtsprechung statt Rechtsverweigerung, NK 3/1993, S. 22 ff; ferner kurz vor der Reform dies., KJ 96, 144 ff.

2 Teil 2: Was bleibt übrig von der Kritischen Kriminologie?

2.1 Strafrecht und gesellschaftliche Differenzierung - Arm und Kriminell [7]

Gerlinda Smaus[8] versucht in ihrer Monographie 1998 die herrschaftskritische Prämissen der kritischen Kriminologie neu zu formulieren, ohne ihren Fehler zu wiederholen, den Scheerer und Hess darin gesehen haben, dass das Verhalten des als kriminell Etikettierten unangemessen vernachlässigt werde.[9] Ich bin mir nicht sicher, ob ihr dies gelungen ist. Zwar lässt sich nicht bestreiten, dass Strafrecht und Strafrechtsanwendungen insofern selektiv sind, als auf beiden Ebenen nur ein Ausschnitt sozial schädlichen Verhaltens erfasst wird und überdies auch Verhalten kriminalisiert wird, das man bei unbefangener Betrachtungsweise nicht unbedingt mit dem Etikett „sozial schädlich“ versehen würde (etwa weite Bereiche der Drogendelinquenz derer, die nicht mit harten Drogen handeln). So gesehen ist ein ätiologisches Paradigma, das meinte, die Vorgaben des Strafrechts einfach unkritisch übernehmen zu können, unsinnig und jedenfalls heute nicht mehr vertretbar. Gleichwohl muss eine Kriminologie Kriterien entwickeln für angemessene und unangemessene Selektivität und so gesehen mehr leisten als Mechanismen der Selektivität zu beschreiben. Ich sehe eine solche Reformulierung des kriminologischen Anliegens zur Zeit nicht.[10]

Zunächst möchte ich folgende Unterscheidung treffen:

- Recht, das gesellschaftliche Unterprivilegierte **unmittelbar** benachteiligt, ist Unrecht.
- Hingegen ist die **ungleiche Betroffenheit** durch nachvollziehbar und formal gleich angewandtes Recht nicht unbedingt ein Anzeichen dafür, dass Recht ungerecht ist. Vielmehr kann es sein, dass vom Recht vorgefundene Ungleichheiten durch und in Verfahren nicht kompensiert werden können.

  Bezieht man diese Thesen auf die beobachtbaren schichtspezifischen Kriminalisierungsprozesse, ergibt sich etwa folgender - stark vereinfachter - empirischer Befund:

---

7 Der Zusammenhang ist evident, wenn man sich die Gefangenenpopulation anschaut, vgl. das Sonderheft der NK 4/1998. Aber bei der Bewältigung sog. Massenkriminalität ist die These schlicht absurd.

8 Gerlinda Smaus, Das Strafrecht und die gesellschaftliche Differenzierung, Nomos 1998.

9 Vgl. insb. Scheerer, KrimJ 97, S. 23 ff (Anhedonia Criminologica).

10 So gesehen sind die Bausteine in Scheerer, KrimJ 95, S. 120 ff. (Soziale Kontrolle) und Hess/Scheerer, KrimJ 2 1997 nur erste Schritte. Vgl. hierzu zutreffend Stangl, KrimJ 98, S.138 ff.

- Das Registrierungsrisiko bei als strafbar definierbarem Verhalten ist auffällig alters- und schichtspezifisch gestaffelt. Den Alterseffekt vernachlässige ich im folgenden, da mein Thema keines des JGG oder der Jugendhilfe ist. Kritisch beleuchtet werden soll daher die **Benachteiligung sozial nicht oder nur unzureichend integrierter Personen**.

- Aus Staatsanwaltschaftsstudien[11] ergibt sich, dass die strafrechtlichen Instanzen nicht unmittelbar auf die Schichtzugehörigkeit reagieren, sondern nach vermittelnden Variabeln: auf einer ersten Stufe (Registrierungswahrscheinlichkeit) ist dies die Sichtbarkeit einer Tathandlung. Gefolgt von Beweisbarkeit und Geständnisbereitschaft. Auf der nächsten Stufe (Anklage oder Einstellung) sind es Entscheidungskriterien wie Vorbelastung und Tatschwere. Die Schichtvariable wirkt erst über diese entscheidungsnahen Gesichtspunkte.[12]

- Wir wissen ferner, dass das gesamte Diversions- und Sanktionsrecht indirekt schichtspezifisch wirkende Beurteilungskriterien aufweist. Strafbares Verhalten von Personen, die als sozial integriert gelten, kommen auf jeder Stufe des Beurteilungsprozesses eher besser weg. Dies bedeutet, dass die ohnehin schon angelegten Differenzierungen im Strafrecht (etwa die hohe Strafdrohung beim schwerem Raub[13]) verstärkt werden. Selbst formal gleich angewandtes Strafrecht wirkt auf dem Hintergrund eines spezialpräventiven Sanktionsrechts hochselektiv: Es verstärkt nicht schlicht soziale Ungleichheit, aber es wirkt für die wenigen Wiederholungstäter, die nicht kooperativ sind oder nicht sein können, insofern „ausgrenzend“ als die Vollstreckung der Freiheitsstrafe dann nicht mehr vermieden werden kann und offener Vollzug unwahrscheinlich wird. Aber für Unterschichtsangehörige steht gleichwohl ein hochentwickeltes kompensatorisches Recht zur Verfügung.

- Betrachten wir dieses kompensatorische Recht. Wann wirkt es ungleich? Das System der Straffälligenhilfe wirkt nicht schichtspezifisch diskriminierend, aber es hat auch Effekte der Benachteiligung, nämlich dann, wenn Klienten unzugänglich, nicht erreichbar etc. sind. Außerdem ist die Rechtsstellung der Betroffenen schwach.

---

11 1978 von Blankenburg, Sessar, Steffen und 1990 von Peter-Alexis Albrecht u.a. durchgeführt, vgl. ders. (Hrsg.), Informalisierung des Rechts. Empirische Untersuchungen zur Handhabung und zu den Grenzen der Opportunität im Jugendstrafrecht, rezensiert von Frommel, in: MSchrKrim 1992, S. 66 ff.

12 Umfassend hierzu Wolfgang Ludwig Mayerhofer, Das Strafrecht und seine administrative Rationalisierung. Kritik der informalen Justiz, 1998, rezensiert von Frommel, in: NK 3/1999, S.40

13 Immerhin reduzieren sich diskriminierende Effekte des Rechts: Bandendiebstahl und Bandenbetrug sind 1998 hinsichtlich des (hohen Strafrahmens) angeglichen worden. Aber das Unterschichtdelikt Raub (§§ 250 und 251) fällt noch immer aus dem Rahmen.

Ergebnis: Diversion folgt weitgehend einer administrativen Rationalität (Arbeitserleichterung für die Staatsanwaltschaft). Eine Schichtdiskriminierung erfolgt nicht direkt, sondern allenfalls indirekt über entscheidungsnahe Kriterien wie Deliktschwere, Vorstrafenbelastung, Beweisbarkeit. Nicht Arme, sondern arme Kriminelle oder Kriminelle, die arm sind, werden negativ bewertet.

- Spezialpräventives Sanktionsrecht diskriminiert nicht nach Schicht, sondern nach Gesichtspunkten wie Kooperationsbereitschaft. Es folgt insofern einer Dialektik zwischen Hilfe und Kontrolle.

- Das moderne spezialpräventive Strafrecht ist also in weitem Bereichen allenfalls **kompensatorisches Recht**, dass alle Nachteile dieser Regulierungsweise aufweist (Intransparenz, verursacht durch personale und regionale Schwankungen).

2.2 Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis

Gerlinda Smaus[14] versucht, die kritische Kriminologie der 1970er Jahre und die später entstandenen Ansätze einer feministischen Patriarchatskritik zu versöhnen. Aber kann dies gelingen?

Die Parteinahme für „Opfer“ des Strafjustizsystems ignorierte feministische Ansätze mit einiger Berechtigung. Weder das spezialpräventive Strafrecht, das von Cremer-Schäfer/Steinert [15] polemisch „Verbrechen & Strafe“ genannt wird noch die Straffälligenhilfe, die von ihnen mit „Schwäche & Fürsorge“ umschrieben wird, sind Kontrollsysteme, in denen **Frauen als Täterinnen diskriminiert** werden, da sie dort - so gut wie gar nicht - auftauchen. Die frauenpolitische Debatte thematisiert daher nicht ohne Grund die **Opferperspektive**.

Diese Perspektive unterminiert aber langfristig das Paradigma vom „Täter als dem eigentlichen Opfer der Gesellschaft“. Daher ist es nur verständlich, wenn die kritische Kriminologie

---

14 In: Frehsee, Löschper, Schumann (Hrsg.), Strafrecht, soziale Kontrolle, soziale Disziplinierung, Jahrbuch fRsoz und Rth Bd.15, 1993, S. 122 ff. Vgl. zum Kontext, Anina Mischau, Frauenforschung und feministische Ansätze in der Kriminologie, Centaurus, 1997.Ferner Lydia Seus, in: Geschlechterverhältnis und Kriminologie, KrimJ Beiheft1995, S. 95 ff. und die Artikel in: Löschper, Smaus (Hsg.), Das Patriarchat und die Kriminologie, KrimJ 7. Beiheft 1999.

15 Helga Cremer-Schäfer/ Heinz Steinert, Straflust und Repression, zur Kritik der populistischen Kriminologie, 1998, rezensiert von Frommel, in: NK 2(1999), S. 39 - 42).

auf diese Sicht polemisch reagiert und sie etwa wie bei Cremer-Schäfer/Steinert knapp unter dem Stichwort „Populismus und Viktimismus“ nieder macht.[16]

Aber auch feministische Autorinnen tun sich schwer mit der Übertragung feministischer Kategorien auf die Kriminologie bzw. der Suche nach anschlussfähigen Diskursen. Offenbar können die Erkenntnisse der Kritischen Kriminologie nicht auf das hier interessierende Problem **der Selektivität des Strafrechts nach Geschlecht** übertragen werden. Wieso nicht? Weil beide Selektivitäten nach völlig gegensätzlichen Logiken ablaufen:

Im Unterschied zur schichtspezifischen Selektivität lässt es sich ausschließen, dass die ungleiche Verteilung der Registrierung von „Männer- und Frauenkriminalität“ durch die Polizei durch das Strafrecht verstärkt wird.

Dies lässt sich gut belegen. Beginnen wir mit der widerlegten These, Strafrecht und Strafrechtsanwendung diskriminierten Frauen positiv und dementsprechend marginalisierte Männer negativ.

- Eine entsprechende These löste in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialwissenschaften 1988 - 1991/92 eine Kontroverse aus: Die Ritterlichkeitsthese *wurde von Geißler/Marißen vertreten, in Fachzeitschriften rezipiert, von Dagmar Oberlies bestritten und von Ludwig-Mayerhofer/Rzepka widerlegt.*[17]

Ergebnis:

Die zunächst vertretene, leider immer noch als plausibel zitierte „Richterlichkeitsthese“ von Geißler/Marißen ist widerlegt[18]**.**

Der geringe Anteil der sog. Frauenkriminalität lässt sich ausschließlich mit dem unterschiedlichen **Verhalten** (Dagmar Oberlies) erklären. Ich füge hinzu: Innovatives Verhalten (Merton)

ist ein Verhalten, das kulturell akzeptierte Werte auf innovative (ggf. illegale/strafbare/eindeutig kriminelle) Weise anstrebt (Geld, Macht, hoher Status). Frauen haben eine andere kulturelle Präferenz und kommen daher bei illegalen/strafbaren/eindeutig kriminellen Verhal-

16 A.a.O. S. 210 ff.)

17 Geißler/Marißen, a.a.O. 1988, S. 504 ff; Kritik von Oberlies, a.a.O. 1990, S.129 ff; Replik auf Oberlies von Geißler/Marißen, S.144 ff; Ludwig-Mayerhofer/Rzepka, a.a.O. 1991, S. 542 ff.

18 Ludwig-Mayerhofer/Rzepka, a.a.O. 1991, S. 542 ff.: “Geschlecht“ tritt als Selektionsfaktor vollständig hinter Deliktschwere und Vorstrafen zurück.

tensweisen zu einer unterschiedlichen Risikoeinschätzung als marginalisierte Männer. Es wäre zu überlegen, ob nicht auf dieser Ebene die Strukturkategorie Geschlecht die Differenzierung der sozialen Kontrollsysteme erklären könnte. Erste Ansätze hierzu liefert die Psychologin Kirsten Franke, Frauen und Kriminalität, 2000. Sie zeigt, Selbstkontrolle und Risikobewusstsein bei marginalisierten Männern anderen Regeln folgt als bei Frauen, die eher mit Benachteiligungen zu kämpfen haben. Aber systematisch und stringent sind auch diese ersten Bausteine einer feministischen Kriminologie noch nicht in eine Theorie der geschlechtsspezifischen sozialen Kontrolle einzuordnen. Wir geben uns noch mit zu viel ad-hoc-Spekulationen ab. Daher ergänze ich die bekannten Gedankensplitter hier nicht durch neue. Jedenfalls ist „Kriminalität“ nicht schlicht als Folge von Benachteiligung zu deuten. Man kann aber wohl folgende These aufstellen:

Zugeschriebene Kriminalität ist ein negatives Gut und produziert, verstärkt (oder besiegelt) typisch männlich Abstiegsprozesse.

Nicht nur, aber insbesondere dort, wo Strafrecht schichtspezifisch selektiv wirkt, besiegelt es den sozialen Abstieg lediglich bei denjenigen, die als Strafgefangene am stärksten durch Kriminalisierung degradiert werden. Dies sind aber typisch männliche **negative Karrieren**.

Frauenkriminalität und Vollzugsprobleme im Frauengefängnis könnten bei einer stärker kompensatorischen oder egalitären Rechtsetzung und Rechtsanwendung erheblich reduziert werden.[19]

Die im Subsystem „Verbrechen & Strafe“ oder „Schwäche & Fürsorge“ (Cremer-Schäfer/Steinert) negativ bewerteten „männlichen Un-Tugenden“ kennzeichnen einen Prozess der Marginalisierung, der in dieser Form fast ausschließlich Männer, meistens jüngere Vertreter der nicht integrierten Unterschichten, betrifft. Dieser Marginalisierungsprozess kontrastiert mit den **positiven Karrieren** und den **positiv bewerteten Tugenden hegemonialer Männlichkeiten (Connell /Joachim Kersten)**.

Die Differenz der Geschlechter wird dort produziert, wo männliche und weibliche Komplementärtugenden konstruiert und verfestigt werden.

---

[19] Vgl. hierzu die demnächst publizierte Kieler Dissertation von Bernd Obermöller, Die Reform des Frauenstrafvollzugs durch problemorientierte Rechtsanwendung, 2000

Aus meiner Sicht gibt es hierzu noch keine plausible Darstellung, allenfalls Bruchstücke von theoretischen Ansätzen, etwa der These von Gerlinda Smaus, es seien die „Güter“, zu deren Schutz das „männliche“ Subsystem Kriminalitätskontrolle herangezogen werde. Sie leuchtet mir nicht ein:

- Würde man nämlich den strafrechtlichen „Schutz“ auf Güter erweitern, für die tendenziell eher Frauen zuständig sind, etwa: Verletzung der Fürsorge für Kinder u.ä., dann würden sich die strafrechtlich besiegelten negativen Karrieren von Männern erhöhen.

- Würde Gewalt gegen Frauen intensiver verfolgt und ggf. mit Freiheitsentzug geahndet werden, stiege der männliche Anteil der Strafgefangenen.

- Würde man typische Mittel- und Oberschichtdelikte stärker kriminalisieren, man denke an Geldwäsche, Untreue, Unternehmenskriminalität - alles aktuelle kriminalpolitische Themen - dann kämen eben Vertreter dieser Schichten verstärkt in das Blickfeld des Strafrechts. Sie würden zwar das spezialpräventive Sanktionsrecht durch kooperatives Verhalten besser nutzen (selbst das ist bei „Ehrenworten“ neuerdings anzuzweifeln) als die Unterschichtklientel dies zu einem kleinen, aber beachtlichen Anteil eben nicht tut, aber an der Selektivität zu Lasten von Männern würde sich nichts ändern.

Ergebnis des zweiten Teils:

Zur Zeit gibt es keine plausible Beschreibung für die Verhaltensunterschiede, die dazu führen, dass das negative Gut Kriminalität fast ausschließlich von Männern verwaltet wird. Auffällig ist aber, dass auch extreme Positivkarrieren (Geld, Macht, hoher Status) eher männlich sind, wobei es aber hier größere Durchlässigkeiten für gut ausgebildete, vermögende und/oder aktive Frauen gibt als in den kriminellen Subkulturen, in denen Frauen nur als Mutter/ Ehefrau oder Geliebte = Eigentum/ Territorium/ Prostituierte und schließlich als Opfer kursieren.

Es liegt auf der Hand, dass der linke Mythos vom Täter als „eigentlichem“ Opfer der Gesellschaft und feministische Opfergeschichten nicht harmonieren können.

Ergebnis des ersten Teils:

Die Annahmen der Kritischen Kriminologie sind zumindest ergänzungsbedürftig, in weiten Teilen unplausibel und empirisch widerlegt (Selektivität als „Willkür der Instanzen“[20]). Kritikwürdig sind aus meiner Sicht insbesondere drei Punkte:

- Zu verweisen ist zunächst auf die schon lange gut belegte These, die Konzeption sei geschlechtsblind; ein Vorwurf, der aber so gut wie alle kriminologischen Standardtexte trifft.
- Zur Beschreibung und Erklärung dessen, was formalisierte soziale Kontrolle leisten sollte und leisten kann, muss analytisch unterschieden werden zwischen empirisch ungleicher Betroffenheit und strukturbedingten ungleichen Anwendungsregeln.
- Schweigen bzw. Polemik bezüglich des feministischen Anliegens: Strafrecht - Gewalt - Geschlechter in Bezug zu setzen (etwa: Populismus und Viktimismus- Polemik) ist nicht zufällig. Es ist das einzige Anwendungsgebiet, in dem Frauen unmittelbar als aktuelle oder potentielle Opfer von einer Nichtnutzung des Strafrechts betroffen sind. Wenn aber die Nichtkriminalisierung bzw. ungleiche Nutzung der knappen Ressource Recht bei geschlechtsspezifischen Gewaltverhältnissen Herrschaft stabilisiert, dann widerlegt diese logische Kehrseite[21] das Paradigma der Kritischen Kriminologie, Strafrecht sei nicht nur dort, wo es unangemessen eingesetzt wird, sondern grundsätzlich Herrschaft[22] stabilisierend.

Konsequenz für das mir gestellte Thema:

Wenn aber sowohl die Anwendung von Strafrecht als auch die Nichtanwendung von Strafrecht Herrschaft stabilisieren kann - so die Addition beider Prämissen -, ergibt sich ein **paradoxes bzw. logisch unhaltbares Ergebnis, wenn eine feministische Version der Kritischen Kriminologie versucht, diese „gegen den Strich“ zu lesen.** Strafrecht lässt sich eben nicht auf Herrschaftsstabilisierung reduzieren. Es weist zumindest eine ambivalente Struktur auf. Unter normativen Gesichtspunkten kommt der formalisierten Sozialkontrolle die Funktion zu, Rechtsverletzungen anderer zu sanktionieren und dadurch kontrafaktisch eine normative Ordnung zu stabilisieren. Diese normative Funktion von Strafrecht gilt inhaltlich und prozedural.

---

20 Blankenburg u.a., KrimJ1975, S. 36 ff.

21 Der andere hinzugefügt werden können, vgl. Frommel, Fremdenfeindliche Gewalt, KJ 94, S. 323 ff.

22 Als analytisch unklare Kategorie, die nicht zwischen Macht und Gewalt unterscheidet.

In beiden Dimensionen wird und kann sie **ungemessen** ausgefüllt werden. Aber aus der schlechten Praxis lässt sich nicht auf die normative Funktion zurückschließen.

Somit ist die These, Kritische Kriminologie sei im wesentlichen eine „Kritik der Kriminologie“ (Helga Cremer-Schäfer/Heinz Steinert) für mich eine persönliche Haltung, die ich nachvollziehen und akzeptieren kann, aber keine widerspruchsfreie und damit universalisierbare wissenschaftliche Aussage. Am Beispiel von Gewalt in asymmetrischen Verhältnissen müsste nämlich jener Kritik durch eine Kritik der Kritik begegnet werden, was zeigt, dass wir uns im Kreise drehen. Wir müssen statt der Kritik Maßstäbe einer **angemessenen staatlichen und gesellschaftlichen Reaktion auf asymmetrische Gewaltverhältnisse** entwickeln: d.h. egalitäres Recht schaffen bzw. stärken!

3 Literaturverzeichnis

Albrecht, Peter-Alexis u.a. (Hrsg.), Informalisierung des Rechts. Empirische Untersuchungen zur Handhabung und zu den Grenzen der Opportunität im Jugendstrafrecht, rezensiert von Frommel, in: MSchrKrim 1992, S. 66 ff.

Blankenburg, Sessar, Steffen, Die Staatsanwaltschaft im Prozeß der Sozialkontrolle, 1978

Blankenburg, KrimJ1975, S. 36 ff.

Cremer-Schäfer, Helga / Heinz Steinert, Straflust und Repression, zur Kritik der populistischen Kriminologie, 1998, rezensiert von Frommel, in: NK 2(1999), S. 39 – 42

Franke, Kirsten, Frauen und Kriminalität, 2000

Frehsee, Löschper, Schumann (Hrsg.): Strafrecht, soziale Kontrolle, soziale Disziplinierung, Jahrbuch fRsoz und Rth Bd.15, 1993, S. 122 ff.

Frommel, in: Hoffmann-Riem/Voigt (Hrsg.), Durchsetzung und Wirkung von Rechtsentscheidungen, 1990: Die höchstrichterliche Rechtsprechung zur Vergewaltigung und sexuellen Nötigung - unverfroren und unbeirrbar;

Frommel, in: Vom Guten, das noch stets das Böse schafft, Kriminalwissenschaft. Essays zu Ehren von Herbert Jäger, hrsg. von Lorenz Böllinger/Rüdiger Lautmann, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1993, S. 113 ff;

Frommel *(erweiterte Versionen):* Rechtsprechung statt Rechtsverweigerung, NK 3/1993, S. 22 ff; ferner kurz vor der Reform der Sexualdelikte dies., KJ 96, 144 ff.

Frommel, Fremdenfeindliche Gewalt, KJ 94, S. 323 ff.

Frommel, Feministische Rechtskritik und Rechtssoziologie, KJ 93, S. 164 ff.

Geißler/Marißen, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialwissenschaften 1988, S. 504 ff; Kritik von Oberlies, a.a.O. 1990, S.129 ff; Replik auf Oberlies von Geißler/Marißen, S.144 ff; Ludwig-Mayerhofer/Rzepka, a.a.O. 1991, S. 542 ff.

Hoffmann-Riem/Voigt (Hrsg.), Durchsetzung und Wirkungen von Rechtsentscheidungen, Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie Bd. 14, 1990

Künzel, Christine, in: Löschper, Smaus (Hsg.), Das Patriarchat und die Kriminologie, KrimJ 7. Beiheft 1999, S. 99

Löschper, Smaus (Hsg.), Das Patriarchat und die Kriminologie, KrimJ 7. Beiheft 1999

Ludwig-Mayerhofer/Rzepka, a.a.O. 1991, S. 542 ff.: “Geschlecht“ tritt als Selektionsfaktor vollständig hinter Deliktschwere und Vorstrafen zurück.

Mayerhofer, Wolfgang Ludwig: Das Strafrecht und seine administrative Rationalisierung. Kritik der informalen Justiz, 1998, rezensiert von Frommel, in: NK 3/1999, S.40

Mildenberger, Streit 1999, 3 ff., 15

Mischau, Anina: Frauenforschung und feministische Ansätze in der Kriminologie, Centaurus, 1997

Neue Kriminalpolitik, Sonderheft der NK zur Geschlechterfrage 4/1998

Obermöller, Bernd: Die Reform des Frauenstrafvollzugs durch problemorientierte Rechtsanwendung, 2000.

Scheerer, KrimJ 95, S. 120 ff. (Soziale Kontrolle) und Hess/Scheerer, KrimJ 2 1997 nur erste Schritte. Vgl. hierzu zutreffend Stangl, KrimJ 98, S.138 ff.

Scheerer, KrimJ 97, S. 23 ff (Anhedonia Criminologica).

Seus, Lydia, in: Geschlechterverhältnis und Kriminologie, KrimJ Beiheft1995, S. 95 ff

Smaus, Gerlinda: Das Strafrecht und die gesellschaftliche Differenzierung, Nomos 1998

Tröndle/Fischer, 49.Aufl. 1999 (§ 177 Rdn. 33, 35) – unverändert in der 50. Aufl.

Frauenvorträge an der FernUniversität
33

Frauenleben in Russland

Olga Iljina und Natalia Stalbovskaja

Olga Iljina und Natalia Stalbovskaja

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen
am 20. November 2000 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt tragen alleine die Autorinnen.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2001

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
	Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Melanie Graf
Herausgeber:	Der Rektor

Aus unserer Reihe „*Frauenvorträge an der FernUniversität*“ sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
5.	Ellen Lorentz	"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12

13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14
15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach...?" Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23

24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	"Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen" - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26
27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Kassel 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

1

2 Frauenleben in Russland

2.1 Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 20. November 2000

1 Einleitung _____ S. 1

2 Das Leben der Frauen im alten Russland, der UDSSR und zur Zeit der Perestrojka S. _____1
2.1 Wie sieht das Frauenleben in Russland heute aus?
Was gehört zum Alltag einer russischen Frau? _____S. 2

3 Die Lage der erwerbstätigen Frauen im heutigen Russland _____ S. 4
3.1 Eine Last für russische Frauen: russische Männer? ____ S. 6
3.2 Rentnerinnen in Russland _____ S. 8

4 Fazit _____ S. 10

Exkurs: Wenn der Tag 26 Stunden hätte...
Kommentar von Olga Iljina zu ihrer Umfrage _____ S.11

Literaturverzeichnis_____ S.16

Anhang _____ S.17

3

Frauenleben in Russland

4 Einleitung

Von Frauen wird heute in der ganzen Welt mehr denn je abverlangt. Kinder, Beruf oder beides: das ist heute für russische Frauen doch keine Frage, kein Diskussionspunkt mehr!

Ehefrau, Hausfrau, Supermutter, Karrierefrau, Kulturbewegende. Frauen wollen und schaffen alles. Sie wissen aber sehr genau, dass sie es dabei immer schwerer haben als Männer.

Lebensglück und auch Gesundheit werden uns nicht nach höherer Willkür oder dem Zufallsprinzip geschenkt. Wir müssen sie uns erarbeiten. An jedem Tag und in jedem Alter. Dazu gehören nicht nur Stunden voller Lebenslust, sondern auch Krisen, schmerzliche Prozesse, Stress. Russische Frauen erleben jetzt schwere Zeiten. Sie kämpfen heutzutage ums Leben. Sie leisten enorm!

5 Das Leben der Frauen im alten Russland, der UDSSR und zur Zeit der Perestrojka

Wenn man über das Leben der Frauen in Russland spricht, muss man sich zuerst das Bild einer typischen russischen Frau vorstellen. Einer der bekanntesten russischen Klassiker Nekrasow hat vor etwa 100 Jahren die russische Frau so treffend charakterisiert, dass wir auch heute seine Worte zitieren, wenn wir über russische Frauen sprechen:

„Sie hält ein Pferd im Reiten fest. Sie tritt in ein brennendes Haus ein.“

Später in der Zeit der Sowjetunion wurde zum typischen Bild der berufstätigen Frau, das einer Frau auf den Gerüsten, einer Frau neben einer Werkbank, einer

Frau mit einem Schutzhelm, einer Frau am Steuer eines Traktors. Und im Alltag war es das Bild einer Frau mit vielen schweren Tragetaschen voller Lebensmitteln und anderen wichtigen Dingen, wie sie zu einer Bushaltestelle läuft oder stundenlang in einer Schlange im Geschäft steht. In der Zeit der Perestrojka war dieses Bild besonders aktuell, weil alle Geschäfte leer waren, und die Jagd nach verschiedenen Konsumgütern den wichtigsten Teil des Lebens in Anspruch nahm. Man war ganz glücklich, wenn man durch verschiedene Beziehungen im Kreise der Verkäufer ein Stück Seife oder eine Zahnpasta beschaffen konnte. Es scheint jetzt unmöglich zu sein. Aber das war der Alltag der russischen Frau zur Zeit der Perestrojka. Der heutige Alltag sieht anders aus. Früher hatte man Geld, konnte dafür aber nichts kaufen, weil es nichts gab. Heutzutage gibt es alles, jetzt fehlt das Geld.

5.1 Wie sieht das Frauenleben in Russland heute aus? Was gehört zum Alltag einer russischen Frau?

Der Begriff „Alltag“ wie auch Fragestellung „Was in Russland zum normalen Leben gehört“ sind für die Russen vielleicht problematischer als z.B. die Frage, was ein Russe über das Leben auf einem fernen Planeten weiß. Ein Russe wird sich lieber in einem Gespräch mit Ausländern über den Sinn des Lebens allgemein als über konkrete Details seines, im Prinzip nicht leichten, Alltags unterhalten. In der russischen Mentalität hat es sich irgendwie eingebürgert, dass es unanständig ist, das Physische, Körperliche öffentlich anzusprechen. Es ist schon zu einer Anekdote geworden, wie während einer der ersten russisch- amerikanischen TV-Brücken eine unserer Mitbürgerinnen auf die Frage, was sie zu den Problemen des Sexes in unserem Land sagen kann, beinahe hysterisch versicherte, bei uns gebe es keinen Sex.

Die Veränderungen im Leben der russischen Frauen sind nicht zufällig gekommen. Sie sind Endprodukt unserer historischen Entwicklung. In der ehemaligen Sowjetunion war die Integration der Frau in Familie und Beruf weitaus fortgeschrittener als z.B. in der BRD oder sogar in allen europäischen Ländern. Im

Jahre 1979 waren 88,4% der Frauen im arbeitsfähigen Alter erwerbstätig. Das war der höchste Stand in Europa. Die hohe Frauenerwerbsquote in der ehemaligen UdSSR war ideologisch motiviert. Die Erwerbstätigkeit galt damals als unabdingbare Voraussetzung für die Entwicklung einer sozialistischen Persönlichkeit. Sie war wegen des hohen Bedarfs an Arbeitskräften in der sozialistischen Planwirtschaft auch volkswirtschaftlich notwendig.

Die Frauen hatten durch den starken Arbeitskräftemangel einen unverzichtbaren Anteil am Aufbau des Staates nach 1945 zu leisten. Offiziell wurde ein neues Frauenbild proklamiert, nach dem die Frau nicht nur Mutter und Hausfrau, sondern auch gut qualifiziert, berufstätig sowie gesellschaftlich und politisch aktiv sein sollte.

Durch die Schaffung umfassender staatlicher Betreuungsmöglichkeiten für Kinder wurde den Frauen in der Sowjetunion die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit erleichtert. Verschiedene sozialpolitische Leistungen wie Kindergärten mit langen Öffnungszeiten, Schulhorte, befristete Freistellung von der Arbeit zur Betreuung eines kranken Kindes erleichterten gleichzeitig die Erwerbstätigkeit von Müttern.

Die wirtschaftlichen Transformationsprozesse hatten für den Großteil der russischen Bevölkerung eine radikale Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen zur Folge. Die nationale Wirtschaft lag in Trümmern. Die Betriebe arbeiteten nicht, und die Arbeiter bekamen sechs bis acht Monate keinen Lohn. Viele Werke und Fabriken wurden geschlossen, und das führte zu einer explosionsartig gestiegenen Arbeitslosigkeit. In dieser Zeit war die Mehrheit der russischen Familien auf den Verdienst der Frauen angewiesen. Frauen wurden zu den Familienernährerinnen. Während die Männer ihr Vergessen, ihre Rettung in einem Glas Wodka suchten, konnten es sich die Frauen nicht leisten, die Familie aufzugeben, und versuchten irgendwie von einem Gehaltstag zum anderen zu überleben, bis sich die Männer von ihrer Depression befreien konnten.

6 Die Lage der erwerbstätigen Frauen im heutigen Russland

Im heutigen Russland hat sich die Lage der erwerbstätigen Frauen deutlich verschlechtert. Sehr viele Frauen haben in der letzten Zeit (besonders viele im August 1998) ihre Arbeit verloren. In dieser Zeit verschärfte sich die soziale Schichtung der Bevölkerung und die Polarisation der Regionen nach dem Niveau des Einkommens.

Zum Vergleich: Eine Juristin erhält in Jekaterinburg 2.000 Rubel pro Monat, in Moskau 30.000 Rubel.

In die Kategorie der niedrig bezahlten gerieten auch die Lehrerinnen und Hochschullehrerinnen.

Die Lehrerkollektive bestehen zu 85% aus Frauen. Sehr viele Diplomlehrerinnen, Wissenschaftlerinnen, Hochschuldozentinnen schufteten ohne den dafür sowieso kümmerlichen Lohn zu erhalten. Sie müssen zur Zeit um das tägliche Überleben kämpfen.

Zum einen vergrößerten sich die Engpässe auf dem Arbeitsmarkt drastisch, zum anderen sind viele Möglichkeiten der Kinderbetreuung weggefallen. Der Abbau der Kinderbetreuungseinrichtungen hat die soziale Lage der Frauen erschwert. In der Arbeitsmarktkrise geraten viele Frauen in besondere Bedrängnis. Die Geschlechter unterscheiden sich dabei nicht so sehr durch das Entlassungsrisiko, sondern vor allem durch ungleiche Wiederbeschäftigungschancen. Bei den Frauen liegen sie niedriger als bei Männern.

Dabei ist das Ausbildungsniveau russischer Frauen höher als das der Männer.

Die wirtschaftliche Umstrukturierung hat dazu geführt, dass Frauen überproportional häufig arbeitslos werden.

In der heutigen Zeit werden die russischen Frauen auf dem Arbeitsmarkt diskriminiert. Mehr als 70% der Arbeitslosen sind Frauen. Beinahe 50% dieser Frauen

haben minderjährige Kinder, 12% sind alleinerziehende Mütter und 7,5% sind Mütter kinderreicher Familien. **(Quelle?)**

Frauen sind die ersten, denen gekündigt wird, und die letzten, die eingestellt werden.

16,5 Millionen oder 44% aller beschäftigten Frauen sind unter 35 Jahre alt, also in einem Alter, in dem viele Frauen Familien gründen und Kinder bekommen. Besonders benachteiligt werden solche sozialen Gruppen von Frauen wie Frauen im Vorrentenalter, in der Schwangerschaft, behinderte Frauen, allein lebende Frauen, Frauen, die sexuelle Belästigung der Arbeitgeber ertragen müssen.

Die letzte Gruppe ist besonders im privaten Sektor der Wirtschaft vertreten. In den privaten Geschäften sind die Frauen mehr von den Arbeitgebern abhängig als in den staatlichen Betrieben. Die Arbeitsgesetzgebung wird im privaten Sektor oft nicht eingehalten und es gibt keine Gewerkschaften. Man kann sagen, dass gerade im privaten Sektor die Lage der Frauen am meisten durch sexuelle Ungleichheit bestimmt wird.

Das Gehalt der russischen Frauen beträgt im Durchschnitt ein Drittel weniger als das der Männer.

Die Frauen haben die gleichen Chancen eine Ausbildung zu erhalten. Und im Durchschnitt erwerben sie höhere Schulabschlüsse als die Männer. Trotz guter Schulabschlüsse und einer höheren Berufsmotivation wählen junge Frauen aber auch heute noch häufig traditionelle „weibliche“ Ausbildungsberufe, die nur geringe Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten bieten.

Die Mehrheit der Frauen arbeitet in „verweiblichten Branchen“ wie Medizin, Bildung, Textil-, Leicht-, und -Nahrungsmittelindustrie hat begrenzte Umschulungsmöglichkeiten.

In den höheren Qualifikationsbereichen bestehen nach wie vor Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Die Chance für eine Hochschulabsolventin, einen Arbeitsplatz zu bekommen, ist geringer als für männliche Absolventen.

Frauen haben immer größere Probleme bei der Einstellung als die Männer.

Trotz der verschlechterten Arbeitsmarktchancen und Lebensbedingungen ist die Arbeit für russische Frauen unverändert sehr wichtig.

6.1 Eine Last für russische Frauen: russische Männer?

Es wurden 50 Frauen im Alter von 35-55 Jahre (Frauen der akademischen Berufe) befragt. **(Näheres zu der Umfrage?)**

Der Umfrage zur Folge, fühlen sich mehr als zwei Drittel aller befragten Frauen von den Männern zu wenig unterstützt. Sie bewältigen den Haushalt ganz alleine.

40% der Frauen werden beim Haushalt von ihren Eltern unterstützt (s. Anhang Abbildung 3).

Es ist sehr interessant, wie russische Frauen die folgende Frage beantworten. „Würden sie auch weiterarbeiten, wenn ihr Mann ein „Neuer Russe“ wäre?“ **(Erläutern des Begriffs „neuer Russe“)**
Eindeutig sagen alle „Ja“. **(100% der Befragten antworten mit ja?)**

Sehr viele russische Frauen sind enttäuscht von ihren Männern.

Russische Frauen sind physisch und psychisch widerstandsfähiger als die Männer. Die Lage der russischen Männer sieht heutzutage so aus, dass sie allein mit ihrem Verstand und Arbeit auf legalem Wege praktisch keine Familie ernähren können. Voran gekommen sind einzelne, einige wenige, höchstens ein paar hundert. Für die Männer ist die Arbeit entscheidend – der Erfolg bei der Arbeit. Sie wissen nicht weiter, wenn sie sich in Krisen befinden. Wenn der Mann sich in der Arbeit nicht verwirklichen kann, ist es für ihn eine Katastrophe, er hört auf zu existieren, nicht nur als Mann sondern auch als Mensch, er wird *geistig impotent*. In schwierigen Situationen wählt er den leichtesten Weg.

Sehr viele Frauen sind der Meinung, dass unsere Männer heute auf Kosten der Frauen leben. Sie sind unselbständig, infantil, verantwortungslos und unzuverlässig. Schwierige Lebensbedingungen lassen viele Trost in der Flasche suchen.

Vor kurzem stand in einer Zeitschrift so eine Information: in den USA sterben an Alkoholvergiftungen 350 Männer pro Jahr, bei uns- 35.000.

Die Lebenserwartung der russischen Frauen liegt bei 72 Jahren, die der Männer bei 58 Jahren. Die Männer erreichen im Durchschnitt somit nicht einmal das Rentenalter, welches bei den Männern in Russland 60 Jahre beträgt.

Seit Beginn der Perestrojka nimmt die Lebenserwartung der russischen Bevölkerung kontinuierlich ab. Diese Entwicklung ist in erster Linie auf die gesunkene Geburtenrate zurückzuführen, deren Ursache in der Verschlechterung der ökonomischen Lage der Bevölkerung und der Familie liegt. Infolge der zunehmend schlechteren medizinischen Versorgung der Bevölkerung sowie der Zunahme von Sterbefällen aus nicht natürlichen Ursachen übertrifft die Sterberate bedeutend die Geburtenrate. Mehr als die Hälfte der Sterbefälle aus nicht natürlichen Ursachen entfällt auf Personen im arbeitsfähigen Alter, wobei die Mortalität der Männer die der Frauen um 400% übersteigt.

An erster Stelle der Todesursachen dieser Personengruppe stehen Unfälle, Vergiftungen (oft Alkoholvergiftungen), Selbstmorde oder nationale Konflikte, wie der Krieg in Tschetschenien.

Das finanziell und materiell nicht mehr abgesicherte Gesundheitswesen führte unter anderem zu einer Mütter-Säuglingssterblichkeit, die in der Russischen Föderation 500-600 mal höher liegt als in Westeuropa.

Die heutige Situation auf dem Arbeitsmarkt, die infolge der Reformen entstanden ist, erwies sich als besonders schwer für die Frauen, die in der Sowjetunion gelebt und gearbeitet haben, und die jetzt plötzlich unter ganz anderen Bedingungen leben und arbeiten müssen. Das sowjetische System gab den Menschen nur geringe Chancen für freie Entscheidungen. Das System sorgte dafür, dass alle mehr oder weniger gleich waren. Alle mussten arbeiten, und alle bekamen Ar-

beitsplätze. Es galt als Schmarotzerei, wenn jemand in einem arbeitsfähigen Alter ohne irgendwelche wichtige Gründe wie z.B. eine Krankheit nicht arbeiten wollte, egal ob Mann oder Frau. Es wurde verfolgt und bestraft.

Man kann sich dann vorstellen, wie sich jetzt die Menschen fühlen, wenn sie jetzt plötzlich alles allein entscheiden müssen, was man macht, wie man lebt. Das ist eine schwere Umstellung. Das ist eine ganz schwierige Situation, mit der man erst mal umgehen muss. Niemand schreibt jetzt etwas vor. Man kann nicht erwarten, dass die Parteiorganisation hilft, einen Arbeitsplatz zu kriegen oder Probleme in der Familie zu lösen. Ja, das war der Albtraum der Männer, die in der Zeit der Sowjetunion fremd gingen. Die Frau konnte sich an die Parteiorganisation des Betriebs, wo der Mann arbeitete, wenden und sich beschweren, und der Mann wurde dann öffentlich während einer Versammlung der Arbeiter dieses Betriebs kritisiert, gebrandmarkt und zurück in die Familie gezogen.

Nach dem Umbruch des Systems kamen neue Sorgen, neue Ängste neue Fragen und, was ganz wichtig ist, neue Chancen. Und es war Sache der Frauen, diese Chancen zu erkennen und sie am Schopfe zu fassen. Aber es ist natürlich klar: Wenn man in einer gut funktionierenden Familie lebt und plötzlich die Grundeinstellung, Zielsetzung ändern muss, dann muss man damit rechnen, dass einige Menschen das nicht schaffen.

6.2 Rentnerinnen in Russland

Von den Umwälzungsprozessen innerhalb der Familien wurden am stärksten die alten Frauen betroffen, die Rentnerinnen. Man kann sagen, dass die Rentner/innen, die heutzutage keine Hilfe, keine Unterstützung von den Kindern bekommen, unter Armut leiden. Die Rente beträgt etwa 700 Rubel (60 DM). Natürlich ist die Relation in Russland anders als in Deutschland. In Deutschland ist es unmöglich, den ganzen Monat mit 60 Mark zu leben. Aber in Russland reicht es genau, um zu überleben, um nicht zu sterben, um irgendwie bis zum nächsten Monat durchzuhalten. Dabei muss man daran denken, dass wir heute fast westliche Preise haben. Da muss man sich etwas einfallen lassen. Und die alten Frau-

en lassen sich etwas einfallen: Sie verkaufen selbstgesammelte Kräuter vor den Apotheken, selbstangebautes Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten, Pilze aus dem Wald, selbstgestrickte Socken. Und das alles nur, um zu überleben. Hier kann keine Rede vom Urlaub sein oder von der Unterhaltung. Das ist die Zeit, auf den Tod zu warten, wie schrecklich das auch klingt. Aber es ist die Realität.

In den Zeitungen liest man sehr oft solche Berichte: ***(in welchen Zeitungen?)***

„Weil sie ihre Rente für drei Monate noch nicht bekommen haben, ziehen eines Montagmorgens Hunderte von Rentnern vor das Rathaus Kostromas und anschließend auf die Autobrücke über die Wolga. Mehr als zwei Stunden halten sie die einzige Brücke besetzt und richten in der Ganzen Region ein Verkehrschaos an.“ ***Zitat: Quelle?***

Die schiere Not hat die alten Frauen und Männern ohne Strümpfe in ausgelatschten Schuhen und ärmlichen Mänteln auf die Straße getrieben.

„Ich weiß wirklich nicht, wovon ich leben soll“, sagte eine von ihnen. Das Brot, das sie bei sich hat, hat sie geklaut.

300 Rubel (etwa 30 DM) verdiene sie, sagt eine andere Demonstrantin, eine alleinstehende Mutter von zwei Kindern. Allein das Schulessen für den älteren kostet im Monat 120 Rubel.

Überall in Russland hört man Klagen über nicht gezahlte Renten und Gehälter, die auch dann zu niedrig wären, um davon zu leben, wenn sie gezahlt würden.

Eine soziale Abfederung der Reformen findet in Russland derzeit nicht statt, weil auch das Sozialversicherungssystem umgestaltet wird. An die Stelle des einheitlichen und undifferenzierten sowjetischen Systems soll ein differenziertes, in Renten- Kranken- und Arbeitslosenversicherung gegliedertes System treten. ***Quelle? Was bedeutet das?***

7 Fazit/ Ausblick? bzw. Zusammenfassung/ Schlusswort ?

Exkurs: Wenn der Tag 26 Stunden hätte...

Kommentar von Olga Iljina zu ihrer Umfrage

Meine Umfrage ergab, ***wann durchgeführt, mit welchem Ziel, welche Fragestellungen, wie viele Befragte; wie vorgegangen? etc.***
dass die Verantwortung auch für die materielle Absicherung der Familie bei der Frau liegt. Das bestätigen 95% aller von mir befragten Frauen.

Fast alle Frauen meines Alters, die an den Hochschulen tätig sind machen Überstunden. Und ich habe meine Umfrage nicht nur in Smolensk durchgeführt, sondern auch in Moskau. Meine Fragebögen haben die Frauen aus Rostov- am Don, Tomsk, Samara, Karaganda, Tschita ausgefüllt. Sehr viele haben zwei drei Arbeitsstellen.

Interessant ist die Lage der Lehrerinnen/ Hochschullehrerinnen, die Fremdsprachen unterrichten. Früher hat man bei uns viel mehr Deutsch unterrichtet. Jetzt möchten alle Englisch lernen. Einerseits (und das ist negativ) haben viele Deutschlehrerinnen ihre Arbeit an Lehranstalten verloren. Andererseits (und das ist positiv) haben wir Lehrerinnen viel mehr Möglichkeiten bekommen ins Ausland zu fahren. Jetzt können wir mit authentischem, interessantem aktuellem Stoff arbeiten. Ich kann zum Beispiel zwei bis dreimal im Jahr nach Moskau ins Goethe Institut zu verschieden Seminaren fahren. Früher hatte ich diese Möglichkeit nicht.

Die Lehrerinnen in Russland haben mehrere Arbeitsstellen inne, hinzu kommen noch Nachhilfestunden. (Und ich freue mich immer, wenn ich Nachhilfestunden geben kann). Ich bringe mehr Geld nach Hause. Fast an jedem Tag habe ich vier Doppelstunden Unterricht, und ich muss noch an meiner Dissertation arbeiten. Und die Familie soll dabei nicht zu kurz kommen. Sehr oft opfere ich meine Zeit und Energie für meine Arbeit, um mehr Geld zu verdienen und die Familie zu ernähren.

Insgesamt sind russische Frauen heute weniger mit ihrem Leben zufrieden als früher. Das zeigt auch meine Umfrage. Wie es sich aus der Umfrage ergibt, haben Glück und Zufriedenheit unserer Frauen in der letzten Zeit abgenommen. ***In welchem Zeitraum, gab es frühere Befragungen oder woraus läßt sich diese Aussage ableiten?*** Man kann aus dem Schaubild erkennen, dass 75% aller von mir befragten Frauen mit dem heutigen Leben unzufrieden sind. 45% der Befragten blicken eher pessimistisch in die Zukunft. (s. Schaubild 5)

Wechsel in die Ich-Ebene: Im sozialistischen Russland habe ich weniger gearbeitet, aber die sozialistische Mangelwirtschaft mit ihren Versorgungslücken und Warteschlangen hat das Zeitbudget zur Versorgung der Familie auch stark strapaziert. Stundenlang haben wir früher in den Schlangen gestanden, um ein Kilo Wurst zu kaufen. Um zwei bis drei Kilo Wurst zu kaufen, mussten sich schon alle Familienglieder anstellen.

Jetzt renne ich von einer Aufgabe zur anderen, sitze ständig im Spagat zwischen Familie und Arbeit. Ich muss richtig schnell sein, um alles unter einen Hut zu bringen: arbeiten, Haushalt führen, Schulaufgaben kontrollieren, Kindergeburtstage organisieren. Manchmal, wenn ich wenig Zeit für meine Kinder habe, denke ich immer, dass ich das am nächsten Tag unbedingt nachholen muss. Belastung von Beruf und Familie erzeugt häufiger Gefühle von „schlechtem Gewissen“, insbesondere den Kindern gegenüber. Männer scheinen von solcherart Belastungen und Schuldgefühlen weitgehend frei zu sein.

Der russische Ehemann lässt sich durch die Berufstätigkeit seiner Frau kaum zu einer verstärkten Mithilfe im Haushalt bewegen. Die Frau trägt weiterhin die Hauptlast der Hausarbeit. Waschen, Bügeln, Kochen und Saubermachen werden überwiegend von den Frauen erledigt. Aber Hausarbeit ist nicht mehr nur das. ***Sie?*** *weist auf die vielen zusätzlich erforderlichen Qualifikationen hin*. Und das unterscheidet die heutige Elterngeneration von den früheren Generationen. Wir müssen die optimale Ausbildung unserer Kinder gewährleisten, wir sollen Fachleute in Sachen Ökologie sein, indem wir freundlich einkaufen. Wir haben mehr

Kontakte zur Geschäftswelt- zu Banken, Versicherungen, Gesundheits- und Bildungseinrichtungen.

Moderne Geräte für den Haushalt, die die Hausarbeit viel leichter machen, und die wir bei Westeuropäerinnen in fast jeder Wohnung sehen, können sich die meisten Frauen in Russland nicht leisten.

Manchmal wird Einkaufen von den Männern übernommen, aber auch in den seltensten Fällen. Die Untersuchungen belegen, dass sich Väter täglich im Durchschnitt nur 10 Minuten den Kindern widmen und sich so gut wie gar nicht an Hausarbeiten beteiligen.

Die Folge ist: berufstätigen Müttern steht praktisch keine freie Zeit zur Verfügung.

Das Freizeitbudget der Männer ist um die Hälfte größer, obwohl sie häufiger längere Arbeitszeiten als die Frauen haben. Es scheint uns nur eine Möglichkeit zu bleiben, um wirklich zu einer gerechten Arbeitsteilung zu kommen: Mütter müssen ihre Söhne konsequent dazu erziehen, den Haushalt als ihre Aufgabe zu betrachten. Solange wir Mädchen zur Haushaltshelferinnen trainieren, Jungen aber nicht, werden unsere Töchter einst dieselben Schwierigkeiten haben wie wir Frauen heute.

Wechsel in die Ich-Ebene: Überlastung entsteht bei mir auch dann, wenn ich alles zugleich und alles perfekt erledigen möchte. Je perfekter ich sein will, um so stressiger wird es. Stress ist allgegenwärtig in unserem Leben. Und er scheint ständig zu zunehmen.

Viele Frauen meines Berufs sind heute erschöpft, fühlen sich überlastet und leiden sogar an Stress, weil sie zu viel Zeit und Energie dem Beruf opfern. Heutzutage ist es üblich, dass russische Frauen rund um die Uhr arbeiten. Darum träumen viele häufig davon, dass der Tag noch ein paar Stunden länger wäre.

Ich würde in dieser Zeit ins Konzert gehen oder ein interessantes Buch lesen, oder einfach stricken (das war einst meine Lieblingsbeschäftigung). Ich habe früher alle Familienmitglieder bestrickt. (vgl. Abbildung 4)

Um alles am Tage zu schaffen, notiere ich schon am Vorabend, was am nächsten Tag alles erledigt werden soll. Dann ordne ich diesen Tätigkeiten Prioritäten zu. Abends überprüfe ich dann, was ich geschafft habe. Unerledigtes wird auf den nächsten Tag übertragen. Jetzt kann ich schon sagen, dass ich nach der sogenannten „Salami-Methode“ lebe. (***Diese Methode habe ich in der deutschen Zeitschrift „Psychologie“ entdeckt***) also Scheibe für Scheibe wird die Arbeit abgetragen. ***Quelle? Ausgabe, Jahr, Seite***

Aber ich bin der Meinung, dass die Übermüdung sich am besten durch körperliche Aktivität ausbremsen lässt. Aus eigener Erfahrung: nach anstrengender Arbeitswoche geistiger Arbeit verbringe ich viel Zeit in meinem Gemüse- und Obstgarten (wir nennen das „Datscha“), wo ich wie eine richtige Bäuerin arbeite. Diese Abwechslung wirkt positiv auf meinen seelischen Zustand. Meine Umfrage ergab, dass sehr viele Frauen ihre Freizeit auf Datschas verbringen, etwa 80% der Frauen – ihren Urlaub. (vgl. Schaubild 6***; dort ist die Rede von 60%)***

Alles hat sein Maß. Ich mag meine Arbeit, die ständige Kommunikation mit den Studenten. Ich soll immer eine interessante Gesprächspartnerin sein. Die Arbeit mit den Jugendlichen hält mich auch jung. Meine Studenten achten mich, und ich bin stolz darauf. Aber wenn ich am Tage zu viel Unterricht habe, dazu noch Nachhilfestunden, Vorbereitung auf den Unterricht, wissenschaftliche Arbeit- dann ist es zu viel von der psychischen Energie.

Also, wie sie sehen, hat jeder seine Methode in dieser Welt zu überleben.

„Frauenüberleben“ in Russland. Das ist unser Alltag.

ANHANG: Frauen in Russland

Abbildung 1

Ich bin mit meinem Leben zufrieden:

75%

25%

Abbildung 2

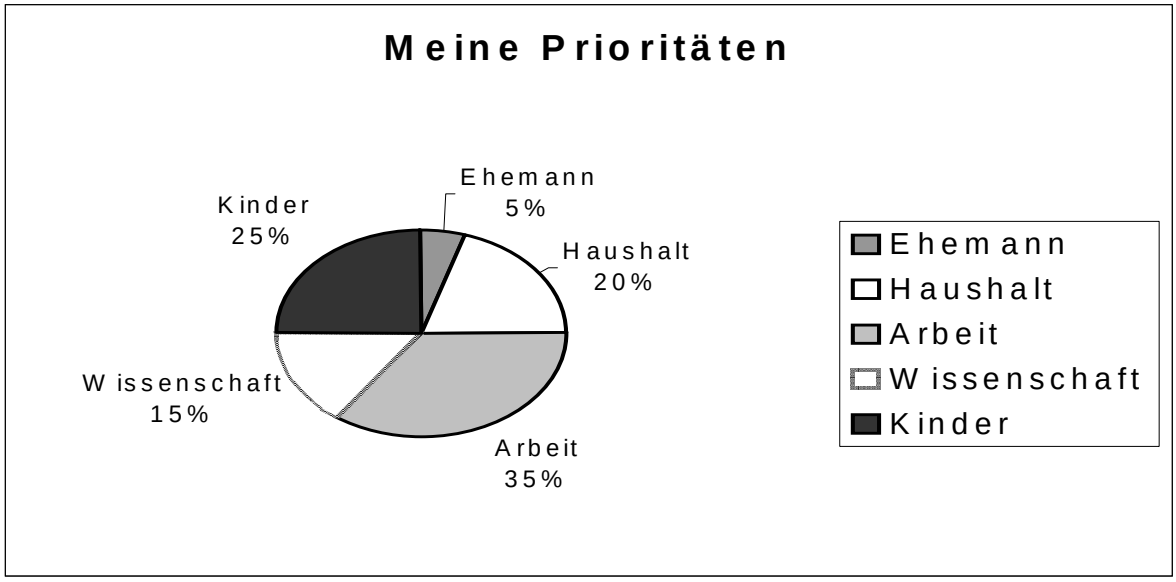


Abbildung 3

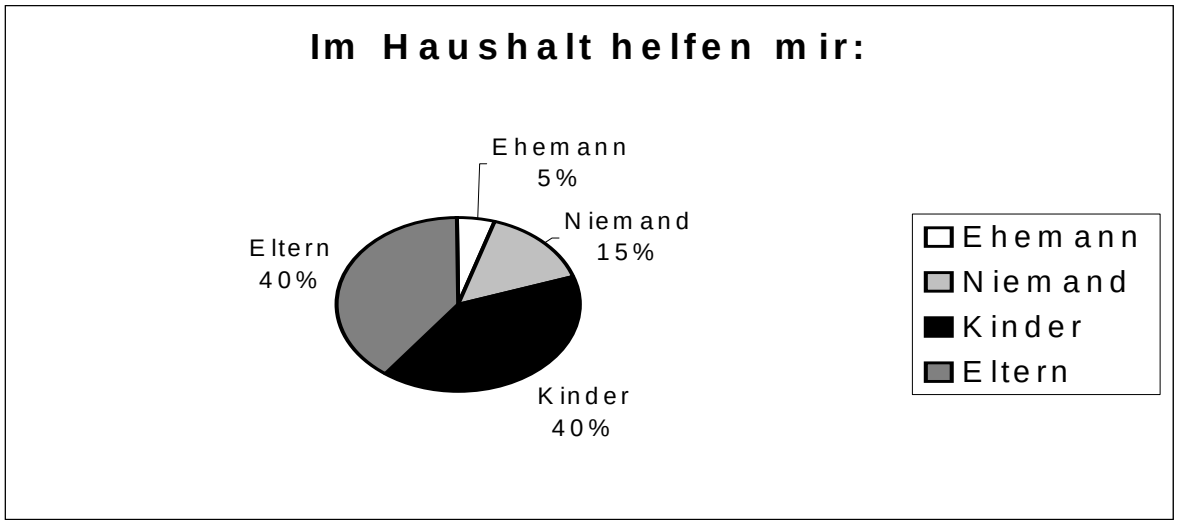


Abbildung 4

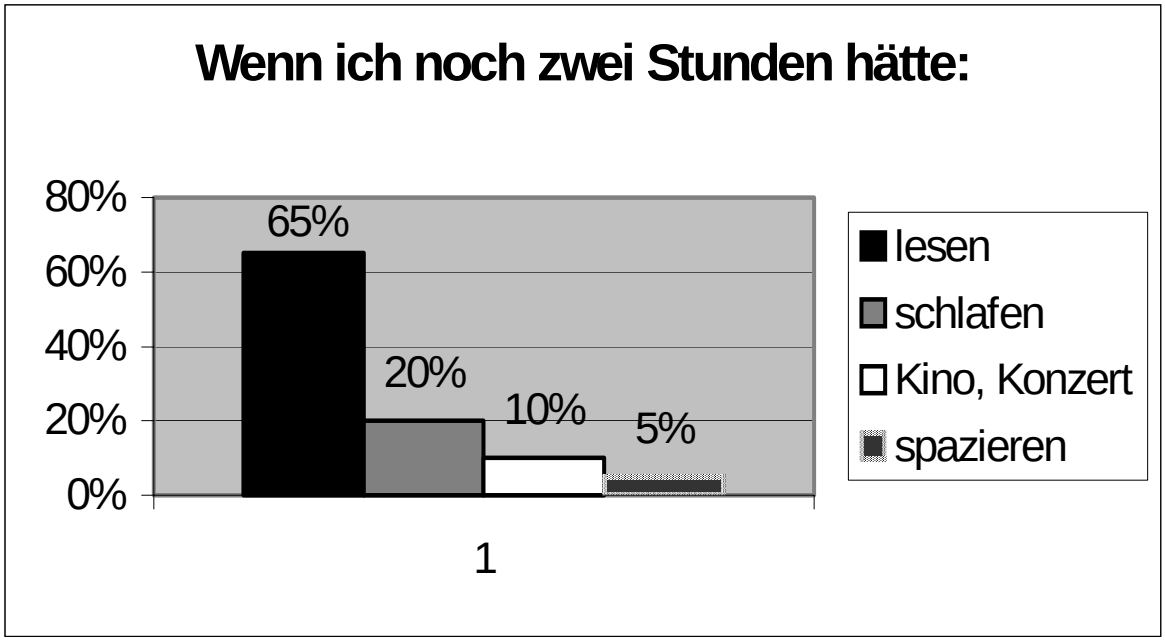


Abbildung 5

In fünf Jahren wird mein Leben besser:

55%

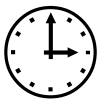
 45%

Abbildung 6

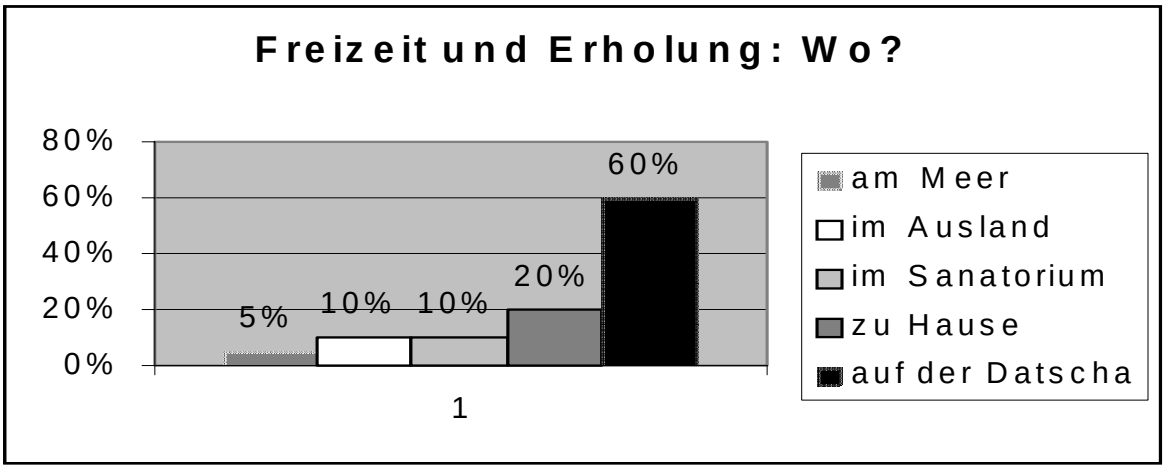


Abbildung 7

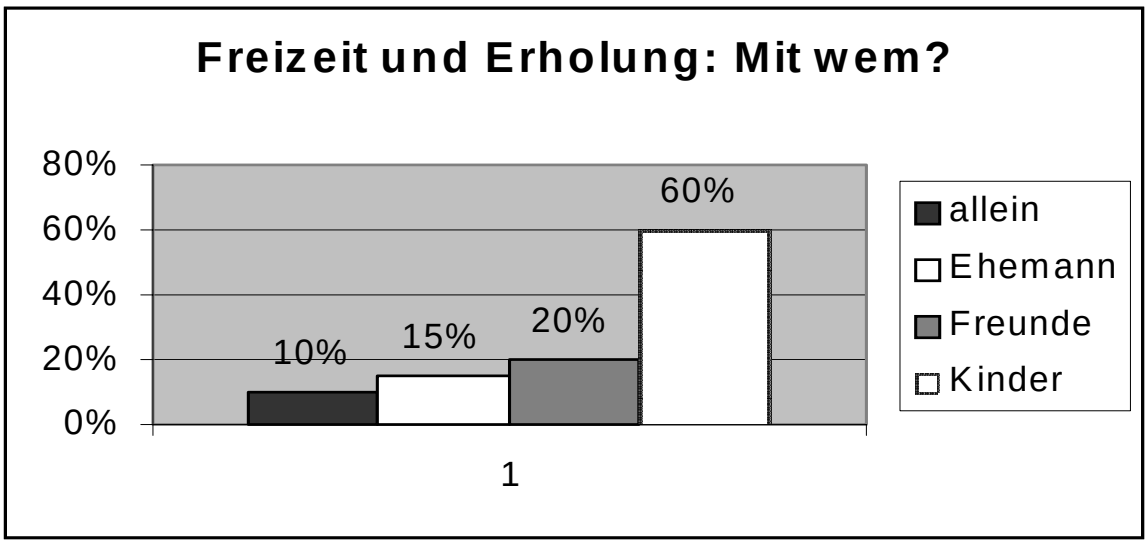
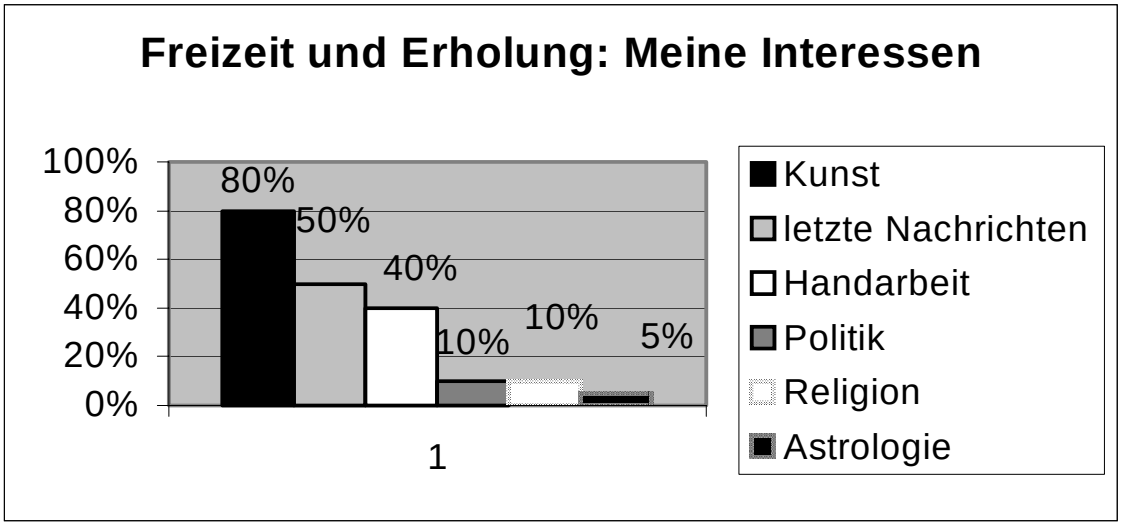


Abbildung 8



Frauenvorträge an der
FernUniversität
34

Ehrenamtliches Engagement von Frauen

Gisela Notz

Gisela Notz

Ehrenamtliches Engagement von Frauen

Vortrag und Diskussion im Vortragssaal der FernUniversität Hagen

am 08. Februar 2001 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© 2001 FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Monika Giebeler und Melanie Graf
Herausgeber:	Der Rektor

Ehrenamtliches Engagement von Frauen

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 08. Februar 2001

Arbeit ohne Geld und Ehre _____ S. 1

Ausmaß und Umfang ehrenamtlicher Arbeit _____ S. 3

Was ist das Neue am neuen Ehrenamt?_____ S 7

Belohnung statt Entlohnung für Bürgerarbeit _____ S. 8

Jenseits von Markt und Staat - der dritte Sektor _____ S. 10

Alter Wein in neuen Schläuchen _____ S. 12

Kann ehrenamtliche Arbeit Ersatzarbeit sein? _____ S. 15

Perspektiven für die Zukunft_____ S. 18

Literaturverzeichnis_____ S. 22

Ehrenamtliches Engagement von Frauen

Arbeit und Arbeitsgesellschaft sind nicht deshalb in der „Krise“, weil es nicht genügend zu tun gäbe, sondern weil unter Arbeit vorwiegend industrielle Arbeit, die der Herstellung und Umgestaltung von Waren dient, verstanden wird. Der größte Teil der gesellschaftlich notwendigen Arbeit tritt nach wie vor nicht als Arbeit in Erscheinung. Es sind die unbezahlten Arbeiten in der Familie und in anderen (Zusammen)Lebensformen, bei der Erziehung der Kinder, der Pflege der Alten, Behinderten und Hilfsbedürftigen, in der Nachbarschaftshilfe, im sozialen Ehrenamt, in Selbsthilfe und im Ehrenamt. Diese Arbeiten gehen der Gesellschaft ganz gewiss nicht aus. Die einseitige Zuweisung dieser Arbeiten an Frauen hat erhebliche Auswirkungen auf ihre Lebens- und Arbeitsbiografien.

Ich werde zunächst eine Begriffserklärung zur ehrenamtlichen Arbeit vornehmen, dann soll, anhand einer neuen, noch nicht veröffentlichten Studie, die die Bundesregierung in Auftrag gegeben hat (BMfFSFuJ 2000 a) nach Ausmaß und Umfang ehrenamtlicher Arbeit gefragt werden. Anschließend werden "neue Konzepte" nach ihren Auswirkungen auf die geschlechterspezifische Arbeitsverteilung befragt und danach will ich anhand einer Studie über ehrenamtliche Arbeit in Thüringen der Frage nachgehen (Zander/Notz 1997), ob ehrenamtliche Arbeit Ersatz für Erwerbsarbeit sein kann. Darum geht es in der aktuellen sozial- und arbeitsmarktpolitischen Diskussion, zumindest was die ehrenamtliche Arbeit in den Sozial- und Gesundheitsbereichen betrifft. Abschließend sollen einige Perspektiven für die Zukunft entwickelt werden.

Arbeit ohne Geld und Ehre?

Ehrenamtliche Tätigkeit oder ehrenamtliches Engagement sind keine eindeutigen Begriffe, sondern Ausdruck situativer Vieldeutigkeit. Ein Blick auf die historische Gewordenheit dieser Arbeitsform zeigt, dass mit sich ausbreitender Industrialisierung ehrenamtliche Arbeit vor allem mit der Finanzierung und dem Vorsitz privater Wohlfahrtsorganisationen des reichen Bürgertums assoziiert wird. Der Bereich "tätiger Nächstenliebe" wird erst später zur ehrenamtlichen Arbeit gerechnet. Mit dem Entstehen der Wohlfahrtsverbände, der Entwicklung des Sozialstaates und beruflich organisierter personenbezogener Dienstleistungen wird er als "soziales Ehrenamt" zum unverzichtbaren Bestandteil sozialer und gesundheitlicher Sicherung. Seither bezeichnet der Begriff "ehrenamtliche Arbeit" unbezahlte, nicht über den Markt vermittelte, scheinbar unbezahlbare Arbeit. „Was ich kann ist unbezahlbar“, so eine Broschüre des Bundesministeriums für Senioren, Frauen und Jugend zum Internationalen Jahr der Freiwilligen 2001 (BMfFSFuJ 2000 b). Unentgeltlich ist sie nicht. Sie kostet für Ehrenamtliche

Geld und Zeit (vgl. Notz 1989) und nicht selten geht sie auf Kosten deren eigenständiger Existenzsicherung. Und sie verursacht den Verbänden, die sie organisieren, verwalten und die sich um die Motivierung und Begeisterung weiterer Personenkreise für diese Arbeitsform bemühen, ebenfalls Kosten. Die Unkostenerstattung für die Ehrenamtlichen ist ein Dauerbrenner. 41 % der Befragten Ehrenamtlichen bekommen nach wie vor nicht einmal die entstehenden Kosten erstattet. (BMFSFuJ 2000 a). Ehrenamtliche Arbeit muss man sich, zumindest in einigen Bereichen, leisten können.

Wenn wir über ehrenamtliche Arbeit reden, ist es entscheidend, festzustellen, wo das Engagement stattfindet, von welchem Ehrenamt die Rede sein soll. Da gibt es die Arbeit in Wohlfahrtsverbänden, kirchlichen Einrichtungen, aber auch in Sportvereinen, freiwilligen Feuerwehren, Kultur, Kunst, Politik und im Umweltschutz.

Notwendig wird vor allem eine Unterscheidung zwischen dem *politischen EhrenAMT* in den Vorständen der Wohlfahrtsverbände, Umweltschutzverbände, in den Aufsichtsräten kulturellen, gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen und kirchlichen Gremien, und zwischen der *ehrenamtlichen ARBEIT* im sozialen, kulturellen, umwelt- und naturschützenden Bereich als unbezahlte, Arbeit ohne Schutz und ohne Sicherung der Arbeitsbedingungen. Meist sind es helferische Funktionen im Sinne von sozialen und pflegerischen Dienstleistungen für Menschen, die der Hilfe bedürfen, aber auch für Tiere, Pflanzen und für die Umwelt. *Ohne ehrenamtliche Arbeit würde das System der sozialen Dienste und der gesundheitlichen Versorgung zusammenbrechen.* Damit blieben viele der Sorge und Hilfe bedürftigen Menschen unversorgt.

Bewusst benutze ich den Begriff "Arbeit", weil es sich um gesellschaftlich notwendige, meist unabdingbare Arbeit handelt, die, wie jede andere Arbeit, messbar, bezahlbar, abgrenzbar, teilbar und verteilbar ist (vgl. Notz 1989, S. 14). Deshalb soll sie auch begrifflich so gekennzeichnet werden.

Der Begriff ehrenamtliche Arbeit oder Tätigkeit wurde und wird immer wieder in Frage gestellt, weil es sich letztlich um eine Arbeit handelt, die jenseits von Amt und Ehre geleistet wird. Auch der Begriff freiwillige Arbeit oder Freiwilligenarbeit erscheint unzutreffend, weil er verschleiert, dass Alternativen zur "freiwilligen" unbezahlten Arbeit allzu oft nicht zur Verfügung stehen. Zudem soll Arbeit auch dann freiwillig sein, wenn sie bezahlt geleistet wird. Diese Freiwilligkeit ist durch das Grundgesetz gewährleistet. Der wohl noch treffendste Beg-

riff "unbezahlte Arbeit" greift deshalb zu kurz, weil auch in den Familien solche Arbeit geleistet wird, die aber, da sie zu den "natürlichen" Pflichten der dort vorwiegend arbeitenden Frauen gehört, nicht einmal zu den ehrenamtlichen Arbeiten gezählt wird. Das betrifft nicht nur fürsorgerische Arbeiten; auch Arbeiten, die mit der (möglichst giftarmen) Beschaffung von Nahrungsmitteln verbunden sind oder den Ökologie- und Umweltschutz betreffen, nehmen in den "privaten" Haushalten zu. Man denke nur an die zusätzlichen Arbeiten der Mülltrennung oder auch an Telebanking.

Ich werde in diesem Beitrag die Begriffe ehrenamtliche Arbeit und ehrenamtliche Tätigkeit beibehalten. Dies auch, weil ich der Meinung bin, dass eine bloß begriffliche Reform dieser Arbeit nicht ausreicht. Sie müsste einhergehen mit ihrer gründlichen Veränderung in Form, Zweck, Inhalt, Organisation und vor allem der geschlechterspezifischen Verteilung. Sicher hätte eine solche Reform auch Veränderungen im Bereich der professionell geleisteten Arbeit zur Folge, bzw. zur Voraussetzung.

Die Grenze zwischen sozialem und politischem Ehrenamt ist oft fließend. In vielen Bereichen kann die Arbeit auch mal das eine und mal das andere sein. Auch ehrenamtliche ArbeiterInnen schließen sich oft in Gruppen mit politischem Anspruch zusammen, z. B. in Bürgerinitiativen. Sie wollen Menschen helfen Mit- und Umwelt pfleglich zu behandeln, Probleme anprangern und auf politische Lösungen Einfluss nehmen. Einige lehnen die Arbeit in Institutionen und Verbänden ab, andere suchen sie bewusst, um auf diese einzuwirken.

EhrenÄmter werden meist zusätzlich zur bezahlten Arbeit geleistet, ehrenamtliche Arbeit ist, besonders wenn sie durch Frauen ausgeführt wird oft substitutiv, tritt also an die Stelle von Erwerbsarbeit. Da sie dafür keinen Lohn bekommen, sind sie abhängig von einer anderen Person, meist vom (Ehe)Mann.

Ausmaß und Umfang ehrenamtlicher Arbeit

ExpertInnen weisen immer wieder besorgt darauf hin, dass die in den Wohlfahrtsverbänden und den anderen "klassischen Trägern" zusammengeschlossene Ehrenamtlichkeit rückläufig ist (vgl. Niedrig 1987, Oliva/Oppl/Schmid 1989, Nolte 1996). Neue, jüngere Mitglieder zu finden, sei kaum möglich, die Verbände neigen zur Überalterung (vgl. Stiftung Verbraucherinstitut 1998). Das sei zumindest in den Bereichen der Fall, bei denen es sich um Arbeiten handelt, die Züge den des sogenannten traditionellen Ehrenamtes aufweisen, d. h. etwas für andere tun, etwas (uneigennützig) abgeben.

Für diese Entwicklung werden vor allem vier Trends verantwortlich gemacht:

- zunehmende Individualisierung (vgl. Beck 1986 auch BT-DS 13/2652),
- ein Wertewandel, der in Richtung "hedonistischer Moralen" tendiert (z. B. Klages 1984),
- ein Bedeutungsverlust traditioneller Gemeinschaften wie Familie, Nachbarschaft, Kirchengemeinde, Verbände und Vereine (Gaskin u. a. 1996, S. 224) und damit einhergehend
- ein Zerfall gewachsener sozialer Netzwerke (Keupp/Röhrle 1987).

Dabei ist das Ausmaß der geleisteten Ehrenamtlichen Arbeit durchaus nicht gering. Das Statistische Bundesamt weist 1992 12 Millionen ehrenamtlich arbeitender Bundesbürger aus, während die Wohlfahrtsverbände seit vielen Jahren mit 1,5 Millionen organisierter Ehrenamtlicher rechnen.

Dennoch haben Anklagen gegen Egoismus von egoistischen Individuen Konjunktur. Unsere Gesellschaft, so heißt es, leidet unter Selbstsucht, jeder schiebt seine Kugel alleine. Natürlich sind das nicht WIR, sondern stets die Anderen. Ihnen fehlt es an Gemeinsinn. Grundsätzlich wird allerdings durch viele Studien über das Ausmaß von ehrenamtlicher Arbeit, eine wesentlich höhere Bereitschaft unterstellt, d. h. mehr Menschen als tatsächlich ehrenamtlich tätig sind, würden das tun, wenn entsprechende Ermöglichungsstrukturen geschaffen würden. Diese Menschen zu motivieren und zu aktivieren und die Schaffung von Ermöglichungsstrukturen ist das Ziel sozial- und arbeitsmarktpolitischer Diskussion.

Eine Studie, die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Rosenbladt/Picot 1999) erstellt wurde, ergab, dass sich rund 22 Millionen Menschen in Deutschland mehr oder weniger intensiv ehrenamtlich und bürgerschaftlich engagieren. Das sind immerhin 34 % der bundesdeutschen Bevölkerung. Für die quantitative Studie wurden 14.922 Personen telefonisch befragt. Sie leisten durchschnittlich knapp 15 Std. unbezahlte Arbeit im Monat. Jeder dritte leistet mehr als 5 Stunden pro Woche. Er oder sie wird als "hoch aktiv" bezeichnet. Der Studie kommt der Verdienst zu, dass sie den Begriff "Ehrenamt" weit fasst. Erfasst werden Ehrenämter im Sport, in Kultur und Musik, in der Politik und politischen und beruflichen Interessenvertretung, bei den Rettungsdiensten und der Freiwilligen Feuerwehr, in Umwelt- und Naturschutz, Tierschutz, in der Justiz und bei Kriminalititätsproblemen ebenso wie in der Schule und im Kindergarten, in der außerschulischen Jugendarbeit und Bildungsarbeit für Erwachsene, am Wohnort im sozialen Bereich und im Gesundheitsbereich, in

der Freizeit, im kirchlichen und religiösen Bereich. Wie bereits einige frühere Studien (z. B. Braun/Röhrig 1986, S. 4 - 116) ist auch diese Studie zu dem Ergebnis gekommen, dass mehr Männer als Frauen ehrenamtlich tätig sind. 38 % der befragten Männer und nur 30 % der Frauen engagieren sich für das Gemeinwohl (BMfFSFuJ 2000 a). Insgesamt wird der größte Teil ehrenamtlicher, freiwilliger Tätigkeit von Männern ausgeübt (55 %). Das Ergebnis ist nicht verwunderlich. Es ergibt sich von selbst, wenn die Arbeit bei den Gewerkschaften, im Sport, bei Rettungsdiensten, freiwilliger Feuerwehr etc. mitgezählt wird.

Es ist durchaus legitim, beliebige unbezahlte Tätigkeiten oder solche, die gegen geringe Aufwandsentschädigungen ausgeübt werden - in diesem Falle 14 Tätigkeitsfelder - unter dem Begriff "Ehrenamt" zu subsumieren, denn - wie bereits erwähnt - gibt es keine einheitliche Definition. Dennoch tut Differenzierung Not. Wichtig erscheint vor allem eine Unterscheidung auch innerhalb der Bereiche zwischen dem *EhrenAMT* und der *ehrenamtlichen ARBEIT.* Eine solche Unterscheidung ist bis jetzt nicht vorgenommen worden.

Sieht man sich die Zahlen der neuen Studie genauer an, so wird deutlich, was auch aus früheren Studien bekannt ist: ehrenamtliches Engagement hat ein deutlich geschlechtsspezifisches Gesicht. In Feldern mit relativ hohen Anforderungen und Belastungen, wie im sozialen Bereich (67 %), im Gesundheitsbereich (66 %), im Bereich Schule/Kindergarten (65 %) und im Bereich Kirche/Religion (65 %) überwiegen die Frauen. Auch in diesen Bereichen gälte es herauszuarbeiten, wer in den Vorständen und Gremien Ehrenämter inne hat und wer die unmittelbare Versorgungs- und Pflegearbeit leistet und in welchen Bereichen die Hochaktiven zu finden sind und wie deren geschlechterspezifische Verteilung ist.

Unschwer lässt auch die "neue Studie" erkennen, dass der Schwerpunkt des Interesses besonders bei den (Frauen)Bereichen freiwilligen Engagements liegt. Schließlich geht es um "die Zukunft des Sozialstaats" und um die Hoffnung, "Potentiale für soziale Unterstützung und solidarisches Handeln in der Gesellschaft" gewinnen und fördern zu können (ebenda).

Eine zusätzliche Auswertung aus frauenspezifischer Sicht durch das Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung an der Universität Hannover war nicht deshalb notwendig, um zu beweisen, dass Frauen die (besseren) Helfenden und Sorgenden sind, sondern vor allem deshalb, um einschätzen zu können, welche Auswirkungen Kampagnen zur Propagierung ehrenamtlicher Arbeit auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Männern und Frauen haben. Die meisten Männer arbeiten in Rettungsdiensten und in der Freiwilligen Feuerwehr (Anteil Männer 84 %). Sie leisten diese gesellschaftlich außerordentlich wichtige Arbeit ne-

ben ihrer bezahlte Berufsarbeit. Das tun auch diejenigen Männer, die ehrenamtlich im Bereich Politik/politische Interessenvertretung arbeiten (Anteil 73 % Männer) und im Bereich berufliche Interessenvertretung (69 %). Die letztgenannten beiden Bereiche sind die Bereiche, in denen die Entscheidungen die Arbeitsplatz, Gemeinwesen und Gesellschaft zum Gegenstand haben, getroffen werden. Für sie gilt zudem, was auch für die Bereiche Sport (Anteil 66 %), Kultur und Musik (63 %), Freizeit und Geselligkeit (57 %) außerschulische Jugendarbeit (63 %), Justiz/Kriminalitätsprobleme (74 %), in denen Männer überrepräsentiert sind, gilt: Es wird seltener der Beruf aufgegeben, als für die Übernahme von Sorge- und Pflegearbeiten. Sie stellen zudem attraktivere, mit mehr Ansehen und Einfluss versehene und besser mit Ressourcen ausgestattete Ehrenämter dar, als solche die nach "klassischem Sozialmief" riechen und in denen angeblich "Dilettantismus, Randständigkeit und aufgezwungene bzw. eingelebte Selbstbescheidung" überwiegen (Olk 1998, 39). Es sind dann auch die im Gesundheitsbereich arbeitenden (Frauen), die sich nach der "neuen Studie" am ehesten überfordert fühlen. Immerhin 40 % geben an, dass sie von ihrer Arbeit "manchmal überfordert" sind. Die übrigen fühlen sich ganz überwiegend ihren Aufgaben gewachsen und nur jeder vierte fühlt - sich insgesamt gesehen - bisweilen überfordert (BMfFSFuJ 2000 a). Auch in dieser Hinsicht wäre eine Differenzierung nach Geschlecht und Leitungs- bzw. ausführender Funktion sinnvoll, da solche Überforderungen nicht nur negative Auswirkungen auf die Ehrenamtlichen selbst, sondern auf die durch sie Betreuten und auf die Qualität der übernommenen Aufgaben haben. Erst durch eine solche Differenzierung würde es möglich, Konsequenzen für eine Veränderung von Inhalt und Gestaltung der Arbeit abzuleiten (vgl. Notz 2000).

In den letzten Jahren ist viel die Rede vom "neuen Ehrenamt", vom "Dritten Sektor" oder "Dritten System, von Bürgerschaftlichem Engagement, Volonteering, von der Bürgerarbeit und anderen "sozialen Erfindungen", durch die der nach Ansicht vieler Ehrenamtlicher missglückte Begriff ersetzt werden soll. Die neuen Begriffe erscheinen als soziale Innovationen, scheinbar befreit von Muff und Staub, die dem alten Ehrenamt, ausgeführt durch die ehrenwerten Damen (vgl. Notz 1989), anhaften.

Was ist das Neue am neuen Ehrenamt?

Das neue Ehrenamt hat nicht nur vielfältige Bezeichnungen, sondern es wird auch situativ Verschiedenes darunter verstanden. Der *Selbsthilfebereich* wurde in der Alt-BRD zuerst als "neues Ehrenamt" bezeichnet. Dort war er zu Beginn der 70er Jahre oft ein Stachel im Fleisch der etablierten Verbände. Zum Selbsthilfebereich gehört sowohl die aktive Beteiligung in Selbsthilfegruppen als auch das darüber hinausgehende Engagement, das erforderlich ist, um Aktivitäten im Selbsthilfebereich ins Leben zu rufen, am Laufen zu halten und um insgesamt diesen Bereich zu unterstützen; nach dem Motto: Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Göttin. SelbsthelferInnen treffen sich v. a. um eigene Probleme aus eigener Kraft, bzw. gemeinsame Probleme und Notlagen mit gemeinsamer Anstrengung zu lösen, bzw. Lebensbedingungen gemeinsam und selbstbestimmt zu gestalten (vgl. Runge/Vilmar 1988). In der Regel gibt es in einer Selbsthilfegruppe keine Hierarchien; alle Mitglieder sind gleichberechtigt.

Eine Trennung zwischen Selbsthilfe und Ehrenamt ist in vielen Fällen nur schwer vorzunehmen. Obwohl SelbsthelferInnen meist nicht mit Ehrenamtlichen verwechselt werden wollen, birgt ehrenamtliche Arbeit immer auch Selbsthilfeaspekte in sich, so wie eine Selbsthilfearbeit ohne Unterstützung durch Fremdhilfe nur schwer durchführbar ist.

Ein anderer Begriff, der für das "neue Ehrenamt" verwendet wird, ist *Bürgerschaftliches Engagement*. Darunter werden meist Aktivitäten und das Engagement in unterschiedlichen selbstorganisierten Initiativen, auch im sozialen Bereich (z. B. autonomen Fraueninitiativen, Elterninitiativen u. a.), verstanden, aber auch im Naturschutz- und Umweltbereich, im Bereich von Internationalismus, Soziokultur u. a.

Bürgerschaftliches Engagement ist ebenso wenig wie Selbsthilfe eine wirklich neue Erscheinung, sondern begleitet die Entstehung und Entwicklung der Moderne. In Westdeutschland fand es seinen Höhepunkt Ende der 60er Jahre in der Bürgerinitiativbewegung, die sich in kommunale, staatliche und kommerzielle Planungsprozesse einmischte. Frauenprojektebewegungen und Bürgerinitiativbewegung waren politische Bewegungen. In der sich seit den 80er Jahren abzeichnenden Debatte um den Kommunitarismus, also den Versuch auf der Theorieebene eine Konzeption von Partizipation aller an der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu entwickeln, spielte bürgerschaftliches Engagement ebenfalls eine wichtige Rolle.

Bürgerschaftliches Engagement ist ebenso wie die anderen Begriffe situativ vieldeutig. Wir kennen heute Bürgerinitiativen, zu denen sich Eltern zusammengeschlossen haben, um Kin-

dertagesstätten und Kindergärten zu gründen, die ihnen die Kommune nicht zur Verfügung stellt. Solche Initiativen können über den Bereich der Selbsthilfe hinausgehen, indem sie die Misere, die mit der bürgerlichen Familienideologie verbunden ist und mit dem Primat der Hausversorgung einhergeht, in Zweifel ziehen und sozialstaatliche Forderungen an pädagogische Betreuung stellen oder familienpolitische Vorstellungen zur Akzeptanz anderer Formen des (Zusammen)Lebens entwickeln. Wir kennen auch Bürgerinitiativen gegen Autobahnen und Schnellbahnen, durch deren Bau die Gefahr gesehen wird, dass die natürliche Landschaft weiter zerstört wird, und der deshalb verhindert werden soll. Wir kennen aber auch Bürgerinitiativen, die Asylantenwohnungen und Behindertenheime in dem Stadtteil, in dem die dort Engagierten wohnen, verhindern wollen und die damit diskriminierend und ausgrenzend wirken.

Von den "neuen Konzepten", die in der Zwischenzeit Bücherschränke füllen, will ich nur zwei auswählen:

Belohnung statt Entlohnung für Bürgerarbeit

Die Presse hat vor einiger Zeit Ulrich Becks Konzept von der **"Bürgerarbeit"** (Beck 1997) zum Mega-Thema gemacht. "Bürgerarbeit" empfiehlt Beck, Mitglied der Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen, als Gegenferment zur schrumpfenden Erwerbsarbeit - also als Substitut für Erwerbslose - für "Jugendliche vor der Berufsausbildung, Mütter nach der Erziehungsphase, ältere Menschen im Übergang in den Rentenstand". Ihnen unterstellt er eine Motivation für "Bürgerarbeit", denn - nachdem sie die Hoffnung auf einen adäquaten Erwerbsarbeitsplatz offenbar aufgegeben haben, suchen sie nach "gezielten Einsatzfeldern für freiwilliges soziales Engagement". Jugendliche tun dies nur, solange es sich nicht um "junge Akademiker" handelt. Die nutzen Engagement während der Erwerbslosigkeit nämlich eher zur "Weiterqualifizierung und als Brücke in den ersten Arbeitsmarkt" (Kommission für Zukunftsfragen 1997, S. 150). Bürgerarbeit wird, wie die "alte" Ehrenamtliche Arbeit auch, nicht entlohnt, sondern belohnt und zwar immateriell durch "Favor Credits" (Heinze/Keupp 1997, S. 126). Favor Credits können kostenfreie Kindergartenplätze sein, öffentliche Würdigungen, Auszeichnungen und Ehrungen oder - und das scheint angesichts der Schwierigkeiten, den gewünschten Studienplatz zu bekommen, besonders attraktiv - Punkte im Numerus-Clausus-Verfahren um Studienplätze, die auch bei den Rückzahlungsverpflichtungen des BAföG-Darlehens berücksichtigt werden. Hier wird einerseits die "Freiwilligkeit"

stark in Frage gestellt, und zudem taucht schnell die Frage auf, welche Art von freiwilliger Arbeit öffentlich gewürdigt werden soll. Die Organisation von StudentInnenstreiks gegen Bafögkürzungen oder von Protesten gegen Castor-Transporte sind sicher nicht gemeint, obwohl es sich hierbei um wirklich freiwillige Arbeit, die ohne Zweifel dem Gemeinwohl dient, handelt.

Eine Form von Bürgergeld, dessen Höhe etwa der Sozialhilfe entsprechen soll, sollen lediglich diejenigen erhalten, die existentiell hierauf angewiesen sind (Kommission, S. 146) - und denen Sozialhilfe ohnehin zustehen würde. Sie können sich umdefinieren und selbst bestimmen, ob sie weiter SozialhilfeempfängerInnen bleiben wollen oder sich als Bürgerarbeiter bezeichnen dürfen. Die Gefahr, dass "die neueste Art, die Frauen aus der sich verschärfenden Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt zu verdrängen", für die Zukunft nicht mehr heißen muss: "Frauen zurück an den Herd!, sondern: Vorwärts in die Bürgerarbeit", sieht auch Ulrich Beck (1999, S. 145). Er nimmt die Forderungen von Feministinnen nach Umverteilung aller gesellschaftlich notwendigen Arbeiten (scheinbar) auf (Verweis auf Notz 1998), plädiert jedoch weiter für Bürgerarbeit als Ersatzarbeit zur Erwerbsarbeit, "insbesondere für Langsame, Schwache, Abweichende" (S. 147). Die "neuen Freiwilligen" sind ganz offensichtlich die "Freigesetzten". Erwerbslos sind sie dann nicht mehr. Sie haben Zeit und nutzen diese sinnvoll, nicht selbstlos, sondern weil es ihnen Spaß macht. Und sie genießen eine höhere soziale Anerkennung, sind nicht Unterstützungs-, sondern ZuwendungsempfängerInnen. Aus vielen Studien wissen wir, wie wichtig die Teilhabe an gesellschaftlich organisierter Arbeit für die Menschen ist (vgl. Notz 1989). Der Aspekt des höheren sozialen Status dürfte für viele, die aus der Rolle der BittstellerInnen heraus wollen, attraktiv sein. '"Ich bin Bürgerarbeiter', das klingt doch besser als: 'Ich bin seit drei Jahren arbeitslos'", genau so sieht das auch Ulrich Beck (1999, S. 149). Der materielle Ertrag der Arbeit soll hinter der Sinnstiftung verschwinden. "Dass ich noch gebraucht werde", das baut die "erwerbslose Beiköchin der Dresdner Tafel" (S. 150) ganz ohne Zweifel auf. Ob sie selbst darin ein "Zukunftsmodell" sieht, ist allerdings zu bezweifeln.

Durch die Erschließung "nicht-marktgängiger, gemeinwohlorientierter Tätigkeitsfelder" (Kommission, S. 146) soll in doppeltem Sinne geholfen werden: Die Zahl der Erwerbslosen kann verringert werden, denn gemeinnützig Tätige sind keine Arbeitslosen, sie stehen dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung und die zunehmende Zahl der Hilfsbedürftigen kann zum Nulltarif versorgt werden.

Ausdrücklich wird in dem Konzept der „Zukunftskommission“ betont, dass die Bürgerarbeit freiwillig ist und für niemanden eine Verpflichtung vorgesehen ist. Die „neuen Freiwilligen“ haben offensichtlich keine Sanktionen in Form von Leistungskürzungen zu erwarten, wenn sie es vorziehen, sich auch nach der Einführung der Bürgerarbeit als Sozialhilfeempfängerinnen zu definieren. So entgehen die Konzeptemacher dem Vorwurf, die Arbeitspflicht einführen zu wollen, auch wenn sie SozialhilfeempfängerInnen in Nicht-mehr-Erwerbslose verwandeln wollen. Andere Konzepte, wie zum Beispiel das „Mehrschichtenmodell der Arbeit“, wie es für den Club of Rome entwickelt worden ist (Giarini/Liedtke 1998, S. 231 ff.), sprechen bereits offen über Arbeitspflicht. Auch wenn SozialhilfeempfängerInnen bereits heute immer häufiger zur Aufnahme von Arbeit verpflichtet werden, zum Beispiel durch sog. Gemeinnützige zusätzliche Arbeit (GZA), sind Zwangsdienste für die Bundesrepublik nach Art. 12 des Grundgesetzes verboten. Danach haben alle Deutschen das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen. Arbeitsstrafen sind nur bei gerichtlich angeordneten Freiheitsstrafen zulässig. Arbeitsdienste sollte es in einer Demokratischen BRD nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr geben. Die Mütter und Väter des Grundgesetzes wussten warum. Es gibt keinen Grund, daran etwas zu ändern (vgl. Notz 1999).

Jenseits von Markt und Staat - der dritte Sektor

Ein weiteres Konzept in der Diskussion um das "neue Ehrenamt" ist der *"dritte Sektor"*, den z. B. Jeremy Rifkin (1995) oder Antony Giddens (1997) propagieren. Während in der Wirtschaftsterminologie der Begriff "dritter Sektor" (tertiärer Sektor) den Dienstleistungssektor bezeichnet, meinen die Sozialforscher damit den "dritten Sektor" jenseits von Markt und Staat, in dem die geleistete Arbeit weder der gewinnwirtschaftlichen Güter- und Dienstleistungsproduktion dient (kapitalistische Marktwirtschaft - erster Sektor), noch bestimmte hoheitliche Zwecke verfolgt und staatliche Verwaltungssaufgaben (Staat - zweiter Sektor) erfüllt. Tätigkeiten im "dritten Sektor" sind nicht mit der Eigen- und Hausarbeit oder mit sog. "informellen Netzen" gleichzusetzen. Der "dritte Sektor" ist somit zwischen "Markt", Staat" und "Netzwerken" zu verorten. Rupert Graf Strachwitz bezeichnet den Dritten Sektor in einem 1998 erschienenen Buch als "dritte Kraft", der besonders Aufmerksamkeit zukommt, wenn von einer Zivil- oder Bürgergesellschaft die Rede ist und wenn vor der "Wolfsgesellschaft" gewarnt wird.

Im "dritten Sektor" werden weitere, bisher nicht erschlossene Beschäftigungsmöglichkeiten vermutet. Durch noch unausgeschöpfte Potentiale sollen neue Arbeitsplätze geschaffen werden und das Problem der Massenerwerbslosigkeit gelöst oder zumindest in seinen Auswirkungen gemildert werden. Zudem weckt der "dritte Sektor" Hoffnungen, die Probleme von schwindender Solidarität in der Gesellschaft zu bewältigen.

Jeremy Rifkin, renommierter amerikanischer Wirtschaftsjournalist und Sozialphilosoph aus den USA, warnt in seinem Buch "Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft"(1995) vor Verelendung und Gesetzlosigkeit, wenn wir den Erwerbslosen nichts sinnvolles zu tun geben. Er warnt vor der weiteren Destabilisierung des Bestehenden, vor fortschreitender "sozialer Polarisierung" mit den Folgen sozialer Ausgrenzung, Kriminalisierung, Verwilderung und zunehmender Barbarei. Rifkin fordert dazu auf, die Fixierung auf den Markt und auf den Staat aufzugeben und setzt die Hoffnung auf einen "dritten Sektor" für die Opfer der dritten industriellen Revolution. In diesem "dritten Sektor" sollen Arbeitskräfte tätig sein, die im marktwirtschaftlichen Sinne "nichts wert" sind. Sie sollen dort in Non-Profit-Organisationen, gemeinnützigen Projekten, freiwilliger Arbeit und Hilfsorganisationen zu Schattenlöhnen arbeiten.

Die Arbeiten im dritten Sektor sind ganz überwiegend Reparaturarbeiten für die sozialen, gesundheitlichen, psychischen, kulturellen und ökologischen Schäden, die der erste Sektor produziert. Der aber kann bleiben, wie er ist und dort können diejenigen, die den Zugang haben, arbeiten so viel und so lange sie wollen. Diskussionen um die Humanisierung der Arbeit (HdA), wie sie in den 80er Jahren geführt und durch die (damalige) Bundesregierung gefördert worden sind (vgl. Fricke/Notz/Schuchardt 1982) sind verstummt.

Alter Wein in neuen Schläuchen

Die Realität beweist es: Bürgerarbeit und Arbeit im "dritten Sektor" gibt es seit langem. Ein Markt mit vielfältigen ehrenamtlichen Möglichkeiten. Aus einer Studie der Bremer Universität geht hervor, dass über eine Million Menschen in Deutschland bereits im Dritten Sektor beschäftigt sind (Weser Kurier vom 25. 4. 1998). Eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin (Anheier u. a. 1997) rechnet mit 1,3 Mill. Menschen im Non-profit-Sektor. Zwei Drittel davon waren Anfang der 90er Jahre Frauen.

Konzepte zur Bürgerarbeit und anderen mit ehrenamtlichem Engagement und Gemeinsinn in Zusammenhang gebrachten Tätigkeiten werden (scheinbar) geschlechtsneutral angeboten. Bei den Arbeitstätigkeiten handelt es sich jedoch vorwiegend um solche, die heute schon weit mehrheitlich durch Frauen unbezahlt erbracht werden (vgl. Notz 1989, Reihs 1995, Anheier 1997). Diejenigen, die die Konzepte entwerfen, haben nicht die Absicht, in wie auch immer gearteten neuen Sektoren zu arbeiten. Sie arbeiten im "Wissenssektor" (Rifkin), brauchen keine Schattenlöhne und werden niemals auf Bürgergeld angewiesen sein.

Selbsthilfe, bürgerschaftliches Engagement und Bürgerarbeit sind allesamt keine neuen Arbeitsformen. Fast mutet die Diskussion an, wie alter Wein in neuen Schläuchen. Weder vom alten noch vom neuen Ehrenamt können diejenigen, die es ausführen, ihre eigene Existenz sichern, abgesehen von ein bisschen Bürgergeld, das nur für diejenigen vorgesehen ist, denen es ohnehin als Sozialhilfe zustehen würde. Davon abgesehen ist ehrenamtliche Arbeit immer auf die Alimentation durch ein anderes eigenes oder fremdes Arbeitsverhältnis angewiesen. Will man wirklich "neue Potentiale" gewinnen, so wird das nur zu erreichen sein, wenn man ehrenamtliche Arbeit additativ und nicht substitutiv zur Erwerbsarbeit sieht. Das gilt für viele Bereiche, in denen ehrenamtliches Engagement stattfindet und für die meisten Menschen, die ehrenamtlich tätig sind. Ausgenommen sind ältere Frauen und Männer, die durch eine ausreichende Rente finanziell abgesichert sind.

Die neuen Konzeptemacher sind ebenso wenig wie die alten an einer Aufhebung der sozialen und der geschlechterspezifischen Ungleichheit interessiert. Reden ist Silber - Helfen ist Gold, so eine Kampagne der Bundesregierung Mitte der 80er Jahre (vgl. Notz 1989, S. 78). Es geht darum, Kosten zu sparen, Wunden zu heilen und nicht darum, (gleichzeitig) die Missstände anzuprangern. Das Einrichten von „Tafeln“ mit aussortierten Lebensmitteln für Arme und

Hilfsbedürftige mindert den Reichtum der Wohlhabenden ebenso wenig, wie es das Verteilen von Armensuppe der „besser gestellten Damen“ zu Beginn der Industrialisierung getan hat. Es ist aber geeignet, das soziale Prestige der Wohltätigen zu mehren und die Hungernden zu demütigen. Sie sind die BittstellerInnen und sie bleiben arm.

Dass in die verschiedenen Bereiche der Arbeit, in denen die neuen Freiwilligen tätig sein sollen, auch notwendige fachliche und soziale Qualifikationen eingebracht werden müssen, spielt scheinbar keine Rolle. Mit keinem der „neuen“ Konzepte wird darauf eingegangen. Scheinbar können die gemeinwohlorientierten Tätigkeitsfelder von allen ausgeführt werden, egal welche fachlichen Qualifikationen sie erworben bzw. nicht erworben haben. Diese Annahme passt nicht zu den auf hohem Niveau geführten Professionalisierungsdiskursen, den Debatten um die Notwendigkeit der theoretischen Durchdringung von sozialer Arbeit und der Arbeit im Gesundheitswesen; auch nicht zu neuen Steuerungsmodellen im Sozial- und Gesundheitsbereich mit den Forderungen nach Qualitätssicherung und Qualitätsmanagement. Ebenso wenig problematisieren die Konzepte die Schwierigkeit der Abgrenzung zwischen hauptamtlich und ehrenamtlich geleisteter Arbeit; ein Dauerbrenner in allen Institutionen, in denen ehrenamtliches Engagement stattfindet.

Aus der Fülle der Probleme, die mit der Aufnahme unbezahlter Arbeiten im Sozialbereich einhergehen will ich zwei kurz diskutieren:

1. <u>Kooperation zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen</u>

Das Verhältnis zwischen ehrenamtlich Arbeitenden und den hauptamtlich Tätigen wird immer wieder problematisiert. Die ins Auge gefasste Lösung des Problems ist so ambivalent wie die ehrenamtliche Arbeit: Einerseits wird der Abbau der Hierarchien zwischen bezahlten und unbezahlten HelferInnen gefordert, andererseits jedoch die Verantwortlichkeit der hauptamtlichen Kräfte.

Es widerspricht dem Selbstverständnis der Hauptamtlichen, Probleme des „direkten Umgangs mit den Hilfsbedürftigen“ an die Ehrenamtlichen weiterzugeben, während sie die Verwaltungsaufgaben, die „offiziellen“ Gespräche oder die Apparatemedizin übernehmen. Auch professionelle Kräfte haben ihren Beruf erlernt, um anderen zu helfen. Diese Aufgabenteilung wird u.a. damit begründet, Hauptamtliche hätten keine Zeit für „persönliche Zuwendungsarbeit“. Ehrenamtliche wollen nicht die Arbeit der bezahlten Kräfte leisten. Sie wollen aber auch keine bloßen Hilfskräfte der professionell Arbeitenden sein.

Die Aufforderung, die von Wohlfahrtsverbänden immer wieder gestellt wird, Organisationsstrukturen zu schaffen, die eine „partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern ermöglichen“ und Ehrenamtliche an den Entscheidungen, die die hauptamtlichen Mitarbeiter treffen, zu beteiligen, sind nur ein kläglicher Versuch zur Schlichtung der Probleme, solange die Frage offen bleibt, welche Arbeiten im sozialen und Gesundheitsbereich überhaupt bezahlt geleistet werden müssen und welche unbezahlt geleistet werden können.

Notwendig wird auf jeden Fall eine Vorbereitung der hauptamtlichen Kräfte, Sozialarbeiter und Sozialpädagogen bereits während ihrer Ausbildung auf die Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen, mit denen sie in der Praxis ständig konfrontiert sind. Diese notwendige Kooperation ist bis jetzt selten Inhalt der Ausbildung an Fachhochschulen.

2. Die Mitbestimmung der Ehrenamtlichen

In der Diskussion um ehrenamtliche Arbeit fällt auf, dass weder diejenigen zu Wort kommen, die durch ehrenamtliche Arbeit betreut und versorgt werden, noch jene, die weit überwiegend die Arbeit leisten. In den öffentlichen Debatten äußern sich in der Regel die hauptamtlich tätigen „Verantwortlichen“ (Männer) der Wohlfahrtsverbände und Kirchen. Ihr Anliegen ist vor allem der sozialpolitische Nutzen der ehrenamtlichen Arbeit. Weniger sind es die Bedingungen, unter denen die Frauen dort arbeiten und die Folgen, die sie durch ihr ehrenamtliches Engagement zu tragen haben. Dabei sind es gerade die ehrenamtlichen Arbeiterinnen, die aufgrund ihrer Arbeitssituation Einblicke in soziale Problemlagen haben, die sie dafür prädestinieren, ihre Erkenntnisse in die sozialpolitische Diskussion einzubringen, um an der Verbesserung der Situation der Betreuten zu arbeiten.

Aus den Ergebnissen eines Forschungsprojektes, das ich durchgeführt habe, wird ersichtlich, dass ehrenamtliche Arbeiterinnen bereit und in der Lage sind, ihre Arbeit zu reflektieren und Widersprüche aufzudecken, Kritik- und Widerstandspotentiale gegen Abhängigkeiten, Unterdrückung und Zwänge zu entwickeln (Notz 1989). Ehrenamtliche sind ohnehin meist keine Laien, auch wenn fachliche Qualifikationen für die Arbeit in der Regel nicht vorausgesetzt wird, bringen sie doch oft Qualifikationen und Kompetenzen aus früherer Berufstätigkeit, neben- oder ehrenamtlicher Arbeit ein.

Kann ehrenamtliche Arbeit Ersatzarbeit sein?

Im Rahmen einer von April bis September 1997 durchgeführten quantitativ und qualitativ angelegten Pilotstudie wurden ehrenamtliche ArbeiterInnen und bürgerschaftlich engagierte Menschen in Thüringen, unter Berücksichtigung von geschlechtsspezifischen Aspekten, untersucht (Zander/Notz 1997) und zwar aus drei unterschiedlichen Bereichen: aus traditionellen sozialen Einrichtungen, aus der Selbsthilfe und aus Initiativen bürgerschaftlichen Engagements. Die befragten Ehrenamtlichen waren berufstätig, erwerbslos oder durch (Vor)ruhestand aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Wir gingen von der Annahme aus, dass die, besonders in den neuen Bundesländern, hohe Erwerbslosigkeit, verbunden mit der immer wieder zitierten "ungebrochenen Erwerbsneigung" der "Ost-Frauen", die wie eine unheilbare Krankheit diskutiert wird, auch zu veränderten Ansprüchen an ehrenamtliche Arbeit führt. „Erwerbsneigung“ ob „zunehmend“ oder „ungebrochen“ wird immer nur im Zusammenhang mit Frauenarbeit diskutiert, niemals mit der Arbeit der Männer. Schon deshalb ist die Diskussion geschlechterdiskriminierend.

Um herauszufinden, ob Ehrenamtliche Arbeit - wie in den meisten der oben diskutierten Konzepte probagiert - Erwerbslosen als "Ersatzarbeit" angeboten werden kann, habe ich die Ergebnisse der Studie mit den Kriterien zur psychologischen Bedeutung der Arbeit, die die österreichischen WissenschaftlerInnen Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel (1975) in ihrer berühmten Studie "die Arbeitslosen von Marienthal" entwickelt haben (vgl. auch Jahoda 1993), mit den Ergebnissen der "Thüringer Studie" kontrastiert. Sie sehen bezahlte Arbeit als den zentralen Ort der Identitätsfindung und Selbstverwirklichung an. Arbeit ist danach nicht allein die Quelle des Lebensunterhaltes, sondern des Lebenssinnes dazu; sie strukturiert die Zeit, ermöglicht eine Auseinandersetzung mit der Realität in regelmäßiger Aktivität, bietet die Erfahrung der Eingebundenheit in einen überindividuellen Zusammenhang (kollektive Ziele), die Möglichkeit zu sozialen Kontakten sowie die Erfahrung erbrachter Leistung und weist den sozialen Status zu. Eine solche bezahlte Arbeit blieb genau der Hälfte der in die Fragebogenbefragung einbezogenen verwehrt. Sie gaben an, ausschließlich ehrenamtlich tätig zu sein. Keine der interviewten Frauen und nur drei der in die Fragebogenerhebung einbezogenen, definierten sich über den Hausfrauenstatus. Ihnen bleibt nur der Ausweg, konstruktive Aspekte der Arbeit außerhalb der Lohnarbeit in der ehrenamtlichen Arbeit zu suchen. Legen wir die Kriterien zur psychologischen Bedeutung der Arbeit zugrunde, so wird deutlich, dass die ehrenamtliche Arbeit zwar einige Kriterien erfüllen kann und einen persönlichkeitsfördernden Charakter haben kann, jedoch nicht als Lebensaufgabe gesehen wird. Ehrenamtliche

Arbeit erweist sich als zusätzliches Betätigungsfeld, nur 8 von 584 Nennungen beziehen sich auf "Ersatz für fehlende Berufsarbeit". Ostdeutsche Frauen sind, ebenso wie ostdeutsche Männer auf ökonomische Unabhängigkeit und auf eine durchgehende Erwerbsbiographie hin sozialisiert worden.

Auch wenn sie erwerbslos sind, sehen weder Frauen noch Männer in ehrenamtlicher Arbeit keine "Ersatzberufsarbeit", wie es Konzepte, die für Bürgerarbeit oder für den Dritten Sektor entwickelt worden sind suggerieren, sondern allenfalls die Möglichkeit, daraus eine Erwerbsperspektive abzuleiten. Das heißt nicht, dass sie ehrenamtliche Arbeit aufgeben würden, wenn sie wieder eine Berufsarbeit ausüben könnten. Ehrenamtliche Arbeit alleine reicht ihnen vor allem deshalb nicht aus, weil das Kriterium "Arbeit als Quelle des Lebensunterhalts" durch ehrenamtliche Arbeit nicht erfüllt wird. 57 von den 86 in die Fragebogenerhebung einbezogenen Frauen haben kein Einkommen oder ein Einkommen unter 1.800 DM netto. Bei den Männern war nur einer ohne eigenes Einkommen und 14 hatten unter 1.800 DM.

Ganz deutlich wird das Bild der befragten Ehrenamtlichen dadurch geprägt, dass sie ehrenamtliche Tätigkeit neben der Berufstätigkeit und neben der Haus- und Sorgearbeit ausüben wollen, was ihnen angesichts der fortschreitenden Erwerbslosigkeit nicht immer gelingt.

Aus den Antworten hervor, dass ehrenamtliche Arbeit einen erheblichen Stellenwert für die Befriedigung mehr oder weniger tiefsitzender Bedürfnisse hat. Aus beiden Befragungen wird deutlich, dass Jahodas Kriterien zugleich jene sind, die die ehrenamtlich Arbeitenden zur Arbeit bewegen. Die meisten der durch Fragebogen Befragten messen der ehrenamtlichen Arbeit einen hohen und sehr hohen Stellenwert bezüglich Ansehen und Bedeutung zu. Daraus leiten sie schließlich auch ihren sozialen Status ab. Das Bedürfnis nach sinnvoller Beschäftigung oder sinnvoller Lebensgestaltung "eine Tätigkeit, durch die man etwas bewegen kann" wird auch aus den Interviews deutlich.

Der Wunsch nach sozialer Erfahrung und Gemeinsamkeit wird ebenfalls ein Hauptmotiv für die Ausübung unbezahlter Arbeiten im sozialen Bereich genannt. Eine wichtige Rolle spielt auch die Erfahrung erbrachter Leistung, "Selbstverwirklichung" und "das Gefühl, gebracht zu werden". Die Verweise auf "Hingabe von Kraft, Zeit, von meiner ganzen Person" und "selbst etwas tun ...aktiv sein" in der mündlichen Befragung zeigen den Stellenwert dieser Arbeitsform für die regelmäßige Aktivität. Für die meisten Befragten gilt, dass die Kontinuität der

Arbeit eine große Rolle spielt. Vier Fünftel geben an, kontinuierlich ehrenamtlich tätig zu sein.

Eine wichtige Rolle spielt der Wunsch nach der Beteiligung an kollektiven Zielen. "Eine Tätigkeit, die man in Zusammenarbeit mit anderen ausführt und die Spaß macht oder zumindest Spaß machen soll" oder eine Arbeit, die es ermöglicht, "aus dem Wohnbereich hinauszugehen". Auch der Wunsch nach der Auseinandersetzung mit der Realität wird deutlich: "anderen helfen" und ein "Interesse an der Sache" sind häufig genannte Kriterien. Ehrenamtliche Arbeit bietet für viele die Möglichkeit, aus der häuslichen Isolation herauszukommen, sich nicht überflüssig zu fühlen und ihr Selbstwertgefühl zu stärken. Hilfe für andere ist so auch immer ein Stück Selbsthilfe.

Vor allem die Antworten auf die Frage nach den Motiven für die ehrenamtliche Arbeit machen deutlich, dass sie kein Mittel gegen Erwerbslosigkeit ist: Die befragten Ehrenamtlichen sind vor allem unbezahlt tätig, weil sie durch ihr Engagement einen Beitrag zum "Erhalt der Einrichtung oder Initiative", die sie zum Teil selbst mit aufgebaut haben, bzw. deren Bestand ihnen wichtig erscheint, leisten wollen. Damit tritt ein Motiv in den Vordergrund, das bislang in Studien zu westlichem Ehrenamt lediglich im Bereich der Frauenprojekte Erwähnung gefunden hat, aber keineswegs vergleichbar mit der angetroffenen Gewichtung. Gefragt nach den Erwartungen, die sie mit Ehrenamtlicher Arbeit verbinden, erhält die Rubrik "Erhalt der Einrichtung/Initiative" ebenfalls die meisten Antworten. Die befragten Ehrenamtlichen äußerten aber auch die Hoffnung, gemeinwesenorientierte und soziale Anliegen zu realisieren. "Einsicht in soziale Probleme" und "Hilfe bei eigenen Problemen" wurden oft genannt, womit wiederum die enge Verschränkung von Selbst- und Fremdhilfe zum Ausdruck kommt.

Es wird auch aus dieser Studie deutlich, dass diejenigen, die existenziell durch ihre Erwerbarbeit abgesichert sind, am ehesten in der Lage sind, zusätzliches unbezahltes Engagement zu leisten. Wenn die Ehrenamtlichen in erster Linie erwarten, dass sie durch ihr Engagement einen Beitrag zum "Erhalt der Einrichtung oder Initiative" leisten können, dann heißt das auch, dass sie sich erhoffen, damit ein bezahltes Tätigkeitsfeld zu erschließen. Ehrenamtlich tätig ist Mann und Frau zusätzlich zur Erwerbsarbeit; das war für die "Ostmenschen", Männer wie Frauen, keine Frage. Auch Erwerbslose sehen in ehrenamtlicher Arbeit keinen Ersatz, sondern allenfalls eine Möglichkeit, daraus eine Erwerbsperspektive abzuleiten und ihre erworbenen Qualifikationen zu erhalten.

Perspektiven für die Zukunft

Angesichts von Sozialabbau und zunehmenden Problemlagen werden „Ehrenamt und Selbsthilfe“ für die Zukunft noch wichtiger werden.

Das Interesse der ehrenamtlich arbeitenden Frauen richtet sich nicht nur auf eine ideologische Aufwertung der jetzt unbezahlt geleisteten Arbeiten.

Aus den Ergebnissen meiner Studie „Frauen in sozialem Ehrenamt“ (Notz 1989, S. 169 ff.) und aus der „Thüringer Studie“ (Zander/Notz 1997) lassen sich zahlreiche Vorschläge zur Veränderung der ehrenamtlichen Sozialarbeit und der Selbsthilfe ableiten, die nach wie vor aktuell sind. Die Forderungen betreffen im einzelnen:

- *Organisation und Form der Arbeit*

Als optimale Arbeitsform wurde eine kollektiv geplante und betriebene Hilfe zur Selbsthilfe unter Mitwirkung von ExpertInnen herausgearbeitet. Die Gruppe bestimmt selbst, wen sie als ExpertIn heranzieht.

- *Frauenförderung*

Die finanzielle Förderung der Verbände, Vereine und Initiativen, die ehrenamtliche Arbeit und Selbsthilfe organisieren, sollte von einer Einbeziehung der Frauen in öffentlichkeitswirksame Entscheidungsbereiche abhängig gemacht werden.

- *Einbeziehung von Betroffenen*

Die Einbeziehung ehemals Betroffener bildet ein unschätzbares Korrektiv für die Arbeit der ehrenamtlichen Gruppen, z. B. in der Arbeit mit Strafgefangenen oder im Gesundheitsbereich und im Frauenhaus.

- *Gestaltung der Gruppensitzungen*

Regelmäßig für alle verbindlich stattfindende Gruppensitzungen sollten u.a. der Reflexion zwischen praktischer Arbeit und theoretischer Diskussion dienen.

- *Unterstützung durch Verbände und Kommunen*

Erwartet wird die Unterstützung und Information für Ehrenamtliche, SelbsthelferInnen und ihre Klienten durch Beratung und Schaffung von Verbindungsstellen zwischen verschiedenen Ämtern.

- *Ersatz aller Auslagen*

Hier handelt es sich um eine Forderung, die zum „Dauerbrenner“ geworden ist. Ehrenamtliche Arbeit und Arbeit in Selbsthilfegruppen wird immer noch oft nicht nur kostenlos geleistet, sondern sie kostete für diejenigen, die sie leisten auch noch (Fahrtkosten, Materialkosten u. v. a.). Daher ist die Forderung nach Ersatz aller entstehenden Auslagen unbedingt und nachdrücklich zu stellen. Hierfür sollte eine Pauschale an die jeweiligen Gruppen gegeben werden.

- *Soziale Absicherung*

Als notwendig wurde eine einkommensunabhängige Mindestrente für alle RenterInnen, unabhängig von den gezahlten Versicherungsbeiträgen und unabhängig von der gewählten Lebensform in der Höhe von mindestens 1.800,-- DM erachtet.

- *Ausbau professioneller Dienste*

Wenn die ehrenamtliche soziale Arbeit und Selbsthilfe der Ergänzung und der Verbesserung der professionellen dienen soll, dann muss dies zugleich den Ausbau der professionellen Dienste bedeuten.

- *Kooperation zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen*

Um zu verhindern, dass ehrenamtlich Arbeitende „Lückenbüßerfunktionen“ übernehmen, muß eine klare Aufgabenteilung vorgenommen werden.

- *Weiterbildung der Ehrenamtlichen und SelbsthelferInnen*

Weiterbildung sollte in mehreren Stufen erfolgen: Durch selbstorganisierte gruppeninterne Fortbildung, durch verbesserte und für alle offene Angebote von Verbänden, Volkshochschulen und anderen Einrichtungen der Erwachsenenbildung, durch Öffnung der Universitäten. Zu entwickeln wären vor allem Weiterbildungsangebote, die Ehrenamtlichen einen für eine bezahlte Berufstätigkeit qualifizierenden Abschluss ermöglichen.

- *Gemeinwesen-Zentren*

Verknüpfung der ehrenamtlichen Arbeit mit Stadtteil- und Gemeinwesenarbeit. Solche Zentren könnten verschiedene Funktionen übernehmen: Räume für den Erfahrungsaustausch unter Ehrenamtlichen zur Verfügung stellen, Informationsaustausch und Beratung bieten, auf kommunaler Ebene Qualifizierungsangebote und Weiterbildung schaffen, Infrastruktur zur Verfügung stellen, Kinderbetreuungsmöglichkeiten anbieten, ExpertInnenkarteien anlegen, Anlaufstellen für Ideenbörsen, Tauschringe, Erzählcafés u. ä. sein.

- *Konsequenzen für die SozialarbeiterInnenausbildung*

Vorbereitung der potentiellen Hauptamtlichen auf die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen und Selbsthelferinnen und Einbeziehung erfahrener Ehrenamtlicher in die Lehrtätigkeit.

Vor allem muss mit der einseitigen Zuweisung unbezahlter sozialer Arbeiten an Frauen gebrochen werden, nicht nur weil ihnen dadurch die Existenz aus eigener Arbeit verwehrt wird, sondern auch, weil sie dadurch auf ihre tradierte Rolle als Hausfrau und Mutter festgelegt werden, eine Rolle in einem Familienidyll, mit dem es, sollte es je in breitem Maße existiert haben, mittlerweile für viele Frauen definitiv vorbei ist. Nach dem Familienbericht der Bundesregierung sind nur noch ein Drittel aller Haushalte in der Bundesrepublik Deutschland (Ost und West) Familienhaushalte im Sinne der Eltern-Kind-Einheit (1994, S. 70 ff).

Viele „Familienernährer“, die diesen Haushalten angehören, sind selbst erwerbslos und eine steigende Zahl von Frauen will nicht mehr auf selbstverdientes Geld verzichten.

Letztlich muss es Männern wie Frauen, die das wollen, möglich werden, so zu arbeiten, dass sie sich selbst aus gesellschaftlich nützlicher Arbeit versorgen können. Das hieße dann auch, dass Männer wie Frauen für die Sorge, Verantwortung und Hilfe von Kindern, Kranken, Behinderten und alten Menschen verantwortlich sind. Für manche Männer würde das eine Verlängerung ihres Arbeitstages zur Folge haben, für viele Frauen aber mehr freie Zeit.

Ehrenamtlich arbeitende Frauen fordern - so geht es aus empirischen Studien hervor (Notz 1987 und 1989, Reihs 1995, Zander/Notz 1997), dass auch in Zeiten leerer Kassen ehrenamtliche Arbeit nicht Hauptamtliche ersetzen oder verdrängen darf, und dass auch für Frauen Ehrenamt kein Ersatz für Erwerbsarbeit sein darf. *Ehrenamtliche Arbeiten können erst dann wirklich freiwillig und aus Liebe verrichtet werden, wenn die eigenständige Existenzsicherung*

der Helfenden gewährleistet und die professionelle Versorgung der Hilfsbedürftigen sichergestellt ist.

Angesichts der gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung verbunden mit Erwerbslosigkeit, Orientierungslosigkeit und Armut, aber auch angesichts der wachsenden Notwendigkeit von Solidarität und Nächstenliebe und der gewachsenen Bedürfnisse der Menschen an gesellschaftlicher Teilhabe und eigenständiger Existenzsicherung durch sinnvolle, gesellschaftliche, nützliche und möglichst selbstbestimmte Arbeit, wird Umdenken notwendig. Es kommt darauf an, Konzepte zu entwickeln, die geeignet sind, der sozialen und geschlechterspezifischen Ungleichheit entgegenzuwirken und die begrenzt vorhandene sinnvolle bezahlte Arbeit und die im Überfluss vorhandene unbezahlt geleistete Arbeit auf mehr Menschen und auf Menschen beiderlei Geschlechts zu verteilen.

Erst ein Blick auf die Arbeit als Ganzes ermöglicht die Entwicklung von Vorstellungen darüber, welche Arbeiten bezahlt geleistet und dann auch zu tariflich abgesicherten Arbeitsplätzen ausgebaut werden müssen und welche in ihrer unbezahlten Form verbleiben sollten.

Wünschenswert wäre ein ehrenamtliches Engagement, das sich auf eigenständige Individuen gründet, die auf Solidarität ausgerichtet sind und sich zusammenschließen, weil sie gemeinsam mehr und Besseres erreichen können, als alleine. Verschiedene Frauenprojekte, Projekte von Nichtregierungsorganisationen aber auch genossenschaftliche und kommunitäre Lebensgemeinschaften beweisen die Möglichkeit und Nützlichkeit des Zusammenwirkens solidarischer Individuen. Sie praktizieren neue Formen von Selbsthilfe und gegenseitiger Hilfe, (oft) außerhalb von Organisationen. Einige Kollektive setzen sich ständig konstruktiv mit der Mit- und Umwelt auseinander, um die wirklichen Ursachen der sozialen Mängel zu erkennen und strukturelle Veränderungen der Gesellschaft zu erwirken. Um eine lebensfähige Demokratie zu erhalten und weiterzuentwickeln sind sie unbedingt notwendig.

Literatur

Anheier, Helmut K. u. a. (Hrsg.): Der Dritte Sektor in Deutschland, Berlin 1997

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986

Beck, Ulrich: Was heißt Globalisierung? Frankfurt/M. 1997

Beck, Ulrich: Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft. Frankfurt/M; New York 1999

Braun, Joachim/Röhrig, Peter: Umfang und Unterstützung ehrenamtlicher Mitarbeit und Selbsthilfe im kommunalen Sozial- und Gesundheitsbereich. In: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.): Freiwilliges soziales Engagement und Weiterbildung, Bonn 1986

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativerhebung zur Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement – 3 Bände, Schriftenreihe Band 194, 1-3, Stuttgart 2000 a

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Freiwillig! Magazin zum Internationalen Jahr der Freiwilligen 2001, 1. Ausgabe, 5. 12. 2000 b

Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.): Fünfter Familienbericht, Bonn 1994

Deutscher Bundestag: Antwort der Bundesregierung auf die Anfrage der F.D.P.: Bedeutung ehrenamtlicher Tätigkeit für unsere Gesellschaft. Drucksache 13/2652

Gaskin, Katharine/Smith, Justin Davis/Paullwitz, Irmtraut u. a.: Ein neues bürgerschaftliches Europa. Eine Untersuchung zur Verbreitung und Rolle von Volunteering in zehn Ländern. Freiburg 1996

Giarini, Orio; Liedtke, Patrick M.: Wie wir arbeiten werden: Der neue Bericht an den Club of Rome; Hamburg 1998

Giddens, Anthony: Jenseits von Links und Rechts, Frankfurt/M. 1997

Graf Strachwitz, Rupert (Hrsg.): Dritter Sektor - Dritte Kraft, Stuttgart u. a. 1998

Keupp, Heiner, Rörle, B. (Hrsg.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M. 1987

Heinze, Rolf G./Keupp, Heiner: Gesellschaftliche Bedeutung von Tätigkeiten außerhalb der Erwerbsarbeit. Gutachten für die Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen. Bochum/München, November 1997

Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans: Die Arbeitslosen von Marienthal. Frankfurt/M. 1975

Jahoda, Marie: Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Weinheim 1983

Keupp, Heiner/Röhrle, B. (Hrsg.): Soziale Netzwerke, Frankfurt/M. 1987

Klages, Helmut: Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen. Frankfurt/M. 1984

Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen: Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland. Entwicklung Ursachen und Maßnahmen - Teil III, Bonn 1997

Niedrig, Heinz: Wohlfahrtsverbände im sozialen und gesellschaftlichen Wandel. In: Boll, Fritz, Olk Thomas (Hrsg.): Selbsthilfe und Wohlfahrtsverbände. Freiburg 1987, S. 69 - 71

Nolte, Claudia: Verantwortung übernehmen im Ehrenamt, in: Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung GmbH Hannover: Frauen und Ehrenamt Rundbrief aktuell Juni 1996, S. 1

Notz, Gisela: Zur Gestaltung ehrenamtlicher sozialer Arbeit. Forschungsbericht. Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn 1986

Notz, Gisela: Arbeit ohne Geld und Ehre? Zur Gestaltung ehrenamtlicher sozialer Arbeit. Opladen 1987

Notz, Gisela: Frauen im sozialen Ehrenamt. Ausgewählte Handlungsfelder: Rahmenbedingungen und Optionen. Freiburg 1989

Notz, Gisela: Was ist Gemeinsinn? Feministische Reflexionen, in: Sozialmagazin, H. 10/1997, S. 27 - 33

Notz, Gisela: Die Arbeit der Frauen und ihre Zukunft - unter den Bedingungen von Globalisierung, in Utopie kreativ, Mai/Juni 1998, S. 14 - 29

Notz, Gisela: Die Neuen Freiwilligen. Das Ehrenamt - Eine Antwort auf die Krise? Neu-Ulm 1998 (1. Aufl.) und 1999 (2. Aufl.)

Notz, Gisela: Den Bürgern Amt und Ehre, den Bürgerinnen die Arbeit? In: Sozialmagazin H. 3/1999 b, S. 24 - 29

Notz, Gisela: Ehre(n)Amt und Arbeit. Wer ist der Engagierteste im Land? In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, H. 2/2000, S. 48 - 57

Oliva, H., Oppl, H., Schmid, R.: Rolle und Stellenwert freier Wohlfahrtspflege. Unveröffentl. Forschungsbericht. Köln, Benediktbeuern 1989

Olk, Thomas: Schriftliche Stellungsnahme. BT-Drucksache 13/294, 1998, S. 37 - 41

Reihs, Sigrid: Im Schatten von Freiheit und Erfüllung. Ehrenamtliche Arbeit in Bayern. Bochum 1995

Rifkin, Jeremy: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Frankfurt/New York 1995

Runge, Brigitte, Vilmar Fritz: Die Bedeutung Sozialer Selbsthilfe für die neuen Bundesländer. Studiengruppe für Soziale Selbsthilfe, Arbeitsheft 10. Berlin 1992

Zander, Margherita/Notz, Gisela: Ehrenamtliche soziale Arbeit und Bürgerschaftliches Engagement in Thüringen. Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen, September 1997

Frauenvorträge an der
FernUniversität
35

Die Globalisierung ist nicht geschlechtsneutral

Christa Wichterich

Christa Wichterich

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 07. Mai 2001 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt tragen alleine die Autorinnen.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
	Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Melanie Graf
Herausgeber:	Der Rektor

1 Was meint Globalisierung? _____ S. 4

1.1 Frauen und die ungleiche Verteilung von Gewinnen und Verlusten S. 4
1.1.1 Call Girls der globalen Märkte_____ S. 5
1.1.2 Air Bags der sozialen Krise _____ S. 7
1.1.3 Kein win-win-Spiel _____ S. 7

Literaturhinweis _____ S. 8

Die Globalisierung ist nicht geschlechtsneutral

Was meint Globalisierung?

Seit dem Zusammenbruch der real-sozialistischen Regime 1989 ist Globalisierung zum scheinbar alles erklärenden Schlagwort für die Liberalisierung der Märkte und die globale Ausdehnung des kapitalistischen Weltmarkts geworden. Als ein von wirtschaftlichen Interessen geleiteter Prozess wird Globalisierung in Deutschland vor allem als ökonomische Strategie wahrgenommen. Im englischsprachigen Raum wird sie jedoch auch stark als politischer und kultureller Prozess weltweiter Wechselwirkungen und Abhängigkeiten diskutiert.

Vorausgegangen sind in der Geschichte andere Globalisierungsschübe wie z.B. der Kolonialismus und der Imperialismus vor dem 1.Weltkrieg. Neu und charakteristisch für den Globalisierungsschub am Ende des 20. Jahrhunderts ist a) die Herstellung eines einzigen Weltmarkts mit Börsen, Finanzen, Spekulationen als neuem Zentrum und einer Intensivierung von Welthandel und Transport nach der Liberalisierung der Märkte, b) eine veränderte Rolle des Staates: vom Wohlfahrts- zum Wettbewerbsstaat, dessen Hauptaufgabe Standortsicherung ist, mit einem Rückbau staatlicher Steuerung und Regulierung des Marktes (Deregulierung), c) eine erhöhte Mobilität von Unternehmen und Verlagerung von Arbeitsplätzen in Billiglohnländer, d) eine erhöhte Mobilität von Arbeitskräften und Migration in andere Länder und Kontinente auf Jobsuche, e) eine Umstrukturierung von Arbeit und Beschäftigung nach Maßgabe von Konkurrenz und Effizienz.

Frauen und die ungleiche Verteilung von Gewinnen und Verlusten

Die Auswirkung der Globalisierung auf Frauen war einer der kontroversesten Punkte, als die Vereinten Nationen im Sommer 2000 Bilanz aufmachten über Fortschritte, Rückschläge und Stillstände für Frauen fünf Jahre nach der Weltfrauenkonferenz von 1995 in Peking. Sind Frauen Gewinnerinnen oder Verliererinnen der Globalisierung?

Die Kontroverse spiegelt die realen Widersprüche im Prozess der Globalisierung und in den Lebens- und Problemlagen unterschiedlicher Frauen. In den neunziger Jahren, vor allem in der zweiten Hälfte, ist die Zahl der Armen erneut angestiegen. 70 Prozent davon sind weiblich. Andererseits wird ein wachsender Reichtum und Wohlstand produziert, der sich in einer nie gekannten Warenfülle auf den Konsummärkten auch in entlegenen Winkeln der Erde darstellt.

Im selben Jahrzehnt erhielten so viele Frauen wie nie zuvor eine Basisbildung oder sogar eine gute Berufsausbildung. Der Bildungsunterschied zwischen Jungen und Mädchen war noch nie so gering. Noch nie waren so viele Frauen im mittleren Management bei Banken, Versicherungen, Verwaltung, Medien und im Handel tätig. Spitzenreiter sind im internationalen Vergleich die USA, Kolumbien und Barbados mit über 40 Prozent. Dagegen sind die Top-Macht- und Entscheidungspositionen der Finanz-, Wirtschafts- und Politikwelt männliche Biotope geblieben. Nicht einmal 5 Prozent Frauen haben die Glasdecke zu den Spitzenetagen durchstoßen.

Ein anderer Widerspruch: die Feminisierung der Beschäftigung hält an: im letzten Jahrzehnt ist Frauenbeschäftigung schneller gewachsen als die Beschäftigung von Männern. Diese neuen Jobberinnen gelten als Gewinnerinnen der Globalisierung, während die durch Deindustrialisierung von Massenentlassungen bedrohten Männer als Verlierer erscheinen. All diese Veränderungen auf den Arbeitsmärkten haben jedoch kaum etwas daran geändert, dass Frauen die Hauptverantwortung für die unbezahlte Sorge-, Haus- und Reproduktionsarbeit tragen und Männer sich ihr gegenüber in Abstinenz üben.

Call Girls der globalen Märkte

Die Umstrukturierung der Arbeitsmärkte und Beschäftigungsformen durch die verdichtete globale Konkurrenz verläuft zu einem bedeutenden Teil entlang der Geschlechterlinien. An drei zentralen Trends auf den Weltmärkten zeigt sich, dass der zunehmende Einbezug von Frauen in den Erwerbsarbeitsmarkt weltweit der Niedrighaltung der Lohnkosten und der Durchsetzung ungeschützter, rechtlich und sozial unsicherer Arbeitsverhältnisse dient, kurz: der Deregulierung der Arbeitsmärkte.

Beispiel Nr.1: In den neunziger Jahren fand ein erneuter Verlagerungsschub von Produktionsschritten in neue Billiglohnländer in Mittelamerika, Osteuropa, Südafrika, Südostasien und vor allem nach China statt. Standortvorteil dieser Länder sind billige, flexible und gewerkschaftlich unberührte weibliche Arbeitskräfte. Die Internationale Arbeitsorganisation ILO zählt derzeit 850 Exportproduktions- oder Freihandelszonen mit 27 Millionen Arbeitskräften, wovon knapp 90 Prozent Frauen sind. Verlagert werden nicht nur Jobs aus der arbeitsintensiven Bekleidungs-, Elektronik, Sport- und Spielzeugindustrie und aus der Agrarproduktion, z.B. der Gemüse- und Blumenanbau und die Krabbenproduktion. Zunehmend reisen auch Jobs aus dem Dienstleistungssektor, Büro- und Verwaltungsarbeiten und Software-Entwicklung von Unternehmen, aber auch von Behörden aus den Industrienationen in Teleports und Call Centres des Südens und Ostens. Soziale und ökologische Mindeststandards werden in diesen Verschleißjobs selten beachtet.

Beispiel Nr. 2: Die weltweit wichtigste Veränderung auf den globalen Arbeitsmärkten ist die Informalisierung und Flexibilisierung von Arbeit. Die informellen Arbeitsformen, die in den Ländern des Südens schon immer dominierten, werden nun auch in den hochindustrialisierten Ländern des Nordens zum Normalarbeitsverhältnis – statt der lebenslangen, sozial abgesicherten Vollbeschäftigung. Wo Arbeit als Zeitauftrag aus großen Fabriken und Betrieben ausgelagert wird und Vollzeitarbeitsplätze heruntergebrochen werden in informelle Zu- und Zeitarbeit; entstehen in wachsender Zahl quasi rechtsfreie Räume in Klitschen, Kellern und Küchen, eine Hinterhof- und Straßenrandökonomie jenseits von Tarifen und Mindestlöhnen, Sozialversicherung und Umweltschutz.

Frauen sind derzeit die Pionierinnen in diesen niedrigentlohnten und geringbewerteten Arbeitsformen, in Teilzeit- und Gelegenheitsjobs, Heim- und Telearbeit, Jobs in Sweatshops und Kleinselbständigkeit. So sind 89 aller Teilzeitarbeitenden in Deutschland Frauen. Aber in Zukunft werden auch immer mehr Männer und hochqualifizierte Tätigkeiten in solch flexible Beschäftigungsformen gedrängt.

Beispiel Nr.3: Arbeitsmigration ist längst zu einem Strukturmerkmal der globalisierten Erwerbsarbeitsmärkte geworden. Derzeit ist eine zunehmende Feminisierung der Migration feststellbar: insgesamt liegt der Frauenanteil bei 47,5 Prozent. Aus den Philippinen, Sri Lanka und Indonesien wandern seit Jahren mehr Frauen als Männer ab und ihre Rücküberweisungen sind unentbehrliche Devisenbringer. Selbst gut qualifizierten MigrantInnen stehen meist nur prekäre Jobs in einem beschränkten Spektrum von Marktsegmenten offen, unterbezahlt und geringbewertet, vor allem Reinigungs-, Gastronomie- und Sexarbeit. Mehr Jobs für Mittelschichtfrauen schaffen eine wachsende Nachfrage nach billigen Haushaltshilfen, die vor allem illegale Migrantinnen befriedigen. Außerdem ist Frauenhandel in die Prostitution, Ehe und illegale Beschäftigungen längst keine kleine kriminelle Nische mehr. Es sind boomende, mafiös strukturierte, transnationale Märkte, die Frauen in sklavenähnliche Ausbeutung verschleppen.

Fazit ist deshalb: Die Globalisierung integriert eine wachsende Zahl von Frauen in die Erwerbsarbeit, aber mehrheitlich in marginale Positionen. Sie haben ein Einkommen, aber kein Auskommen. Weil sie trotz Beschäftigung keine Existenzsicherung erwirtschaften, gehören viele Frauen zur neuen Klasse der working poor.

Air Bags der sozialen Krisen

Weil bezahlte Arbeit und soziale Sicherung zunehmend voneinander entkoppelt sind, besteht ein großer Bedarf an sozialem Schutz und Auffangnetzen. Doch gerade jetzt sparen die Regierungen Ausgaben im sozialen Sektor ein und ziehen sich aus der Verantwortung fürs Gemeinwohl und für soziale Umverteilung zurück. Unter dem Druck der Globalisierung machen die Staaten es zu ihrer wichtigsten Aufgabe, Standortsicherung zu betreiben und komparative Vorteile des jeweiligen Landes zu optimieren. Öffentliche Versorgung wird kommerzialisiert, Gemeingüter werden privatisiert, soziale Aufgaben an die privaten Haushalte und lokalen Gemeinschaften zurückgegeben.

In den strukturangepassten Ländern des Südens übernehmen Frauen wirtschaftliche Posten und Versorgungsleistungen in ihre unbezahlte subsistenzorientierte Ökonomie und in kollektive Auffangsysteme in Frauengruppen. Selbsthilfegruppen sind die Krankenschwestern des Sozialen, die Hausfrauen des Gemeinwohls. In den hochindustrialisierten Nationen, wo der Sozialabbau das soziale Netz zerreißt, werden nach dem Subsidiaritätsprinzip die privaten Haushalte und zivilgesellschaftlichen Kräfte mobilisiert. 80 Prozent der sozialen Freiwilligenarbeit in Deutschland wird von Frauen geleistet. Auf diesem Hintergrund erlebt das Ehrenamt eine politische Hochkonjunktur. Wenn soziale Aufgaben von der Kinderbetreuung bis zur Altenpflege vom Staat entsorgt werden, übernehmen sie meist Frauen. Während die Staaten sich aus der Verantwortung fürs Gemeinwohl und soziale Umverteilung zurückziehen, findet eine Feminisierung von sozialer Verantwortung statt. Weil Frauen den staatlichen Sozialabbau abfedern, nimmt ihre unbezahlte Versorgungsarbeit weltweit eher zu als ab.

Fazit: Die strategische Rolle von Frauen in der Globalisierung ist es, vor allem die unterbezahlte und unbezahlte Arbeit auszuführen und dadurch den Umbau des Arbeitsmarktes und den staatlichen Sozialabbau aufzufangen.

Kein win-win-Spiel

Globalisierung zieht Frauen anders in ihren Sog als Männer. Sie greift auf bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, zwischen einheimischer Bevölkerung und MigrantInnen, zwischen jungen Flexiblen und älteren, weniger Flexiblen usw. zurück. Ergebnis ist eine höchst ungleich mit Einkommen, gesellschaftlicher Anerkennung, Rechten und Sicherheiten ausgestattete Arbeitswelt und Sozialarchitektur. Die soziale Schere öffnet sich, und die ökonomische Ungleichheit wächst, im Weltmaßstab, innerhalb einzelner Gesellschaften und auch zwischen Frauen.

Auf der einen Seite die ganz wenigen Frauen, die den Sprung in die high-tech-gestützte Wissens- und Kommunikationselite geschafft haben. Im gesellschaftlichen Mittelfeld, die Frauen aus den neuen konsumorientierten Mittelschichten, die ein Stück Berufskarriere schaffen und die Haus- und Sorgearbeit einer gering bezahlten Hausangestellten übertragen. Und als Sockel der Gesellschaften die wachsenden Segmente unterbezahlter und ungeschützter Arbeit.

Die zunehmende Feminisierung der Beschäftigung und der sozialen Verantwortung bringt verkrustete Geschlechterordnungen in Bewegung und lässt neue Geschlechterrollen entstehen. Doch Lebens-, Gleichstellungs- und Emanzipationschancen sind sehr ungleich verteilt.

In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre wurde immer deutlicher, dass die Globalisierung nicht ein Gewinnspiel für alle ist. Sie ein Roulette mit hohem Fraueneinsatz, bei dem wenige gewinnen und viele verlieren. Der Mehrzahl der Frauen weltweit ist sie die Einlösung von Rechten, Gerechtigkeit und Gleichheit schuldig geblieben. Im Weltmaßstab nimmt die Armut zu, aber auch der Reichtum. Globalisierung erweist sich als höchst krisenanfälliger Prozess. Das haben nicht nur die Krisen in Asien, Brasilien und Russland gezeigt, die von den Finanzmärkten und der Verschuldung der Staaten ausgingen, sondern auch die Ernährungskrise (BSE usw.) und die Krise sozialer Versorgung.

Weil die Widersprüche der Globalisierung offensichtlicher wurden, organisierte sich zunehmend ein globale Gegenwehr oder eine Globalisierung von unten. In Kampagnen wie z.B. der Kampagne für saubere Kleidung, in öffentlichen Protesten auf der Straße anlässlich von Weltbank- und WTO-Treffen und in der Forderung nach einer Reregulierung der Märkte, vor allem der Finanzmärkte, artikuliert sich Widerstand gegen die neoliberale Globalisierung. Es wird gefordert, die Dynamiken der Globalisierung nicht als Naturgewalt hinzunehmen, sondern sie umzugestalten, eine Globalisierung von Rechten voranzutreiben und die Wirtschaft nach sozialen Maßgaben zu remoralisieren, d.h. sie wieder an ethischen und sozialen Werten statt an den alles dominierenden Effizienz- und Profitprinzipen zu orientieren.

Literaturhinweis:

Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichheit, Reinbek 1998

Frauenvorträge an der
FernUniversität
37

Künstlerin im Schatten?

Gabriele Münter (1877-1962)

Birgit Schulte

Dr. Birgit Schulte, Hagen

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 04.12.2001.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2002

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
	Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Melanie Graf
Herausgeber:	Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge – weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen
5.	Ellen Lorentz	„Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt“. Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern – heute – morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen – Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach…?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress…? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	„Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen“ – Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia tallovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	Heft 35
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur – literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	„…des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen.“ Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung
41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42

43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“- oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen – von 1975 bis heute“	Heft 44
45.	Birgit Schulte	„Sex-Paralysappeal. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus“	Heft 45
46.	Monika Storm	„Adelige Frauenwelten und die Jahrtausend-wende“	Heft 46
47.	Gisela Shaw	„Hedwig Dohm (1831-1919): `Alles was ich schreibe; steht im Dienste der Frauen´	Heft 47
48.	Bärbel Rompeltien	Mobbing in Zeiten von Ich-AG und Wettbe-werb	Heft 48
49.	Monika Willer	Mozarts Nannerl	Heft 49
50	Renate Liebold	Verbundenheit und Differenz in weiblichen Zu-sammenschlüssen	Heft 50

Birgit Schulte
Künstlerin im Schatten
Gabriele Münters Werk und Persönlichkeit (1877-1962)

1.1 Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 04.12.2001

”Alles ist Beichte, jede Äußerung ist Bekenntnis.”

Gabriele Münter, 1962[1]

1.2 ”Alle meine Bilder stellen Momente meines Lebens dar”

Sich mit Gabriele Münter zu befassen heißt mehr, als sich „nur” mit ihren Bildern zu beschäftigen. Die Beschränkung auf die Betrachtung ihres Werkes erscheint deshalb unzureichend, weil es auffallend ist, dass bei kaum einer anderen Künstlerin oder einem anderen Künstler die Charakterisierung des Werkes dermaßen polar auseinanderdriftet. Darunter ist nicht die Spaltung in ein Lager der Zustimmung und eines der Ablehnung zu verstehen - die es auch gegeben hat -, sondern die positive Einschätzung unter diametral entgegengesetzten Aspekten. Um diese Kluft innerhalb der Rezeption zu verdeutlichen, seien verschiedene Zitate aus einem einzigen kleinen Katalog an den Anfang gestellt. Es handelt sich um die schmale Broschüre, die anlässlich des 75. Geburtstags der Künstlerin am 19. Februar 1952 erschien.

Eine Reihe namhafter Kunstwissenschaftler und Künstler widmete Gabriele Münter lobende Worte, so zum Beispiel der Direktor des Germanischen Nationalmuseums: ”Durch Ihre ganze

[1] Gabriele Münter im Ausstellungskatalog: Gabriele Münter 1877-1962, München 1962, o.S.

lange Schaffenszeit haben Sie sich eine elementare, Ihrem warmherzigen fraulichen Wesen entsprechende Gestaltung bewahrt, die Ihre Freunde vom Blauen Reiter schon vor 40 Jahren als ihre anziehendste Eigenschaft bewundert haben." Der Maler Karl Hofer schrieb seiner Kollegin ganz andere Qualitäten zu: "Wie herrlich ist es zu malen, welch ein Fest, in den Tönen zu wühlen und zu wählen. Welch ein schönes Hand-Werk. Das zeigen die Werke Gabriele Münters in ihrer Saftigkeit und männlichen Kraft."[2]

Was zeigt Gabriele Münters Malerei denn nun tatsächlich: warmherzig-frauliche Gestaltung oder saftig-männliche Kraft? Wie und warum lassen sich aus einem einzigen künstlerischen Œuvre derart entgegengesetzte Eigenschaften herauslesen? Die beiden zitierten Fachleute, der Museumsdirektor und der Künstler, stehen stellvertretend für eine ganze Riege von KunstkennerInnen, deren Meinungen in dieser Hinsicht einander widersprechen. Es lohnt sich also, die Rezeption der Arbeit Gabriele Münters zu verfolgen und dabei die zeitgeschichtlichen Hintergründe für die unterschiedlichen Auffassungen zu beleuchten.

Auf der anderen Seite erscheint es kaum möglich, sich dem Werk Gabriele Münters zu nähern, ohne die Persönlichkeit hinter dem Werk einzubeziehen. Die Künstlerin selbst knüpfte eine enge Verbindung zwischen ihrem Leben und ihrer Kunst: „Alles ist Beichte, jede Äußerung ist Bekenntnis", diese Worte der Malerin zitiert der Katalog der Gedächtnisausstellung 1962 in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus in München.[3] Nachdem Gabriele Münter am 19. Mai 1962, im hohen Alter von 85 Jahren, in ihrem sogenannten „Russenhaus" in Murnau gestorben war, gedachte man ihrer mit 159 Exponaten aus der Zeit von 1903 bis 1957. In der Reihung der Werke aus über 50 Jahren ließ sich ihr Lebensweg ablesen: Landschafts- und Städtebilder, auch die Interieurs und Portraits und sogar die späten Blumenstilleben riefen die wechselvolle Biographie Münters mit ihren Orten und Menschen auf. Die Werke führten ihr langes, über ein halbes Jahrhundert währendes Künstlerinnenleben vor Augen.

Diese Ablesbarkeit des Biographischen aus den Bildern legt die Auseinandersetzung mit der Person der Künstlerin hinter dem Werk nahe. Doch ein solcher Zugang erweist sich grundsätzlich als problematisch, da die Gefahr besteht, dass die Kunstwerke lediglich als biographi-

[2] Ludwig Grote und Karl Hofer, in: Der Malerin Gabriele Münter zum 75. Geburtstag. Am 19. Februar 1952, S. 2 und S. 3.

[3] Ausstellungskatalog: Gabriele Münter 1877-1962, München 1962.

sche Zeugnisse herangezogen und nicht in ihrer künstlerischen Eigenständigkeit gewertet werden. Ähnlich wie bei ihrer früh verstorbenen Künstlerkollegin Paula Modersohn-Becker (1876-1907), deren Tagebücher kurz nach ihrem Tod publiziert wurden, besteht bei Gabriele Münter die Gefahr, die Bilder vorwiegend als Psychogramme zu lesen, das heißt ihre persönliche Lebenssituation, die wir zum Teil bis in intime Details nachvollziehen können, in Bildinhalte oder Stilmittel hineinzudeuten.

Andererseits hat Gabriele Münter selbst ihrem Lebengefährten und Biographen Johannes Eichner gestanden: „Alle meine Bilder stellen Momente meines Lebens dar." [4] Dieser Ausspruch Münters dient mir gewissermaßen als Legitimation, die Bilder an die Persönlichkeit zurückzubinden und ihre Biographie und ihr Werk als eine Durchdringung von Kunst und Leben zu schildern. Ein solches Vorgehen drängt sich außerdem geradezu auf: Zum einen sind von Münter selbst unzählige Briefe und Tagebücher erhalten, die bis zu banalen Einzelheiten Auskunft über ihre Tagesabläufe und ihre seelische Verfassung geben. Zum anderen haben ihre beiden langjährigen Lebensgefährten, Wassilij Kandinsky und Johannes Eichner, sich ausführlich über sie geäußert. Kandinskys Einschätzung seiner Kollegin und Partnerin erfahren wir aus Briefen und Katalogtexten. Eichner publizierte 1957 sein Buch „Kandinsky und Gabriele Münter. Von Ursprüngen moderner Kunst". Alle Quellen vermitteln nicht nur Aufschluss über die Persönlichkeit, sondern - was für die Betrachtung bzw. das Verständnis der Bilder erhellend ist - auch über die Arbeitsweise der Künstlerin und die Entstehungszusammenhänge einzelner Werke.

1.3 Düsseldorf - Amerika - München

Bekannt ist Gabriele Münter durch ihre Gemälde, das heißt als Malerin. Doch die ursprüngliche künstlerische Begabung der 1877 in Berlin geborenen, in Herford und Koblenz aufgewachsenen Gabriele Münter äußerte sich in Zeichnungen, die sie schon als junges Mädchen mit leichter Hand mühelos zu Papier brachte.[5] Bereits ihre Schulhefte füllen, unvermittelt zwischen Schönschreibübungen oder auf Löschblättern, Portraits, Details von Innenräumen oder Naturausschnitte.

---

[4] Zit. nach: Gisela Kleine: Gabriele Münter und Wassily Kandinsky. Frankfurt 1990, S. 14.

[5] Kleine, 1990, S. 40f.

Um eine Zeichnung handelt es sich bei einem ihrer frühen Selbstbildnisse, vermutlich aus dem Sommer 1902 (Selbstbildnis, um 1902, Zeichnung; Städtische Galerie im Lenbachhaus München).[6] Die 25jährige blickt mit großer Ernsthaftigkeit in den Spiegel. Die Mimik der Künstlerin lässt jeden Anflug von unbefangener Heiterkeit vermissen. Die angestrengte Konzentration auf ihre Leistung: die authentische Wiedergabe ihrer Selbst, schreibt ihrem Gesicht Altersspuren ein, welche die junge Frau älter erscheinen lassen, als sie es tatsächlich war. Dunkle Schatten liegen um die Augen, von den Mundwinkeln ziehen sich Falten herab.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie lediglich 1897 eine rund dreimonatige Ausbildung im Zeichnen an der Damenschule in Düsseldorf absolviert, diese jedoch wegen der Krankheit der Mutter abgebrochen. Nach dem Tod ihrer Mutter 1897 - der Vater war bereits 1886 gestorben - besuchte sie mit ihrer Schwester während zwei langer Amerikareisen in den Jahren 1898 bis 1900, dort die zahlreichen Verwandten der Familie.

Ihre Portraitzeichnungen aus Amerika zeigen zwar in Perspektive und Proportion noch Unsicherheiten, doch sie demonstrieren bereits den ausgeprägten Sinn der Anfängerin für das Erfassen des Atmosphärischen einer Situation sowie des Typischen einer Person. Während sie die Menschen zeichnerisch fixierte, begann sie im gleichen Zeitraum ihren Sinn für Farbe zu entdecken, wenn sie das Fluidum einer Landschaft einfangen wollte.

Ein weiteres wesentliches Element ihrer Kunst prägt sich bereits früh aus: das prägnante Festlegen eines Ausschnittes, um das formale Gerüst einer Komposition zu kalkulieren und ihr Geschlossenheit zu verleihen. Eine wichtige Grundlage für das Erkennen entsprechender Partien aus Landschaft oder Interieur war mit Sicherheit die Erfahrung der Photographie. Gabriele Münter erhielt 1899 als Geschenk zum 22. Geburtstag eine Rollfilmkamera, die ihr zum Festhalten von Erinnerungen diente. Während ihres Aufenthaltes in Amerika machte sie rund 400 Fotos von Mensch und Landschaft.

Zurück in Deutschland zog Gabriele Münter 1901 zur Fortsetzung ihres Kunststudiums nach München. Da Frauen an der Akademie nicht zugelassen waren, belegte sie an der Schule des Künstlerinnen-Vereins 1901 und 1902 Kurse im Kopf- und Landschaftszeichnen bei Angelo

---

[6] Zu Münters Selbstbildnissen, vgl.: Shulamith Behr: Die Arbeit am eigenen Bild: Das Selbstportrait bei Gabriele Münter, in: Ausstellungskatalog: Gabriele Münter 1877-1962. Retrospektive, hrsg. von Annegret Hoberg und Helmut Friedel, München 1992, S. 85-89.

Jank, außerdem einen Holzschnittkurs. Gleichzeitig besuchte sie die Bildhauerklasse von Wilhelm Hüsgen an der Phalanx-Schule. Die Phalanx war eine neue Künstlervereinigung, die sich im Mai 1901 zusammengeschlossen hatte, um gegen den überkommenen Akademismus der von Franz von Lenbach geleiteten, traditionsgebundenen Münchner Künstlergenossenschaft zu protestieren. In dieser Bildhauerklasse lernte sie Modellieren und widmete sich unter anderem dem Studium des menschlichen Körpers. Um sich auf diesem Sektor zu vervollkommnen, ergänzte Münter ihre Ausbildung um einen Akt-Kursus, den sogenannten „Abendakt“, ebenfalls an der Phalanx-Schule.

1.4 Begegnung mit dem „lernenden Lehrer“

Diese Entscheidung sollte eine schicksalhafte Bedeutung bekommen, denn den „Abendakt“ leitete Wassily Kandinsky (1866-1944). Sehr schnell wurde der jungen Kunststudentin klar, dass sie in ihm den richtigen Lehrer gefunden hatte, der ihr spezifisches Talent erkannte und es fördern wollte, ohne sie dirigistisch einzuengen. ”Das war dann ein neues künstlerisches Erlebnis, wie Kandinsky ganz anders als die anderen Lehrer eingehend gründlich erklärte und mich ansah wie einen bewusst strebenden Menschen, der sich Aufgaben und Ziele stellen kann. Das war mir neu und machte Eindruck.”[7] Eindruck machte allerdings auch die Schülerin auf ihren Lehrer, der ihr gegenüber bekannte: ”Du bist hoffnungslos als Schüler - man kann dir nichts beibringen. Du kannst nur machen, was in dir gewachsen ist. Du hast alles von Natur. Was ich für dich tun kann, ist, dein Talent zu hüten und zu pflegen, dass nichts Falsches dazukommt.”[8]

Kandinsky, obwohl bereits Lehrer, war selbst noch Lernender und künstlerisch auf der Suche. 1896 war der promovierte Jurist, im Alter von 30 Jahren, mit seiner Frau Anja Semjakin aus Moskau nach München übergesiedelt, wo er als Privatschüler bei Anton Azbè und Franz Stuck Malerei und Zeichnung zu studieren begann. 1901 initiierte er die Gründung der Phalanx-Gruppe. Die Lehrtätigkeit an der angegliederten Schule sah er nicht als lästiges Übel zu seiner materiellen Absicherung, sondern er begriff sich als „lernender Lehrer”,[9] der den Un-

---

7 Münter, 1962, o.S.

8 Erinnerung Münters, in: Johannes Eichner: Kandinsky und Gabriele Münter. Von Ursprüngen moderner Kunst, München, 1957, S. 38.

9 Kleine, 1990, Kapitel 5: Der lernende Lehrer, S. 121.

terricht gleichermaßen als Möglichkeit zur eigenen Weiterbildung und zum Austausch mit Gleichgesinnten nutzte.

Unter Anleitung Kandinskys malte Münter ihre ersten Ölbilder. Die frühesten erhaltenen Ölstudien entstanden 1903 in Kallmünz, einem kleinen fränkischen Dorf, wohin Kandinsky im Sommer mit seiner Klasse zum Malunterricht fuhr. Der Sommerkurs diente zur Einübung der Plein-Air-Malerei, dem Erlernen der Wiedergabe von Natureindrücken. In impressionistischer Manier sollte die Licht- und Luftatmosphäre eingefangen werden, dem Prinzip der Farbzerlegung folgend, indem die Konturen aufgelöst und die Dinge mit einem Farbschleier überzogen werden.

Während sie die Architektur und die Landschaft bereits gut bewältigte, wirkt Münters erste Figurendarstellung in Öl noch etwas unbeholfen, obwohl sie im Zeichnerischen die Personendarstellung bereits gut beherrschte. Ihr Objekt war ihr Lehrer - und seit dem Sommer 1903 auch ihr Geliebter: Wassilij Kandinsky (Kandinsky beim Landschaftsmalen, 1903, Öl auf Leinwandkarton; Städtische Galerie im Lenbachhaus München).

Die Beziehung des Paares Münter - Kandinsky gestaltete sich problematisch. Zum einen waren die äußeren Bedingungen ausgesprochen konfliktträchtig: Kandinsky war noch verheiratet - erst 1911 ließ er sich von seiner ersten Frau scheiden -, außerdem zog eine „wilde Ehe“, besonders für eine Frau zu Anfang des 20. Jahrhunderts noch die bürgerliche Ächtung auf sich. Das Paar suchte diesen Konflikten durch ausgedehnte Reisen zu entgehen, bis Münter im August 1909 ihr Haus in Murnau kaufte, das besonders im Sommer zu ihrem Refugium wurde. Die Winter verbrachten sie überwiegend in München, wo Münter im Oktober 1909 in Kandinskys Wohnung einzog.

Künstlerin und Künstler begriffen sich als gegensätzliche, einander ergänzende und dadurch fördernde und fordernde Gegengewichte. Schon bei der ersten Begegnung war Kandinsky das außergewöhnliche Zeichentalent seiner Schülerin aufgefallen, welches er als Gegenpol zu seiner koloristischen Begabung wertete. Relativ bald allerdings versuchte er, seine künstlerisch ebenbürtige Partnerin zu vereinnahmen, sie zu einem Teil seiner Selbst zu machen, sie sich wie ein zweites Ich einzuverleiben. Er strebte eine unauflösbare Verflechtung an, wünschte sich beide”von einer Haut umschlossen” (1902). Doch die ersehnte Symbiose funktionierte nur in seiner Vorstellung. In der Realität überwogen die Spannungen zwischen den beiden schöpferischen Menschen. Kandinskys Wunsch, „wenn Du immer ordentlich und brav tust,

was ich will, ohne Ermahnung" (Brief vom 20.9.1905), konnte und wollte die eigenwillige Münter nicht entsprechen.[10] Sie, die während ihrer Studienzeit regelmäßig Vorträge von Frauenrechtlerinnen gehört und Kontakt mit dem „Verein für Fraueninteressen" gepflegt hatte, war nicht bis zur völligen Selbstaufgabe bereit, sich einem Mann unterzuordnen.

Die Unvereinbarkeit von Phantasie und Wirklichkeit war kennzeichnend für die gesamte Beziehung des Künstlerpaares Münter - Kandinsky. Der Konflikt zwischen Selbstbehauptung und Aufgehen im Anderen erzeugte bei jedem Zusammensein tiefgreifende Spannungen. Glücklich schien ihre Liebe wesentlich in der Distanz zu sein, die sie aufgrund längerer Reisen auch immer wieder herstellen konnte. In den zahlreich erhaltenen Briefen wurde die tiefe Zuneigung beschworen, allerdings endete fast jedes Zusammentreffen in einem Desaster. Sehnsucht und Einbildungskraft erzeugten aus der Ferne eine phantasierte Harmonie, doch in der Nähe verflüchtigen sich die Gefühle. „Briefe waren das angemessene Zeichen ihrer Bindung"[11] und das Ritual des täglichen Schreibens beschwor die Illusion der Kontrolle über den Anderen.

1.5 Umbruch – Anerkennung - Selbstbefragung

Der Umbruch in Münters Malerei ereignete sich im August 1908. Das Paar verbrachte mehrere Wochen in Murnau, wo Münters Bilder innerhalb einer äußerst kurzen, aber intensiven Schaffensperiode von nur zwei Wochen ein grundlegend neues Gepräge erhielten. „1908 fand ich hier am Staffelsee in kurzer Spätsommerzeit bei höchstem Arbeitsschwung zu der mir gemäßen Weise von Malerei", erinnerte sich Münter später.[12] "Von nun an bemühte ich mich nicht mehr um nachrechenbare, 'richtige' Form der Dinge, und doch habe ich nie die Natur überwunden, zerschlagen oder gar verhöhnen wollen. Ich stellte die Welt dar, wie sie mir wesentlich schien, wie sie mich packte."[13]

---

[10] Zit. nach: Kleine, 1990, S. 262f.

[11] Kleine, 1990, S. 266

[12] Gabriele Münter über sich selbst, in: das Kunstwerk, Jg. 2, H. 7, 1948, S. 25ff; zit. nach: Kleine, 1990, S. 319.

[13] Münter, 1925, S. 25; zit. nach: Kleine, 1990, S. 321f.

Der radikale Stilwandel führte von der impressionistischen Auflösung und Farbzerlegung mit einer stärkeren Anlehnung an die Natur hin zu einer expressiven Farbfeldmalerei, bei der die Farben und Formen konstruktiv-kompositorischen Belangen untergeordnet und die Gegenstände abstrahiert werden. Die pastose, schnelle Spachteltechnik wurde durch einen dünnen, langsameren Farbauftrag mit trockenem Pinsel abgelöst. Auf die malerische Erzeugung von Raumtiefe wird gänzlich verzichtet. Die Stilmittel berufen sich auf das große französische Vorbild Henri Matisse, mit dem sich Münter im Winter 1908/09 auseinandergesetzt hatte.

Ein im Jahr 1909 entstandenes Gemälde ist sowohl Beleg für Münters durchgreifenden Stilwandel, als auch Zeugnis ihrer veränderten Lebenssituation. Bei dem Paar, das Münter auf einer Wiese lagernd schildert, handelt es sich um die Künstlerfreunde Marianne von Werefkin und Alexej Jawlensky, die Kandinsky und sie im August 1908 in der Sommerfrische im oberbayrischen Murnau besuchten (Jawlensky und Werefkin, 1909, Öl auf Pappe; Städtische Galerie im Lenbachhaus München). Bei dem Doppelportrait der Freunde ging es Münter weniger um physiognomische Details - die Gesichter sind als leere Flächen belassen - als vielmehr um die jeweilige Haltung und das Verhältnis zueinander. Die dominante Werefkin mit dem riesigen Hut sitzt in wachsam aufgerichteter Pose, ihr Schützling kehrt ihr entspannt liegend den Rücken zu. Die Figuren sind von kräftigen schwarzen Konturen eingefasst. Dieses Stilmittel des von Paul Gauguin entwickelten sog. Cloisonnismus hatte Jawlensky der Malerin vermittelt.

Münter selbst hatte 1906 in Frankreich in den Bildern der Fauves die Möglichkeit des Verzichts auf ein beschreibendes Kolorit kennen gelernt. Auch bei ihr verloren die Farben ihre Abhängigkeit von den Gegenständen. Die Malerin verfügte nun wesentlich freier über ihr Medium. Ihre immer schon ausdrucksstarke Liniensprache übertrug sie auf eine undoktrinäre Farbgebung und begriff den Wert der Farbe als Ausdrucksträger. Radikal reduzierte sie die Formen auf klare, leuchtende, oft kontrastierende Farbflächen. Ein Übereinanderstaffeln von Farbzonen ersetzte die linearperspektivisch konstruierte Raumtiefe. ”Ich habe da,” fasste die Künstlerin zusammen, ”nach kurzer Zeit der Qual einen großen Sprung gemacht - vom Natur-

abmalen - mehr oder weniger impressionistisch - zum Fühlen eines Inhalts, zum Abstrahieren - zum Geben eines Extrakts."[14]

Im Jahr des Umbruchs, 1908/09, entstand Münters großes "Selbstbildnis vor der Staffelei" (Selbstportrait vor der Staffelei, 1908/09, Öl auf Leinwand; Privatbesitz). Zwar diente dieses größte ihrer Selbstportraits der Bekundung ihres Berufs als Malerin. Doch in seltsamem Gegensatz hierzu steht die eher unpassende Kleidung. Der riesige, mit Blumen beladene gelbe Hut, dessen Reflexe auf Stirn und Kinn aufscheinen, deutet einen gewissen Zwang zur Konvention an, indem er, zusammen mit dem elegant über die Schulter drapierten Tuch und dem auffälligen roten Schmuckstein, nachdrücklich einen gehobenen gesellschaftlichen Status anzeigt. Münters Blick unter der breiten Krempe wirkt angespannt, sie hat den Betrachter - bzw. sich selbst im Spiegel - fest im Blick.

Als dieses Selbstbildnis entstand, hatte die Künstlerin bereits eine Reihe von Erfolgen verbucht. So befand die Kritik 1908 anlässlich der Gabriele Münter-Sonderschau in der Kölner Galerie Lenoble: "Es liegt eine besondere Kühnheit und ein ungewöhnlicher Strebensernst in diesen ohne jede Rücksicht auf die Durchschnittsanschauung geschaffenen Bildern."[15] In der französischen Metropole Paris registrierte die Fachpresse im gleichen Jahr anerkennend ihren Aufstieg: "Es ist erstaunlich, wie schnell Mlle. Münter sich einen wahrhaft beneidenswerten Platz erobert hat. Sie entfaltet ... - unverwechselbar in ihrer Art, die Dinge zu sehen - eine weibliche Sensibilität, vermischt mit einer eigenwilligen Herbheit."[16]

Während Münter in dem Selbstbildnis von 1908 ihr Gesicht sorgfältig mit kleinteiligen Farbschraffuren modellierte, sah sie sich in dem ein Jahr später entstandenen, eigenartigen und doch prägnanten "Selbstbildnis" als gesichtsloses Wesen (Selbstbildnis, 1909, Öl auf Pappe; Privatbesitz). Den auffälligen Hut und das weiße Kleid tauschte sie gegen eine schwarze Garderobe ein. Untätig sitzt sie an einer Hausecke, an der die heftigen Komplementärkontraste der roten und grünen Farbflächen aufeinanderprallen. Ihre eigene Passivität steht der aufre-

---

14 Tagebuch, Mai 1911; zit. nach: Der Blaue Reiter, hrsg. von Christine Hopfengart, Ausstellungskatalog Bremen 2000, S. 122.

15 Kölnisches Tageblatt, 9.1.1908; zit. nach: Kleine, 1990, S. 285f.

16 Kritik anläßlich des Salon d'Automne 1908, in: Les Tendences Nouvelles, Jg. 4, Nr. 39, Nov. 1908, S. 835; zit. nach: Kleine, 1990, S. 259.

genden Aktivität des Kolorits gegenüber, ihre traurige Farblosigkeit der Buntheit der Farben. So radikal Gabriele Münter in ihrer Malerei war, so unaufdringlich, zurückhaltend und bisweilen unsicher trat sie selbst auf. Als Person zog sie sich hinter ihre Bilder zurück.

1.6 Die „Neue Künstlervereinigung“

Beide Selbstdarstellungen Münters fallen in die Zeit, als im Münchner Salon der Werefkin der Plan zu einer Künstlervereinigung reifte, die der als zu konventionell empfundenen ”Münchner Sezession” die Stirn bieten konnte. Am 22. Januar 1909 fertigte Gabriele Münter handschriftlich die Gründungsurkunde eines noch namenlosen Zusammenschlusses: ”Die Unterzeichneten haben heute in München einen Verein unter dem Namen ... mit dem Sitz in München gegründet. Das Ziel dieses Vereins ist, Kunstausstellungen in Deutschland wie im Ausland zu veranstalten.”[17] Gründungsmitglieder waren neben Münter, Kandinsky, Werefkin und Jawlensky sowie den Malern Adolf Erbslöh, Alexander Kanoldt und Alfred Kubin, die beiden Kunstliebhaber Oskar Wittenstein und Heinrich Schnabel. „Kandinsky entschloss sich, den Vorsitz anzunehmen, da es sonst niemand konnte“, hielt Münter treffend fest.[18] Der Vorsitzende prägte das Image der Vereinigung maßgeblich, wovon auch seine Entwürfe für die Mitgliedskarte und das Ausstellungsplakat zeugen.

Kandinsky war das Haupt der Gruppe. Seine Funktion als Steuermann lässt sich aus Münters, in dieser Hinsicht aufschlussreichem Gemälde „Kahnfahrt” aus dem Jahr 1910 ablesen (Kahnfahrt, 1910, Öl auf Leinwand; Milwaukee Art Museum). Kandinsky überragt die Gruppe, sein Kopf schiebt sich über die Horizontlinie hinaus. Er gibt die Richtung an. Die fleißige Münter rudert den Kahn, allerdings mit dem Rücken zum Betrachter, also nicht zu erkennen. Marianne von Werefkin blickt aus dunklen Augen frontal auf ihr Gegenüber. Jawlensky ist nur indirekt anwesend, in Gestalt seines Sohnes Andreas, den er mit seiner Haushälterin hatte. In der Mimik des kleinen Jungen mit den großen Augen, die einen erstaunten Gesichtsausdruck heraufbeschwören, spiegeln sich Physiognomie und Charakter des Vaters.

---

17 Eintragung ins Vereinsregister am 22. März 1909.

18 Aus Münters Tagebuch; zit. nach: Kleine, 1990, S. 340.

Die erste Ausstellung der „Neuen Künstlervereinigung” mit 128 Werken fand im Dezember 1909 in der „Modernen Galerie Thannhauser” in München statt.[19] Mit 21 Arbeiten steuerte Gabriele Münter die größte Werkgruppe bei. Das Publikum reagierte empört auf die ungewöhnlichen Bilder der Avantgarde, und es ist die Anekdote überliefert, dass Thannhauser sich bei den Künstlern beschwerte, weil er Abend für Abend die Bilder abtrocknen müsse, die das Publikum angespuckt habe. Ein Auszug aus dem Vokabular der Kritiker zeugt ebenfalls nicht von Verständnis für die neue Kunst: Wer so male, sei entweder irrsinnig oder ein Bluffer, auf alle Fälle handele es sich um „eine Horde von Stümpern”, die in einem Rausch des „wüsten Sichgehenlassens” „konzentrierten Unsinn” hervorgebracht hätten. Insofern zeige die Schau „eine Synthese aus sämtlichen Unzulänglichkeiten”. Beanstandet wurde die „Loslösung von der Natur, der Wahrhaftigkeit und allem soliden Können”. Eine Zumutung sei die Ausstellung, „bei deren Betreten auch der schaudernd zurückprallt, der einiges zu ertragen gewohnt ist... Für die, die nichts können, aber etwas vorstellen wollen, gibt’s hier wundervolle Rezepte”[20]. In Bezug auf Münter waren einige Kritiker gespalten: ”Es ist nicht einfach zu fassen, wie jemand, dem solche Kabinettstückchen gelingen, dann wieder ... mit närrischen Farben und wüsten Linien auf der Leinwand herumzufuhrwerken vermag!”[21]

Der theoretische und praktische Austausch über die neue Kunst fand zwischen den Paaren gewissermaßen über Kreuz statt: Während Kandinsky und Werefkin über die Möglichkeiten der Loslösung vom Gegenständlichen und den Weg zur Abstraktion diskutierten, fanden sich Münter und Jawlensky auf der Suche nach der großen Form, der Rückführung der Dingwelt auf das Wesentliche. Jawlensky war in Paris mit der Malerei der Fauves in Berührung gekommen, die ihn stark beeinflusst hatte. Ausdrucksstarke Farben und kräftige Kontraste, eine flächige Malweise und eine harte schwarze Kontur sind Kennzeichen seiner Bilder.

Jawlensky, so Münter, war weniger intellektuell oder intelligent als Kandinsky und Klee und ihre Theorien verwirrten ihn oft. Einmal malte ich ein Porträt, das ich ‘Zuhören’ nannte und das Jawlensky darstellt, wie er mit einem verdutzten Ausdruck in seinem pausbäckigen Ge-

---

[19] Thannhauser hatte sich, allerdings erst auf Fürsprache des Generaldirektors der Staatlichen Gemäldesammlungen, Hugo von Tschudi, bereit gefunden, seine Räume zur Verfügung zu stellen.

[20] Zitate aus den Kritiken nach: Kleine, 1990, S. 346-348.

[21] H. Eßwein, in: Münchner Post, 10.12.1909; zit. nach: Kleine, 1990, S. 347.

sicht neuen Kunsttheorien von Kandinsky lauscht.” (Zuhören - Bildnis Jawlensky, 1909, Öl auf Pappe; Städtische Galerie im Lenbachhaus München)[22] Mit Ironie und einer äußersten, nicht mehr zu steigernden Reduktion der kompositorischen und malerischen Mittel erfasste Münter den Charakter des Malerfreundes unglaublich treffsicher.

Innerhalb der Gruppe versuchte Münter, die ihr gemäße Rolle zu finden. Ihr war durchaus bewusst, dass sie als Anhängsel von Kandinsky gesehen wurde. ”Als wir die Vereinigung gründeten, sträubte ich mich aus Bescheidenheit, als Mitgründer zu unterschreiben u. doch waren Erbslöh und Kanoldt nicht älter in der Kunst als ich - sie schienen mir aber viel fertiger u. waren selbstbewusster. K. zwang mich, zu unterschreiben. Ich hielt mich auch für viel zu wenig, eine Künstlervereinigung zu gründen, zusammen mit bedeutenden Malern - Diese Haltung schien für mich typisch zu sein. Ich komme mir leicht ‘wenig’ vor - und die anderen scheinen mir immer mehr.”[23]

In einer solch verzagten, kleinlauten, vielleicht auch verzweifelten Stimmung könnte das Selbstbildnis von 1909/10 entstanden sein (Selbstbildnis, um 1909/10, Öl auf Pappe; Fondanzione Thyssen-Bornemissa, Lugano). Ernst, müde und desillusioniert sieht sich die 33jährige im Spiegel. Aus dem halb verschatteten, von harten Pinselstrichen durchfurchten Gesicht blicken ihre Augen ins Leere. ”Ich habe an vielen Selbstbildnissen zur Genüge erfahren, dass ich ein scheußliches Modell bin.” [24] Ein solch deprimiertes Statement entspricht der schonungslosen Bestandsaufnahme.

In ein düsteres Ambiente versetzte sie sich in einem weiteren Selbstportrait im Atelier im Obergeschoß des Murnauer Hauses (Selbstbildnis an der Staffelei, um 1911, Öl auf Pappe; Privatbesitz Stuttgart). Das einzig leuchtend Bunte sind die Farbkleckse auf der Palette. In dieser Selbstdarstellung geht es ausschließlich um den Akt des Malens. Die Gestalt im fleckigen Malkittel ist konzentriert in ihr Tun versunken und nicht auf einen möglichen Betrachter bezogen. Ihr Blick ist auf das Werk gerichtet, das ihr inzwischen beträchtliche Erfolge eingebracht und sie auf ihrem künstlerischen Weg bestärkt hatte. Ihre mutige Kompromisslosigkeit

---

22 Zit. nach: Ausstellungskatalog Münter 1992, S. 264.

23 Handschriftliche Notiz, undatiert.

24 Münter in einem Brief an Emmy Klinker, 30.12.1952; zit. nach: Kleine, 1990, S. 337.

begründete jedoch auch ihre häufige Einsamkeit. Münter besaß eine nur schwer zu überwindende Scheu vor gesellschaftlichen Auftritten.

1.7 Geistige Ideen an den Dingen offenbaren

Gabriele Münter wandte sich, in ihrem Leben wie in ihrer Kunst, gegen jegliche manieristische Pose. Ihre Malerei war auf persönliche Überzeugung gegründet, entsprang einer inneren Notwendigkeit. In ihren Bildern verband sie die äußere Umgebung mit ihrer inneren Welt. „Meine Arbeiten erscheinen mir oft zu verschieden, und dann meine ich auch wieder, dass es doch eine Persönlichkeit ist, die das Verschiedene macht”[25], bemerkte Münter und vermutete auch den Grund hierfür: ”Ist es nicht dumm, dass ich immer nur Stimmungen male?”[26]

Für ihre Stillleben beispielsweise ließ sich Münter von einem vorgefundenen, zufälligen Arrangement inspirieren: ”Heute hab’ ich mir zwei Stillleben erlaubt, oder: sie haben mich gezwungen.”[27] Die Anregung empfing sie von außen, ohne dass sie etwas künstlich arrangieren musste. Sie überließ sich ihrem Sehen. Etwas sprang ihr ins Auge - beispielsweise die Kombination von einer Blumenvase und den Heiligenfiguren auf ihrem Wohnzimmertisch (Dunkles Stilleben, 1911, Öl auf Leinwand; Städtische Galerie im Lenbachhaus München). Das Kleine und scheinbar Unbedeutende wird groß gesehen und erzeugt eine verwunschene Stimmung, die sich dem Betrachter mitteilt.

Gabriele Münter verwendete große Sorgfalt auf eine durchstrukturierte Komposition ihrer Bilder: ”Wer aufmerksam meine Gemälde betrachtet, findet in ihnen den Zeichner. Trotz aller Farbigkeit ist ein festes zeichnerisches Gerüst da. Meist zeichne ich meine Bilder mit schwarzem Pinsel auf die Pappe oder Leinwand, ehe ich an die Farbe gehe. Zugrunde liegt in der Regel eine kleine Bleistiftskizze, die ich unter dem Eindruck des Motivs gemacht habe.”[28]

Die Murnauer Vorgebirgskulisse inspirierte Münster zu unzähligen Landschaftsbildern (Landschaft mit weißer Mauer, 1910, Öl auf Pappe; Karl Ernst Osthaus-Museum Hagen). Eine far-

---

25 Münter an Kandinsky, 5.11.1910; zit. nach: Kleine, 1990, S. 408.

26 Tagebucheintrag 1911; zit. nach: Kleine, 1990, S. 410.

27 Münter an Arnold Schönberg, 13.11.1912; zit. nach: Kleine, 1990, S.409.

28 Gabriele Münter: Bekenntnisse und Erinnerungen; zit. nach: Kleine, 1990, S. 320.

bige Klarheit prägt die von den Einzelheiten abgelösten und flächig gesehenen Naturschilderungen. Großzügige Farbfelder stoßen abrupt, ohne Abstufungen des Kolorits, aufeinander. Die Farbflächen sind nicht hintereinander, sondern übereinander gestaffelt. Man erkennt weder eine Lichtquelle noch eine Luftperspektive. Vorder- und Hintergrund zeigen die gleiche Farbintensität.

Es liegt auf der Hand, warum die Künstlerin von der lokalen Volkskunst fasziniert war und 1909 die Hinterglasmalerei, nicht nur für sich, entdeckte. ”Ich war in Murnau - soviel ich weiß - die erste, die Glasscheiben nahm und auch etwas machte ... Ich war entzückt von der Technik und wie schön das ging und erzählte K. immer davon, um auch ihn anzuregen - bis er auch anfing und dann viele Glasbilder machte.”[29] Tradition und Moderne finden in der Glasmalerei zu einer gemeinsamen Auffassung vom expressiven Reiz einer vereinfachten, klaren Formensprache in Verbindung mit leuchtenden Farben (Murnau von der Wasserseite, 1910, Hinterglasbild, Städtische Galerie im Lenbachhaus München). Münter lernte bei einem Murnauer Glasmaler die traditionelle Technik und kopierte zunächst alte Vorlagen, bis sie schließlich eigene Motive auf Glasscheiben übertrug.

Im Jahr 1910 gestalteten Münter und Kandinsky jeweils eine ”Landschaft mit Kirche”, die den Blick aus ihrem Murnauer Haus über den Garten und ein Nachbarhaus bis zur Dorfkirche auf dem gegenüberliegenden Hügel wiedergibt (Gabriele Münter: Landschaft mit Kirche, 1910, Öl auf Malkarton; Slg. Ströher, Darmstadt sowie Wassily Kandinsky: Murnau mit Kirche I, 1910, Öl auf Pappe; Städtische Galerie im Lenbachhaus München). Die Ähnlichkeit des Motivs ermöglicht einen Vergleich ihrer unterschiedlichen Auffassungen und Stilmittel. Münter malt mit einem vehementen Pinselstrich in starken Farben. Kandinskys Palette ist lichter, der Farbauftrag leichter. Trotz des spürbar vibrierenden Duktus suchte Münter Einfachheit und Klarheit. Ihre querformatige Komposition erfasst den individuell empfundenen Eindruck der breit gelagerten Landschaft. Kandinsky dagegen wollte durch seine Malerei die materielle Welt überwinden und in die transzendente Sphäre eintauchen. In seinem hochformatigen Gemälde schwebt die Kirche in himmlischen Regionen über Farbwolken. Für ihn war Malerei ein Entgrenzungs-, für Münter ein Verdichtungsvorgang. Kandinsky schrieb ästhetischen Fragen einen metaphysischen Rang zu. Dagegen ging Münter davon aus, dass geistige Ideen an

[29] Aufzeichnung Münters vom 10. Februar 1933, in: Münter, 1962, o. S.

den Dingen offenbar gemacht werden könnten: ”Für dies Unsichtbare, worauf es ankommt, ist das sichtbar Körperliche das natürliche Symbol.”[30]

1.8 Der Blaue Reiter

Ende 1911 hatten sich die Gegensätze zwischen den konservativeren und den fortschrittlichen Kräften in der „Neuen Künstlervereinigung München“ zugespitzt. Am 2. Dezember 1911 traten Kandinsky und Münter zusammen mit dem inzwischen zur Künstlervereinigung gestoßenen Franz Marc sowie Alfred Kubin aus der Gruppe aus. Sie organisierten eine Gegenausstellung unter dem Titel „Erste Ausstellung der Redaktion Der Blaue Reiter”, die bis Januar 1912 wieder in der Galerie Thannhauser gezeigt wurde. Während das Publikum die Präsentation, wie gewohnt, mit derben Ausdrücken schmähte - ”Plunder”, ”Schwindel”, ”Ausdruck des Wahnsinns” - ignorierte die Presse die Schau.[31]

Die symbolische Gestalt des Blauen Reiters hatte Kandinsky aus dem in der Gegend von Murnau besonders verehrten Ritterheiligen Georg abgeleitet. Dieser verkörpert den Kampf des Guten gegen das Böse. Im Sinne von Kandinsky stand er für den Sieg der geistigen Werte über den oberflächlichen Materialismus. Die Forderung des Blauen Reiters war die Befreiung von einer vorgeschriebenen, verbindlichen Kunstform. Die Künstler wollten für die Gleichberechtigung aller künstlerischen Ausdrucksformen eintreten. Unter dem übergeordneten Leitgedanken innerer Wahrhaftigkeit strebten sie die Zusammenfassung und Versöhnung des stilistisch Uneinheitlichen an.

Im Mai 1912 erschien der Almanach „Der Blaue Reiter”. Er war das Dokument der Leitidee einer Lösung vom Stildiktat, eine programmatische Schrift der künstlerischen Freiheit. 141 Reproduktionen von Werken verschiedener Völker, Epochen und Regionen sollten deren innere Verwandtschaft, trotz der formalen Ungleichheiten, belegen. Franz Marc steuerte Artikel zum Verhältnis von Künstler und Gesellschaft bei, Kandinsky ließ sich über ästhetische Fragen aus. Obwohl Gabriele Münter, neben Kandinsky, den größten Anteil an der Publikation hatte und die zehnmonatigen Vorbereitungen maßgeblich betreute - Korrespondenz, Redaktion, Beschaffung der Reproduktionen, Initialen, Vignetten, Musikbeilagen und Artikel,

---

30 Gabriele Münter: Bekenntnisse und Erinnerungen; zit. nach: Kleine, 1990, S. 313.

31 Vgl. Kleine, 1990, S. 385.

schließlich Versand, Korrekturlesen und Mahnungen - wird sie im Impressum nicht genannt. Ihre tiefe, nachhaltige Frustration erinnerte sie noch Jahre später: „Daß ich mitbestimmend war, hat wohl niemand gefunden ... außer Kandinsky. Alle sahen doch in mir die malende Dame vom Dutzend“, notierte sie 1926 in ihr Tagebuch. „Ich war in vieler Augen doch nur eine unnötige Beigabe zu Kandinsky. Daß eine Frau ein ursprüngliches, echtes Talent haben und ein schöpferischer Mensch sein kann, wird gern vergessen.”[32]

In einer Interieurdarstellung, in der sie ihren Lebensgefährten szenisch eingebunden zeigt, veranschaulichte Münter das Typische seines Umgangs mit anderen Menschen (Kandinsky und Erma Bossi am Tisch, 1912, Öl auf Leinwand; Städtische Galerie im Lenbachhaus München). Kandinsky sitzt mit der Malerin Erma Bossi am Tisch, diese lauscht ihm gebannt. Deutlich wird Kandinskys Hang zum Dozieren, die Anspannung in der Konzentration auf seine verbalen Ausführungen und seine Überzeugungskraft im Gespräch. Münters emotionale Distanzierung von ihrem langjährigen Freund drückt sich nicht nur in der räumlichen Distanz und seiner Platzierung hinter dem Tisch aus. Nicht ohne Ironie teilt Münter Kandinsky in zwei Hälfen: oberhalb der Tischplatte mit der blütenweißen Decke der intellektuelle Dozent mit der runden Brille und der rhetorischen Geste, unter dem Tisch die nackten Beine mit den rustikalen Wollgamaschen und den derben Sandalen des leidenschaftlichen Wanderers und Gärtners.

Sogar ein Portrait von Paul Klee, auf dem Kandinsky unsichtbar bleibt, zeigt indirekt in der gebannten Faszination Klees durch sein Gegenüber den charismatischen Widerschein des Blaue Reiter-Chefs (Mann im Sessel - Paul Klee, 1913, Öl auf Leinwand; Bayrische Staatsgemäldesammlungen München). Die Entstehungsgeschichte des Gemäldes ist generell aufschlussreich im Hinblick auf Münters Art und Weise der Bildfindung. ”Einmal - ... 1913 ... erschien Klee in der weißen Hose... Als er in meinem großen Nachdenksessel saß und sich mit Kandinsky unterhielt, sah ich ihn plötzlich im Zimmer und das Zimmer mit ihm ganz bildhaft. ... Die weiße Hose stand im Mittelpunkt des Bildes, und der Mann war in lauter Rechtecke mit dem Sessel und den Bildern an der Wand verwachsen.” - ”Es will kein Porträt sein, wie das schon der Titel ‘Mann im Sessel’ anzeigt, sondern es ist ein Bild-gewordenes Augenerlebnis von einem Ganzen, in dessen Dunkelheiten und geheimnisvoller Vielfältigkeit die weiße

[32] Tagebucheintrag vom 27.10.26; zit. nach: Kleine, 1990, S. 406 und S. 11.

Hose fast ironisch leuchtet."[33] Das Visionäre, das Klingen und Vibrieren der Dinge findet seinen malerischen Ausdruck in der gegenüber früheren Gemälden unruhigeren Binnenstrukturierung der Farbflächen, die in den beiden Vorkriegsjahren Münters Malweise kennzeichnet.

Der Auflösung der Einheitlichkeit der Farbflächen entsprechen Münters Versuche einer Auflösung der gegenstandsbeschreibenden Form. 1912 entstand ihre erste abstrakte Komposition. An ihr lässt sich der Weg zu einer Loslösung vom Gegenständlichen anschaulich vorführen, weil ihr eine Figurenkomposition zugrunde lag (Nach dem Tee I, 1912, Öl auf Pappe; Toyota Sogo Co., Toyota-shi).[34] Münter war mit ihrer Studie „Nach dem Tee" unzufrieden und verwandelte sie in die „Abstraktion 25.4.1912" (Abstraktion 25.4.1912, Öl auf Pappe; Staatliche Museen preußischer Kulturbesitz, Nationalgalerie Berlin). Der kompositorische Aufbau des abstrakten Bildes entspricht der Interieurszene: Das Liniengerüst wurde aus den Konturen der Personen und Dinge entwickelt, und auch die Anordnung der Farbfelder zeigt enge Übereinstimmungen. „Das, was im ungegenständlichen Bild von der figürlichen Darstellung noch anklingt, ist ... weitgehend die Kulisse, ein Teil ihrer Ausstattung und ihr räumliches Ambiente. Im Prozess der Abstrahierung wurde der Raum seiner menschlichen Bewohner beraubt ... Nur seine Struktur blieb erhalten: Wir erkennen sie als ein Netzwerk schwarzer linearer Konturierungen quasi-geometrischer Farbformen, die sich in und vor einem räumlichen Umfeld aus unbestimmtem Weiß und gedämpftem Braun verteilen."[35]

Das bildliche Festhalten der Szene zur Erinnerung an ein bestimmtes Ereignis - ein Besuch des Kunsthändlers Hans Goltz mit seiner Frau und deren Freundin - war Gabriele Münter ihrer Meinung nach zunächst nicht geglückt. Die ungegenständliche Komposition ersetzte das vorgesehene Figurenbild. Die Abstraktion beinhaltet ausschließlich das Atmosphärische dieser Begebenheit und ist insofern bildgewordene Erinnerung an Gefühle und Stimmungen, welche das Geschehen charakterisierten. Münter suchte, wie immer, die Konzentration auf das Wesentliche der Wirklichkeit.

---

33 Münter; zit. in: Eichner, 1957, S. 155 und aus einem Manuskript Münters, zit. nach: Ausstellungskatalog Münter 1992, S. 276.

34 Vgl.: Reinhold Heller: Innenräume: Erlebnis, Erinnerung und Synthese in der Kunst Gabriele Münters, in: Ausstellungskatalog Münter 1992, S. 47-66.

35 Heller, 1992, S. 50.

1.9 Trennung - Anklage - Neubeginn

Diesem Grundprinzip ihres Kunstschaffens blieb Münter ihr Leben lang treu, auch wenn in ihrem Œuvre gelegentliche Stilwandel auftauchen. 1913 erlebte Gabriele Münter den Höhepunkt ihres Erfolges: Der einflussreiche Kunsthändler Herwarth Walden zeigte in seiner „Sturm"-Galerie in Berlin eine Retrospektive ihres Schaffens mit 84 Gemälden von 1904-1913, die anschließend auf Deutschlandtournee ging. Nach Kriegsausbruch 1914 floh Kandinsky nach Moskau. Münter siedelte 1915 nach Stockholm, um im neutralen Ausland auf ihn und die versprochene Eheschließung zu warten. 1916 besuchte Kandinsky sie noch ein letztes Mal (Gabriele Münter und Wassiliy Kandinsky, Stockholm 1916). Nach dem Abschied im März 1916 sah sie ihn nie wieder, und er heiratete ohne ihr Wissen eine wesentlich jüngere Frau.

Trotzig verwendete Münter ab 1917 den Doppelnamen Münter-Kandinsky.[36] Ihre Kränkung war ungeheuer groß und schlug sich in verbitterten Tagebucheintragungen mit dem Titel "Beichte und Anklage" nieder: "Du hast mich nie froh und glücklich gemacht - aber ich glaubte an Dich, und ich lebte mit Dir und verlangte nichts weiter für mich, da ich Dich hatte (...) Ich glaube mich wohl zu erinnern, daß ich Dir manche künstlerische Anregung, Impulse, Initiativen gegeben habe. Ich erinnere mich auch, daß Du von ewiger Dankbarkeit gesprochen hast. Deine Entwicklung hast Du an meiner Seite gemacht, und ich zweifle sehr, ob Du die Höhe der Werke der 'Unglücksjahre' von 1909 bis 1914 noch einmal erreichen kannst. (...) Als ich jung war und leben wollte und mich der Gegenwart freuen, hast Du es mir nie erlaubt, Du trauertest, ich mußte Deine Lasten mit Dir tragen. Ich war wie ein aufgeschlagenes Buch in Deinen Händen ... Die Gegenwart verstrich ungelebt, und das Buch blieb leer."[37]

1920 kehrte Münter zurück nach München und Murnau. Zeitweise lebte sie in großer Zurückgezogenheit und Isolation. Obwohl sie eine Reihe von Ausstellungen bestritt, war sie unzufrieden mit ihrer Produktion und empfand einen künstlerischen Stillstand. Sie schwankte zeitweise zwischen einer Rückkehr zum impressionistischen Stil und Anpassungsversuchen an die Neue Sachlichkeit.

---

36 Vgl. Kleine, 1990, S. 492.

1927 begegnete sie in Berlin erstmals dem Kunsthistoriker und Philosophen Dr. Johannes Eichner, der sein Geld als Journalist verdiente (Johannes Eichner lesend im Stuhl, um 1928/30, schwarze Feder; Städtische Galerie im Lenbachhaus München). 1930, im Alter von 53 Jahren, entschloss sich Münter zu einer festen Partnerschaft mit Eichner, die bis zu seinem Tod Anfang 1958 dauern sollte. Sie entwickelten eine spezifische Lebensform des selbständigen Miteinanders und des streng ritualisierten Zusammenlebens zwischen Berlin und Murnau, um die räumliche und auch emotionale Distanz innerhalb ihrer platonischen Beziehung zu wahren. Eichner übernahm quasi eine Sekretär-Funktion für Münter. Er schwang sich zu ihrem pingeligen Vermögensverwalter und malerischen Mentor auf. Da seine altmeisterliche Kunstauffassung nicht der ihren entsprach, entspann sich, dokumentiert in zahlreichen Briefen, immer wieder ein Streit um seine steten Versuche, ihren Malstil zu beeinflussen.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Münter aus finanziellen Gründen, das heißt um sich Verkaufs- und Ausstellungsmöglichkeiten zu erhalten, 1933 Mitglied der „Reichskammer der bildenden Künste“. Auf Eichners Vorschlag bemühte sie sich um Anpassung an das Stildiktat, malte gefällige Stilleben und Blumenbilder, schließlich sogar Straßenbauszenen. Dies hatte zur Folge, dass ihre Bilder weniger ausdrucksstark ausfielen, so dass ihre einstige Zugehörigkeit zu den Bahnbrechern zunehmend vergessen wurde. Dennoch wurde Münters Angebot ihrer Bilder für die regimetreue „Große Deutsche Kunstausstellung“ im Jahr 1937 zurückgewiesen. In der Ausstellung „Entartete Kunst“ 1937 war ihr Werk nicht vertreten, da dort nur Arbeiten aus Museumsbesitz gezeigt wurden.[38] Ihre frühe innere Emigration schilderte Münter eindringlich in ihrem Selbstbildnis „Frühstück der Vögel” von 1934 (Frühstück der Vögel, 1934, Öl auf Leinwand; The National Museum of Women in the Arts Washington), in dem sie der Welt den Rücken kehrt.

Während Eichner ab 1933 publizistisch ihre Distanzierung von der ehemaligen Avantgarde betrieben hatte, um sie zu schützen, stellte er nach dem Krieg dagegen ihre Rolle als „Entartete” in den Vordergrund, um ihre Einordnung in die Avantgarde zu betreiben. Wiederentdeckt wurde Münter im Rahmen der 1949 im Haus der Kunst veranstalteten Ausstellung „Der Blaue Reiter. München und die Kunst des 20. Jahrhunderts”. 1950 erreichte Eichner eine Retrospek-

---

[37] Aus dem Tagebuch ”Beichte und Anklage”, 3 Hefte, März 1923 bis Spätherbst 1926; zit. nach: Kleine, 1990, S. 521/22.

[38] Vgl. Kleine, 1990, S. 627f und S. 635.

tive ihres Werkes mit 22 Stationen in Deutschland. Münters Rolle als Vorreiterin der Moderne wurde erkannt, und die neue Anerkennung verschaffte der 73jährigen einen letzten Schaffensaufschwung.

1.10 Die Stiftung und ihre Folgen

Anlässlich ihres 80. Geburtstages 1957 (Portraitfoto Gabriele Münters als 80jährige 1957; Foto: Gabriele von Arnim, Murnau) schenkte Münter den von ihr verwahrten Nachlass von Wassily Kandinsky - 90 Ölbilder, mehr als 330 Aquarelle, Temperablätter und Zeichnungen, 29 Skizzenbücher, 24 Hinterglasbilder und fast sein vollständiges druckgraphisches Werk - der Städtischen Galerie im Lenbachhaus in München. Dazu gab sie 25 eigene Gemälde, zahlreiche Zeichnungen und druckgraphische Arbeiten sowie Werke der Künstlerfreunde Marc, Klee und Kubin. Im gleichen Jahr erschien Eichners Buch ”Kandinsky und Gabriele Münter. Von Ursprüngen moderner Kunst”, das ihre Einstufung als Künstlerin im Schatten von Kandinsky maßgeblich prägen sollte. Eichner starb kurz darauf, im Januar 1958.

Gabriele Münter erlebte noch ihre erste Präsentation in den USA im Jahr 1960. Am 19. Mai 1962 starb die Künstlerin, 85jährig, in ihrem Haus in Murnau. Die von ihr verfügte „Gabriele Münter- und Johannes Eichner-Stiftung”, die ihren gesamten künstlerischen Nachlass und Briefwechsel enthält, ging ebenfalls an das Münchner Lenbachhaus.

Mit ihrer großzügigen Stiftung von Werken Kandinskys, denen sie einige wenige von sich selbst beifügte, hat sich Gabriele Münter im Hinblick auf ihre kunsthistorische Einordnung und Anerkennung eher geschadet. Das Geschenk wirkte in Bezug auf ihre Wahrnehmung als eigenständige Künstlerin negativ auf sie zurück, weil sie nun erst recht hauptsächlich als Gefährtin Kandinskys wahrgenommen wurde. Eichners gleichzeitig erschienene Monographie über das Künstlerpaar festigte diese einseitige Wahrnehmung, da der Autor seine Studie aus der Perspektive Kandinskys entwickelte und Münters Abhängigkeit von Kandinsky betonte. Er stellte Kandinskys ”komplizierte Geistigkeit” Münters unreflektierter ”Sicherheit der Kreatur” gegenüber und entwarf - obwohl er drei Jahrzehnte ihr Lebensgefährte war - ein vollkommen schiefes Bild von Münters angeblich spontaner, kritikferner und fröhlicher ”natürlicher Weiblichkeit”. Münters Briefe und Tagebücher werfen ein völlig entgegengesetztes Licht auf ihren Charakter: Ernsthaftigkeit, Selbstkritik und die stete Reflexion ihrer Arbeit ziehen sich durch alle schriftlichen Zeugnisse.

Schon Kandinsky hatte Münter früher in seinen Lobeshymnen auf diese ebenfalls ganz auf ihre Rolle als Gegenpart zu seiner geistig-männlichen Kraft hin entworfen und stilisiert: ”Gabriele Münter ist eine ungewöhnlich begabte Künstlerin. Ihre Begabung lässt sich als rein weiblich bezeichnen ... Hier ist weder Schwärmerei noch die billige äußere Eleganz, weder weibliche Koketterie noch Prunken mit männlichen Allüren (keine kräftige Pinselführung, keine stark hingeworfenen Farbenhaufen). Die Bilder sind bescheiden gemalt, aus einem ehrlichen inneren Trieb entstanden. Diese Stilleben und Landschaftsbilder wollen nichts anderes sein und sind immer nur Ausdruck einer seelischen Stimmung. Die Ehrlichkeit zieht an und verrät zugleich die empfindsame Frauenseele.”[39]

Schließlich stellte sich Münter in ihrer bescheidenen Art auch lebenslänglich selbst in den Schatten Kandinskys. In ihren privaten, bislang auszugsweise und demnächst vollständig publizierten Tagebüchern lesen wir wiederholt deprimierte Resümmés ihres Verhältnisses zu Kandinsky: „Ich habe Fehler begangen gegen mich selbst und meine Natur ... weil ich den anderen und seine Wünsche höher stellte als mich selbst und meine inneren und äußeren Notwendigkeiten!” – „Was habe ich für ihn gearbeitet, gedacht, gelebt und ... ihn bewundert.”[40] Und im Ausstellungskatalog zu ihrem 75. Geburtstag gestand sie ihre Minderwertigkeitsgefühle öffentlich: „Ich gab mir keinen Wert neben ihm.”[41] Solche Aussagen waren Wasser auf die Mühlen derjenigen Kritiker, die ihre als „weiblich” einzuordnende Kunstauffassung und ihre Abhängigkeit von Kandinsky erkannt zu haben glaubten.

Viele Kunstwissenschaftler, Kuratoren und Kritiker übernahmen unbedacht und unbekümmert Kandinskys, Eichners und Münters eigene Einschätzungen. Dabei hätten frühere Besprechungen stutzig machen können, die eine ganz andere Sichtweise nahe legen. Stellvertretend sei eine Ausstellungskritik im „Svenska Dagbladet“ von 1916 zitiert: ”Da ist ein selbständiger Künstler mit einem außerordentlich saftigen Malertemperament, geschlossen in der Form,

39 Kandinsky in der ”Vossischen Zeitung”, 20. April 1913.

40 Tagebuch 26.4.1926; zit. nach: Kleine, 1990, S. 525 und S. 528.

41 Münter, 1962, o. S.

voll von eigentümlicher Stimmung... Kurz gesagt: Hier ist etwas so ungewöhnliches wie eine Persönlichkeit kennenzulernen."[42]

Immerhin entspannen sich ab 1959, also noch zu Lebzeiten Münters, wiederholt Auseinandersetzungen um ihre Einschätzung.[43] Doch das einseitige Bild Münters in der Öffentlichkeit wurde erst seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts einer grundlegenden Neubewertung unterzogen. KritikerInnen und WissenschaftlerInnen wurde bewusst, dass sich die Fehleinschätzung Münters aus der Tatsache entwickelt hatte, dass sie vornehmlich als Gegenpart zu Kandinsky und insofern nicht als eigenständige Künstlerpersönlichkeit gesehen wurde. Aus dieser einseitigen Rollenfestlegung resultierte ihre unzutreffende Einordnung. Der Fehler hatte also darin bestanden, die Rezeption Münters weniger aus ihrem künstlerischen Werk, denn aus ihren Lebensumständen zu erschließen. Diese Überbewertung des biographischen Aspekts ist besonders bei der Einschätzung von Künstlerinnen ein irreführendes Moment. Es ist nicht falsch, die Biographie aus den Bildern zu erschließen, wenn sie darin ablesbar ist. Doch es ist garantiert unangebracht in Bezug auf die Beurteilung eines künstlerischen Werkes, den Bildern die Biographie überzustülpen.

Wolfgang Petzets Würdigung der Künstlerin im Münchner Merkur vom 21.5.1962, zwei Tage nach dem Tod Gabriele Münters, bringen den richtigen Ansatz für ihre Bewertung auf den Punkt: "Nichts wäre so falsch, als Gabriele Münter um ihres Schicksals und ihrer großartigen Stiftung willen nur im Schatten Kandinskys zu sehen, in den sie sich niemals begeben hat.

---

42 August Brunius, Svenska Dagbladet, 6.3.1916.

43 Vgl. Kleine, 1990, S. 657 f: Schilderung des Streits zwischen Lothar Günther Buchheim und Franz Roh sowie des Widerspruchs zwischen Karl Hofer und Ludwig Grote.

Frauenvorträge an der
FernUniversität
39

Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie

Gisela Shaw

Prof. Dr. Gisela Shaw, University of the West of England, Bristol:

Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 13.05.2002.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2002

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Melanie Graf
Herausgeber:	Der Rektor

1 Gisela Shaw

2 Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie

2.1 Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 13.05.2002

3 1 Gesellschaftsgeschichtlicher Kontext S. 1

4 2 Die 4 Autorinnen: gemeinsame Generationserfahrungen S. 4

2.1 Ruth Rehmann S. 5

2.2 Helga Königsdorf S. 6

2.3 Monika Maron S. 7

2.4 Brigitte Burmeister S. 8

5 3 Vier Texte S. 10

3.1 Ruth Rehmann, Unterwegs in fremden Träumen (1993) S. 10

3.2 Helga Königsdorf, Gleich neben Afrika (1992) S. 12

3.3 Monika Maron, Animal triste (1996) S. 14

3.4 Helga Burmeister, Unter dem Namen Norma (1994) S. 17

6 4 Abschließende Beobachtungen S. 19

5 Literaturverzeichnis S. 21

1 Gesellschaftsgeschichtlicher Kontext

Genau sechzig Jahre vor dem Ende der DDR, zu Beginn der Weltwirtschaftskrise und sich rapide verschärfender wirtschaftlicher, sozialer und politischer Gegensätze in Deutschland, legte der Soziologe Karl Mannheim sein grundlegendes Werk *Ideologie und Utopie* vor.[1] In dem zweiten, dem utopischen Bewusstsein gewidmeten Teil ging es ihm darum, „die Bedeutung des utopischen Elementes für unser Denken und Erleben aufzuklären" (3). Utopien, so seine Definition, unterscheiden sich von bloßen ideologischen Wunschbildern dadurch, dass sie konkrete Auswirkungen auf das Handeln der Menschen haben. Für seine eigene Zeit diagnostiziert er ein „Verschwinden des Utopischen" (242-43), eine „Spannungslosigkeit" (244), indem Politik auf Ökonomie reduziert, die „Totalsicht" zugunsten technischer Einzelaspekte aufgegeben und Kreativität durch Wiederholung des Gleichen ersetzt werde. Seine Abhandlung endet mit einer alptraumhaften Vision einer zukünftigen Welt ohne Utopien, einer Welt, „die gleichsam mit sich fertig geworden ist und sich stets nur reproduziert":

> *„Das Verschwinden der Utopie bringt eine statische Sachlichkeit zustande, in der der Mensch selbst zur Sache wird. Es entstünde die größte Paradoxie, die denkbar ist, daß nämlich der Mensch der rationalsten Sachbeherrschung zum Menschen der Triebe wird, daß der Mensch, der … die höchste Stufe der Bewußtheit erreicht hat -- in der bereits Geschichte nicht blindes Schicksal, sondern eigene Schöpfung wird --, mit dem Aufgeben der … Utopie den Willen zur Geschichte und damit den Blick in die Geschichte verliert (249-250)."*

Viele Schriftsteller der ehemaligen DDR hätten sich bei deren Untergang ohne Schwierigkeiten mit dieser Analyse identifizieren können. Immerhin war ihre persönliche und berufliche Identität in vielen Fällen aufs Engste verknüpft gewesen mit einer Utopie: der Utopie von einer klassenlosen und ausbeutungsfreien Gesellschaft, in der das Interesse des einzelnen und das Interesse des Kollektivs identisch sind und dem Individuum die Möglichkeit zu freier Entfaltung gesichert ist. Auf dieser Utopie war 1949 die sozialistische Gesellschaftsordnung der DDR errichtet worden. Auf Grund dieser Utopie war es der Partei gelungen, viele Intellektuelle und Schriftsteller an diesen zweiten deutschen Staat zu binden. Offizieller Auftrag der Schriftsteller war es gewesen, in ihren Werken diese utopische Perspektive der grauen und problembeladenen Wirklichkeit entgegenzustellen. Was letztlich den Ausschlag für ihre Bereitwilligkeit zur Kooperation gab, war jedoch, dass die Partei ganz bewusst und mit großer

---

[1] Friedrich Cohen, Bonn, 1929

Konsequenz den Kommunismus als die einzige Alternative zum Faschismus darstellte. Und wer gerade dem Horror des Faschismus entflohen war, sei es als Opfer, sei es als Mitläufer oder gar als (inzwischen bekehrter) Täter, war blind für den Kurzschluss, der dieser Gleichsetzung zu Grunde lag. Wer wollte schon dem Faschismus das Wort reden? Die große Sache ging vor. Der Zweck heiligte die Mittel.

Das galt für die ältere Generation der Schriftsteller, die nach Kriegsende aus dem Exil zurückkehrten und sich für die DDR entschieden (Bert Brecht, Heinrich Mann, Anna Seghers etc). Und das galt für die sogenannte „mittlere Generation", Männer wie Frauen, also gerade die Generation, deren Bücher seit den siebziger Jahren auch im Westen auf breiteres Interesse stießen. Das Erwachsenwerden dieser Generation war mit der Entstehung der DDR zusammengefallen. Die DDR war ihr Land. AutorInnen wie Christa Wolf, Franz Fühmann und Volker Braun akzeptierten und verinnerlichten den Parteiauftrag, mit ihrem Schreiben aktiv zum Gelingen des gesellschaftlichen Experiments des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft beizutragen. Mit diesem Auftrag verloren sie die innere Freiheit, die Abstand, Kritik und selbständige Entscheidungen ermöglichte. Die DDR-Gesellschaft, die Partei (symbolisiert durch ‚Väterchen Stalin') wurden zu Vorbildern, zu Ersatzeltern, da die eigenen Eltern zu eng mit dem Faschismus liiert gewesen waren oder zumindest von ihren Kindern so gesehen wurden.

Christa Wolf (geb. 1929), bis zuletzt die Leitfigur dieser Generation, bot in einem Interview von 1987/88 folgende Analyse der psychologischen Situation ihrer Generation:[2]

> *„Als wir fünfzehn, sechzehn waren, mußten wir uns unter dem niederschmetternden Eindruck der ganzen Wahrheit über den deutschen Faschismus von denen abstoßen, die in diesen zwölf Jahren nach unserer Meinung durch Dabeisein, Mitmachen, Schweigen, schuldig geworden waren. Wir mußten diejenigen entdecken, die Opfer geworden waren, diejenigen, die Widerstand geleistet hatten. Wir mußten es lernen, uns in sie einzufühlen. Identifizieren konnten wir uns natürlich auch mit ihnen nicht, dazu hatten wir kein Recht. Das heißt, als wir sechzehn waren, konnten wir uns mit niemandem identifizieren. … Uns wurde dann ein verlockendes Angebot gemacht: Ihr könnt, hieß es, eure mögliche, noch nicht verwirklichte Teilhabe an dieser nationalen Schuld loswerden oder abtragen, indem ihr aktiv am Aufbau der neuen Gesellschaft teilnehmt, die das genaue Gegenteil, die einzig radikale Alternative zum verbrecherischen System des*

[2] "Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk", in *Im Dialog. Aktuelle Texte*, Luchterhand, Frankfurt/Main , April 1990, 29-30

> *Nationalsozialismus darstellt. … Dazu kam die enge Beziehung zu Kommunisten, Antifaschisten … Natürlich übernahmen sie eine Vorbildrolle, es bildete sich ein Lehrer-Schüler-Verhältnis heraus. … ich glaube, auf die Dauer hat es beiden Teilen nicht gut getan. … Wir damals Jungen waren zu lange in Vater-Sohn-, Mutter-Tochter-Beziehungen eingebunden, die es uns schwer machten, mündig zu werden. Ich glaube, viele meiner Generation haben sich nie richtig davon erholt.“*

Bei den ein Jahrzehnt später Geborenen wie Volker Braun und Helga Königsdorf (geb. 1939 bzw. 1938), war das eigene Schuldgefühl zwar inzwischen etwas gewichen, geblieben waren aber das Schreckgespenst des Faschismus, zu dem es nur eine Alternative -- den Kommunismus -- zu geben schien, sowie eng damit verknüpft die innere Abhängigkeit und fehlende Selbstbestimmung. Volker Braun kennzeichnete die Situation seiner Generation so[3]:

> *„… ich wuchs, ohne Vater, unter Brüdern auf. Unsere Erzieherin aber -- die Gesellschaft, streng sorgend. Eine andere Moral im Schild: wir sollten nicht verkommen wie die Fähnleinführer. Sie hat uns in ihre Obhut genommen, Gouvernante, die uns ihre Liebe verbarg. Sie hat uns ferngehalten von der harten Welt. Die Schule -- nicht das Leben. Der Glaube -- nicht die Widersprüche. Das Kollektiv -- nicht die Gemeinsamkeit. … Wir sollten rein bleiben, Muttersöhnchen des Sozialismus. Sie hat uns wie Kinder gehalten, als wir längst Männer werden wollten. Das muß zu einem Aufbegehren führen …“*

Meist behielt jedoch die ideologische Loyalität das Übergewicht über den Wunsch aufzubegehren, sogar dann, als die Verzweiflung über das Auseinanderklaffen von Utopie und gesellschaftlicher Realität für viele unerträglich zu werden schien. Mitte der siebziger Jahre, als ein zweiter großer Exodus der DDR-Schriftsteller in den Westen die Reihen der (bewusst) Zurückgebliebenen stark gelichtet hatte, mehrten sich die Darstellungen von Endzeiten und Untergängen in der DDR-Literatur. Aber nur wenige, darunter vor allem Franz Fühmann, stellten sich dem Gedanken des totalen Scheiterns der Utopie. Die meisten hielten allen gegenteiligen Beweisen zum Trotz an der Hoffnung auf eine mögliche Änderung fest. Das Aufgeben der Hoffnung hätte sie Selbstverständnis und Schreibmotivation gekostet.

Die Ereignisse im Herbst 1989 schienen den noch Hoffenden Recht zu geben. Für einen kurzen historischen Augenblick schien tatsächlich eine Chance gekommen, dem so lange er-

---

[3] “Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität”, in *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie. Schriften*, Philipp Reclam, Leipzig, 1983, 97

träumten „wahren" Sozialismus zum Durchbruch zu verhelfen, Utopie und Wirklichkeit in Deckungsgleichheit zu bringen.

Mit den letzten DDR-Wahlen im März 1990, der Einführung der D-Mark im Sommer 1990 sowie den verschiedenen Staatsverträgen waren alle politischen und wirtschaftlichen Würfel gefallen, und diese kurze Aufbruchsphase wurde ihrerseits Geschichte. Die Zukunft, bei aller Ungewissheit für die einzelnen Betroffenen, war in ihrer Grundorientierung nicht mehr offen. Das Scheitern des gesellschaftlichen Experimentes war endgültig besiegelt. Wie wurden AutorInnen mit dieser Erfahrung fertig?

2 Die 4 Autorinnen: gemeinsame Generationserfahrungen

Vier kurz nach 1990 geschriebene und erschienene Prosatexte sollen Aufschluss geben. Einmal drei Texte von DDR-Autorinnen, nämlich: die Erzählung *Gleich neben Afrika* von Helga Königsdorf[4], der Roman *Unter dem Namen Norma* von Brigitte Burmeister[5] und der Roman *Animal triste* von Monika Maron[6]. Dazu ein Buch von einer westdeutschen Autorin, Ruth Rehmann, *Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland*[7]. Das soll den Blick dafür offen halten, dass auch westdeutsche Linke sich dem Scheitern des Sozialismus und dem damit einhergehenden Utopieverlust stellen mussten. Dass es sich bei allen vier Texten um Texte von Frauen handelt, hat nicht unwesentlich mit dem Thema der Vortragsserie hier in Hagen zu tun. Jedoch bedurfte es für diese Auswahl, was die DDR-Literatur angeht, keiner Forcierung des Gegenstands, da das Geschlechterprofil unter den AutorInnen dort durchaus ausgeglichen ist. Die eine hier mit einbezogene westdeutsche Autorin stellt allerdings einen Glücksfall dar, da die Auswahl begrenzt war.

Ich beginne mit kurzen biografischen Skizzen der vier zwischen 1922 und 1941 geborenen Autorinnen. Hier fallen Gemeinsamkeiten ins Auge -- quer über die Ost-West-Grenze hinweg. Alle vier sind literarische Spätentwickler und waren nach einer akademischen Ausbildung längere Jahre in einem geistig anspruchsvollen Beruf tätig, bevor sie sich im Alter von 35 bis 40 Jahren der literarischen Produktion zuwandten. Alle vier erlebten diesen Schritt als einen Akt der Selbstbefreiung aus einem patriarchalisch dominierten Zustand der Fremdbestimmung. Die Intensität und Reichweite dieser Selbstbefreiung variierte dagegen beträchtlich.

---

4 Rowohlt, Berlin 1992

5 Klett-Cotta, Stuttgart, 2. Aufl. 1996

6 S. Fischer, Frankfurt/Main 1996 (3 Auflagen in einem Jahr)

7 Carl Hanser, München 1993

Kennzeichnend für alle vier blieb das in keinem Falle in Frage gestellte gesellschaftspolitische Engagement.

2.1 Ruth Rehmann

Ruth Rehmann, geboren 1922 und damit fast zwanzig Jahre älter als die anderen drei, wuchs auf in einem kaisertreuen liebevoll patriarchalisch regierten protestantischen Pfarrhaus im Rheinischen. Hier hatte die Welt, hatte die Gesellschaft, inklusive der „Roten" und der Juden, ihre gottgewollte feste Ordnung, die keins der Kinder offen anzuzweifeln wagte. Die weltliche Obrigkeit, auch der Nationalsozialismus, wurde in Luthers Sinne als gottgewollt hingenommen.[8] Der Tod des Vaters, gefolgt von dem chaotischen Ende des zweiten Weltkriegs, brachte für die nach außen lange gehorsame, aber innerlich gespaltene Tochter den Beginn einer langwierigen Phase umfassender Orientierungslosigkeit. Noch während des Krieges hatte sie ein Hochschulstudium begonnen (Kunstgeschichte, Germanistik und Musikwissenschaft) und schloss nach Unterbrechungen 1951 das Musikstudium am Robert-Schumann Konservatorium in Düsseldorf mit Konzertreife ab. Ihren Lebensunterhalt erwarb sie als u.a. Geigerin, Lehrerin, Journalistin und Dolmetscherin.

Ihr erstes Buch, *Illusionen*, erschienen 1959, als sie 39 Jahre alt war, gibt, wenn auch indirekt, Aufschluss über eigene Erfahrung von seelischer Einengung, Orientierungslosigkeit und der Suche nach Sinn und Erfüllung.[9] In den folgenden vierzig Jahren veröffentlichte Ruth Rehmann weitere sieben Bücher, jeweils in beträchtlichem zeitlichen Abstand. Sie schreibt aus einem aufklärerischen Impetus heraus, möchte mit ihrem Schreiben komplexe und beunruhigende gesellschaftliche und psychologische Phänomene durchleuchten und verständlicher machen -- auch, und über die Jahrzehnte von Buch zu Buch zunehmend, verständlicher für sich selbst.

Die Studentenbewegung und die westdeutsche Linke waren ihr nach dem zweiten Weltkrieg zur lang entbehrten Heimat geworden, hatten ihr eine Chance geboten, sich im Streben nach der Verwirklichung sozialer Ideale selbst zu finden. Sie wurde aktiv in der öffentlichen Sphäre -- seit 1979 in der Friedensbewegung, 1983 sogar als Bundestagskandidatin für die Grüne Partei. Trotz aller offensichtlichen Mängel verkörperte die DDR für sie die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft. Begann diese Hoffnung auch schon seit den späten siebziger Jahren an Glanz einzubüßen, so wurde ihr Ende erst durch die Ereignisse und Enthüllungen von 1989/90 besiegelt. Rehmann erlebte aus nächster Nähe nicht nur den Zerfall der sozialisti-

---

8 Ruth Rehmann, *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater*, Hanser, München und Wien 1979

9 Suhrkamp, Frankfurt/Main

schen Gesellschaft der DDR, sondern auch den ihres Freundeskreises aus der linken Studentenszene. Rehmanns Wende-Buch *Unterwegs in fremden Träumen* ist unter anderem ein Tagebuch dieses Utopieverlustes. Übrigens ist sie die einzige mir bekannte AutorIn aus der alten Bundesrepublik, die sich in dieser direkten, sich selbst gegenüber schonungslosen Weise dem gesellschaftspolitischen Geschehen von 1989/90 gestellt und diese Erfahrung literarisch verarbeitet hat.

2.2 Helga Königsdorf

Helga Königsdorf, 1938 in Thüringen geboren, absolvierte ein Physikstudium in Jena und Berlin, promovierte und habilitierte sich auf dem Gebiet der Mathematik und wurde 1984 zur Professorin an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin berufen. Das Schreiben, so hat sie es später ausgedrückt, habe sie empfunden als eine „Befreiung vom streng Rationalen", „eine zweite Geburt", das Herausbrechen aus einer „Einengung".[10] Von da an lebte und arbeitete Königsdorf in der fruchtbaren Spannung zwischen Mathematik und Literatur, wobei sie bei beiden einen Spielfaktor und einen gewissen Freiheitsraum abseits von der Wirklichkeit genoss. Begabt, lernwillig und bemüht, ihren gutbürgerlichen deutschnational gefärbten Familienhintergrund durch ideologische Anpassung wettzumachen, hatte sie sich früh dem Kommunismus verschrieben. Dass sie erst 1970 aus persönlichen und beruflichen Gründen (*ebd.*, 88) Mitglied der SED wurde, das allerdings ausgerechnet nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, scheint auf einen relativ bescheidenen Grad an kritischer Hinterfragung hinzuweisen. Damit im Einklang steht die Tatsache, dass keine Enttäuschung über durchaus wahrgenommene und artikulierte Missstände im real existierenden Sozialismus ihre Parteilichkeit als solche je ins Wanken brachten. Sie selbst beschrieb ihre Parteitreue 1990 als mit der „Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft" vergleichbar (*ebd.*, 90). Sie gehörte zu den Gründungsmitgliedern der PDS und kandidierte 1990 sogar bei der Bundestagswahl. Mit dem Ende der DDR brach ihre Welt zusammen: „Ich hatte ein Gefühl von Heimatverlust" (*ebd.*, 83).

Mit erstaunlicher Verve und schonungsloser Offenheit stellte sie sich dann der Herausforderung, ihre ideologische und persönliche Position innerhalb eines völlig umgekrempelten sozial-politischen und wirtschaftlichen Kontexts neu zu überdenken. Mit zahllosen Beiträgen mischte sie sich von Anfang an als engagierte Rednerin und Journalistin ein in die öffentliche Diskussion zu der sich rapide verändernden nationalen und zunehmend auch der globalen Si-

---

10 „Helga Königsdorf im Gespräch mit Günter Gaus", *neue deutsche literatur* 5/42, 78-92; zit. S. 91

tuation.[11] Ihre Überzeugung, dass die Menschheit „eine Vision" braucht und nur so rettbar ist („Eine Gesellschaft ohne Vision ist wie ein Organismus ohne Immunsystem" (*ebd.*, 85)) ist nicht nur unerschüttert geblieben, sondern ist durch äußere und persönliche Bedrohung (sie leidet seit Jahren an Parkinsons Krankheit) nur noch gestärkt worden.

2.3 Monika Maron

Sehr anders liegt der Fall Monika Maron insofern, als sie -- 1941 in Berlin geboren -- in einer durch und durch kommunistischen Familienumgebung aufwuchs. Für sie kam 1976 der befreiende Absprung in die freiberufliche Schriftstellertätigkeit in Form einer Befreiung von den patriarchalischen Zwängen seitens der Partei und des Stiefvaters Karl Maron, eines hohen DDR-Politikers, der 1975 starb. Gut zwanzig Jahre später schrieb sie:

> *„Ich weiß bis heute nicht genau, warum mir, solange Hellas [ihrer Mutter] Mann lebte, alles unmöglich erschien, was ich, als er gestorben war, nach und nach einfach tat, wie ein umgeleiteter Fluß, der sein natürliches Bett wiederfindet, nachdem das künstliche Hindernis aus dem Weg geräumt wurde. Ich schrieb, ich trat aus der SED aus und veröffentlichte mein erstes Buch [*Flugasche*, 1981].*" [12]

Zu ihrem Befreiungserlebnis gehörten ironischerweise auch (kurzlebige) Stasi-Kontakte, 1995 von *Der Spiegel* ausgiebig angeprangert, von ihr selbst jedoch als „kurios" und „komisch" erinnert -- man hatte ihr ein Visum für Westberlin und absolute Freiheit im Umgang mit westdeutschen Journalisten und Diplomaten versprochen (ebd., 198).

So bedeutete der Bruch mit der Ideologie des Elternhauses in ihrem Falle nicht die Entscheidung gegen den Faschismus, sondern vielmehr den Bruch mit dem Kommunismus ihrer Großeltern und Eltern als Spätfolge der Entstalinisierung:[13]

> *„Als 1968 die Studentenrevolte den einen Teil Deutschlands veränderte, hoffte die Jugend im anderen Teil auf den Prager Frühling, auf einen Sozialismus mit menschlichen Antlitz. Während die einen von ihren Eltern Antworten auf Auschwitz und Buchenwald verlangten, waren für uns die Fra-*

---

11 Gesammelt in *Aus dem Dilemma eine Chance machen. Reden und Aufsätze*, Luchterhand, Frankfurt 1991, und *Über die unverzügliche Rettung der Welt. Essays*, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1994

12 *Pawels Briefe*, 195, S. Fischer, Frankfurt/Main 1999

13 „Ich war ein antifaschistisches Kind", in Michael Naumann (Hg.), *„Die Geschichte ist offen." DDR 1990. Hoffnung auf eine neue Republik. Schriftsteller aus der DDR über die Zukunftschancen ihres Landes*, Rowohlt, Reinbek, Januar 1990, 128

> *gen nach dem Archipel Gulag und nach Bautzen schon hinzugekommen. Die Antworten haben wir selbst finden müssen.“*

Die Abwendung vom Sozialismus wuchs sich bei ihr aus zu einer regelrechten Phobie gegenüber der DDR und jeglicher Ideologie überhaupt. Alles Ideologieverdächtige verfolgte und verfolgt Maron bis heute wie der Teufel die arme Seele. Die obsessive Art, wie sie diesen Hass zum Ausdruck bringt, lässt den Schmerz eines Verlusts erahnen, ein Gefühl des Mangels, der Heimatlosigkeit, das zu stillen ihre Phobie ihr verbietet. Sie selbst kommt dieser Beobachtung sehr nahe in einer Notiz zu ihrer ersten Begegnung (durchs Zugfenster) mit dem Rhein, in der sie sich die Sehnsucht nach all dem, was sie abgeschüttelt zu haben glaubt, zugesteht. Der Rhein floss “schwer und patriarchalisch … zwischen den Weinbergen” und gab ihr zum ersten Mal den Gedanken ein, Deutschland sei vielleicht doch nicht “ein Ungetüm oder ein historischer Zufall”, sondern „eine Landschaft“ (*ebd.*, 129). Sie kommentierte dies so:

> *„Ich habe das Erlebnis lange verschwiegen. Ich mißtraute meinem Gefühl, verdächtigte mich eines plötzlichen Hangs zu Blut und Boden und einer Heimatduselei, die mir immer fremd gewesen war. Inzwischen bin ich die Strecke oft gefahren und habe mein verdächtigtes Gefühl zu dulden gelernt. Ich begann die Frage zuzulassen, ob es nicht doch eine Gegenwart gibt, die Deutschland heißt (*ebd.*).“*

-- ein seltenes Zugeständnis an die tieferen Schichten ihrer Seele.

2.4 Brigitte Burmeister

Eine vierte Variante zum Thema Selbstbefreiung von ideologiebedingten patriarchalischen Zwängen finden wir bei der 1940 im Baltikum geborenen Brigitte Burmeister. Ihre Eltern waren deutschnational,

> *„[eine] baltisch-bürgerlich-protestantische[n] Familie, deren Konservatismus weniger politisch definiert als von Glaubenssätzen, ererbten Verhaltensnormen und dem verklärten Bild eines verpflichtenden Deutschtums in der einstigen Heimat bestimmt war, dabei voller Ressentiments gegen die Roten.“*[14]

---

14 Brigitte Burmeister / Gerti Tetzner, „Keine Macht, aber Spielraum”, in Anna Mudry (Hg.), *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Luchterhand, Frankfurt/M 1991, 53

Sie promovierte in Romanistik und arbeitete bis 1983 an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin. Auch für sie bedeutete der Einstieg in kreatives Schreiben den Sprung in die Freiheit. Jedoch definierte sie diese Freiheit ganz spezifisch auf dem Weg über die Sprache -- als Befreiung von der vorgestanzten und einengenden Sprache von Partei und sozialistischer wissenschaftlicher Bürokratie und zur Entdeckung einer eigenen Sprache. Das Spiel mit der Sprache bedeutete ihr Selbstbestimmung. Beim kreativen (im Gegensatz zum wissenschaftlich-bürokratischen) Schreiben hatte sie das Gefühl, sie übertrüge innere Bildern, rhythmische Vorstellungen und Klangfolgen in Sprache und setze dabei unerwartete Assoziationen frei. Die von ihr herbeigesehnte Sprache, so sagte sie rückblickend, sei ursprünglich "die der Bilder" gewesen -- „nur kann ich leider nicht malen". Aus diesen Versuchen sei sie in ihren ersten Roman „hineingestolpert" (*ebd.*, 33)[15] - ein Buch, das (darin dem Erstlingswerk Ruth Rehmanns nicht unähnlich) einerseits lang aufgestaute Eigenerfahrung artikulierte, zugleich aber bewusst Distanz konstruierte zwischen dem (männlichen!) Protagonisten und seiner Schöpferin.[16]

Brigitte Burmeister war von Natur aus der politischen Gruppenzugehörigkeit eher abgeneigt. Nach eigener Aussage war sie als junges Mädchen erst nach dem Abitur und nach anfänglicher Zurückhaltung schließlich doch in die FDJ eingetreten -- „aus Opportunismus, aber nun mit dem Schein der Freiwilligkeit"[17] Beim Studium der Romanistik in Leipzig verfiel sie dem intellektuellen Reiz der Marxistischen Methode. Diese Methode schien die Möglichkeit zu bieten, sich dem emotionalen Zugriff der Ideologie zu entziehen -- ein aufschlussreicher Kontrast zu Helga Königsdorf, die sich gerade deshalb zum Kommunismus hingezogen fühlte, weil sich dort die Gruppenzugehörigkeit im Stile einer Religionsgemeinschaft bot.

Wie Rehmann erlebte sie zur Zeit der Studentenbewegung (mit regelmäßigen Besuchen von Freunden aus West-Berlin) die „enthusiastischste Phase" ihres Lebens, voller Erwartung des Kommens der Revolution, die zuerst die kapitalistischen Systeme, dann auch die morschen stalinistischen Regimes zu Fall bringen würde. Die Entwicklungen in der DDR belehrten sie allmählich eines Besseren.

Was Burmeisters Haltung von der ihrer drei Schriftstellerkolleginnen unterscheidet, ist der gelassene, manchmal fast heitere Unterton ihrer Kommentare zu den Wende-Ereignissen. Sie hatte schon vorher Macht für Spielraum eingetauscht und sah diesen Spielraum zur Eigenini-

---

15 *Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde*, Verlag der Nation, Berlin (DDR) 1987; Luchterhand, Frankfurt/Main 1988

16 Brigitte Burmeister, „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen", *Sinn und Form*, 1994, 648-654; dies., „Erzählen als Sujet. Über Anders, Arends und Sander, Interview mit Mirjam Gebauer", *neue deutsche literatur* 1/99, 90-106

17 Anna Mudry, *op. cit*. , 54

tiative nun wachsen. Geblieben nach dem Scheitern des Sozialismus war ihr jedoch die Hoffnung auf die Veränderbarkeit der Gesellschaft und das Vertrauen darauf, sie werde daran mitwirken können:

> *„… die Vernunft eines Wunsches, einer Hoffnung entspringt nicht dem Augenmaß der Realpolitik, sondern der erlebten Unvernunft von Verhältnissen, die man zu ändern wünscht. Das gilt auch in veränderten Verhältnissen, wie wir sie jetzt haben.“*[18]

3 Vier Texte

Und nun zu den Texten selbst und unserer Frage an sie: Wie haben diese 4 Autorinnen jeweils das Scheitern der sozialistischen Utopie, den Untergang der DDR und das Eingehen von deren Nachlass in ein vereinigtes kapitalistisches Deutschland verarbeitet?

3.1 Ruth Rehmann, Unterwegs in fremden Träumen (1993)

Beginnen wir mit Ruth Rehmanns Buch *Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland* (1993).[19] Der Titel ist selbst Programm: Die westdeutsche Erzählerin erlebte das Ende der DDR mit Empathie und tiefer Betroffenheit. Die fremden Träume, die sie zu erforschen suchte, waren auch die ihren. Deren Verlust betraf auch sie, deren Hoffnungen auf die Möglichkeit einer besseren Gesellschaft an die Existenz der DDR gebunden waren: „Ich habe nicht an den Kommunismus geglaubt, aber sein schäbiges Ende macht mir Angst um der Hoffnungen willen, die mit ihm verschwinden (269).” Es ist ein Buch, in dem sich Wahrheitssuche und Erkenntnisverweigerung verquicken (letztere als Reaktion, sobald die Suche an den Bereich des Unbewussten rührt) und zu „blockierter Wahrnehmung“ führen.[20]

Das Werk ist unverhohlen autobiographisch. Die Erzählerin hatte 1989 mit einem neuen Buchprojekt begonnen. Auf der Basis von Studien im Ostberliner Schriftstellerverband-Archiv hatte sie dem Ursprung der kulturellen Teilung auf dem ersten (und letzten) gesamt-

---

18 *Ebd., 54*

19 S. auch Gisela Shaw, „ ‚Keine Chance, mich auf Distanz zu halten’: Ruth Rehmann, the Reluctant Autobiographer”, in Mererid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw (Hg.), *Autobiography by Women in German*, Peter Lang, Oxford etc. 2000, 213-227

20 Antonia Grunenberg, „Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR”, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B44/90, 17-26

deutschen Schriftstellerkongress von 1947 nachgehen wollen, um den „Bilderwechsel zwischen Nachkriegszeit und Kaltem Krieg", wie sie es nennt, besser zu verstehen und ein für allemal Klarheit zu schaffen (7). Wie war es dazu gekommen, dass es auf dem Kongress zu einer Konfrontation zwischen Ost und West kam? Ihre Arbeit kam nicht weiter. Mangel an Kooperation seitens des DDR-Schriftstellerverbandes gefährdete das Projekt. Erst mit den Entwicklungen im Herbst 1989 wurden Archivforschungen in Ostberlin endlich möglich.

Dann trat etwas für sie schockierend Unerwartetes ein: Unter dem Eindruck der dramatischen Wendeereignisse änderte das Buchprojekt seinen Charakter. Die ursprünglich geplante systematische historische Aufarbeitung der deutschen kulturellen Teilung wuchs sich aus zu etwas Beängstigendem, da Unübersichtlichem und tief Persönlichem -- einem Gewirr von Vergangenheits- und Gegenwarts-Episoden, ungebetenen Erinnerungsschüben aus der eigenen Nachkriegszeit und aufrührenden Erlebnissen in der geteilten Stadt ohne Mauer. Die Erzählerin verlor ihre Funktion als unparteiische Chronistin und Richterin und wurde zur befangenen Zeugin, ja, Komplizin. Statt Vergangenes ordnend zu deuten, sah sie sich eingeholt von lange Verdrängtem. Wie Treibgut tauchten die Brocken auf im Strom der Gegenwart und verweigerten sich jeglicher Einordnung in ein Ganzes, sei es in ein Gesellschaftsbild oder in ein Bild ihres eigenen Lebens (39). Alles schien mit allem verquickt, nichts aus sich selbst heraus erklärbar.

Immer wieder kollidiert Rehmanns zähes Bestreben, den Dingen auf den Grund zu gehen, ihre bewusste Erkenntnisarbeit, mit der Blockierung von Wahrnehmungen aus der Verweigerung heraus, unerwünschte und verdrängte Erlebnisse bewusst zu machen.

Rehmanns Aufklärungsversuche zu den Gründen der ideologischen Spaltung von 1947 kamen nur schleppend weiter. Zudem wurde die erste gesamtdeutsche PEN-Tagung in Kiel im Mai 1990 zum verwirrenden Zerrbild des Schriftstellerkongresses von 1947. So überhörte sie Wortgefechte zwischen „Ausgebürgerten" und „Dableibern" unter den Schriftstellern aus der DDR, in denen sich die aus der DDR Ausgebürgerten über eine Literatur der „Ideale, Ideologien, Utopien, Visionen, Gesinnungen, Hoffnungen", kurz eine „Gesinnungsliteratur" mokierten und Beschränkung auf den Bereich des Ästhetischen forderten (24). Umgekehrt hatten die Schriftsteller auf dem Kongress von 1947 gerade eine solche gesellschaftlich engagierte Literatur gefordert und jeder ästhetischen Überhöhung und Verschleierung der hässlichen Wirklichkeit abgesagt. Das „Wunschbild" von 1947, so schloss sie, kam dem „Ekelbild" von 1990 bedenklich nahe. In beiden Fällen verengten Bilder die klare Sicht auf die Dinge.

Auch (in das Buch aufgenommene) Interviews im Sommer und Herbst 1990 mit überlebenden Akteuren halfen nicht bei dem Versuch, die Konfrontation zwischen Ost und West auf dem Kongress von 1947 zu erklären. Eher verschleierten, verunsicherten und verwirrten sie.

Zu Sylvester 1990/91, dem Endpunkt der Erzähl- wie auch der erzählten Zeit in diesem Buch, gesteht sich die Erzählerin ein, dass sie - „unterwegs in fremden Träumen" - mit den Trümmern ihres eigenen Traums konfrontiert ist, des Traums von einer gesellschaftlichen Alternative zur kapitalistischen Bundesrepublik. Der beunruhigende Verdacht taucht auf: „Habe ich, um die Hoffnung zu halten, nie richtig hingeschaut? (268)" Ein näheres Eingehen auf diese Möglichkeit gestattet sie sich nicht.

Ruth Rehmanns Buch ist für mich ein überzeugender Versuch einer Bilanz -- der Bilanz einer Epoche deutscher Geschichte aus der Perspektive einer politisch links stehenden westdeutschen Autorin, für die der Untergang der DDR das Ende der Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft markiert. Die schonungslose Ehrlichkeit der Erzählerin richtet sich auch ganz besonders auf sich selbst. Jedoch stößt die Darstellung an ihre Grenzen, wo die Werkzeuge des Bewusstseins und rationalen Denkens allein zu kurz greifen.

3.2 Helga Königsdorf, *Gleich neben Afrika* (1992)

Wie Rehmanns *Unterwegs in fremden Träumen* ist Helga Königsdorfs Text *Gleich neben Afrika* (1992) um Klarstellung und ein Herausschälen der „Wahrheit" aus den verwirrenden Zeitereignissen bemüht. Es ist eine Rahmenerzählung. Die Rahmenhandlung spielt im Jahr der Veröffentlichung des Textes. Die Ich-Erzählerin, wie die Autorin DDR-Schriftstellerin und im Jahre 1938 geboren, hat nach einer Irrfahrt mit ihrer Freundin Maria auf einer Insel „gleich neben Afrika" auf einer Bananen(!)plantage vor der Realität im vereinigten Deutschland Zuflucht gesucht. Die Metapher „gleich neben Afrika" stellt den Text in einen Traditionszusammenhang, der einen Bogen schlägt zwischen dem Utopiedenken des späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts (Friedrich Hölderlin, Jean Paul, Goethe) und dem der DDR-Literatur der siebziger und achtziger Jahre. „Ein Stückchen Beschwörung des *inneren Afrika*", wie Jean Paul das Unbewusste im Menschen nannte, hatte immer zum Erbe der Selbstverwirklichungskonzepte in der DDR-Literatur gehört.[21] Die Metapher verweist auf Heimatverlust, Sehnsucht nach Offenheit, Wärme, Zuflucht und den Versuch, noch einen Rest an Utopie und Zukunft zu retten. So war Königsdorfs Schriftstellerkollege Volker Braun bei aller Verzweiflung in den achtziger Jahren absolut entschlossen, allen misslichen gesellschaftlichen Entwicklungen zum Trotz ein Quäntchen Hoffnung und Utopie nicht aufzugeben. Der Rückzug ins eigene Innere, „das innerste Afrika", die Versöhnung des Menschen mit sich

---

[21] Ursula Heukenkamp, „Metapher der Befreiung. Volker Braun, ‚Das innerste Afrika'", in Siegfried Rönisch (Hg.), *DDR-Literatur '87 im Gespräch*, Aufbau Verlag, Berlin / Weimar 1988, 184-196; dies., "Von *Utopie* nach *Afrika*. Utopisches Denken in der Krise der Utopien", in Heinz-Ludwig Arnold und Frauke Meyer-Gosau (Hg.), *Literatur in der DDR. Rückblicke*, edition text + kritk, München 1991, 184-193

selbst und mit der Natur, das Wiederfinden der eigenen Identität erschienen als möglicher Ausweg.[22] Auch nach 1990 bestand er auf seinem „Trotzdem". So endete sein Prosastück ‚Ein Ort für Peter Weiss' von 1998:"'Es gibt unendlich viel Hoffnung, aber nicht für uns', sagt Kafka, nein, es gibt wenig Hoffnung, aber für uns."[23] Helga Königsdorfs Protagonistin von 1992 muss feststellen, dass auch die Insel "gleich neben Afrika" keine sichere Zuflucht mehr bietet. Ihr bleibt nur das Warten auf das schlimme Ende.

Den Löwenanteil des Textes in Königsdorfs Erzählung bilden Rückblicke auf ihr Leben vor, in und kurz nach der DDR, beginnend mit dem ominösen Satz: „Neunzehnhunderteinundneunzig begann bei uns die Marktwirtschaft." (12) Die Ich-Erzählerin zieht Bilanz. „Das Alte" (sie selbst mit eingeschlossen) ist in kürzester Zeit fremd und abstoßend geworden. Die DDR-Gesellschaft erscheint nun bestenfalls als abstrus, verblichen und irrelevant, schlimmstenfalls aber als „kläglich", „erbärmlich", „mörderisch", ja, „absurd". Fassungslos steht das Ich sich und ihresgleichen gegenüber: „Ich war im Nichtsehen geübt. Im Vernachlässigen. Im Verdrängen von Fakten. Es ging immer um das Große. Um Krieg und Frieden." (80) Immer wieder inkriminiert sie sich selbst als Teil des Kollektivs: „Wir hatten als Täter nicht das geringste Format." (80) „Wir waren Kreuzritter, denen der Glaube abhanden gekommen war." (81)

Beim Beurteilen des Neuen bemüht sie sich durchaus um Objektivität. Positive Auswirkungen werden honoriert. Die Welt erscheint „farbiger", „heiterer", „leichter", „offener", „freier" (105). Dagegen steht jedoch: Die Welt ist auch kälter geworden und einfach fremd. Die Menschen fühlen sich allein gelassen, erdrückt durch die vielen bis dahin unbekannten Pflichten und Sorgen. Das Ergebnis sind Selbst-Entfremdung, Frustration und hilflose Wut.

Ein Versuch, innerlich wieder festen Boden zu gewinnen, war die Reise der Ich-Erzählerin nach Thüringen, den Ort ihrer Kindheit. Auch hier hatte das ehemals Vertraute seine Unschuld verloren, war das früher Selbstverständliche fragwürdig geworden. Ruhe und Sicherheit blieben eine Illusion. Bei der anschließenden Rückkehr nach Berlin, ihrem Wohnort seit zwanzig Jahren, wollte sich auch kein vertrautes Gefühl einstellen (93).

Fluchtversuche vor sich und ihrem Leben enden auf der Insel gleich neben Afrika. Hier erreicht die Entfremdung ihren Höhepunkt. Ihr Koordinatensystem bricht total zusammen. Subjektive und objektive Zeitmessung klaffen auseinander. Eben Vergangenes erscheint dem 1992 zurückschauenden Ich als in weiter nebelhafter Ferne liegend. Die freudlose Gegenwart erstreckt sich form- und endlos, ohne Ausblick auf Zukünftiges -- das Jetzt als Endzeit. Auch

---

22 „Das innerste Afrika" (1985) in *Langsamer knirschender Morgen*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1987

23 *neue deutsche literatur* 2/98, 171-180; Zitat 180

Wirklichkeit und Einbildung sind nicht mehr zu trennen. Das Ich, heimatlos geworden, befindet sich in physischer und psychischer Auflösung:

> *„Ich weiß nicht genau, welches Jahr man jetzt schreibt. Ich zähle die Tage schon lange nicht mehr. Nicht einmal die Jahreszeiten kann ich ordnen […] Manchmal denke ich, daß ich mir alles nur einbilde. Ich stelle mir vor, ich komme zu mir, und siehe da, alles war nur ein Produkt meiner Phantasie. Irgendeine seltene Form von Wahnsinn. In Wirklichkeit bin ich zu Hause …. Aber da beginnt ein schwarzes Loch. Wo bin ich zu Hause. Ich bin unbehaust. Und eigentlich ist dieser grüne Schatten zwischen den Bananenstauden für einen, der nichts mehr als 'sein Zuhause' bezeichnen kann, nicht der schlechteste Aufenthaltsort."*

Die emotionale Bindung an die Freundin und Partnerin Maria zerbricht. Diese, so vermutet die Erzählerin, ist wahrscheinlich einem Spinnenbiss erlegen, wofür das Ich sich verantwortlich weiß: Sie hatte die Spinne kommen sehen und nichts zur Rettung getan. Alle Gefühle sind ihr abgestorben. Der Zufluchtsort selbst wird zunehmend im Dienste des kapitalistischen Tourismus von Baggern verwüstet. Resigniert und mit abgestumpften Gedanken, Sinnen und Gefühlen wartet das Ich auf ihr eigenes Ende. „Alles hat seine Zeit. Und wir hatten unsere," schließt die Erzählung. Für Hoffnung und Zukunft bleibt kein Raum mehr.

3.3 Monika Maron, *Animal triste* (1996)

Hoffnung und Zukunft sind auch in Monika Marons *Animal triste* von 1996 irrelevant geworden. Jedoch ist ihre Perspektive eine andere als Rehmanns und Königsdorfs. Nachdem Maron sich in den achtziger Jahren von der Partei und letztlich auch der DDR losgesagt hatte, erlebte sie deren Ende als Triumph darüber, auf der Seite der 'Sieger der Geschichte' zu stehen. Nichts, aber auch gar nichts, wollte sie bewahrt sehen.

Das Nachwende-Buch *Animal triste* relegiert die untergegangene DDR zu einer Marginalie -- nur von Interesse insoweit dieser Untergang die Kulisse für die leidenschaftliche Liebesaffäre der Ostberliner Protagonistin mit einem Westdeutschen abgibt. Das Ende der DDR wird apostrophiert als das Ende „einer seltsamen Zeit" (30), aber auch drastischer als das Ende von „40 Jahren Bandenherrschaft" (31). Das dann folgende „Jahr der Freiheit" (88) sei viel zu zahm geblieben:

> *„Es gab neues Geld, neue Ausweise, neue Uniformen für die Polizei, neue Briefmarken, neue Besitzer, die eigentlich die alten waren, die man zwischendurch aber für vierzig oder dreißig Jahre von ihrem Besitz suspen-*

> *diert hatte; Straßen und Städte wurden umbenannt, Denkmäler abgerissen und neue Militärbündnisse geschlossen. Mir war das alles nicht genug.“ (89)*

Das sah für ihre Umwelt anders aus. Die Menschen „verkrallten sich” in „dankbarer Verschworenheit” ängstlich im Vertrauten, es war eine „unseltsame, auf Gewissheiten versessene Zeit” (98). In der Erzählerin regte sich eine unbändige Lust auf „etwas Gewaltiges”, „eine dramatische Klimaveränderung vielleicht, eine Flutwelle oder eine sonstige Katastrophe, auf jeden Fall etwas, das größer war als der Mensch und sein wechselhaftes Streben” (89). Ihre Lust wurde zur „umstürzlerischen Gier” (90).

Das ersehnte „Gewaltige” kam tatsächlich, und zwar in Form einer leidenschaftlichen Liebe. Der Auslöser war Franz, ein farbloser, grauäugiger, unauffälliger Mann aus Ulm, von Beruf Hautflügelforscher. Eines Tages stand er neben ihr im Berliner Naturkundemuseum, wo sie als Paläontologin arbeitete, beide waren vertieft in die Bewunderung eines Brachiosaurus-Skeletts. Sein anerkennender Ausspruch, ‚Ein schönes Tier.’ (24) brachte den Funken zum Zünden:

> *„Ich weiß nicht einmal, ob Liebe einbricht oder ausbricht. Manchmal glaube ich, sie bricht in uns ein wie ein anderes Wesen, das uns monatelang, sogar jahrelang umlauert, bis wir irgendwann, von Erinnerungen oder Träumen heimgesucht, sehnsüchtig unsere Poren öffnen, durch die es in Sekunden eindringt und sich mit allem mischt, was unsere Haut umschließt. Oder sie bricht ein wie ein Virus, das sich in uns einrichtet und still verharrt, bis es uns eines Tages anfällig und wehrlos genug findet, um als heillose Krankheit auszubrechen.“ (28)*

Erzählt wird die Liebesgeschichte aus der Rückschau, nach dem Tod des Geliebten, der bis zuletzt eine blasse Silhouette bleibt. Es dominiert die Faszination des Tierhaften und Amoralischen der Liebe, des „letzten Rests Natur”, dessen Domestizierung „die ganze menschengemachte Ordnung” anstrebe (175): „Tiere kommen nicht in die Hölle.” (208). Schauplatz der Liebe ist ein Bett mit dem Muster von fleischfressenden Pflanzen (99). Die Welt bleibt draußen vor, inklusive Tochter und Ehemann, die beide irgendwie aus dem Blickfeld verschwunden sind. Als wirklich und dem eigenen Zustand gemäß empfunden wird nur die Stadt Berlin in ihrem physischen Umbruch --

> *„[…] die aufgerissenen Straßen, die Kabel und Rohre, die wie verheerende Eingeweide überall herumlagen, die Kräne, die sich wie Saurierskelette über die Dächer beugten […] ich war wie ein Stein der stürzenden Ge-*

> *mäuer; so aufgebrochen wie die Straßen der Stadt war ich. Von ihr und mir konnte man zu recht behaupten, wir seien verrückt geworden.“ (209)*

Wie bei Königsdorf bewirkt die Turbulenz der Ereignisse ein Auseinanderklaffen zwischen erlebter und objektiver Zeitmessung, hier allerdings von der Protagonistin bewusst herbeigeführt. Die Ereignisse, die dem Subjekt so fern scheinen, können nicht mehr als etwa fünf Jahre zurückliegen, aber sie spricht von sich als hundert (oder vielleicht erst neunzig) Jahre alt. Um nichts zwischen sich und die Erinnerung an ihre Liebe kommen zu lassen, hat sich das Ich bewusst aller Mittel der Orientierung beraubt. Es hat gelernt, sich an das, was es vergessen will, nicht zu erinnern (16). Es hat seine Sehschärfe absichtlich ruiniert, hat alle Spiegel in der Wohnung zerschlagen und ist entschlossen „den Episoden meines Lebens keine mehr hinzuzufügen” (10). Statt dessen erfindet das Ich immer neu die Zeit mit ihrem Geliebten: „So vergeht die Zeit und vergeht doch nicht.” (18) Ähnlich wie die Ich-Erzählerin in *Gleich neben Afrika* vermutet sie, sie könne den Tod des Geliebten selbst herbeigeführt haben (er war unter einen Bus gestürzt -- hatte sie ihn aus Eifersucht gestoßen?), und registriert ihre Unfähigkeit zu Emotionen oder Gewissensbissen. Alle Gefühle sind erstarrt. Der Text endet mit einer Vision der Erzählerin von sich selbst, wie sie in Gestalt einer „braunhaarigen Äffin mit einer stumpfen Nase und langen Armen” inmitten der fleischfressenden Pflanzen der Bettlaken und immer zahlreicher hinzukommenden großen und kleinen Tieren liegen bleibt.

Marons jahrelange nie ermüdende vehemente Angriffe auf den Kommunismus im besonderen und Utopien im allgemeinen machen es für mich schwer, diese Liebesgeschichte, wie es meist geschieht, als eben das (‚straight’) zu lesen. Näher läge es wohl, sie zu deuten als Satire auf eine sich nach gewaltigen Gefühlen sehnende perverse Menschheit, die um solcher Gefühle willen bereit ist, alles, was den Menschen als höheres Wesen auszeichnet, als Ballast abzuwerfen und in einen animalischen Urzustand zurückzukehren. Dass der Gegenstand der Leidenschaft grau und unscheinbar ist, erhöht die Ironie. Zur Ironie gesellt sich jedoch für mich noch etwas anderes (und das im Unterschied zu Marons früheren Texten), nämlich sich selbst uneingestandene Trauer -- Trauer über einen Verlust, ein Gefühl der Unbehaustheit, der Orientierungslosigkeit. Dieser Verlust wird im Roman ein einziges Mal explizit angesprochen. Der Geliebte war mit seiner Frau in Schottland, das Ich blieb allein in Berlin zurück und besuchte eine Freundin aus alten Zeiten. Dort überfiel sie eine Sehnsucht nach der Person, die sie einmal war, bevor sie ihren Idealismus und ihre radikalen Hoffnungen begrub:

> *„Es war … die Sehnsucht nach der vergangenen Zeit, nach der Zeit vor dem schleichenden Verzicht, der Zeit des Anfangs, als alle Ideale noch erreichbar schienen, als die Aussicht auf eine mittelmäßige Karriere und eine mittelmäßige Ehe noch Abscheu und Verachtung auslösten, als wir noch*

> *genau wußten, was wir unbedingt wollten, und was wir niemals tun würden.“ (142)*

Der Untergang der DDR und der Welt des Sozialismus, wie sehr ihr rationales Ich ihn auch begrüßt, bedeutete, so vermute ich, für sie einen zweiten Verlust. Als sie sich zuerst die Geborgenheit und Unschuld der Kindheit verbot, war ihr doch (wenn auch meist unterdrückt) die Sehnsucht danach geblieben. Nun wurde dieser Sehnsucht auch noch die ideologische und geographische Verankerung entzogen. Der Ort der Kindheit war endgültig nicht mehr. (Dass diese Sehnsucht weiter in ihr fraß, beweist ihr nächstes Buch *Pawels Briefe*.) So ist *Animal triste* für mich auch ein von vornherein zum Scheitern verurteilter Versuch, der eigenen Utopieskepsis ein Schnippchen zu schlagen.

3.4 Helga Burmeister, *Unter dem Namen Norma* (1994)

Brigitte Burmeister schließlich, Helga Königsdorfs ehemalige Kollegin an der Akademie der Wissenschaften, reagierte auf den Untergang der DDR auf eine ganz eigene Weise. Fühlten sich Ruth Rehmann und Helga Königsdorf wehrlos einem total unerwarteten und durch nichts gemilderten Schock ausgesetzt, so hatte Burmeister ihre persönliche Wende 1989/90 schon hinter sich. Ihr 1987 erschienenes Erstlingswerk -- ein Experiment mit Nouveau roman Formen -- war eine Art private und künstlerische Unabhängigkeitserklärung gewesen, nicht zuletzt an sich selbst, eine Selbstbefreiung von ideologischen, bürokratischen und sprachlichen Zwängen. Danach brauchte sie sich von nichts Wesentlichem mehr abzunabeln, konnte das Wende-Geschehen in all seiner Turbulenz erleben und registrieren, ohne um die eigene Identität fürchten zu müssen. Ihr Buch *Unter dem Namen Norma* (1994) wurde ein entspannter und fast liebevoller Versuch, mit bewahrendem Blick vom Mikrokosmos eines Ostberliner Mietshauses möglichst viel von dem festzuhalten, was bald in Vergessenheit geraten sein würde, „eine Art Rettungsversuch”:[24]

> *„Ich wollte das Haus nicht untergehen lassen, in dem ich viele Jahre gewohnt habe, es steht ja immer noch, und seit einigen Monaten hinter Gerüsten zwecks Renovierung. Ich wollte, vielleicht in einer Form leiser Panik, mir bestimmte Sachen noch einmal vergegenwärtigen, bevor sie unter dem Neuen ganz verschwänden.“*[25]

---

[24] „Erzählen als Sujet”, in neue deutsche literatur 1/99, 90-106, zit. 99; für eine detailliertere Analyse des Romans s. Gisela Shaw, „ ‚Keine Macht, aber Spielraum‘: Brigitte Burmeisters Roman *Unter dem Namen Norma*“, in Claire Flanagan und Stuart Taberner (Hg.), *1949/1989. Cultural Perspectives on Division and Unity in East and West*, Rodopi , Amsterdam 2000, 177-213

[25] *Unter dem Namen Norma*, 99

Den Ereignissen wird der Horror einer scheinbar einzigartigen Katastrophe genommen, indem sie in einen weiteren historischen Horizont, einen „Spielraum", hineingestellt werden.

Die Idee des „Spiels" ist zentral in diesem Buch, formal wie inhaltlich. Sie bestimmt Komposition, Sprache, Handlungsfortgang und Figurenkonstellation, und knüpft ideengeschichtlich an an den Begriff des Spiels bei Immanuel Kant und Friedrich Schiller. Der kreative „Spielraum", in dem sich das Romangeschehen entfaltet, umfasst zwei Jahrhunderte des Kampfes zwischen Aufklärung und Unterdrückung, die Zeitspanne zwischen der französischen und der ostdeutschen Revolution. Es ist das Vertrauen auf den „Ausgang der Menschheit aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit" im Sinne Immanuel Kants, das, wenn auch vielfach ironisch gebrochen, den hellen Horizont bildet, innerhalb dessen sich die dunkleren Ereignisse abspielen. Nicht umsonst sind die beiden Teile des Romans überschrieben „Am 17. Juni [1953?]" und „Am 14. Juli" [1789?], also Hoch-Zeiten diktatorischer Unterdrückung beziehungsweise rebellischer Freiheitskämpfe. Fügt man noch das Datum 9. November [1989] hinzu, um das es im Roman zentral geht, so ist damit der Spielraum abgesteckt, innerhalb dessen das Ende der DDR gesehen und gedeutet wird. Das hilft der Orientierung, vermittelt innere Freiheit, Neugier und Lust. Der Kontrast zu Helga Königsdorfs *Gleich neben Afrika* könnte nicht größer sein.

Wie Königsdorfs und Marons Protagonistin empfindet Burmeisters Erzählerin Marianne Ahrend die Diskrepanz zwischen ihrem subjektiven und objektiven Zeitbegriff in den ersten Nach-Wende-Jahren. Ein abendlicher Spaziergang mit der Freundin Norma, bei dem die beiden leichtfüßig die Linie überquerten, die kurz zuvor noch durch Todesstreifen und Mauer markiert war, „liegt weit zurück, obwohl mich nach dem Kalender keine zweieinhalb Jahre von jenem Abend trennen" (31). Nur liegt darin für die Erzählerin nichts Desorientierendes, eher etwas Tröstliches: der greifbare Beweis dafür, dass gesellschaftliche Ordnungen kommen, aber auch wieder gehen, und dass auch die größten Schrecken mit der Zeit ihre Bedrohlichkeit verlieren. Sowohl die Natur als auch die vom Menschen geschaffene Kultur bieten bleibende Orientierungspunkte, die auch dem absurdesten menschlichen Handeln standhalten. So die Amsel im Hof, auf deren Flöten Verlass ist „unter welcher neuen Ordnung auch immer" (32), oder die Kaninchen, die zurückkommen, wo immer der Mensch ihnen ein Stück Platz überlässt (7, 24). Auch das Berliner Mietshaus, der Mittelpunkt des Romangeschehens, gehört zu den Bestandteilen der Außenwelt, die Verlässlichkeit und Ruhe ausstrahlen, wie chaotisch die Menschen es um sie herum auch treiben mögen:

> *„Es ist ein großes Haus, hundert Jahre alt. Der Stadtteil, in dem das Haus steht, hieß weiter Mitte, als er längst Rand war, dahinter Niemandsland, von der Schußwaffe wurde Gebrauch gemacht." (7)*

Zudem, so deutet die Erzählerin an, kann im Chaos auch Sinn angelegt sein. Der Beitritt der DDR zur BRD, was immer er an Problemen mit sich bringt, ließe sich als Chance deuten, neu gewonnene Spielräume zu nutzen.

Burmeisters Ich-Erzählung bezieht ihre gelassene, oft heitere Grundstimmung aus einem im Geist der Aufklärung verwurzelten Vertrauen darauf, dass in der Welt letztlich positive Kräfte die Oberhand über Zerstörung und Chaos behalten. Zwar war ihr der Glaube an den real existierenden Sozialismus der DDR längst abhanden gekommen. Aber ihren Respekt vor dem menschlichen Bedürfnis nach einer gesellschaftlichen Utopie sowie den Wunsch, an einer Verbesserung der Zustände mitzuwirken, hatte sie nicht verloren, wobei sie allerdings in einem Interview 1999 gestand, der Gedanke an das „neue Deutschland“ erwecke in ihr nur „flaue Resignation“ angesichts des Mangels an jeglichen Antworten auf die Probleme der sozial Benachteiligten.[26]

4 Abschließende Beobachtungen

Alle vier hier erörterten Texte sind Versuche von etablierten Schriftstellerinnen -- dreien aus der DDR, einer aus der alten Bundesrepublik --, den Schock der Auflösung der DDR und die tiefe Verunsicherung der Menschen in bezug auf den eigenen Standort und die eigene Identität literarisch zu artikulieren. Den historischen und psychologischen Hintergrund bilden in jedem Fall das Trauma des Faschismus und die Selbstbefreiungsversuche durch Schreiben. In der Reaktion auf die Ereignisse von 1989/90 vermischen sich in sehr unterschiedlichen Proportionen Erleichterung und ein Gefühl des Verlusts. Wo die Bindung an das untergegangene und nun von allen als verrottet erkannte System stark ausgeprägt und unreflektiert war, bedeutete dessen Ende zuerst einmal einen Sturz in die Leere (Königsdorf und in gewissem Grade auch Rehmann). Wo wie bei Monika Maron Hass und Ekel den Platz von Glaube und Vertrauen eingenommen hatten, zeigte sich bei aller rationalen Distanz zu den Ereignissen auch ein Zustand emotionaler Verunsicherung. Nur wo schon vorher, wie bei Burmeister, die im Unbewussten verankerte ideologische Bindung der Selbstbestimmung gewichen war, war Spielraum für wirklich Neues entstanden.

Brigitte Burmeister hegt einerseits keinerlei Illusionen, was die Chancen sozialistischer Utopien nach dem Fehlschlagen des Experiments DDR angeht, besteht aber andererseits darauf,

---

26 *neue deutsche literatur* 1/99, 103

dass das Bedürfnis nach einer utopischen Dimension ein legitimer Aspekt menschlicher Welterfahrung ist:[27]

> *„Eben weil Träume, Ideale, Utopien im real existierenden Sozialismus nicht als Korrektive der Politik, sondern als Deformatoren der Realitätswahrnehmung und Realitätsdarstellung (mit schlimmen praktischen Folgen) gewirkt haben, besaßen sie eine durchaus paradoxe Funktion: Mit sozialistischen Idealen wurde genau das legitimiert oder beschönigt, was im Namen dieser Ideale ein für alle Male überwunden werden sollte - Unterdrückung, Ausbeutung, Unfreiheit. An eine mögliche andere gesellschaftliche Wirkungsweise von Träumen, Idealen, Utopien kann man sich jetzt nur suchend, im aufmerksamen Umgang mit neuen Erfahrungen herandenken, da läßt sich nichts "hinüberretten" - außer dem Bedürfnis nach derartigen Orientierungen."*

Die Zeiten der großen gesellschaftlichen Utopien sind in unseren westlichen Gesellschaften wohl vorbei, zumindest auf absehbare Zeit. Jedoch scheint es schwer vorstellbar, dass das Bedürfnis nach einer Öffnung nach vorn, dem „Vor-Schein von möglich Wirklichem" im Sinne von Ernst Blochs Begriff vom „Tagtraum als Vorstufe zur Kunst" (106), uns für immer abhanden gekommen sein sollte.[28]

---

27 Brigitte Burmeister, „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen", *Sinn und Form* 1994, 652

28 Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Suhrkamp, Frankfurt/M 1959 (geschr. 1938-1947 im Exil in den USA; durchgesehen 1953 und 1959)

5 Literaturverzeichnis

Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1959

Volker Braun, *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie. Schriften*, Philipp Reclam, Leipzig, 1983

Volker Braun, *Langsamer knirschender Morgen*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1987

Volker Braun, „Ein Ort für Peter Weiss“, *neue deutsche literatur* 2/98, 171-180

Brigitte Burmeister, *Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde*, Verlag der Nation, Berlin (DDR) 1987; auch: Luchterhand, Frankfurt/Main 1988

Brigitte Burmeister, / Gerti Tetzner, „Keine Macht, aber Spielraum“, in Anna Mudry (Hg.), *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Luchterhand, Frankfurt/Main 1991, 30-59

Brigitte Burmeister, „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen“, *Sinn und Form*, 1994, 648-654

Brigitte Burmeister, *Unter dem Namen Norma*, Klett-Cotta, Stuttgart, 1994; 2. Aufl. 1996

Brigitte Burmeister, „Erzählen als Sujet. Über Anders, Arends und Sander. Interview mit Mirjam Gebauer“, *neue deutsche literatur* 1/99, 90-106

Antonia Grunenberg, „Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR”, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B44/90, 17-26

Ursula Heukenkamp, „Metapher der Befreiung. Volker Braun, ‚Das innerste Afrika’”, in Siegfried Rönisch (Hg.), *DDR-Literatur ’87 im Gespräch*, Aufbau Verlag, Berlin / Weimar 1988, 184-196

Ursula Heukenkamp, „Von *Utopie* nach *Afrika*. Utopisches Denken in der Krise der Utopien”, in Heinz-Ludwig Arnold und Frauke Meyer-Gosau (Hg.), *Literatur in der DDR. Rückblicke*, edition text + kritik, München 1991, 184-193

Helga Königsdorf, *Aus dem Dilemma eine Chance machen. Reden und Aufsätze*, Luchterhand, Frankfurt/Main 1991

Helga Königsdorf, *Gleich neben Afrika*, Rowohlt, Berlin 1992

Helga Königsdorf, „Helga Königsdorf im Gespräch mit Günter Gaus“, *neue deutsche literatur* 5/42, 1994, 78-92

Helga Königsdorf, *Über die unverzügliche Rettung der Welt. Essays*, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1994

Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*. Friedrich Cohen, Bonn, 1929

Monika Maron, „Ich war ein antifaschistisches Kind", in Michael Naumann (Hg.), *„Die Geschichte ist offen." DDR 1990. Hoffnung auf eine neue Republik. Schriftsteller aus der DDR über die Zukunftschancen ihres Landes*, Rowohlt, Reinbek, Januar 1990, 117-135

Monika Maron, *Animal triste*, S. Fischer, Frankfurt/Main 1996 (3 Auflagen in einem Jahr)

Monika Maron, *Pawels Briefe*, S. Fischer, Frankfurt/Main 1999

Ruth Rehmann, *Illusionen*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1959

Ruth Rehmann, *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an meinen Vater*, Hanser, München und Wien 1979

Ruth Rehmann, *Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland*, Carl Hanser, München 1993

Gisela Shaw, „Keine Macht, aber Spielraum: Brigitte Burmeisters Roman *Unter dem Namen Norma'*", in Claire Flanagan und Stuart Taberner (Hg.), *1949/1989. Cultural Perspectives on Division and Unity in East and West*, Rodopi, Amsterdam 2000, 199-213

Gisela Shaw, „ ‚Keine Chance, mich auf Distanz zu halten': Ruth Rehmann, the Reluctant Autobiographer", in Mereid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw (Hg.), *Autobiography by Women in German*, Peter Lang, Oxford etc. 2000, 213-227

Christa Wolf, „Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk", in *Im Dialog. Aktuelle Texte*, Luchterhand, Frankfurt/Main 1990

Frauenvorträge an der FernUniversität 42

Von der Gleichstellungspolitik zum Gender Mainstreaming

Gisela Notz

Frau Dr. Gisela Notz, Friedrich-Ebert Stiftung Bonn

Von der Gleichstellungspolitik zum Gender Mainstreaming

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 10.03.2003.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2003

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Laura Neuhaus
Herausgeber:	Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
5.	Ellen Lorentz	"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf Japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: Fern-Universität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	"Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen" - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur - literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	"...des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen." Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39
42	Gisela Notz	Von der Gleichstellungspolitik zum Gender Mainstreaming	Heft 42

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Gisela Notz

Von der Gleichstellungspolitik zum Gender Mainstreaming

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 10.03.2003

1 Gesellschaftsgeschichtlicher Kontext S. 1

2 Die 4 Autorinnen: gemeinsame Generationserfahrungen S. 4

2.1 Ruth Rehmann S. 5

2.2 Helga Königsdorf S. 6

2.3 Monika Maron S. 7

2.4 Brigitte Burmeister S. 8

3 Vier Texte S. 10

3.1 Ruth Rehmann, Unterwegs in fremden Träumen (1993) S. 10

3.2 Helga Königsdorf, Gleich neben Afrika (1992) S. 12

3.3 Monika Maron, Animal triste (1996) S. 14

3.4 Helga Burmeister, Unter dem Namen Norma (1994) S. 17

4 Abschließende Beobachtungen S. 19

5 Literaturverzeichnis S. 21

Gisela Notz

Zu Grundlagen der Gleichstellungsarbeit

Das Konzept des Gender Mainstreaming

Von der Gleichstellungspolitik zum Gender Mainstreaming

"Gender Mainstreaming" ist ein neuer Begriff für Frauenpolitik als Querschnittsaufgabe, die alle Politikfelder durchziehen soll. Als Instrument und Methode ist GM längst überfällig. "Männer und Frauen sind gleichberechtigt", so steht es im Grundgesetz für die BRD. Ein Gleichstellungsgesetz für die Privatwirtschaft steht immer noch aus, obwohl die Wirtschaft die "Ressource Frau" schon lange entdeckt hat. Der Artikel setzt sich mit Chancen, Risiken und Nebenwirkungen eines hochmodernen Themas auseinander und fragt danach, ob Mainstreaming hinreichend sein kann, wo doch viele Frauen im Sidestream schwimmen und ob das Schwimmen gegen den Strom nicht dennoch notwendig ist.

Der Kampf um gleiche Rechte für Frauen und Männer ist alt. Immer wieder waren es Frauen, die sie für sich einforderten, während (die meisten) Männer mit der gespaltenen Gesellschaft offensichtlich gut lebten. Ohne die Akteurinnen der "alten" und der "neuen" Frauenbewegung die maßgeblich dazu beigetragen haben, dass die Auseinandersetzungen um Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit immer wieder geführt worden sind, wären Frauen nicht da, wo sie jetzt sind. Sie dürften nicht zur Wahl gehen und nicht gewählt werden und sie könnten sich die Universitäten nur von außen ansehen, zu vielen Berufen hätten sie keinen Zugang und es wäre ihnen nur dann erlaubt, außerhalb des eigenen Hauses erwerbstätig zu sein, wenn ihr Ehemann nichts dagegen einzuwenden hat.

Das Recht der Frauen auf Erwerb

Eines der Rechte, um die Frauen vehement kämpfen mussten, ist das Recht auf Erwerb zur Sicherung ihrer eigenen Existenz. Louise Otto, die heute als die Vorkämpferin der Frauenbewegung bezeichnet wird, hatte bereits 1848 mit ihrer "Adresse eines Mädchens" an den damaligen sächsischen Innenminister Oberländer, der eine Arbeiterkommission, die wir uns so ähnlich wie das "Bündnis für Arbeit vorstellen müssen" einberufen hatte, darauf hingewiesen, "dass es nicht genug ist, wenn sie (die Herren G.N.) die Arbeit für die Männer organisieren, sondern dass sie dieselbe auch für die Frauen organisieren müssen", weil die Frauen so gut wie die Männer für das tägliche Brot arbeiten müssen.[1] Das war zu einer Zeit,

als es für Frauen noch völlig unüblich war und gegen die Konventionen verstieß, sich zu politischen Themen öffentlich zu äußern. Einen zentralen Platz in Louise Ottos Kampf um Frauenrechte nahm die politische Streitschrift "Das Recht der Frauen auf Erwerb" aus dem Jahre 1866 ein, die 1997 im Rahmen eines Ost-West-Projektes neu aufgelegt wurde (Franzke/Ludwig/Notz 1997). Schon damals konnte es für die zahlreichen, Heimarbeiterinnen, Dienstmädchen und die neu hinzugekommenen Fabrikarbeiterinnen nicht alleine um das "Recht auf Erwerb" gehen, über das verfügten sie. Es war deren erbärmlicher Lebenssituation, die Louise Otto zutiefst erschütterte. Daher galt ihr Engagement solange sie lebte, einer Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterinnen. Aber auch der bürgerlichen Frau sollte es nach ihrer Meinung ermöglicht werden, sich durch eigene Existenzsicherung aus der untergeordneten Rolle der Ehefrau zu lösen. Durch den Zugang zur universitären und beruflichen Bildung sollten Frauen ebensolche Qualifikationen anhäufen wie die Männer, um dann in die bis dahin Männern vorbehaltenen Positionen in Beruf, Gesellschaft und Politik vorzudringen. Das war ganz im Sinne des Gender Mainstreaming.

Männer und Frauen sind gleichberechtigt

Heute reicht es nicht mehr, das Recht der Frauen auf Erwerb zu fordern. Frauen haben um die gleichberechtigte Teilhabe an der bezahlten Erwerbsarbeit lange gerungen. De jure haben sie die Gleichberechtigung erlangt. Dass sie in Artikel 3 (2) des Grundgesetzes festgelegt ist, haben wir vor allem dem mutigen Kampf der Sozialdemokratin Elisabeth Selbert und ihrer Genossin Frieda Nadig zu verdanken, die gegen die Empörung der Abgeordneten aus allen Fraktionen beharrlich blieben. Seit 1949 heißt es eindeutig: ”Männer und Frauen sind gleichberechtigt”. Einen Gleichstellungsparagraphen gab es bereits in der Verfassung für die Weimarer Republik. Danach hatten Frauen und Männer jedoch lediglich "die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten". Elisabeth Selbert wollte eine weitergehende Regelung, denn kaum jemand hatte aus der Weimarer Formulierung die vollständige Geschlechtergleichheit vor dem Gesetz abgeleitet. Sie hatte sich nichts Leichtes vorgenommen. Bevor der eindeutige Satz in das Grundgesetz eingeschrieben wurde, war er zweimal abgelehnt worden. Der Redaktionsausschuss für das Grundgesetz hatte stattdessen die gegenüber der Weimarer Verfassung noch lapidarere Formulierung vorgeschlagen: "Der Gesetzgeber muss Gleiches gleich, Verschiedenes in seiner Eigenart behandeln". Sie fand, dass das eine gefährliche Formulierung war, die Ausnahmebestimmungen, die sich gegen Frauen richten können, verfassungsrechtlich legitimierte.

In Bezug auf Absatz 1 des Art. 3 GG: "Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich" waren sich alle 65 an der Verfassungsgebung beteiligten ParlamentarierInnen einig. Absatz 2 sollte

diesen Grundsatz dann quasi für Frauen relativieren. Als juristische Expertin hat Elisabeth Selbert ganz klar erkannt, dass auf diese Art und Weise Frauen aufgrund ihrer "biologischen Eigenart" nicht auf allen Gebieten gleichgestellt werden konnten. Tatsächlich betonten zahlreiche Männer des Parlamentarischen Rats, dass ihnen lediglich die "besondere Schutzwürdigkeit" der Frauen am Herzen gelegen habe". Das ging auch den beiden Frauen der konservativen Parteien so.[2] Sie betonten bei jeder Gelegenheit die besonderen Eigenarten der Frauen und deren mütterliches Wesen. Nach der zweimaligen Ablehnung der Formulierung von Elisabeth Selbert wusste sie, dass sie eine breite Frauenöffentlichkeit benötigte, um ihr Anliegen durchzusetzen. Sie machte wirklich, womit sie schon vorher gedroht hatte: Sie mobilisierte die Frauen in Stadt und Land aus politischen und gewerkschaftlichen Zusammenhängen und außerparlamentarischen Gruppen, indem sie bei unzähligen Veranstaltungen darüber aufklärte, welche Folgen ein solches "Ausnahmegesetz" für Frauen haben wird. Sie wollte die Frauen massenhaft mobilisieren, damit durch deren Stellungnahme so viel Unruhe im Lande entstand, dass dadurch die Annahme der gesamten Verfassung gefährdet sein könnte. Die Post kam Waschkörbeweise und wurde förmlich nur so in die Verhandlungen des Parlamentarischen Rates hineingeschüttet. Dieser massive Protest von Frauen, der über Partei-, Konfessions- und Klassengrenzen hinausging und von autonomen wie organisierten Frauen getragen wurde, war einmalig in der Geschichte und er musste Erfolg haben. "Und ich wusste, in diesem Augenblick hätte kein Abgeordneter mehr gewagt, gegen diese Fülle von Protesten anzugehen und bei seinem Nein zu bleiben." sagte sie später in einem Interview. Die Frauen sprachen sich in ihren Briefen eindeutig für die Formulierung "Männer und Frauen sind gleichberechtigt" aus und viele Briefe erinnerten auch daran, dass die im Parlamentarischen Rat vertretenen PolitikerInnen gegenüber den Wählerinnen Verantwortung tragen und dass nur durch diese Formulierung der Stellung der Frau in den gewandelten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen Rechnung getragen werden kann (vgl. Die Hessische Landesregierung 1999, S. 173).

Schließlich bezeichneten einige ParlamentarierInnen ihre vorangegangene Ablehnung als Missverständnis. Im gesamten Parlamentarischen Rat trat ein Sinneswandel ein. Zudem waren die Mitglieder des Parlamentarischen Rates um ein harmonisches Bild in der Öffentlichkeit bemüht. Plötzlich wollte keiner und keine dagegen gewesen sein. Sie sahen jetzt scheinbar alle ein, was sie den Frauen nach dem zweiten Weltkrieg schuldig waren, und warnten lediglich noch immer vor einem bevorstehenden Rechtschaos, weil die übrigen Gesetze alle noch von der grundsätzlichen geschlechterspezifischen Ungleichheit ausgingen. Der spätere Bundespräsident Theodor Heuss sprach gar amüsiert von einem "Quasi-Stürmlein", das die Frauen initiiert hätten und das quasi völlig unnötig gewesen wäre. Die Frauen hatten gesiegt. Elisabeth Selbert hatte den "Zipfel der Macht" in ihrer Hand ausgenutzt.[3]

Seitdem haben Frauen des jure die gleichen Rechte wie Männer: "Männer und Frauen sind gleichberechtigt (Art. 3, Abs. 2, Satz 1). Seit der Änderung des Grundgesetzes 1994 (nach der Wiedervereinigung) wird der Staat zusätzlich in die Pflicht genommen: "Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin" (Art. 3, Abs. 2, Satz 2 GG). Die Verpflichtung zur Umsetzung und Beachtung von Gleichstellung findet sich auch in Bundesgesetzen wie dem Sozialgesetzbuch VIII. Danach müssen bei der Aufgabenerfüllung im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen berücksichtigt, Benachteiligungen abgebaut und die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen gefördert werden. Das ist deshalb wichtig, weil – würde das Gesetz ernst genommen - bereits wichtige Grundlagen für die Gleichberechtigung im Kinder- und Jugendalter gelegt werden könnten, die in späteren Jahren dann nicht mehr korrigiert werden müssten. Außerdem gibt es ein Gleichstellungsdurchsetzungsgesetz für die Bundesverwaltung nach dem alle Beschäftigten in der Bundesverwaltung, insbesondere Führungskräfte, die Gleichstellung von Frauen und Männern fördern müssen. Diese Aufgabe wird ausdrücklich als durchgängiges Leitprinzip in allen Aufgabenbereichen bezeichnet. Für die Privatwirtschaft gibt es immer noch keine Gleichstellungsgesetz.

Ohne die Unterstützung von tatkräftigen Frauen aus vielen verschiedenen Zusammenhängen wie Gewerkschaften, Kirchen und autonomen Vereinen und Initiativen hätten die Frauen, die 1949 im Parlamentarischen Rat und 1994 im Bundestag saßen, diese Formulierungen nicht durchsetzen können. Ohne den aktiven Einsatz von Frauen der neuen Frauenbewegungen wären auch die übrigen normativen Regelungen nicht verabschiedet worden. Parlamentarierinnen und außerparlamentarisch aktive Frauen setzten sich immer wieder für die Gleichstellung von Frauen und Männern ein, weil sie diese als eine wichtige Voraussetzung für eine gerechte, emanzipierte und demokratische Gesellschaft ansahen.

Was immer noch zu wünschen übrig lässt, ist die Umsetzung der normativen Regelungen in die gesellschaftliche Praxis. Im Grundgesetz – Art. 117, Abs. 1 - steht nämlich auch, dass bis 31. 3. 1953 alle, dem Artikel 3, Abs. 2 GG widersprechenden Rechte geändert und angepasst werden sollten. Frieda Nadig wies im Februar 1954 in einer Bundestagsrede auf den Skandal hin, dass diese Frist verstrichen war, ohne dass etwas geschehen war, obwohl eine Reihe anderer Gesetze verabschiedet, bzw. reformuliert worden waren. In der Rede machte sie zum wiederholen Male auf die tiefen Meinungsverschiedenheiten weltanschaulicher Art, die zwischen den Parteien bestehen, also auf die unterschiedlichen Interessen, wenn es um die Gleichberechtigung geht, aufmerksam. Die hartnäckigsten Diskussionen drehten sich um die Reformulierung des Familienrechts. Letztendlich wollten auch die im Bundestag vertretenen konservativen Abgeordneten die Frau im Haus und da im Kinderzimmer sehen. Ihnen war der Schutz von Ehe und Familie mit der sorgenden Hausfrau und Mutter heilig. Während die

sozialdemokratischen und kommunistischen Fraktionen das Recht der Frauen auf (bezahlte) Arbeit forderten. Allzu oft allerdings mit der Einschränkung, dass ein vorübergehender Aufenthalt im Hause für die Mütter kleiner Kinder durchaus wünschenswert wäre. Mit der Rhetorik um die Politik der Mitte scheinen diese Interessenkonflikte nicht mehr als solche diskutiert zu werden, wenn sie auch nach wie vor vorhanden sind.

Schon bald nach der Verabschiedung des Gleichbehandlungs-Paragraphen wurde deutlich, dass die Chancen von Männern und Frauen besonders in den privaten Unternehmungen höchst ungleich verteilt sind. Die Unternehmungen und deren Vertreter dachten nicht daran, von sich aus die bestehenden Ungleichheiten zu problematisieren oder gar auf die Beseitigung bestehender Nachteile hinzuwirken. Die Forderung nach einem Gleichstellungsgesetz für die Wirtschaft wurde schon damals laut. Anlässlich der Frauenkonferenz der SPD am 6. und 7. Mai 1950 in Düsseldorf notierte die Bundestagsabgeordnete und Mitglied im Parteivorstand der SPD, Lisa Albrecht, in ihrem Notizbuch "Die wirtschaftliche Gleichberechtigung (nach GG Artikel 3 gewährleistet), besteht nur in der Theorie. Frauenlöhne sind niedriger als Männerlöhne und die Unternehmer lehnen ab, Frauenlöhne zu diskutieren." Liesel Kipp-Kaule, damals ebenfalls MdB der SPD und aktive Gewerkschafterin, forderte bei der gleichen Konferenz "ein zusätzliches Gesetz zum Art. 3 GG für die ökonomische Gleichberechtigung der Frau". Auch sie bezeichnete den damals herrschenden Zustand als "Verstoß gegen die Gleichberechtigung" und das obwohl schon damals klar war, dass die "Wirtschaft ohne Frauen nicht denkbar war".[5] Heute, über 50 Jahre später, sind Frauen immer noch kaum in Führungspositionen, aber zu einem hohen Anteil in den unteren Betriebsebenen vertreten, sie verdienen im Durchschnitt immer noch 25 % weniger als Männer und sind stärker von Erwerbslosigkeit betroffen. Und dies, obwohl auch heute die Wirtschaft ohne Frauen nicht denkbar ist.

Die Umsetzung des Rechts auf Gleichberechtigung dauert bis heute an. Elisabeth Selbert bezeichnete es 1980 in einem Interview als ”permanenten Verfassungsbruch”, dass die Realität anders aussieht, als die Gesetzeslage und dass Frauen selbst bei gleicher Qualifikation immer noch weniger Lohn bekommen (vgl. Böttger 1991). Über die gesellschaftliche Wirkungskraft der verfassungsmäßig garantierten Gleichheit von Frauen und Männern werden immer wieder erhitzte Debatten geführt. Sowohl die frauenpolitisch nach dem zweiten Weltkrieg aktiven Frauen, als auch die „autonome“ Frauenbewegung der 70er Jahre forderten vom Staat frauenpolitische Initiativen und Gesetze zur Erstellung des rechtlichen Rahmens zur Durchsetzung der Gleichberechtigung und zur Entwicklung von Handlungsinitiativen.

Frauen sind heute selbstbewusst, gut ausgebildet und hoch qualifiziert. Dennoch sind viele Frauen auch heute noch auf den unteren Ebenen der betrieblichen Hierarchien zu finden und

auf wenigen politisch einflussreichen Posten zu finden und für (viele) Männer scheint es immer noch selbstverständlich, dass Frauen ihnen dienen und sie bedienen. Viele Frauen sind in geringfügigen, ungeschützten oder Teilzeitjobs mit niedrigen Löhnen und geringen sozialen Leistungen zu finden. Mindestens zwei Drittel der unbezahlten "ehrenamtlichen" Arbeiten im Sozial- und Gesundheitsbereich werden von Frauen geleistet. Nicht selten machen Frauen, auch wenn sie berufstätig sind, (fast) die gesamte Hausarbeit, (viele) Männer helfen bestenfalls mit (vgl. Notz 1991). Die traditionelle Gleichstellungspolitik hat ganz offensichtlich das Ziel der Ebenbürtigkeit zwischen den Geschlechtern nicht annähernd erreicht. Und dies obwohl Frauen sich den Zugang zu Universitäten, Parlamenten und zu (fast) allen Berufen erkämpft haben und obwohl die Zahl der qualifizierten Frauen ständig steigt. Es ist höchste Zeit für neue Instrumente und Methoden.

Gender Mainstreaming das neue Zauberwort?

Das neue Zauberwort heißt Gender Mainstreaming. Was bedeutet der englische Begriff Gender Mainstreaming? *Gender* bezeichnet die gesellschaftlich, sozial und kulturell geprägten Geschlechtsrollen von Frauen und Männern. Diese sind, anders als das biologische Geschlecht (*sex)*, im Sozialisationsprozess erlernt und daher auch veränderbar. Mainstream heißt Hauptstrom oder Hauptrichtung und *Mainstreaming* bedeutet, dass eine bestimmte inhaltliche Vorgabe, die bisher nicht das Handeln bestimmt hat, nun zum zentralen Bestandteil bei allen Entscheidungen und Prozessen gemacht wird. *Gender Mainstreaming* bezeichnet demnach ein wichtiges Instrument, das mit dem Ziel eingesetzt werden soll, Frauen und Männer in allen gesellschaftlichen und politischen Bereichen gleich zu beteiligen, und zwar nicht als Randproblem, sondern als ein zentrales Anliegen. Das hieße also eine radikale Gleichstellungspolitik zu betreiben. Übersetzt hieße es: "Integration der Gleichstellung von Mann und Frau in alle Politikbereiche". Der Gedanke ist nicht neu. "Frauenpolitik als Querschnittsaufgabe" in einigen Politikbreichen, Institutionen und Organisationen hatte bereits diesen Anspruch erhoben, ihn allerdings mit nur mäßigem Erfolg in den verschiedenen Politikbereichen umsetzen können. Wenn Gender Mainstreaming heißt, dass die Gleichstellungsperspektive in alle Bereiche des politischen Handelns integriert werden soll, heißt das sowohl in die Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik, als auch in die Bildungs- und Familienpolitik, aber auch in die Wohnungsbau-, Umwelt-, Landwirtschafts-, Sozial-, Steuer-, Renten- und Wirtschaftspolitik.

Der Begriff wurde bereits auf der 3. Weltfrauenkonferenz der Vereinen Nationen in Nairobi als politische Strategie vorgestellt und erhielt seine Prägung mit der in Rio 1992 verabschiedeten Agenda 21 und später auf der Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking. In die Entwicklungspolitik hat das Schlagwort schon vor mehr als zehn Jahren Eingang gefunden. In

diesem Bereich stehen Gendertrainings und Genderanalysen auf der Tagesordnung. In einigen Ländern wird Gender Mainstreaming schon lange angewendet. Die skandinavischen Länder sind offensichtlich Vorreiter. Z. B. wird in Schweden seit 1994 Gender Mainstreaming in allen Breichen gefördert. Jede Aufgabe wird auf ihre geschlechtsspezifische Wirkung hin überprüft. In den Niederlanden wurde ab 1994 das Gender Impact Assessment (GIA) für ministerielle Vorhaben entwickelt. Auf Regierungsebene wurde ein Aktionsplan erarbeitet, der zwischen 1999 und 2002 umgesetzt sein soll. Er enthält pro Ministerium mindestens drei Projekte, auf die das GIA anzuwenden ist. In Norwegen wird seit 1996 daran gearbeitet, die Gender Mainstreaming-Strategie bei Projekten der Ministerien umzusetzen. Darüber hinaus wurde ein StaatssekretärInnen-Ausschuss zur Förderung und Kontrolle des Mainstreaming gebildet. In Finnland existiert seit 1998 ein Aktionsprogramm der Regierung, das u. a. eine Erprobung der Gender-Mainstreaming-Strategie in den Ministerien vorsieht. Auch Gewerkschaftsfrauen haben Erfolge zu verbuchen. Die ÖTV beschloss 1998 GM in der Tarifarbeit umzusetzen und setzte eine Genderbeauftragte im Tarifsekretariat ein. Nach dem Zusammenschluss zur großen Dienstleistungsgesellschaft Ver.di verankerte diese als erste Gewerkschaft GM als Aufgabe in der Satzung (§ 5) und setzte ein Mann-Frau-Team als Genderbeauftragte beim Bundesvorstand ein. (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2002: 18 ff.).

Das Gender Mainstreaming macht auch vor der Europäischen Union nicht Halt. Mit dem Amsterdamer Vertrag von 1996 wurde der Gender-Mainstreming-Ansatz rechtlich verbindlich festgeschrieben. Artikel 2 und Art. 3 Abs. 2 dieses EG-Vertrages verpflichtet die Mitgliedsstaaten zu einer aktiven Gleichstellungspolitik im Sinne des Gender Mainstreaming. Mit der neuen Bezeichnung "Gender Mainstreaming" ist ein Instrument auf den Weg gebracht, das die Gleichstellungsperspektive in allen Politikfeldern und bei allen nationalen Aktionsplänen (NAP) berücksichtigen soll. Das hat auch für die Bundesrepublik Konsequenzen. Eine erste Auswertung des Europäischen Employment-und Labourmarketcommitees ergab 1999, dass sämtliche Mitgliedsstaaten noch weit von einem wirksamen Gender Mainstreaming entfernt sind und dass die Geschlechterfrage bei der Durchführung der NAP noch nicht ausreichend berücksichtigt wurde. "In den meisten Mitgliedstaaten muss die Tatsache, dass sich Arbeitsmarktmaßnahmen unterschiedlich auf Frauen und Männer auswirken, weiter untersucht werden", heißt es in dem Papier.[4] Das Europäische Parlament empfahl in seiner Entschließung vom September 1997 als weitere Umsetzungsschritte die Schaffung geeigneter Koordinierungsstrukturen die Erarbeitung von Bewertungskriterien, eine Überprüfung aller Legislativvorschläge auf die geschlechtsspezifische Dimension hin sowie die Fortsetzung des GM plus spezielle Frauenfördermaßnahmen und die Ausrichtung von Datenerhebungen und Statistiken nach geschlechtsspezifischen Kriterien. Seit 1998 legt die EU jährlich beschäftigungspolitische

Leitlinien fest, zu denen auch die Stärkung der Maßnahmen für Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt als Querschnittsaufgabe gehört.

Für die Bundesrepublik heißt Gender Mainstreaming nichts anderes als ein notwendiger Verweis auf Art. 3 (2) des Grundgesetzes und dessen längst fällige Umsetzung. Die Bundesregierung hat in ihrem Kabinettbeschluss vom 23. 6. 1999 zum bundesweiten Programm "Frau und Beruf" das Gender Mainstreaming als durchgängiges Leitprinzip benannt und die Förderung dieses Ansatzes in der Regierungsarbeit beschlossen. Im Mai 2000 konstituierte sich eine innerministerielle Arbeitsgruppe auf Leitungsebene, die die Aufgabe hat, Gender Mainstreaming in die Arbeit aller Ressorts zu implementieren. Es sollen Kriterien und Vorgehensweisen entwickelt werden, mit denen politische Entscheidungsprozesse und Maßnahmen so gestaltet werden können, dass in jedem Politikbereich und auf allen Ebenen Ausgangsbedingungen und Auswirkungen auf die Geschlechter berücksichtigt werden. Damit soll der Prozess der Gleichstellung von Frauen und Männern zum "normalen" Bestandteil der Handlungsmuster aller Ressorts werden. Auch im Nationalen beschäftigungspolitischem Aktionsplan 2000 für Deutschland ist GM festgeschrieben. Das heißt, bei Gesetzen, Programmen und Projekten soll künftig gefragt werden, wie sie sich auf Frauen und Männer auswirken und ob sie zur Chancengleichheit beitragen. Und in der am 26. Juli 2000 durch die Bundesregierung beschlossenen neuen Gemeinsamen Geschäftsordnung für die Bundesministerien heißt es (§ 2): "Die Gleichstellung von Frauen und Männern ist durchgängiges Leitprinzip und soll bei allen politischen, Normgebenden und verwaltenden Maßnahmen der Bundesministerien in ihren Bereichen gefördert werden (Gender-Mainstreaming)."

Für die Öffentlichen Dienste des Bundes und der Länder gibt es Gleichstellungsgesetze. Dass ein Gleichberechtigungsgesetz für die Privatwirtschaft immer noch aussteht, obwohl es im Koalitionsvertrag der Rot-Grünen Bundesregierung bereits 1998 versprochen war, ist ein Skandal, denn rund dreiviertel aller erwerbstätigen Frauen arbeitet in der privaten Wirtschaft. Eine rechtlich völlig unverbindliche Vereinbarung der Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft mit der Bundesregierung reicht nicht aus.[6] Ein effektives Gleichberechtigungsgesetz wäre aber notwendig, würde man GM wirklich ernst nehmen. Verbindliche Vereinbarungen lehnen die Arbeitgeber ab und die Bundesregierung entledigt sich ihres politischen Gestaltungsauftrages, indem sie ihrem Druck gehorcht. Sie geht damit der Auseinandersetzung mit den Arbeitgebern aus dem Wege und überhört den Protest der organisierten und nicht organisierten Frauen. Auch diesmal gab es ein außerparlamentarisches Frauenbündnis das Waschkörbeweise Briefe schrieb. Das beunruhigte die Politiker scheinbar nicht ernsthaft.[7]

Dass Gesetze alleine nicht reichen, ist Frauen zumindest seit der Verabschiedung von Art. 3 (2) GG bekannt. Niemand weiß besser als Frauen, dass sie sich für die Durchsetzung ihrer Rechte massiv einsetzen müssen, sonst sind sie das Papier nicht wert, auf das sie geschrieben worden sind. Durch Absichtserklärungen können sie dennoch nicht ersetzt werden. Und für einen demokratischen Staat sind sie die Grundlage politischen und bürgerlichen Handelns. Schließlich ist es merkwürdig, dass gerade dann, wenn es um die Gleichstellung von Frauen, also wenn es um den Verteilungskampf um Arbeitsplätze, Macht und Einkommen geht, auf Freiwilligkeit gesetzt werden soll, während in anderen Politikbreichen selbstverständlich Gesetze als notwendig erachtet würden. Niemand käme beispielsweise auf die Idee, die Straßenverkehrsordnung in Form einer Empfehlung zu formulieren.[8] Elisabeth Selbert, die über die mangelhafte Umsetzung ihres heiß erstrittenen Paragrafen im GG enttäuscht war, plädierte nicht für die Zurückziehung des Gleichberechtigungsgrundsatzes im GG, zugunsten einer schwammigen Vereinbarung, die schließlich den Status quo festschreibt, sonders für seine Einhaltung, Umsetzung und Ergänzung (vgl. Notz 2002).

Gender Mainstreaming ist mehr als eine Frauenfrage

Gender-Mainstreaming und Frauenpolitik werden beide eingesetzt, um die Gleichstellung der Geschlechter zu erreichen. Aus den historischen Erörterungen geht hervor, dass es bisher vor allem Frauen waren, die für ihre Rechte kämpften und sich gegen geschlechtsspezifische Diskriminierungen zur Wehr gesetzt haben. Das hat gute Gründe, schließlich lebten (die meisten) Männer gut in der geschlechterspezifisch geteilten Welt und auch die weniger Privilegierten hatten kaum Probleme mit der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung- im Produktions- und Reproduktionsbereich. Es gilt also nach wie vor, in vielen Bereichen männliche Strukturen aufzubrechen.

Geschlechterfragen müssen – folgt man der Philosophie des Gender Mainstreaming - zum integralen Bestandteil des Denkens, Entscheidens und Handelns *aller* Beteiligten werden, und nicht nur der für Frauenbelange zuständigen Stellen. Dass dies nur gelingt, wenn genügend Frauen an den Entscheidungen mitwirken, versteht sich von selbst. Die Genderfrage darf dennoch nicht (wieder) zur Frauenfrage werden, um die sich dann doch vor allem Frauen kümmern. Spezielle Förderung, die Frauen befähigt, in verantwortliche Positionen zu gelangen und sie kompetent auszufüllen ist dennoch keineswegs überflüssig, sondern Teil des Mainstreaming-Ansatzes. Jedoch wird Frauenpolitik nicht mehr als Einbahnstrasse verstanden, sondern verlangt von Männern und Frauen eine *gleiche* Verantwortung. Ganz offensichtlich ist es immer noch notwendig, zu betonen, dass GM Frauen *und* Männer betrifft. Ebenso wie betont werden muss, dass GM nicht die Fortschreitung des Geschlechterkampfes mit anderen Mitteln und Begriffen ist, was Männer offensichtlich befürchten (Gesterkamp

2001: S. 7). Wenn durch die Methode GM das Ziel der Geschlechterdemokratie erreicht würde, könnte der Geschlechterkampf ein für alle mal beigelegt werden.

Solange das nicht erreicht ist, will das Konzept Gender Mainstreaming ausdrücklich Männer als Akteure beim Aufbau einer geschlechtergerechten Gesellschaft beteiligen und verpflichten. Das geht allerdings nur, wenn Männer auch ein Interesse an einer Absage an biologistische Geschlechterkonzepte haben. Nicht von ungefähr feiern gerade angesichts zunehmend knapper werdender Ressourcen biologistische Konzepte vom 'Wesen der Frau' ein ungeheures Come-back. Es wundert auch nicht, dass sich vergleichsweise wenige Männer zum Thema GM äußern. Dort wo sie es tun, springen sie nicht so euphorisch auf den fahrenden Zug, wie viele Frauen das tun. Stephan Höyng verweist darauf, dass Männer bislang recht pauschal als die Verhinderer der beruflichen Gleichstellung der Frauen angeführt wurden. Im Zuge der Begeisterung für GM sollen die gleichen Verhinderer von den Führungsetagen aus top-down die Gleichstellung präsentieren. Er stellt fest, dass sich "an den Führungsmännern" nicht viel gewandelt hat und fragt: "Warum sollten diese Männer jetzt an Gleichstellung interessiert sein?" (Höyng 2002: 199). Höyng zeigt Hindernisse für die berufliche Gleichstellung der Geschlechter in einer Arbeitskultur auf, die nicht nur durch Strukturen, sondern auch durch das Verhalten von Männern und Frauen geprägt wird.

Implementierung des Prinzips Gender Mainstreaming

Gender-Mainstreaming ist eine Strategie, um geschlechtsspezifische Ausgangspositionen und Folgen einer Maßnahme zu bestimmen. Werden hierbei Benachteiligungen von Zugehörigen eines Geschlechts festgestellt, muss Geschlechterpolitik Instrumente entwickeln, um dieser Benachteiligung entgegenzuwirken. Durch die Strategie des Gender-Mainstreaming werden die unterschiedlichen Realitäten von Frauen und Männern bewusst und deutlich gemacht; die Beachtung der Geschlechterperspektive wird zu einem wesentlichen Entscheidungskriterium für die Implementierung von Maßnahmen.

Als hilfreich heben sich zwei Methoden erwiesen (Klinzing 2001: 6 f.):

Das Sechs-Schritte-Schema (nach Karin Tondorf)

1. Definition der gleichstellungspolitischen Ziele
2. Analyse der Probleme und der betroffenen Zielgruppe
3. Entwicklung von Optionen
4. Analyse der Optionen und Entwicklung eines Lösungsvorschlags
5. Umsetzung der getroffenen Entscheidung
6. Erfolgskontrolle und Evaluation

Sinnvoller erscheint die aus Schweden kommende 3-R-Methode, weil sie auch die Forschung nach den Ursachen der Geschlechterdiskriminierung beinhaltet:

1. Repräsentation: Prüfung, wie viele Frauen und Männer betroffen sind und wie viele Frauen und Männer mitwirken.
2. Ressourcen: Frage danach, wie die vorhandenen Mittel von Geld, Zeit und Raum zwischen den Geschlechtern verteilt sind und dann von Männern und Frauen auch benutzt werden.
3. Realisierung: Forschung nach den Ursachen der festgestellten Repräsentation und Ressourcenverteilung zwischen den Geschlechtern und ihren Veränderungsmöglichkeiten. Erst wenn die Gründe für die bestehenden Verhältnisse bekannt sind, können Konsequenzen für zukünftiges Handeln entwickelt werden. Sind die Gründe nicht bekannt, muss Ursachenforschung betrieben werden (nach Klinzing 2001).

GM zielt darauf ab, die unterschiedlichen Bedürfnisse von *beiden* Geschlechtern in alle Politikfelder und in alle Arbeitsbereiche einer Organisation mit einzubeziehen und Konzepte und Maßnahmen am Ziel der Gleichstellung auszurichten. Gender Mainstreaming sieht die Gleichstellungspolitik als Querschnittsaufgabe, der sich Männer *und* Frauen gleichermaßen zu stellen haben. Daher wird die Einsicht von Frauen *und* Männern vorausgesetzt, dass Geschlechterverhältnisse in allen gesellschaftlichen Breichen eine Rolle spielen und ihre Berücksichtigung insgesamt zu verbesserten Lösungen für beide Geschlechter in den jeweiligen Organisationen und Politikbereichen führt. GM ist ein top-down-Ansatz. Das heißt, es funktioniert nur, wenn die Organisationsspitze Gender Mainstreaming zu ihrer Aufgabe macht und alle Beschäftigten umfassend informiert und geschult werden.

Abschied von der Frauenförderung?

Solange Frauen durch den Arbeitsmarkt und in vielen gesellschaftlichen Bereichen noch immer diskriminiert sind, werden Maßnahmen zur Antidiskriminierung, Maßnahmen zur Frauenförderung und Quotierung und zum "Empowerment" für Frauen weiterhin notwendig sein. Frauenförderung, Quote und Gender Mainstreaming dürfen jedenfalls nicht gegeneinander ausgespielt werden. In der Praxis wird längst die Befürchtung geäußert, dass durch GM den Quotengegnern die Möglichkeit verschafft wird, das Thema Chancengleichheit ad acta legen zu können? Der 0-Ton eines Gewerkschaftskollegen spricht das Bände: "Ich begrüße die Einführung des Prinzips des Gender Mainstreaming. Es muss mir dann allerdings erklärt werden, weshalb wir noch die Quote und Frauenstrukturen benötigen!" (Schulz-Müller 2002: 188).

Ohne Quotierung der Bereiche, in denen gesellschaftlich notwendige Arbeit geleistet wird, also der Haus- und Sorgearbeit und der Erwerbsarbeit und ohne Maßnahmen zur Entpatriarchalisierung der Erwerbsarbeit, die dazu führen, dass Frauen und Männer den gleichen Zugang zu Ausbildungsgängen, die gleichen Chancen zur Übernahme einer qualifizierten, die eigene Existenz sichernden, sinnvollen Berufsarbeit und den gleichen Zugang zu Maßnahmen der beruflichen und politischen Weiterbildung sowie zur Übernahme politischer und öffentlicher Ämter haben, wird es in der Zukunft nicht mehr gehen. Ohne die Quote wären noch nicht einmal so viele Frauen in politischen, gewerkschaftlichen, staatlichen und öffentlich-rechtlichen Gremien wie heute. In einigen Bundesländern gilt die Regelung, dass weibliche Bewerber mit gleicher Qualifikation bei Einstellung und Beförderung im Öffentlichen Dienst so lange zu bevorzugen sind, bis in den jeweiligen Bereichen ein Frauenanteil von 50 % erreicht ist. Seitdem bewerben sich viel mehr Frauen auf Positionen. Die private Wirtschaft wehrt sich auch gegen solche Regelungen, obgleich einige Firmen durchaus davon überzeugt sind, dass ein höherer Frauenanteil in der Belegschaft ihnen Wettbewerbsvorteile beim Kunden verschaffen kann.

Die EU versteht unter GM "die Bemühungen um das Vorantreiben der Chancengleichheit nicht auf die Durchführung von Sondermaßnahmen für Frauen zu beschränken, sondern zur Verwirklichung der Gleichberechtigung ausdrücklich sämtliche allgemeinen politischen Konzepte und Maßnahmen einzuspannen" (Europäische Kommission 2000: 19). Das heißt, dass damit die Hoffnung verbunden wird, dass "Frauenpolitik" sich von *reiner* "Frauenförderung" verabschiedet und ins Zentrum – also in den Hauptstrom - der Politik befördert wird. GM aus der Perspektive der EU sollte demnach nicht heißen, dass spezifische Frauenfördermaßnahmen nun nicht mehr nötig seien. Beide Strategien sollten miteinander verbunden werden: parallel zu den integrierten Maßnahmen sollen weiter spezifische Frauenmaßnahmen durchgeführt werden, solange Frauen nicht gleichermaßen im Mainstream schwimmen. Dennoch ist die Gefahr, dass "alte Frauenfördertöpfe" einfach gestrichen werden, nicht zu übersehen (vgl. Nohr 2001: 16). Die Zweifel, die Frauen immer wieder äußern, ob und wie viel Neues Gender Mainstreaming für ihre Gleichstellung bringen kann, sind sicher berechtigt. Im Ohr haben sie die Warnungen europäischer Frauenpolitikerinnen vor einer Aushöhlung der Frauenförderung unter dem Dach des Mainstreaming.

Auch in der Bundesrepublik geraten die bisherigen ausgewiesenen Expertinnen für Gleichberechtigung, die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten, unter Legitimationsdruck. Sie erleben oder befürchten, dass GM als Vorwand benutzt wird, um bestimmte Haushaltsressourcen für den Gleichstellungsbereich zu kürzen oder die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten in ihren Kompetenzen zu beschneiden (Cheauré 2001). Die hessische Landesregierung beabsichtigt bereits, künftig die bestehenden Frauenförderpläne auszusetzen (Zwd Nr. 182/2002: 7). Ansätze, durch Kombination von Gender Mainstreaming

und Frauenpolitik, Frauenförderung und gleichstellungspolitische Maßnahmen die Wirksamkeit von Gleichstellungspolitik zu verstärken, sind hingegen noch selten.

Probleme werden in den Sidestream verlagert

GM in Politik, Unternehmen und Organisation wird für die Zukunft nicht reichen, denn eine Gleichstellung der Frau im Berufsleben ist ohne stärkeres Engagement der Männer im Bereich der Haus- und Sorgearbeiten in der Familie und in anderen Zusammenlebensformen kaum möglich. Männer, auch solche, die auf den unteren Ebenen arbeiten, müssen die Chance bekommen, Haus-, Sorge- und Pflegearbeiten im "privaten" Bereich zu übernehmen. Das wird ohne Strukturveränderungen in Beruf *und* Familie oder anderen Zusammenlebensformen nicht möglich sein. Und so zeigt sich (wieder einmal) wie politisch das "Private" ist und wie notwendig der Blick auf die Arbeit als Ganzes ist, wenn das 'Private' nicht in den Sidestream verlagert werden soll. Chancen für Frauen kann GM vor allem dann bringen, wenn für Genderanalysen und Veränderungsstrategien "Arbeit" nicht nur auf Erwerbsarbeit beschränkt bleibt. Eine Ausweitung des Gender Mainstreaming Ansatzes auf unbezahlte Reproduktionsarbeiten steht noch aus, obwohl an geschlechtsspezifischen Analysen und Vorschlägen schon lange gearbeitet wird (z. B. Notz 1987). Die unbezahlt geleisteten Arbeiten sind oft in noch höherem Maße geschlechtsspezifisch segregiert. Und gerade bei der Betrachtung unbezahlter Arbeitsbereiche wird deutlich, wie wenig der Ruf nach gleichmäßiger Beteiligung von Frauen und Männern taugt, so lange die Frage nicht beantwortet ist, welche Arbeiten bezahlt und welche unbezahlt geleistet werden sollen bzw. können und welche veränderten Rahmenbedingungen, Demokratisierungs- und Humanisierungsprozesse im Zusammenhang mit bezahlt und unbezahlt geleisteten Arbeiten notwendig sind (Notz 2001, S. 141).

Solche Ansätze stehen bis jetzt noch aus. Konsequentes GM hieße, dass beispielsweise die viel zitierte Vereinbarkeit von Kinder haben und berufstätig sein, kein Frauenproblem mehr sein darf, ebenso wenig wie die Vereinbarkeit von Angehörigenpflege und Berufstätigkeit. Das bedeutet dann, dass sowohl Frauen als auch Männer als Erwerbstätige mit Betreuungsverantwortung für Kinder und Familienangehörige verstanden werden müssten. Ein solches Verständnis hätte Konsequenzen für die Arbeitsgestaltung, Arbeitsorganisation und die Arbeitszeiten in der Erwerbsarbeit aber auch in Familien und anderen Zusammenlebensformen. "Familienfreundliche Erwerbsarbeitswelten" alleine werden dann nicht ausreichen. Vielmehr müssen die Strukturen, die beide Arbeitsbereiche determinieren, grundsätzlich in Frage gestellt werden. Das Modell "Haupternährer und Zuverdienerin", an

dem die meisten Politikbereiche noch immer orientiert sind, taugt jedenfalls nicht für Gender Mainstreaming. Gesetze, die an diesem Modell orientiert sind, wie z. B. das Erziehungsgeldgesetz, verstoßen eigentlich auch gegen Artikel 3 (2) GG. Die Behandlung von Frauen und Männern in der Arbeitsmarkt-, Sozial- und Familienpolitik als eigenständige Individuen, wie sie ist in Skandinavien selbstverständlich ist, begünstigt GM in diesen Ländern. Es kann also nicht nur darum gehen neue (Gender)Stränge in alte Zöpfe zu flechten, sondern es wird höchste Zeit, alte Zöpfe abzuschneiden.

Auch der Blick auf die soziale Kategorie 'Geschlecht' reicht nicht aus, um Diskriminierungstatbestände zu analysieren und Veränderungsstrategien zu entwickeln.

Die Globalisierungsprozesse, die eine Expansion der neoliberalen Marktwirtschaft bis in die entlegendsten Ecken der Länder und die letzten Winkel unseres Planeten zur Folge haben (vgl. Wichterich 1998), führen unter anderen Faktoren zu einer Vervielfältigung der Differenzen und zu neuen Hierarchien auch zwischen Frauen, wobei ”nationale Zugehörigkeit”, Ethnizität und Klasse entscheidende Marken für die soziale Positionierung als auch für die Konstitution des Selbstbildes der Subjekte verstärkt zu Diskriminierungsfaktoren werden (vgl. Notz 1999). ”Geschlecht” löst sich freilich als Klassifikationssystem nicht auf. Dennoch wird in Folge der sozioökonomischen Umstrukturierungen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in verstärktem Maße sozial und rassistisch überlagert. Auch diese Probleme dürfen nicht in einen Sidestream ausgelagert werden und zur Herausbildung von neuen Machtstrukturen und neuen Unterschichtungen – auch zwischen Frauen - führen. Und was ist mit denen, die gegen den Strom schwimmen? Frauenpolitik hat immer und zu allen Zeiten darauf hingewiesen, dass das mitunter notwendig und wenn auch schwer, so doch möglich ist (Notz 2000: 55 ff.). Für Frauen und Männer, die Verhältnisse erreichen wollen, in der niemand Andere beherrscht, Andere unterdrückt und diskriminiert, wird es auch in der Zukunft nicht anders gehen. Sie haben den Spruch der Frauenbewegung der 70er Jahre "nur tote Fische schwimmen mit dem Strom" nicht vergessen. Frauen aus Nichtregierungsorganisationen warnen schon lange vor einem “Streamlining”, also einem stromlinienförmigen An- und Einpassen von Frauenanliegen. Wirkungsvoll wird GM erst dann, wenn gleichzeitig nach den Ursachen der Geschlechterdiskriminierung gefragt wird und der Diskurs nach gleicher Beteiligung mit politischen inhaltlichen Vorstellungen verbunden wird, das heißt mit der Frage, wie sich Wirtschaft und Politik ändern sollen und welche Arbeitsmöglichkeiten und Lebensformen angestrebt werden. Das unterbleibt bis jetzt meist.

Viele Probleme bleiben ungelöst

Freilich sind die Probleme, dies sich durch den geschlechtlichen Verteilungskampf von Existenzsichernder Arbeit ergeben, durch GM ebenso wenig gelöst, wie die immer noch bestehenden und offensichtlich wieder zunehmenden Ost-West-Differenzen, die Armut und die Exklusion von Erwerbslosen, Niedriglohn-EmpfängerInnen, Sozialhilfe-EmpfängerInnen und anderen Ausgegrenzten sowie der Verfall sozialer Beziehungen und die Zunahme von sozialer Ungleichheit insgesamt. Gender Mainstreaming ändert auch nichts an den betrieblichen Über- und Unterordnungsverhältnissen und nichts an den bestehenden Entscheidungs- und Machtstrukturen. Sie wären lediglich nicht mehr geschlechtsspezifisch besetzt. Das hieße, neben den Herren würde die gleiche Anzahl Herrinnen sitzen. Neben den Generälen säßen die Generalinnen in ihren Uniformen um zu entscheiden, wann die SoldatInnen in den Krieg ziehen. Das kann nicht als emanzipatorisches Konzept gehandelt werden, wenn es (auch) viele Frauen begrüßten, dass nach der Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs vom 11. 1. 2000 nun auch Frauen den Dienst mit der Waffe in der bundesdeutschen Wehrmacht leisten dürfen. Gender Mainstreaming müsste in diesem konkreten Falle heißen, Militärdienst auch für Männer zu beseitigen. Denn die Pflicht zur Übernahme des Dienstes an der Waffe ist eine eindeutige Benachteiligung des männlichen Geschlechts. Viele Männer verweigerten und verweigern den Dienst an der Waffe bereits. Das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, so, wie es die Väter und Mütter des GG beschlossen hatten, sah ohnehin keine Wehrverfassung vor, sie wurde erst im März 1956 durch eine Verfassungsänderung möglich, gegen den Widerstand von 19 Abgeordneten, darunter waren 16 Männer. In diesem Falle scheint der jahrzehntelange Widerstand von außerparlamentarischen Fraueninitiativen und vor allem auch Gewerkschaftsfrauen, die sich einige waren: Frauen in die Bundeswehr: Wir sagen NEIN, im Mainstream abgetrieben worden zu sein. Es ist die angespannte Arbeitsmarktsituation die vor allem Frauen aus den 'neuen Bundesländern' nach dem Dienst an der Waffe schielen lässt (Frankfurter Rundschau vom 21. 1. 2000). 1.760 Frauen dienten im vergangenen Jahr in der Bundeswehr, das waren 3,6 % der Berufs- und Zeitsoldaten. Neun Fälle von versuchten Vergewaltigungen zeigt der Bericht der Bundeswehr auf. Nun soll durch Gender-Training für Soldaten die Integration von Frauen in der Bundeswehr unterstützt werden (Zwd Nr. 182/2002: 2).

Der Ansatz des GM geht von den weltweiten Unterschieden der realen Situation von Männern und Frauen aus, unabhängig davon, durch welche Faktoren sie entstanden sind, GM verlangt die konsequente Berücksichtigung in allen Maßnahmen. Das unterstellt, dass es *die* Geschlechterdifferenz, *den* geschlechterspezifischen Ansatz und *die* Belange von Frauen und Männern gibt. Daran zweifelt die Frauen- und Geschlechterforschung schon lange. Zudem sind Geschlechterrollen durch die Frauenforschung längst als soziale Konstrukte, die auch dekonstruierbar sind, entlarvt (vgl. Gries et al 2001, S. 11 ff). Im Kontext der

Auseinandersetzungen mit grundlagentheoretischen und gesellschaftstheoretischen Analysen rückten die Zusammenschau von Geschlechterverhältnis, Analyse sozialer Ungleichheit und das Verhältnis von Klasse und Geschlecht an die Stelle, *der* Geschlechterfrage und *der* Geschlechterdifferenz als primären Bezugspunkte der Analyse (vgl. Wetterer 1999: 19 ff.). Schließlich fiel das Kollektivsubjekt "die Frauen" ebenso wie "die Männer" Berufs(Bereichs)spezifischen Differenzierungen und der Artikulierung von Ungleichheiten und Hierarchien (auch) unter Frauen zum Opfer. Nur durch solche Differenzierungen und der Berücksichtigung spezieller Lebens- und Diskriminierungsformen kann vermieden werden, dass nicht alleine Hochqualifizierte Frauen der ersten Welt Nutznießerinnen des Gender Mainstreaming sind. Es wäre ohnehin undifferenziert, zu behaupten, alle Frauen wollten oder könnten in einem Mainstream schwimmen. Ebenso wenig, wie alle Männer das tun. Die Erhöhung des Frauenanteils an den Führungspositionen in Politik und Wirtschaft nützt den bereits privilegierten Frauen. Marginalisierte Frauen, so zeigen es Projekte aus der Entwicklungshilfe, bewegen sich auf der Ebene ihres Status oder werden angeregt, Selbsthilfe zu liefern (vgl. Weinbach 2001: 9). In der bundesdeutschen Diskussion sollen ihnen verstärkt Arbeiten in Privathaushalten und unbezahlte sog. Ehrenamtliche Arbeiten im sozialen Bereich schmackhaft gemacht werden (vgl. Notz 1999).

Weitere Maßnahmen sind notwendig

Die Geschichte hat gezeigt, dass Gesetzesänderungen und die Etablierung von Programmen alleine für eine Bewusstseinsänderung nicht auseichend sind. Dennoch sind sie als Rahmenbedingungen, auf die man sich berufen kann, enorm wichtig.

Was fehlt, ist eine Informationspolitik, die die aktive Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des GM-Konzepts auf Menschen in den unterschiedlichsten Arbeits- und Lebenszusammenhängen mit einschließt. Ebenso fehlen konkrete Handlungsanleitungen, Leitfäden, Kriterien und Fallbeispiele. Notwendig wird die Entwicklung von Anregungen für die weitere konzeptionelle Arbeit zur Förderung konkreter Maßnahmen für Frauen. Notwendig wird auch eine Konkretisierung und Weiterentwicklung des Konzepts und die Entwicklung von Kontrollinstrumenten. Konsequent angewendet würde GM auch eine Veränderung der Sozialisations- und Schulsysteme erfordern. Dringend notwendig wäre eine Evaluierung derselben mit Blick auf deren Auswirkungen auf die Berufstätigkeit von Männern und Frauen. Eine Analyse der geschlechtsspezifischen Abbildungen in Schulbüchern alleine reicht nicht aus. Das gleiche träfe für das Genderbild in den Medien zu, im Städtebau, in der Landwirtschaft, im Verkehrswesen etc. Auch in diesen Bereichen gälte es genderspezifische Defizite in den Angeboten aufzudecken und gegebenenfalls

frauenspezifischen Handlungsbedarf zu identifizieren und Maßnahmen zur Antidiskriminierung aufzulegen.

Letztlich wird GM nicht gelingen ohne eine Neuverteilung und Neubewertung von (jetzt) bezahlt geleisteter Arbeit *und* (jetzt) unbezahlt geleisteter *sinnvoller* Arbeit auf beide Geschlechter. Es ist auch wichtig, zu berücksichtigen, unter welchen Bedingungen Frauen und Männer arbeiten und auch was beide Geschlechter neben ihrer Erwerbstätigkeit zusätzlich leisten. Solange das nicht berücksichtigt wird, wird es immer wieder gelingen, Frauen in die Haus- und Sorgearbeiten zurückzudrängen. Um eine wirkliche Umverteilung geht es in der gegenwärtigen GM-Diskussion nicht. Zu den notwendigen strukturellen Voraussetzungen für GM gehört aber eine radikale Arbeitszeitverkürzung im Bereich der Vollzeit-Erwerbsarbeit, verbunden mit dem Abbau von Überstunden. Schließlich geht es um die Möglichkeit der Teilhabe von Frauen und Männern am ganzen Leben.

Es ist eine Binsenweisheit, und doch sind wir von der Verwirklichung weit entfernt: Damit Männer und Frauen eine gesellschaftlich organisierte, Existenzsichernde bezahlte Arbeit ausführen können, und damit Kinder gemeinsam mit anderen soziale Kompetenzen und liebevollen, gleichberechtigten Umgang miteinander einüben können, gehört zum Gender Mainstreaming auch, dass soziale Infrastrukturen, wie Kinderkrippen, Kindergärten, Ganztagsschulen, Kinderhorte, Einrichtungen für Freizeiten der Jugendlichen u. a. ausreichend und pädagogisch sinnvoll bereitgestellt werden. Es geht auch um eine Entideologisierung der häuslichen Versorgung. Nur 5,5 % aller Kinder von 0-3 Jahren fanden im Jahr 2000 einen Platz in einer Kinderkrippe. Im Osten sind es *noch* 35,1 %. 52,6 % (West und 84,6 % Ost) der 3 – 4jährigen können zum Kindergarten (isw 2002, S.16), freilich oft nur tage- oder stundenweise, sodass die Mutter nicht mal eine Halbtagstätigkeit ausüben kann. Und das – obwohl ihnen nach dem Kindergartengesetz ein Platz zustehen würde. Von den 6 – 10jährigen haben nur 5,1 % (West) und 31,1 % (Ost) einen Platz im Kinderhort. Die leitende Ideologie der alten Bundesländer, die Erziehung der Kinder in der Kleinfamilie, das heißt, durch die Mutter, schwappt auch auf die 'neuen Länder' über. Obwohl Untersuchungen immer wieder zeigen, dass Kinder zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten die Auseinandersetzungen mit Gleichaltrigen – also gut ausgestattete öffentliche Einrichtungen brauchen. Schließlich muss eine Mutter auch dann eine gute Mutter sein können, wenn sie nach dem Mutterschutz wieder ihrer Erwerbsarbeit nachgeht. Heute gilt sie als "Rabenmutter", wenn sie vom Angebot des Erziehungsurlaubs bzw. der Elternzeit keinen Gebrauch macht. Rabenväter sieht der deutsche Sprachgebrauch nicht vor. Das Erziehungsgeldgesetz würde einer Genderanalyse ohnehin nicht Stand halten. Schließlich geht es auch nach seiner Reformulierung von "Haupternährern" und "Zuverdienerinnen" aus. Freilich ist Rollentausch möglich. Dann hätten Männer die Nachteile zu tragen, die Frauen nicht tragen wollen. An den Geschlechterdiskriminierenden Strukturen wäre auch damit nichts verändert.

Zu fordern sind auch Existenzsichernde Renten für Frauen und Männer und menschenwürdige Einrichtungen für die Sorge und Pflege von alten Menschen und anderen, die sich nicht (mehr) selbst helfen können, nach ihren Wünschen und Vorstellungen. Zudem muss darüber nachgedacht werden, wie Teile der Hausarbeit anders gestalten können,

damit die Emanzipationsbemühungen von besser verdienenden Frauen nicht auf Kosten von Frauen gehen, die meist aus anderen Ländern stammend, als Putzhilfen oder Dienstboten in ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen arbeiten. Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung wird durch solche "Modelle" nicht angetastet, sondern es entstehen zusätzlich neue Unterschichtungen und Hierarchien– unter Frauen.

Die Forderungen, die Feministinnen heute stellen, sind nicht neu. Die Hoffnung der "alten" Frauenbewegung, wenn Frauen erst einmal eine gründliche Berufsausbildung nachweisen könnten und genügend Qualifikationen angehäuft hätten, wird es ihnen auch gelingen, in die bis dahin Männern vorbehaltenen Positionen in Beruf, Gesellschaft und Politik vorzudringen, hat sich bis heute nicht erfüllt. Frauen haben heute oft bessere Schulzeugnisse, haben sich den Zugang zu (fast) allen Berufen und zu den Universitäten erkämpft und bleiben doch meist auf den unteren Ebenen. Die Männerbünde sind zählebig und es gibt "gläserne Decken" und offene und geheime Ausschlussverfahren, die Frauen auf bestimmten Positionen festhalten und von mit Einfuß und Ansehen ausgestatteten Posten fernhalten. Instrumente zur Verwirklichung der Gleichberechtigung sind notwendig und nützlich. Gender Mainstreaming kann gute Dienste leisten. Ausreichen wird das Instrument nicht, zumindest muss es mit Inhalten verbunden werden. Gender Mainstreaming kann auch nicht einfach bei der Forderung nach der gleichen Möglichkeit im Mainstream zu schwimmen, stehen bleiben. Denn das hieße, Frauen (und Männer) wollen nicht mehr und nichts anderes. Auch (manche) Frauen entwickeln Geschick darin, selbst oben zu schwimmen und andere unterzutauchen, ohne Rücksicht auf Verluste. Es braucht Frauen und Männer die mit den herrschenden Verhältnissen nicht einverstanden sind, die Macht nicht mit Unterdrückung verbinden, sondern für die Macht heißt, "etwas hervorzubringen: eine andere Lebensweise, eine andere Welt, einen inspirierenden Sinn" (Rossana Rossanda, zit. nach Meyer 2000: 5). Letztlich geht es auch um eine Reformulierung der Forderung nach humanisierten und demokratisierten Betriebsstrukturen und erweiterten Partizipationsmöglichkeiten für Frauen und Männer.

Gender Mainstreaming ist – richtig angewendet – ein notwendiges und nützliches Instrument um die längst fällige Ungleichbehandlung zwischen den Geschlechtern sichtbar zu machen und abzubauen zu helfen. Ausreichen wird es nicht. Denn: "Wir müssen uns immer wieder klar machen, dass die Änderung des Geschlechterverhältnisses Gesellschaftsreform bedeutet. Die Gleichberechtigung der Frauen setzt eine grundlegende gesellschaftliche Umgestaltung ebenso voraus wie sie sie zur Folge hat" (Pfarr 1997). Überlegungen von Feministinnen

dürfen nicht dabei enden, dass Frauen die Hälfte vom schimmligen Kuchen wollen oder die Hälfte der Fensterplätze auf der im Mainstream untergehenden Titanic. Wir – und damit meine ich alle, die mit den herrschenden Verhältnissen nicht einverstanden sind - werden einen anderen Kuchen backen müssen, denn wir haben genug von unseren Magenschmerzen. Bella Abzug, die Initiatorin von WEDO (Women's Environment and Development Organisation) formulierte das so: "Frauen möchten nicht in einem vergifteten Strom schwimmen. Wir möchten den Strom reinigen und in ein frisches, fließendes Wasser verwandeln, ein Wasser, das in eine neue Richtung fließt, eine Welt in Frieden und die die Menschenrechte für alle respektiert" (zit. nach Linck 2000) - das heißt für *alle* Frauen und Männer. Last not least hieße das, genau prüfen, wohin der Mainstream geht, und ob er mit feministischen Forderungen in Einklang zu bringen ist. Es gilt auch, nicht nur Vorstellungen darüber zu entwickeln, wie diese Welt aussehen soll, durch die der Strom fließt, sondern auch wie die Menschen (zusammen)leben wollen, damit sie sich nicht gegenseitig krank machen und austricksen, weil einige ihre Ellbogen besser gebrauchen können, als andere. Dann würde auch der sauberste Strom nichts nützen. Gegen-Macht im Mahlwerk der neoliberalen Globalisierung wird ebenso notwendig wie Mit-Macht (vgl. Wichterich 1998: 252).

---

[1] Zitiert nach Astrid Franzke, Johanna Ludwig, Gisela Notz: Das Recht der Frauen auf Erwerb. Neuauflage der Streitschrift von Louise Otto aus dem Jahre 1966. Leipzig 1997, S. 117.

2 Unter den 65 Mitgliedern des Parlamentarischen Rates waren vier Frauen: Frieda Nadig und Elisabeth Selbert (SPD), Helene Weber (CDU), Helene Wessel (Zentrum).

3 Siehe zur Entstehung des Gleichstellungsartikels ausführlich: Gisela Notz, Frauen in der Mannschaft, erscheint im Frühjahr 2003 im Dietz-Verlag, Bonn.

4 "Gender Mainstreaming in der europäischen Beschäftigungsstrategie", ELC/025/99.

5 Notizbuch Lisa Albrecht, in: Archiv der Sozialen Demokratie: Nachlass August und Lisa Albrecht.

6 Vereinbarungen zwischen der Bundesregierung und den Spitzenverbänden der deutschen Wirtschaft zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft, abgeschlossen am 2. 7. 2001.

7 Siehe den offenen Brief an Bundeskanzler Gerhard Schröder, Bundesministerin Dr. Christine Bergmann, die Fraktionen von SPD und Bündnis 90/Die Grünen: Mehr als „Peanuts“ für Frauen: Breites Frauen-Aktionsbündnis aus Wissenschaft, Recht, Kultur, Gewerkschaften und Kirchen fordert von Rot-Grün effektives Gleichberechtigungsgesetz für die Wirtschaft mit mehr als 100 prominenten Erstunterzeichnerinnen und weiteren 1000 UnterzeichnerInnen aus allen gesellschaftlichen Bereichen .

[8] Argument von Angelika Koch, Mitinitiatorin des Frauen-Aktionsbündnisses während einer Veranstaltung "Zur Vereinbarung zwischen der Bundesregierung und den Spitzenverbänden der Deutschen Wirtschaft zur Förderung von Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft. Der richtige Weg?" In der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn am 19. 9. 2001

Literatur

Böttger, Barbara 1991: Das Recht auf Gleichheit und Differenz. Münster

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg) 2002: Gender Mainstreaming. Was ist das? Bonn

Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit 2000: Gender Mainstreaming in der Praxis. Arbeitspapier. Bonn

Cheauré, Elisabeth 2001: Allheilmittel? Mogelpackung? Gender-Mainstreaming löst die Frauenförderpolitik alten Schlags ab. In: Zeitung zum Sonntag, Freiburg vom 8. 3. 2001

Die Hessische Landesregierung (Hg.) 1999: "Ein Glücksfall für die Demokratie". Elisabeth Selbert (1896 – 1986) Die große Anwältin der Gleichberechtigung, Frankfurt/M.

Europäische Kommission 2000: Gleichstellung von Frauen und Männern, Nr. 8

Frankfurter Rundschau vom 21. 1. 2000

Franzke, Astrid; Ludwig, Johanna; Notz, Gisela 1997: Louise Otto-Peters, Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart. Neuauflage, herausgegeben im Auftrag der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft e.V. Leipzig

Gesterkamp, Thomas 2001: "Gender Mainstreaming in den Gewerkschaften. 'Irgendwann ist alles Essig'", in: Einblick, H. 20/2001, S. 7.

Gries, Pia; Holm, Ruth; Störtzer, Bettina 2001: Karriere eines feministischen Konzeptes? Der "Gender"-Begriff in der Diskussion. In: Forum Wissenschaft, 2, S. 11 – 14

Höyng, Stephan: Gleichstellungspolitik als Klientelpolitik greift zu kurz, Die Möglichkeiten von Gender Mainstreaming aus dem Blickwinkel von Männern. In: In: Bothfeld, Silke/Sigrid Gronbach/Barbara Riedmüller (Hg.): Gender Mainstreaming – eine Innovation in der Gleichstellungspolitik, Frankfurt/New York 2002, S. 199 – 228.

Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e. V. (Hrsg.) 2002: isw-Report 50, München

Klinzing, Larissa, Hauptvorstand der GEW (Hrsg.) 2001: Gender Mainstreaming Workout, Frankfurt/M.

Link, Annekathrin 2000: Panelbeitrag beim Dritten Forum Globale Fragen, veranstaltet vom Auswärtigen Amt vom 8. bis 9. Mai 2000 in Berlin (Manuskript)

Meyer, Birgit 2000: Frauen zwischen Macht und Moral, in: Das Parlament, 21. 1. 2000

Nohr, Barbara: Total E-quality, diversity und Gedöns. Vom Stillen Abgesang auf die Quote und dem glanzvollen Aufstieg der Humanressource Frau. In: Forum Wissenschaft, 2, S. 15 – 19

Notz, Gisela 1987: Arbeit ohne Geld und Ehre. Zur Gestaltung ehrenamtlicher sozialer Arbeit, Opladen

Notz, Gisela 1991: „Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann“. Die Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Müttern und Vätern, Bonn

Notz, Gisela 1999: Mitten in den großen Umwälzungen: Antworten auf Globalisierung in der Wirtschaft. In: Engel, Gisela; Marx, Birgit (Hg.): Globalisierung und Universalität: Interdisziplinäre Beiträge. Dettelbach, S. 43 – 60

Notz, Gisela 1999: Das neue Ehrenamt, eine Antwort auf die Krise? Neu-Ulm 1999, 2. Aufl.

Notz, Gisela 2000: Wir wollen nicht die Hälfte vom schimmligen Kuchen – wir wollen einen anderen. In: Krondorfer, Birge; Mostböck, Carina (Hg.): Frauen und Ökonomie oder: Geld essen Kritik auf, Wien, S. 55 – 70

Notz, Gisela 2001: Die Rolle von Frauen und Männern im freiwilligen Engagement. In: Die Freiwilligen: das Sozialkapital des neuen Jahrtausends. Förderpolitische Konsequenzen aus dem Freiwilligensurvey 1999, Köln, S. 135 – 141

Notz, Gisela 2002: Die unendliche Geschichte von der (nicht verwirklichten) Gleichberechtigung der Frauen in der Wirtschaft, in: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Diskurse zur Gleichstellungspolitik, Heft 10: Zur Vereinbarung zwischen Bundesregierung und Spitzenverbänden der deutschen Wirtschaft zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft. Der richtige Weg? Bonn, S. 23 – 26.

Notz, Gisela 2002: Frauenpolitik goes Mainstreaming. Historisch-kritische Anmerkungen zu einem modischen Thema, in: Widersprüche, H. 4/2001.

Notz, Gisela 2003: Frauen in der Mannschaft. Bonn (in Vorbereitung).

Pfarr, Heide 1997: Rede anlässlich der Bundesfrauenkonferenz des DGB vom 6. – 8. November in Magdeburg (Manuskript)

Schulz-Müller, Ilona 2002: Gender im Mainstream von Ver.di: Ein Weg in eine geschlechterdemokratische Zukunft?! In: Bothfeld, Silke/Sigrid Gronbach/Barbara Riedmüller (Hg.): Gender Mainstreaming – eine Innovation in der Gleichstellungspolitik, Frankfurt/New York 2002, S. 185 – 198

Stiegler, Barbara 2000: Wie Gender in den Mainstream kommt, FES- Arbeitspapier, Bonn

Weinbach, Heike 2001: Über die Kunst, Begriffe zu fluten. Die Karriere des Konzepts "Gender Mainstreaming". In: Forum Wissenschaft, 2, S. 6 – 10

Zweiwochendienst Frauen und Politik (Zwd) Nr. 182/2002

Frauenvorträge an der
FernUniversität
43

„Das bisschen Haushalt...“ – oder:

Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?

Dr. Barbara Thiessen

Dr. Barbara Thiessen

Beitrag für VINGS, Fernuniversität Hagen

Das bisschen Haushalt...“ – oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 13.10.2003.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2003

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
	Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Laura Neuhaus
Herausgeber:	Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
5.	Ellen Lorentz	"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf Japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: Fern-Universität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	"Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen" - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur - literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	"...des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen." Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39
42	Gisela Notz	Von der Gleichstellungspolitik zum Gender Mainstreaming	Heft 42
43	Barbara Thiessen	Das bisschen Haushalt...“ – oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Dr. Barbara Thiessen

Das bisschen Haushalt...“ – oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 10.03.2003

1 Das bisschen Haushalt...“ – oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun? S. 1

2 Beschäftigungssituation von Frauen im Kontext der Tertiarisierung S. 2

3 Prekäre Beschäftigung im Privaten S. 5

4 Neue Beschäftigungsmodelle für den Arbeitsplatz Privathaushalt S. 19

5 Literaturverzeichnis S. 21

Dr. Barbara Thiessen
Beitrag für VINGS, Fernuniversität Hagen

1 „Das bisschen Haushalt...“ – oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?

Wer redet schon gerne über Hausarbeit, über Schmutz, das tägliche Einerlei, die lästigen Auseinandersetzungen, wer welche Arbeit übernehmen soll? Und dann soll das gar ein Thema für die Wissenschaft sein? Gegenwärtig lassen sich ganz wesentliche Umstrukturierungsprozesse in privaten Haushalten beobachten, die bedeutsam für die Entwicklung der Dienstleistungsgesellschaft (Tertiarisierung) sind. Ebenso können Veränderungen im Geschlechterverhältnis festgestellt werden. Im Mittelpunkt des Beitrags steht ein Phänomen, das mittlerweile in Mittelschichthaushaushalten zur Alltags-Erfahrung zählt: Die Beschäftigung einer Putzfrau. Die Beschäftigungsverhältnisse in privaten Haushalten haben seit den 1990er Jahren dramatisch zugenommen haben: Es geht um Putzfrauen, Haushaltshilfen, Kindermädchen – kurz: die „Perlen“.

Diese Beschäftigungsverhältnisse möchte werden im Folgenden vor dem Hintergrund der Dienstleistungsentwicklung diskutiert. Die bezahlte Arbeit im Privathaushalt ist in besonderer Weise exemplarisch für den Bereich der personenbezogenen Dienstleistungstätigkeiten, die das klassische Feld für weibliche Erwerbsarbeit darstellen. Daher soll zunächst im ersten Schritt die Erwerbsbeteiligung von Frauen im Kontext der Tertiarisierung skizziert werden. Zu fragen ist, ob Frauen tatsächlich zu den Gewinnerinnen der Dienstleistungsgesellschaft zählen. *(1.)* Im zweiten Schritt wird die überwiegend prekäre Beschäftigungslage in privaten Haushalten fokussiert. Neben quantitativen Daten werden Ergebnisse aus qualitativen Studien einbezogen. Dabei handelt es sich um biografisch-narrative Interviews die mit Haushaltshilfen und mit Arbeitgeberinnen in Privathaushalten geführt wurden (Thiessen 1997). *(2.)* Drittens wird die Frage aufgeworfen, ob es denn nicht auch Alternativen zur Schwarzarbeit gibt. Dazu werden Erfahrungen von Modellprojekten und Existenzgründungen im Feld haushaltsnaher Dienstleistungen vorgestellt. *(3.)* Abschließend werden Impulse für eine Professionalisierungsstrategie sowie weiterführende Forschungsperspektiven formuliert. *(4.)*

2 Beschäftigungssituation von Frauen im Kontext der Tertiarisierung

Die steigende Arbeitslosigkeit gilt als eines der zentralen Probleme in Deutschland. Das „Ende der Arbeit“ wird in den Medien und der wissenschaftlichen Literatur diskutiert und analysiert. Wenn jedoch die Beschäftigungsentwicklung in Westdeutschland der letzten dreißig Jahre genauer betrachtet wird, kann festgestellt werden, dass die Beschäftigungskrise (bezogen auf Westdeutschland) v.a. Männer betrifft. Ihre Erwerbsquote ging um rund 8% zurück, während Frauen um 14% zulegen konnten (BA 1998).

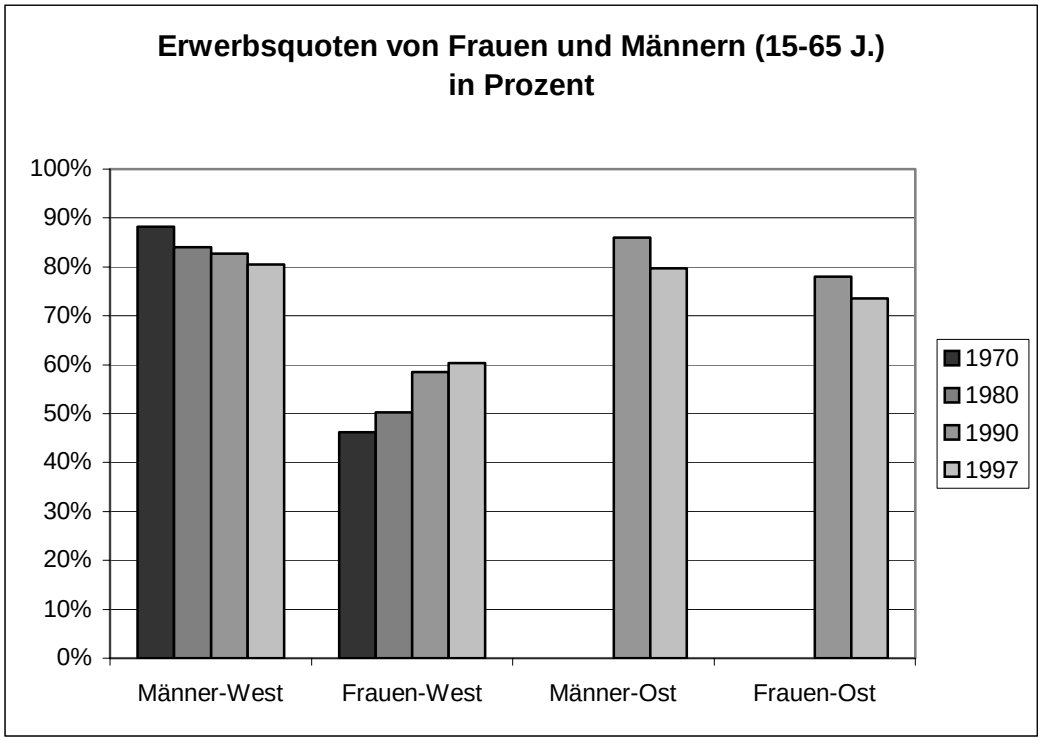


Abbildung 1: Eigene Darstellung nach BMA 1998, 529

Hintergrund für die steigende Erwerbsbeteiligung von Frauen im Westen ist der Strukturwandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft. Gegenwärtig sind zwei Drittel aller Erwerbstätigen im tertiären Sektor beschäftigt (Datenreport 1999). Waren es 1950 noch knapp die Hälfte aller Erwerbstätigen, die im produzierenden Sektor - also in Industrie und Handwerk - beschäftigt waren, sind es gegenwärtig kaum mehr als ein Drittel. (Datenreport 1999) Die Umschichtung erfolgt jedoch keineswegs problemlos: erstens sind bezogen auf die dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehende Bevölkerung weniger Arbeitsplätze vorhanden. Hier schlägt sich

v.a. die Zunahme der weiblichen Erwerbsbeteiligung nieder. Die einzelnen Arbeitnehmer können darüber hinaus kaum zwischen den Sektoren wandern, da die notwendigen fachlichen Qualifikationen sowie monetären Anreize nicht vorliegen. Der arbeitslose Stahlarbeiter hat keine Chancen im Graphik-Design-Büro und wird auch kaum Kofferträger im Bahnhof werden wollen.

Wo entstehen nun neue Arbeitsplätze im Dienstleistungsbereich?

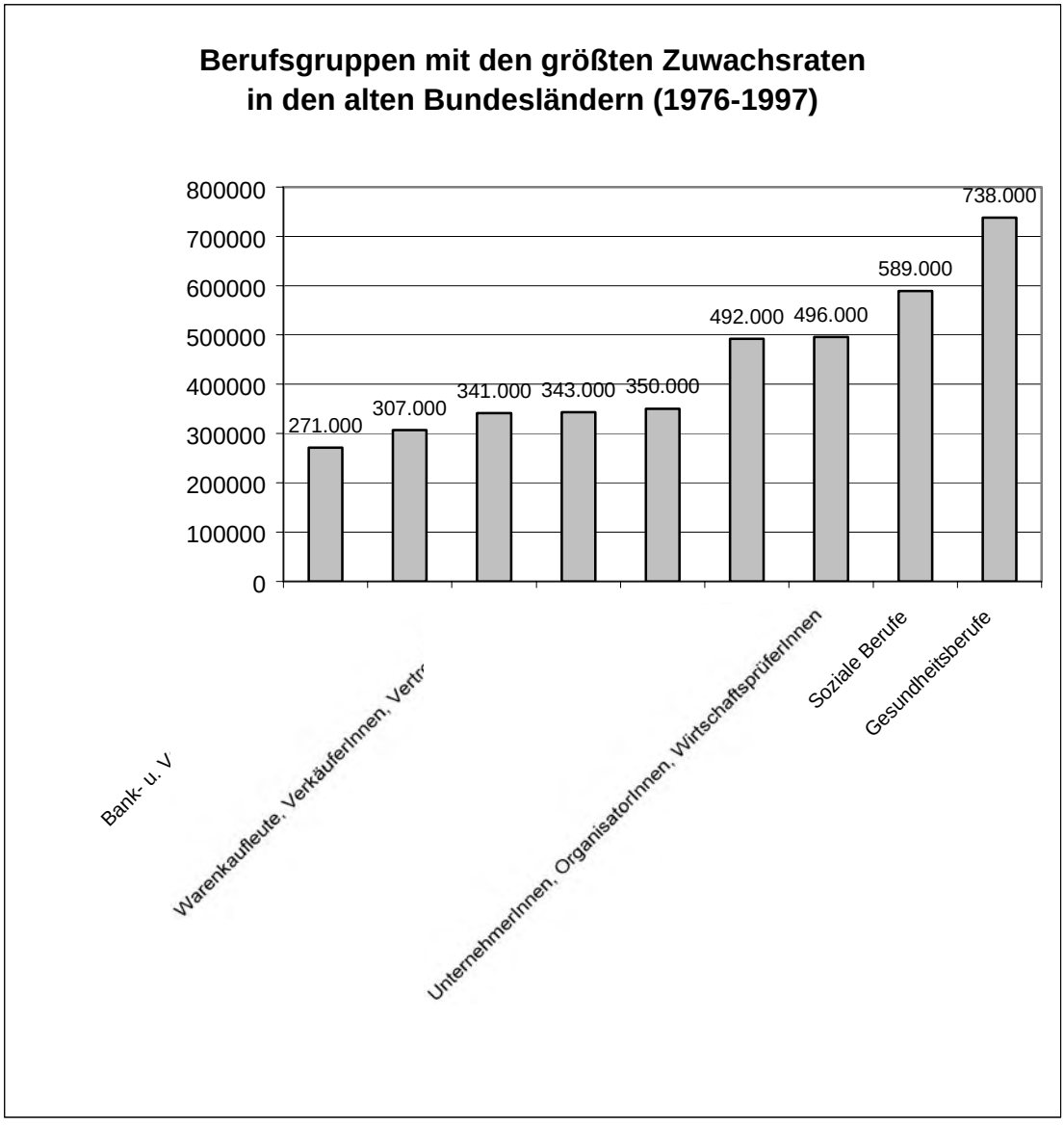


Abbildung 2: Eigene Darstellung nach Karsten et al. 1999 (nach Stat. BA versch. Jahrgänge, Rauschenbach 1999 und eigenen Berechnungen)

Die Berufsgruppen mit den größten Zuwachsraten sind die sozialen und Gesundheitsdienstberufe. Hier werden auch zukünftig hohe Beschäftigungszuwächse erwartet. Diese klassischen Frauenberufsbereiche sind

sowohl in privaten Unternehmen, dem Staat oder im Dritten Sektor angesiedelt. Auch die privaten Haushalte spielen als Arbeitgeber eine zunehmende Bedeutung allerdings – v.a. in Bereichen Betreuung und Pflege – bieten sie oft prekäre Arbeitsbedingungen. Die Tätigkeitsbereiche der personenbezogenen Dienstleistungen werden „verstanden als Tätigkeiten, die auf die Menschen direkt bezogen sind und mit ihnen das soziale, physische, psychische und kulturelle Leben gestalten.“ (Karsten et al. 1999, 8) Sie umfassen Versorgung und Betreuung, Erziehung, Pflege und Beratung und „stellen das für die Lebensqualität in Deutschland bedeutsamste Feld dar“ (ebd.).

Von den insgesamt erwerbstätigen Frauen (12 Mio.) sind knapp die Hälfte in den personenbezogenen Dienstleistungsbereichen beschäftigt. Nicht nur hinsichtlich der Beschäftigtenlage, auch bezogen auf den Beitrag zum Bruttosozialprodukt stellt der personenorientierte Dienstleistungsbereich den höchsten Anteil aller Dienstleistungssegmente.

Anzumerken ist, dass dieses Arbeitsmarktsegment für die weibliche Erwerbsbeteiligung in doppelter Weise eine entscheidende Rolle spielt: zum einen als wichtigster „Arbeitgeber“ und zum anderen als Anbieter von Serviceleistungen, der Frauen mit Kindern oder Pflegebedürftigen die Erwerbstätigkeit erst ermöglicht. Die Erhöhung der Erwerbsbeteiligung schafft insofern neue Arbeitsplätze und gilt als Motor der Tertiarisierung (Häußermann/Siebel 1995).

Das Feld der personenbezogenen Dienstleistungen stellt jedoch für viele kein Erwerbsparadies dar: Der Anteil der Teilzeitbeschäftigten ist hier außerordentlich hoch, 2,4 Mio. Frauen sind geringfügig beschäftigt, insbesondere auch in diesem Segment. Dienstleistung – dienen – kommt übrigens nicht von ver-dienen: Über 1,2 Mio. Erwerbsarbeitsverhältnisse liegen unter 500 EUR Netto-Monatseinkommen. Hier ist sowohl die Existenzsicherung als auch eine entsprechende Alterssicherung nicht gegeben. Hinzu kommt, dass für diesen Berufsbereich ein enormer „grauer Markt“ angenommen werden muss. Auch daran lässt sich eine doppelte Botschaft entschlüsseln: Das Feld der Pflege, Erziehung, Versorgung und Betreuung erfordert in vielen Bereichen eine hohe Qualifikation und ist gleichzeitig gekennzeichnet von Semiprofessionalität und ungesicherter Beschäftigung (Rabe-Kleberg 1997). Der private Haushalt dabei ist ein besonders ungünstiger Beschäftigungsort.

3 Prekäre Beschäftigung im Privaten

Im Privaten hat sich in letzten 20, 30 Jahren ein deutlicher Wandel der Lebensführung vollzogen. Das Modell der Hausfrauenehe (das es so nur in Westdeutschland gab) ist statistisch in die Minderzahl gerückt, deutlich sind Individualisierungsprozesse insbesondere von Frauen, die sich über eine steigende Erwerbsbeteilung ausdrückt. Im Haushalt zurück bleibt die Alltagsarbeit: Versorgung und Betreuung.

Eine Folge davon ist der Anstieg der Nachfrage nach entsprechenden Produkten und Dienstleistungen: Tiefkühlkost, Pizza-Service, Wäschereien, Restaurantbesuche, Erziehungs- und Pflegedienste sowie Haushaltsdienstleistungen aller Art. Weitere Ursachen für den Bedarf an haushaltsnaher Dienstleistung sind: die unveränderte geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen im Privaten (wäre ein eigener Vortrag wert), die steigende Anzahl allein Erziehender, die unzureichende Bereitstellung öffentlicher Angebote zur Kinderbetreuung und haushaltsentlastender Dienste im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (im Kontext von PISA erneut auch hinsichtlich zukunftsschädlicher Auswirkungen gerügt) sowie die demografischen Veränderungen durch die steigende Anzahl älterer Menschen.

Da weder wohlfahrtsstaatliche Modelle noch private Arbeitsteilung den Freisetzungsprozess berufstätiger Frauen ermöglichen, wird zunehmend durch eine Umverteilung der Alltagsarbeit *zwischen* Frauen die weibliche Erwerbsarbeit abgefedert. Neben Großmüttern, Nachbarinnen und Freundinnen kommen dabei mehr und mehr bezahlte Kinderfrauen, Au-Pair-Mädchen und Haushaltshilfen zum Einsatz: Es zeichnet sich eine Fülle von Variationsmöglichkeiten eines weiblichen, zumeist informellen Netzwerkes ab (Friese 1995). Entscheidend sind schicht- und ethnizitätsbezogene Kriterien: Die bezahlte Arbeit findet v.a. im städtischen Mittelschichthaushalt statt und sie wird überwiegend von Migrantinnen übernommen. Hier zeigt sich eine neue „internationale Arbeitsteilung zwischen Frauen" (Rerrich 1993).

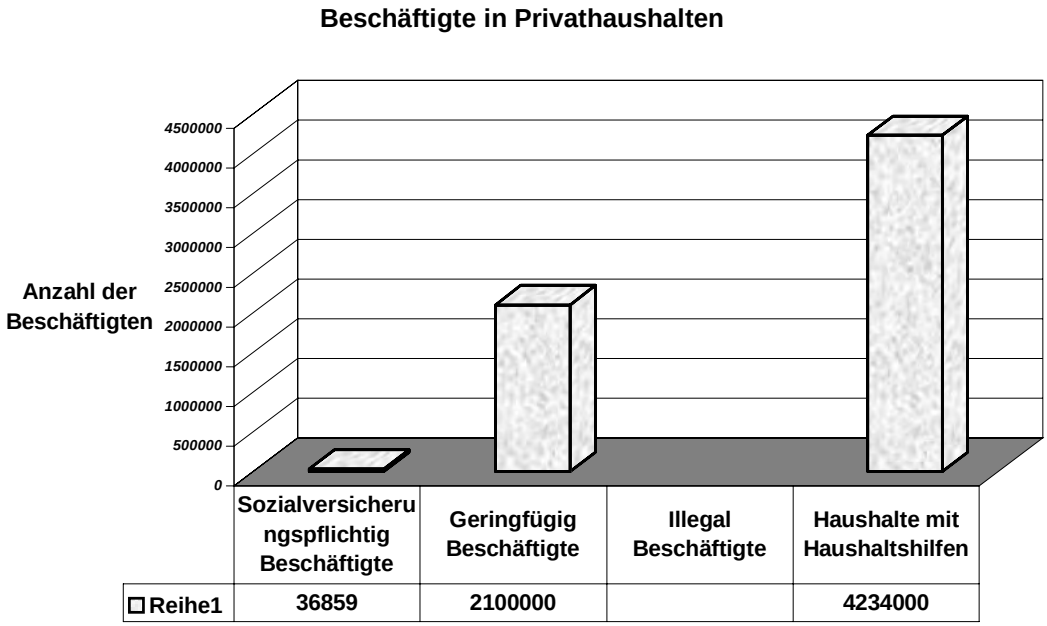


Abbildung 3: SOEP 1994, DIW 1997, ISG 1997, Stat. Bundesamt 1998

Aktuelle und verlässliche Zahlen zur Inanspruchnahme haushaltsbezogener Dienstleistungen liegen gegenwärtig für Deutschland nicht vor. Für 1994 wurde die Anzahl der westdeutschen Haushalte erhoben, die eine Haushaltshilfe regelmäßig oder gelegentlich beschäftigen: das waren ca. 4 Millionen Haushalte (SOEP 1994). 1998 ermittelte das Bundesamt für Arbeit 36.859 sozialversicherungspflichtige[1] Beschäftigungsverhältnisse, davon 23.599 in Vollzeit. Hier handelt es sich neben Haushälterinnen auch um Chauffeure, Gärtner und Butler. Deutlich wird, dass der überwiegende Beschäftigungsanteil dem Schattenarbeitsmarkt zuzurechnen ist. Hier gibt es keine genauen Zahlen: Das Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik kam 1997 auf 1,4 geringfügig Beschäftigte in Privathaushalten (ISG 1997), das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW 1997) errechnete für denselben Zeitraum 2,8 Millionen (Schupp et al. 1997). Die überwiegende Anzahl der Beschäftigten in privaten Haushalten, soviel kann übereinstimmend bilanziert werden, muss dem Schattenarbeitsmarkt zurechnet werden. Die Privathaushalte sind nach dem Baugewerbe die zweitgrößten Schwarzarbeitgeber. Bezogen auf Branchen, in denen die geringfügige Beschäftigung angesiedelt ist, sind die

[1] Die seit 1999 in Kraft getretene Änderung der Sozialversicherungspflicht geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse konnte nur in neueren Datenerhebungen einbezogen werden. Die Erhebungen vor der Gesetzesänderung beziehen sich noch auf die alte Regelung.

Privathaushalte Spitzenreiter. Rund ein Viertel aller geringfügigen Beschäftigten sind in privaten Haushalten tätig (1,37 Mio).

Migrantinnen spielen bei den privaten Beschäftigungsverhältnissen eine große Rolle. Hintergrund ist die wachsende Arbeitslosigkeit ausländischer Frauen und Aussiedlerinnen (Ochs 2000). Es kann davon ausgegangen werden, dass jede zweite erwerbslose Migrantin auf dem Schattenarbeitsmarkt beschäftigt ist, insbesondere in Privathaushalten. (Odierna 2000). Dabei gilt: je schlechter der Aufenthaltsstatus und je fremder die Herkunft, desto schlechter sind die Arbeitsbedingungen, v.a. was die Entlohnung betrifft.

Die Ermittlung der Arbeitsbedingungen ist ebenfalls durch das Schattendasein dieses Arbeitsmarktsegments erschwert. Die Ergebnisse unserer Studien (zusammengefasst in Friese et al. 1997) bestätigen jedoch die Annahme deregulierter, prekärer Arbeitsverhältnisse. Demnach variiert der Stundenlohn von 5 bis 10 EUR, hier spielen regionale Unterschiede, das Gefälle zwischen Stadt und Land sowie die Herkunft der Beschäftigten eine große Rolle. Urlaubs- und Weihnachtszuschläge, sowie Lohnfortzahlung im Krankheitsfall werden nach Gutdünken bezahlt. Die Arbeitgeberinnen orientieren sich im Zweifel eher an der Nachbarin denn an der Gesetzeslage. Den meisten Haushalten ist unbekannt, dass sie verpflichtet sind, ihren Haushalt der gesetzlichen Unfallversicherung zu melden[2].

Die Arbeitszeit bei den einzelnen Beschäftigungsverhältnissen variiert zwischen ein- bis zweimal wöchentlich jeweils zwei bis acht Stunden. Üblich ist bei Beschäftigten eine Häufung mehrerer Beschäftigungsverhältnisse, nicht selten bis zu einer Wochenarbeitszeit von über 40 Stunden (Odierna 2000).

Der Arbeitsmarkt Privathaushalt ist – wenig überraschend – ein Markt, der von Frauen dominiert wird. Nicht nur die Beschäftigten sind fast ausschließlich Frauen, auch auf Arbeitgeberseite fällt die Ausgestaltung der Beschäftigung in weibliche Zuständigkeit. Die geschlechtliche Arbeitsteilung setzt sich auch in ihrer bezahlten Form fort.

Über die Ausgestaltung der privaten Arbeitsverhältnisse erlauben quantitative Studien Aussagen nur zu äußeren Rahmenbedingungen. Zur Einschätzung der Gesamtsituation ist allerdings auch die Gestaltung der Arbeits**beziehungen** (Arbeitgeberin - Beschäftigte) von entscheidender Bedeutung. Sie ist im privaten

Umfeld eine Besondere und kann zur prekären Situation beitragen. Im Folgenden werden kurz einige Ergebnisse einer Studie über prekäre Arbeitsverhältnisse in Privathaushalten vorgestellt, die ich mittels Interviews von Beschäftigten und Arbeitgeberinnen in privaten Haushalten durchgeführt habe. (Thiessen 1997). Die befragten Beschäftigten sind Aussiedlerinnen aus Russland und Polen. Neben den Beschäftigten haben auch die Arbeitgeberinnen Kinder im Alter zwischen fünf und zwölf Jahren und sind zum Zeitpunkt des Interviews erwerbstätig. Die Ergebnisse werden anhand von vier zentralen Stichworten gebündelt.

Entwertung der Alltagsarbeit

Haushaltsarbeit gilt als äußerst unattraktive Tätigkeit. Erster Aspekt: Die Gründe hierfür liegen in der Trivialisierung und Marginalisierung von Haushaltstätigkeiten. Ursache ist: Hausarbeit gilt als weibliches Terrain. Daher ist die geschlechtliche Arbeitsteilung im Privaten weitgehend modernisierungsresistent. Die Verteilung der Hausarbeit ist eine der wesentlichsten Folien, auf der die Geschlechterdifferenz alltäglich hergestellt wird. Die Norm der „natürlichen Geschlechterdifferenz“ konnte sich bislang mühelos gegenüber der kulturellen Leitidee der Gleichheit der Geschlechter durchsetzten. Dies geschieht jedoch häufig „hinter dem Rücken“ der Beteiligten, die vorgeben, beides miteinander zu verbinden (Koppetsch/Burkart 1999).

Ein zweiter Aspekt: Reinigungstätigkeiten lösen spontan eher unangenehme Gefühle aus. Es handelt sich um eine Arbeit, die mühevoll ist und die eine Konfrontation mit Abgewertetem beinhaltet. Die Aufgabe der Reinigung besteht darin, Schmutz zu lokalisieren und zu entfernen. Schmutz, sagt Mary Douglas ist „etwas, das fehl am Platz ist“ (Douglas 1988, 52), also: Materie am falschen Ort. Diejenigen, die sich mit dem Schmutz, also den Spuren und Resten des Lebens, des Alltags, beschäftigen, werden ebenso verdrängt. Sie müssen selbst unsichtbar sein. Putzen ist keine richtige Arbeit.

Dies wird deutlich, wenn die Beschäftigten in den Interviews von ihren Putzstellen berichten und gleichzeitig erzählen, dass sie auf der Suche nach Arbeit sind: „Putzen, das ist bei mir immer irgendwas, wenn ich nichts zu tun habe, dann geh ich putzen.“ Auch vermeiden sie es lieber, vor FreundInnen und Bekannten ihre Putztätigkeit zu erwähnen: „... das ist ne andere Sache, ob du jetzt äh ne Putzstelle hast oder arbeiten gehst, ich meine so im Büro aber nicht bei den Leuten, so was

---

2 Die Versicherung des Haushalts beim Gemeindeunfallversicherungsverband kostet pro Jahr 86

gibt's bei uns nicht, ja, privat gibt es nicht. Da kannst du sagen, was du willst, das, das gibt's nicht. ... Ja, da geh ich, das ist meine Arbeit dann und hier geh ich, so als ob ich, wie man sagt, wie eine Sklavin, so gehst du und machst, so, so ungefähr stellt man sich das vor.“ Oder: „...Ja, nicht jeder traut sich zu sagen, ich putze. Weil es gab so was da nicht. Und wenn ich da irgendwo mithelfe, dann mach ich das eigentlich so, ohne Bezahlung. Kommt keinem in Kopf, ich muss dir das bezahlen, das mach ich einfach so. ... Und hier ist das ganz anders.“

Putzen gehen, dies geht aus den Interviews hervor, ist keine richtige Arbeit. Das verweist auf mein zweites Stichwort:

Mangelnde Berufsrolle

Wenn die haushaltsnahe Dienstleistung mit einer Handwerkerarbeit, die ja ebenfalls im Privatbereich stattfinden, verglichen wird, so kann im Falle der Haushaltsarbeit ein mangelndes Verständnis, bzw. das gänzliche Fehlen einer Berufsrolle festgestellt werden. Haushaltsnahe Dienstleistungen setzen zunächst keine Professionalität voraus, vielmehr wird davon ausgegangen, dass qua Geschlechtszugehörigkeit Kenntnisse und Fähigkeiten bei der Reinigung von Wohnungen vorausgesetzt werden können. Putzen scheint eine „Jede-Frau-Tätigkeit“ zu sein, für die keine Ausbildung notwendig ist.

Wenn Handwerker vorgeschriebene Ausbildungen absolvieren und daraus eindeutige Definitionen ihrer Berufsrolle ableiten können, um dann im Berufsalltag einen klaren, begrenzten Arbeitsbereich, etwa die Reparatur einer Waschmaschine oder Heizung erledigen zu können, scheint dies für Haushaltshilfen nicht zu gelten. Ihr Arbeitsbereich ist nur sehr ungenau abgegrenzt: Neben dem Reinigen der Fußböden sollen etwa noch die verwelkten Blumen entsorgt werden oder nebenbei sind gelegentlich Kinder zu beaufsichtigen. Einem Handwerker würde zeitweilige Kinderbetreuung niemals zugemutet werden, auch die verwelkten Blumen auf dem Fenstersims kann der Installateur getrost ignorieren. Schon die Berufskleidung von Handwerkern markiert die Berufsrolle und schützt vor Ansprüchen, die über die vereinbarte Tätigkeit hinausgehen.

Bereits die Einstellung von Beschäftigten in privaten Haushalten verläuft eher nach berufsfremden Kriterien, etwa einem „sympathischen Äußeren“ oder einem „netten Charakter“ wie einschlägige Annoncen in Tageszeitungen zeigen. Eine mangelnde Berufsrolle lässt sich auch darin erkennen, wenn die Arbeitgeberinnen in den

EUR, wenn die Beschäftigung weniger als 10 Stunden umfasst, ist der Beitrag nur 43 EUR.

Interviews ihre Beschäftigten als „Helfende“ oder gar „Perle“ beschreiben. Ein selbständiger Architekt, Ingenieur oder Graphiker würde die Einstellung einer Mitarbeiterin so niemals schildern. Vielmehr deutet sich damit an, dass hier Arbeitsbeziehungen im Privaten bestehen, die eben beides zugleich sind: privat und öffentlich, sie sind intim, aber keine Freundschaften. Wenn ein professionelles Rollenmuster nicht gegeben ist, stehen sich private Personen gegenüber. Die Begegnung ist dadurch intimer als bei üblichen Arbeitsverhältnissen. Dies verweist auf den dritten Punkt.

Arbeitsplatz Privathaushalt - Begegnung im Privaten

Der Arbeitsplatz Privathaushalt ist gleichzeitig privater Reproduktionsbereich der Arbeitgeber/innen und Ort ihrer privaten Beziehungen. Anders als bei öffentlichen Arbeitsplätzen, die sowohl von Arbeitgeber/innen als auch von Beschäftigten zu Arbeitsbeginn aufgesucht und nach Feierabend verlassen werden, sind im Privathaushalt die Arbeitgeber/innen zu Hause und zunächst nicht in einer Berufsrolle.

Andererseits ermöglicht das Arbeitsverhältnis im Privaten für die Beschäftigte Einblicke, die sonst üblicherweise Fremden verwehrt werden. Staubige Böden und Regale, benutzte Bäder, verschmutztes Geschirr oder auch Bettwäsche verraten private Lebensgewohnheiten und werden in der Regel vor einem anstehenden Besuch gesäubert oder bleiben verborgen. Doch die Aufgabe einer Haushaltshilfe besteht ja gerade darin, diese Arbeiten zu übernehmen. Alle befragten Arbeitgeberinnen beschrieben in diesem Zusammenhang zumindest zwiespältige Gefühle. Zwar sind sie auf der einen Seite froh, diese Arbeiten delegieren zu können, haben auf der anderen Seite jedoch ein schlechtes Gewissen, dass nun eine andere Frau „ihren Dreck“ wegmachen muss.

Durch den Einblick in den Privatbereich, den die Beschäftigten erhalten, verschwimmen Grenzen der Intimsphäre. Die Angst, die Beschäftigte könne durch den Einblick, den sie sich verschafft, etwas wegnehmen, in die Intimsphäre eindringen, äußert sich an den Befürchtungen vor möglichem Diebstahl. Es ist zu vermuten, dass die häufig formulierte Angst vor Diebstahl nicht ausschließlich wörtlich gemeint ist, sondern als Indiz für Grenzverletzungen interpretiert werden kann.

Arbeitsbeziehungen zwischen Frauen

Für hierarchische Arbeitsverhältnisse zwischen Frauen gibt es kaum kulturelle Vorbilder. Daher besteht gerade hier zwischen den Beteiligten große Unsicherheit:

„Deswegen, also zu jungen Leuten geh ich sowieso nie putzen. Die, das mein ich immer, das ist manchmal auch so, äh, wenn man zu jungen Leuten kommt, die sitzt dann in ihrem Sofa und raucht sich eins und ich putze ihr hier die Zimmer, ja?" Wenn eine Beschäftigte im Interview es als unangenehm schildert, wie ihre Arbeitgeberin rauchend auf dem Sofa sitzt, während sie das Wohnzimmer reinigt, so zeigen sich hier prägnant zumindest vier Anhaltspunkte für die schwierige Situation im Privathaushalt. Erstens handelt es sich hier um ein Beispiel eines Arbeitsverhältnisses zwischen Frauen: aus „den jungen Leuten" wird „*die* ... raucht sich eins". Ein Mann rauchend im Wohnzimmer wäre sicher auf weniger Unbehagen gestoßen. Zweitens würde dieselbe Situation in einem Büro – rauchende Arbeitgeberin und Reinigungskraft, die zum selben Zeitpunkt dort arbeitet – diese sich an der Chefin weit weniger stören, denn grundsätzlich sind beide im Büro beim Arbeiten. Drittens zeigt sich hier, dass es zwischen Frauen wesentlich schwieriger scheint, Arbeitsaufträge zu übernehmen, als zwischen Frauen und Männern, es sei denn, die Arbeitgeberin wäre alt oder krank und gehörte eben nicht zu den „jungen Leuten", wie in der zitierten Interviewpassage. Es ist – viertens – für die Arbeitgeberin längst nicht so selbstverständlich, sich vor den Augen der Haushaltshilfe von ihrem Arbeitstag zu erholen und auszuruhen, was ihr im Falle des Handwerkers wesentlich weniger Schwierigkeiten bereiten würde.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Entwertung der Hausarbeit, die sich auch auf bezahlte Tätigkeiten im Bereich Versorgung und Betreuung auswirkt, die mangelnde Berufsrolle, also das Fehlen eines professionellen Verständnisses von Reproduktionsarbeit sowie die schwierige Balance zwischen Nähe und Distanz, die sich aus dem Arbeitsplatz im Privatbereich ergibt, die prekäre Arbeitssituation in privaten Haushalten kennzeichnet. Nicht zuletzt daraus resultieren die niedrige Entlohnung und schattenwirtschaftliche Anbindung bezahlter Arbeit in Privathaushalten. Kann (soll?) dieser Bereich also überhaupt professionalisiert werden?

4 Neue Beschäftigungsmodelle für den Arbeitsplatz Privathaushalt

Um aus dem grauen und prekären Markt neue geregelte und attraktive Beschäftigung zu entwickeln, wurden Mitte der 1990er Jahre eine Reihe von arbeitsmarktpolitischen und Berufsbildungsbezogenen Modellprojekten gestartet (Friese 2000). Im Mittelpunkt stand dabei die Idee, stundenweise Einsätze in Haushalten zu sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen zu bündeln und in

Dienstleistungsagenturen zusammenzufassen, um der Vereinzelung von Beschäftigten entgegenzuwirken.

Die zur selben Zeit verkündeten Erwartungen an die Marktentwicklung im haushaltsnahen Dienstleistungsbereich - 1995 prognostizierte beispielsweise der damalige Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Bernhard Jagoda, eine Million neuer Arbeitsplätze für diesen Bereich (Die Zeit vom 24.2.1995) - konnte weder durch die Einführung des Haushaltsschecks noch durch die modellhafte Förderung von Dienstleistungsagenturen auch nur annähernd erreicht werden. Die Beschäftigtenzunahme kann hier nur im vierstelligen Bereich nachgewiesen werden.

Die Dienstleistungsagenturen konnten jedoch zeigen, dass der Markt enorm entwicklungsfähig ist. Wurde 1996 noch kaum der Versuch unternommen, für haushaltsnahe Dienstleistung über 20 DM (ca. 10 EUR) pro Stunde zu berechnen, werden nun - nach nur sieben Jahren - fast überall nahezu 20 EUR realisiert. Damit erwirtschaften die Agenturen die Personalkosten der Servicekräfte. Die Kosten für Verwaltung und Organisation können damit jedoch noch nicht gedeckt werden (Thiessen 2003). Hier besteht dringender Handlungsbedarf auf bundespolitischer Ebene. Die Erfahrungen der Modellprojekte sprechen für eine Subvention der Agenturen, verknüpft mit Qualitätsstandards und Beschäftigungsmodellen, die eine eigenständige Existenz absichern. Wenn hierfür jene Gelder, die bislang noch für die Subvention der Ehe Verwendung finden, eingesetzt werden, könnten damit auch für Haushalte mit geringen Einkommen erschwingliche Dienstleistungsangebote zur Verfügung gestellt werden. Dies wäre ein wichtiger Beitrag für soziale Prävention und die Sicherung der Alltagsgestaltung.

Tatsächlich sehen die gegenwärtigen arbeitsmarktpolitischen Strategien vor, den Haushalt als Feld für „einfache Dienstleistungen“ zu nutzen, um damit Langzeitarbeitslose zu integrieren (vgl. Zukunftskommission 1997, Hartzkommission 2002). Um die Beschäftigung anzukurbeln und den Schwarzmarkt in den Haushalten einzudämmen, sollen Mini- und Midi-Jobs sowie „Ich-AGs“ Alternativen bieten. Der „Mini“-Job gilt bis zu einem Einkommen von 400 EUR. Die Beschäftigten zahlen keine Steuern oder Sozialabgaben, die Arbeitgeber bezahlen dagegen 25% Pauschalabgaben. Bei Minijobs in Privathaushalten fallen dagegen nur 12% Pauschalabgaben an. Darüber hinaus wird die Inanspruchnahme von legal erbrachten Dienstleistungen in Privathaushalten steuerlich gefördert. Bei Mini-Jobs können 10% der Kosten bis maximal 510 EUR pro Jahr von der Steuerschuld abgezogen werden, bei sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung gar 12% der Kosten bis maximal 2.400 EUR pro Jahr. Wenn die Dienstleistung über eine Agentur

erbracht wird, kann von der Rechnung 20% der Kosten bis maximal 600 EUR pro Jahr steuerlich geltend gemacht werden. (Weinkopf 2003) Mit dem Instrument der „Ich-AG“ sollen Zielgruppen des Arbeitsmarktes Dienstleistungen insbesondere für Privathaushalte in Eigenregie anbieten können.

Dies stellt zwar einige Anreize dar, für die Mehrzahl der Langzeitarbeitslosen und Sozialhilfeempfänger ist dieses Modell jedoch nicht geeignet. Denn die Anforderungen werden weit unterschätzt. Die Hartzkommission sieht den Haushalt als den geeigneten Ort an für Menschen, die „ein Recht auf einfache Arbeit“ haben: „Viele Menschen wollen oder können nicht weiter qualifiziert werden.“ (Hartzkommission 2002, 41) Hier lässt sich ein implizierter Geschlechtertext mitlesen.

Wenn an die Anforderungen an haushaltsnahe Dienstleistung gedacht wird, wird offensichtlich, wer für diese Arbeit vorgesehen ist. Es muss sich um eine weibliche Zielgruppe handeln: „gering qualifizierte Arbeitssuchende“ aber doch mit Kompetenzen aus eigener Familienarbeit. Ebenso ist das Modell der „Mini-Jobs“ offensichtlich v.a. für weibliche Beschäftigung vorgesehen, da eine eigenständige Existenz damit nicht erreicht werden kann, die Abhängigkeit von einem männlichen Ernährer bleibt bestehen.

Neben den Finanzierungsfragen gerät die Frage der *Qualifizierung* häufig aus dem Blick (Thiessen 2000). Im Hartz-Konzept wird dieser Bereich weitgehend ignoriert. Dabei zeigen doch die Erfahrungen der Dienstleistungsagenturen, dass dies ein wesentlicher Garant für ökonomischen Erfolg und nachhaltige Erwerbsperspektiven ist.

Stand zu Beginn der Dienstleistungsagenturen noch die Sorge nach ausreichender Kundennachfrage im Mittelpunkt, haben sie heute zwar volle Auftragsbücher, aber Schwierigkeiten, qualifizierte Arbeitskräfte zu finden. Die hauptsächlich nachgefragte Dienstleistung bezieht sich auf Reinigungsaufträge (neben Partyservice, Wäschepflege, Kinder- und Seniorenbetreuung). Die Erfahrungen der Modellprojekte zeigen, dass reproduktionsorientierte, haushaltsnahe Dienstleistung, die erwerbsförmig in fremden Haushalten erbracht wird, ein grundlegend anderes Herangehen erfordert als die Tätigkeit im eigenen Haushalt. Gerade im häufig nachgefragten Bereich der Reinigung sind es die körperlich belastenden Tätigkeiten, die abgegeben werden. Hier sind neben ökologischen, hygienischen v.a. arbeitstechnische und ergonomische Kenntnisse erforderlich, um diese Verrichtungen über einen längeren Zeitraum ausführen zu können.

Typische Anforderungen sind darüber hinaus Flexibilität und Selbständigkeit, bezogen auf wechselnde Haushalte, d.h. mehrere Einsatzorte am Tag. Da der Arbeitsort gleichzeitig Reproduktions- und Lebensraum der Kund/innen darstellt, erfordert die schwierige Balance von Nähe und Distanz eine hohe Soziale Qualifikation (Thiessen/Schweizer 2000). Fachliche Kompetenz muss im Kundenkontakt verknüpft sein mit Kommunikations- und Interaktionsfähigkeiten vor dem Hintergrund formalisierter Strukturen: die Rollen Kund/in – Arbeitgeber/in sind getrennt, die Beschäftigte erhält ihre Aufträge über die Agentur.

Wird sich das Modell „Dienstleistungsagentur“ durchsetzen oder weitet sich die prekäre Beschäftigung immer mehr aus? Abschließend sollen nochmals die wesentlichen Aspekte zusammengefasst und Ausblicke formuliert werden.

5 Ausblick und Impulse

Der Beitrag sollte zeigen, dass sich Privathaushalt die gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse initiiert werden und gleichzeitig die Haushalte davon betroffen sind.

- Die Ausweitung bezahlter Haushaltsarbeit ist keineswegs ein typisch deutsches Phänomen. Domestic Worker sind in den reichen Dienstleistungsgesellschaften dieser Welt zunehmend gefragt. Bezahlte Haushaltsarbeit stabilisiert dual-carreer families und fördert weltweite Wanderungsbewegungen. Helma Lutz bezeichnet dieses Phänomen als „zwielichtige Zone“, als eine „geheime, unsichtbare Gemeinschaft“ (Lutz 2000, 6), an deren Sichtbarmachung kaum jemand Interesse hat. Überall dort, wo die Einkommensschere auseinander geht - und dies betrifft nicht nur Europa, die USA, Kanada und Australien, sondern ebenso Schwellenländer wie beispielsweise Saudi-Arabien, Brasilien oder Singapur, entwickelt sich die Nachfrage nach Haushaltshilfen, Kinderbetreuerinnen und Au-Pairs. Der Privathaushalt als internationaler Arbeitsplatz wird zum Pull-Faktor einer zunehmend feminisierten weltweiten Migration (Lutz 2002, Hochschild 2003). Die Globalisierung ist aus der Perspektive des Privathaushalts neu zu fassen: In der Makroperspektive wird aus den privaten, individuellen Alltagsarrangements ein weltweites Massenphänomen, das komplexe Strukturen aufweist und noch weitgehend unerforschte Folgen zeitigt. Mit der Kategorie der „Global Care Chains“ benennt Hochschild (2003) eine jener Auswirkungen: Die Putzfrau (Rerrich bezeichnet sie als „Bodenpersonal der Globalisierung“, Rerrich 2002) hinterlässt in den Heimatländern ebenfalls einen Haushalt, der wiederum von bezahlten oder unbezahlten weiblichen Kräften versorgt wird. Auf diese Weise lassen sich „Betreuungsketten“ rekonstruieren, die Kontinente oder Erdteile umspannen.
- Wenn wir also in unseren Haushalten auf bezahlte Kräfte angewiesen sind (und das wird sich in den nächsten Jahren in Bezug auf Pflege noch zuspitzen), dann

sollten auch entsprechende Strukturen zur Verfügung stehen: Kurz gefasst unter den Stichworten: Ent-Illegalisierung und Professionalisierung.

- Voraussetzung dafür ist auch die Aufwertung von Haushaltsarbeit: Die Entwicklung existenzsichernder legaler Erwerbsperspektiven erfordern Konzepte, die qualifizierte Berufsprofile und bedarfsgerechte Angebote verbinden. Das Prekäre der Arbeit im Privaten ist kurz gefasst ihre Nähe zum Intimen. Hierin wurzelt die Abwertung (und ideologische Aufladung) reproduktiver Tätigkeit. Alles was im Haus oder nahe am Menschen stattfindet, ist in der traditionellen Definition keine „Arbeit“ sondern „Liebe“. Und Liebe kostet nichts. Daher sind bislang auch die Privathaushalte wenig geneigt, für bezahlte Haushaltsarbeit angemessene Preise zu bezahlen. Gleichzeitig zeichnet sich ab, dass eine längerfristige Subventionierung der Projekte und Unternehmen für haushaltsnahe, personenbezogene Dienstleistung notwendig sein wird - gebunden an die Erfüllung von Qualitätsmaßstäben -, damit sich auch Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen gute und sozial abgesicherte Dienstleistungen leisten können. Wäre dies nicht auch ein Beitrag für die Veränderung der geschlechtlichen Zuordnung von Alltagsarbeit (Entgendering)?
- Die Dienstleistungsgesellschaft lässt sich aus meiner Perspektive nur dann sinnvoll entwickeln, wenn personenbezogene und haushaltsnahe Bereiche nicht erneut abgewertet und Frauen in ihrer einstigen Domäne marginalisiert werden. Entsprechend kritisch ist die These der Frauen als Gewinnerinnen des Strukturwandels (Häußermann/Siebel 1995) einzuschätzen. Entscheidend wird sein, wo Beschäftigung entsteht und zu welchen Konditionen. Eine allgemeine Integration und durchgesetzte Professionalisierung traditionell „weiblicher“ Qualifikationsbereiche steht noch aus. Mit Blick auf die quantitative Entwicklung der Tertiarisierungsprozesse könnte die Einschätzung zur Zukunft von weiblicher Beschäftigung positiv ausfallen. Das Beispiel der Beschäftigungssituation in Privathaushalten macht jedoch deutlich, dass von einer Gewinnerinnensituation nicht die Rede sein kann. Der Privathaushalt ist jedenfalls keineswegs ein trivialer Ort: um zukünftige Entwicklungen in der Dienstleistungsgesellschaft nicht zu verpassen, ist der Blick auf „das bisschen Haushalt...“ wesentlich.

Literatur

Baethge, Martin (2001): Abschied vom Industrialismus. In: Martin Baethge, Ingrid Wilkens (Hg.), Die große Hoffnung für das 21. Jahrhundert? Perspektiven und Strategien für die Entwicklung der Dienstleistungsbeschäftigung, Opladen, 23-44

Biesecker, Adelheid (2002): Vorsorgendes Wirtschaft – Wege zu einer nachhaltigen Ökonomie. In: Kathrin Heinz, Barbara Thiessen (Hg.), Im Zentrum: Feministische Studien, Opladen (i.E.)

Bittner, Susanne; Strauf, Simone; Weinkopf, Claudia (1999): Erfahrungen von Dienstleistungspools und Vermittlungsagenturen. Graue Reihe des IAT, H. 5, Gelsenkirchen

Blanke, Karin et al. (Hg.) (1997): Zeit im Blickfeld, Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung. Stuttgart/Berlin/Köln

BSU Wirtschaftsberatungsgesellschaft (1994): Schlussbericht über eine Gebührenordnung zur Abrechnung von hauswirtschaftlichen Diensten. Studie im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung Baden-Württemberg, Stuttgart

Bundesanstalt für Arbeit (BA) (1998): Frauen. Ausbildung – Beschäftigung – Weiterbildung, ibv, Nr. 42, Nürnberg

Bundesministerium für Bildung und Forschung (1999): Berufsbildungsbericht 1999, Bonn

Bund-Länder-Kommission (BLK) (2000): Verbesserung der Chancen von Frauen in Ausbildung und Beruf. Ausbildungs- und Studienwahlverhalten von Frauen, Materialien zur Bildungsplanung und zur Forschungsförderung, H. 80, Bonn

Dostal, Werner (2001): Quantitative Entwicklungen und neue Beschäftigungsformen im Dienstleistungsbereich. In: Martin Baethge, Ingrid Wilkens (Hg.), Die große Hoffnung für das 21. Jahrhundert? Perspektiven und Strategien für die Entwicklung der Dienstleistungsbeschäftigung, Opladen, 45-70

Fourastié, Jean (1969, erste Auflage: 1954): Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts, Köln

Fraser, Nancy (1994): Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht, Frankfurt a.M.

Friese, Marianne (1991): Frauenarbeit und soziale Reproduktion. Eine Strukturuntersuchung zur Herausbildung des weiblichen Proletariats im Übergangsprozess zur bürgerlichen Gesellschaft – dargestellt an der Region Bremen, Forschungsreihe des Forschungsschwerpunktes „Arbeit und Bildung“, Bd. 20, Universität Bremen, Bremen

Friese, Marianne (1995): Modernisierungsfallen im historischen Prozess. Zur Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in einem gewandelten Europa. In: Berliner Journal für Soziologie, H.2, 149-162

Friese, Marianne et al. (1997, 1998, 2000): Zwischenberichte und Abschlußbericht zum Modellversuch „Mobiler Haushaltsservice. Ein innovatives Konzept für die Ausbildung und Beschäftigung von Hauswirtschaftern/-innen“, Senator für Bildung und Wissenschaft, Bremen

Habermas, Jürgen (1982): Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Hatzold, Otfried (1986): Private Haushalte als Arbeitgeber, IFO-Institut für Wirtschaftsforschung, München

Häußermann, Hartmut; Walter Siebel (1995): Dienstleistungsgesellschaften, Frankfurt a.M.

Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (ISG) (1993): Sozialversicherungsfreie Beschäftigung – Untersuchung im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Köln

Jurczyk, Karin; Maria S. Rerrich (Hg.) (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung, Freiburg i.B.

Karsten, Maria-Eleonora et al. (1999): Expertise zur Entwicklung des Qualifikations- und Arbeitskräftebedarfs in personenbezogenen Dienstleistungen im Auftrag der Senatsverwaltung für Arbeit, Berufliche Bildung und Frauen, Bd. 40, Berlin

Littek, Wolfgang (1991): Was ist Dienstleistungsarbeit? In: Wolfgang Littek (Hg.), Dienstleistungsarbeit. Strukturveränderungen, Beschäftigungsbedingungen und Interessenlagen, Berlin, 265-282

Lutz, Burkhart (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.

Meier, Uta (2001): Wie zukunftsfähig ist die „Arbeit des Alltags"?. In: Karin Andruschow (Hg.), Ganze Arbeit. Feministische Spurensuche in der Non-Profit-Ökonomie, Berlin, 41-54

Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand, Technologie und Verkehr (MWMTV) Nordrhein-Westfalen (1997): Dienstleistungen in privaten Haushalten in Nordrhein-Westfalen. Ergebnisse einer Bürgerbefragung, Düsseldorf

Ochs, Christiane (2000): Arbeitslosigkeit. In: Ute Klammer et al. (Hg.), WSI-FrauenDatenReport, Berlin

Odierna, Simone (2000): Die heimliche Rückkehr der Dienstmädchen. Bezahlte Arbeit im privaten Haushalt, Opladen

Rabe-Kleberg, Ursula (1993): Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe, Bielefeld

Rabe-Kleberg, Ursula (1997): Professionalität und Geschlechterverhältnis Oder: Was ist „semi“ an traditionellen Frauenberufen? In: Arno Combe, Werner Helsper (Hg.), Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns, Frankfurt a.M., 276-302

Reetz, Lothar; T. Reitmann (Hg.) (1990): Schlüsselqualifikationen. Fachwissen in der Krise? Hamburg

Richarz, Irmintraut (2000): Haushalte und ihre Wertung in Geschichte und Gegenwart. Zur Identifizierung eines unterschätzten Lebensbereichs. In: Marianne Friese (Hg.), Modernisierung personenorientierter Dienstleistungen. Innovationen für die berufliche Aus- und Weiterbildung, Opladen, 12-43

Rüttgers, Jürgen (1999): Dienstleistungen – Innovationen für Wachstum und Beschäftigung. In: Hans-Jörg Bullinger (Hg.), Dienstleistungen – Innovationen für Wachstum und Beschäftigung. Herausforderungen des internationalen Wettbewerbs, Wiesbaden, 3-11

Schäfer, Dieter; Schwarz, Norbert (1996): Der Wert der unbezahlten Arbeit der privaten Haushalte - Das Satellitensystem Haushaltsproduktion. In: Karin Blanke et al. (Hg.), Zeit im Blickfeld. Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung. Stuttgart/Berlin/Köln

Schupp, Jürgen, J. Schwarze, G. Wagner (1997): Erwerbsstatistik unterschätzt Beschäftigung um 2 Millionen Personen. In: DIW-Wochenbericht, Nr. 38, Berlin

Schüssler, Reinhard, Katharina Spiess, Daniela Wendland, Martin Kukuk (1999): Quantitative Projektion des Qualifikationsbedarfs bis 2010, BeitrAB 221, Nürnberg

Statistisches Bundesamt (2000): Datenreport 1999, München

Stiegler, Barbara (1997): Das 654-Milliarden-Paket. Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Abt. Arbeits- und Sozialordnung, Bonn

Thiessen, Barbara (1997): Individualisierung und Reproduktion - Analyse prekärer Arbeitsverhältnisse im Privathaushalt. Werkstattreihe des IBL, Bd. 5, Universität Bremen, Bremen

Thiessen, Barbara (2000): Professionalisierung haushaltsnaher Dienstleistungen: Qualifikations- und Qualifizierungsbedarfe. In: Haushalt und Bildung, Heft 1, 50-53

Thiessen, Barbara, Bettina Schweizer (2000): Eigensinn und biographische Reflexivität: Voraussetzungen für die Entwicklung Sozialer Qualifikation. In: Marianne Friese (Hg.), Modernisierung personenorientierter Dienstleistungen. Innovationen für die berufliche Aus- und Weiterbildung, Opladen, 197-209

Weinkopf, Claudia (2003): Minijobs und Gleitzone: Rettungsanker für zusätzliche Beschäftigung? Internet-Dokument. Gelsenkirchen: Inst. Arbeit und Technik. IAT-Report, Nr. 2003-05

5.1.1.1.1.1 Angaben zur Autorin

Dr. phil. Barbara Thiessen

Erziehungswissenschaftlerin, geb. 1965; Studium an der ev. Fachhochschule für Sozialwesen in Reutlingen und an der Universität Bremen; 1996 - 1999: Mitarbeit in der Wissenschaftlichen Begleitung des BLK-Modellversuchs "Mobiler

Haushaltsservice. Ein innovatives Konzept für die Ausbildung und Beschäftigung von Hauswirtschafter/innen (MOBS)"; 1999-2003: Wissenschaftliche Geschäftsführung des Zentrums für feministische Studien (ZFS), Universität Bremen; seit 7/2003 wissenschaftliche Koordinatorin im Projekt „Kompetenzentwicklung für (junge) Mütter. Kooperation von Beratung, (Aus)Bildung und Beruf“ (MOSAIK); Lehrbeauftragte an den Universitäten Bremen und Lüneburg.

Forschungsschwerpunkte: Arbeit und Professionsentwicklung, Berufliche Bildung, Personenbezogene Dienstleistungsberufe, Genderforschung

Universität Bremen, Fachbereich Human- und Gesundheitswissenschaften, Postfach 330440, 28334 Bremen, bth@uni-bremen.de

Frauenvorträge an der
FernUniversität
44

Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen in Deutschland

1975 bis heute

Renate Augstein

Renate Augstein

Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen in Deutschland

1975 bis heute

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 12.01.2004.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2003

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
	Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Laura Neuhaus
Herausgeber:	Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge – weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
5.	Ellen Lorentz	„Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt“. Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern – heute – morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen – Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach…?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: Fern-Universität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress…? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	„Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen“ – Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur – literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	„…des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen.“ Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung

41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42
43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“- oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen in Deutschland 1975 bis heute“	Heft 44

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Augstein

Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen in Deutschland

1975 bis heute

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 13.05.2002

1 Das Phänomen der Gewalt gegen Frauen S. 1

2 Gesellschaftliche Reaktion S. 7

2.1 Frauenprojekte S. 8

2.2 Täterprojekte S. 10

2.3 Bundesregierung S. 10

2.4 Bundesländer S. 12

Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen in Deutschland

1975 bis heute

1. Das Phänomen der Gewalt gegen Frauen

Partnergewalt war in Deutschland bis 1975 kein Thema. Es gab kein öffentliches Wissen über Art, Ausmaß und Folgen von Partnergewalt, auch privat war sie ein (oft nur vermeintlich) wohl gehütetes Geheimnis: Verletzungen wurden versteckt oder mit Unfällen erklärt, Nachbarn und Familienmitglieder, die etwas mitbekamen, stützten das Tabu und boten selten Hilfen an. Erst im Rahmen des internationalen Jahrs der Frau wurde „das Private politisch“, damit auch die private Gewalt gegen Frauen.

Lange Jahre hindurch blieb allerdings die alltägliche Gewalt gegen Frauen ein Thema der Frauenbewegung und der Frauenprojekte, später auch der Frauenpolitik. Es dauerte nahezu 25 Jahre, bis sie auch von den eigentlich zuständigen gesellschaftlichen Institutionen Polizei, Justiz, Gesundheitswesen, Ämter etc. wahrgenommen und als Aufgabe begriffen wurde.

In der DDR gehörte männliche Gewalt gegen Frauen zu den mit am stärksten tabuisierten Problemen. Offiziell war diese Gewalt nicht existent, denn sie passte nicht in das Bild der sozialistischen Gesellschaft. Dabei war die Familie auch in der DDR kein sicherer Hort für Frauen.

Definition

Es gibt unglaublich viele verschiedene Definitionen von Gewalt gegen Frauen: Sehr eng gefasste, die nur die physische Gewalt im Blick haben, bis hin zu sehr weit gefassten, bei denen es um die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geht, die es einer Frau u.U. schwer machen, überhaupt einen eigenen Willen zu fassen.

Einig ist man sich heute, dass die Gewaltproblematik auf multifaktorielle Bedingungen zurückgeht, die drei Ebenen umspannen: die gesellschaftstheoretische (Makro-)Ebene, eine sozialisatorische (Zwischen-)Ebene und eine beziehungs- und individualtheoretische (Mikro-)Ebene. Männliche Gewalt gegen Frauen hat politische, soziale und kulturelle Ursachen und Hintergründe. Sie ist eingebunden in ein geschlechtsspezifisches Diskriminierungs- und Unterdrückungssystem und erhält dieses System zugleich aufrecht. Sie ist damit ein wesentlicher Pfeiler patriarchaler Gesellschaften.

In der „Erklärung der Vereinten Nationen zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen vom 20.12.1993 heißt es, Gewalt gegen Frauen sei *„ein Ausdruck der historisch bedingten*

ungleichen Machtverhältnisse zwischen Mann und Frau(...), die zu einer Beherrschung und Diskriminierung der Frau durch den Mann, sowie zur Verhinderung der vollen Entfaltung der Frau geführt haben, und (...) Gewalt gegen Frauen einer der wesentlichen gesellschaftlichen Mechanismen (...), durch den Frauen den Männern gegenüber in eine untergeordnete Position gedrängt werden.“

Formen der Gewalt

Gewalt gegen Frauen wird zumeist in einer sehr komplexen Form von Misshandlung, Ausbeutung, Unterdrückung und Kontrolle durch Ehemänner, Partner oder andere Personen aus dem sozialen Umfeld der Frau ausgeübt. Dazu gehören alle Formen physischer, psychischer und sexueller Misshandlung sowie die ökonomisch-finanzielle und soziale Diskriminierung.

Am deutlichsten wahrgenommen wird die physische Misshandlung, die von Ohrfeigen, an den Haaren ziehen über Schläge mit der Faust, Fußtritte, Würgen, Gliedmaßen verrenken, Angriffe mit Waffen oder mit als Waffen benutzten Gegenständen wie Bierflaschen, Dosenöffnern u.ä. bis hin zum Beibringen von lebensgefährlichen Verletzungen und dem Tod der Partnerin reichen. Die Misshandlungen werden oft von Todesdrohungen begleitet.

Die sexuelle Misshandlung umfasst sexuelle Praktiken, zu denen die Frau direkt oder indirekt gezwungen wird. Dazu gehören vaginale, anale und orale Penetration, Zwang zu anderen sexuellen Handlungen, Zwang zur Prostitution, erzwungenes Anschauen von Pornografie etc. Solche Taten werden als besonders demütigend und traumatisierend erlebt, wenn sie durch den Partner erfolgen.

Als gravierend erleben Frauen aber auch die psychische Misshandlung, wenn sie durch ihren Partner bevormundet, kontrolliert, bedroht, beschimpft, für dumm erklärt, lächerlich gemacht, terrorisiert oder eingesperrt werden. Oft werden auch die Kinder als Druckmittel eingesetzt. Die betroffenen Frauen erleben diese psychische Gewalt als Zerstörung ihres Selbstwertgefühls und ihrer geistigen Gesundheit. Mit der zeit verlieren sie den Glauben an ihren Wert, ihre Identität, ihre Empfindungen und Gefühle.

Die Misshandlungsbeziehungen dauern oft jahrelang, wobei die Gewalt stetig zunimmt. In den Zwischenzeiten ist der Täter oft liebevoll und reuig.Die körperlichen Folgen sind meist langfristig und sehr folgenreich, sie ziehen psychische, soziale und finanzielle Konsequenzen nach sich. Besonders zerstörerisch sind die psychischen Langzeitfolgen der Gewalt, die bis hin zu psychosomatischen Erkrankungen und Sucht führen.

Langjährige Gewalterfahrungen ohne soziale Unterstützung und Hilfe führen zu einer Erschütterung des Glaubens an die Möglichkeit eigener Sicherheit und Unverletzlichkeit. Rückzugstendenzen, Veränderungen des Wertesystems, Wahrnehmungsstörungen, Suizidgedanken, selbstverletzendes und –schädigendes Verhalten, Persönlichkeits- und Beziehungsstörungen sind die Folgen.

Geringes oder völlig abhanden kommendes Selbstbewusstsein, Passivität und Ambivalenz bei Entscheidungen sind weitere Folgen dieser Gewalterfahren – und nicht ihre Ursachen. Sie führen dazu, dass die Frau in der Gewaltbeziehung bleibt und nicht die Kraft hat, aus ihr auszubrechen. Die Bindung an den Täter wird ähnlich stark wie beim sog. Stockholm-Syndrom von Geiseln, zumal der Partner nicht durchgehend gewalttätig und widerwärtig ist, sondern auch immer wieder freundlich und liebevoll. Das Opfer übernimmt seine Perspektive, wodurch die für Außenstehende oft unerklärliche Koalition mit dem Misshandler entsteht.

Zahlen

Bisher gibt es für Deutschland keine aussagekräftigen Zahlen zum Ausmaß von Partnergewalt gibt. Je weiter die Definition gefasst wird, umso „zahlloser“ ist die alltägliche Gewalt gegen Frauen.

Schwere sexuelle Gewalt, das ergab die Studie des KFN, hat in Deutschland jede 7. Frau zwischen 20 und 59 Jahren mindestens einmal in ihrem Leben erlebt. In diese Zahl ist das erhebliche Dunkelfeld noch nicht eingerechnet. Etwa 4 Millionen Frauen werden in Deutschland jährlich von ihren Partnern körperlich misshandelt. In jeder fünften bis zehnten Ehe erleiden Frauen körperliche Gewalt; ca. 1/5 aller Frauen gab in Befragungen an, schon einmal Opfer von Partnergewalt geworden zu sein. Jährlich, so schätzt das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, flüchten in Deutschland etwa 40.000 Frauen und Kinder in ein Frauenhaus.

In der DDR existierte ein mit westlichen Verhältnissen vergleichbar hohes quantitatives Gewaltausmaß gegen Frauen in heterosexuellen Paarbeziehungen.

Zur Zeit lässt das BMFSFJ eine erste bundesweite Repräsentativuntersuchung zu Gewalt gegen Frauen durchführen, deren Ergebnisse Ende dieses Jahres vorliegen werden.

2. Gesellschaftliche Reaktionen

2.1 Frauenprojekte

Es ist der Frauenbewegung zu verdanken, dass seit 1975 die Partnergewalt gegen Frauen in Deutschland überhaupt thematisiert wird.Es war ein wesentliches Merkmal dieser neuen

deutschen Frauenbewegung, dass sie nicht nur auf Konferenzen und Öffentlichkeitsarbeit setzte, sondern Projekte gründete, um den Frauen da zu helfen, wo Staat und Gesellschaft Hilfe und Unterstützung versagten.

Entstehung der Frauenhäuser in Westdeutschland

In Westdeutschland entstanden die ersten Frauenhäuser und Notrufe aus Initiativgruppen der autonomen Frauenbewegung, die gemeinnützige Vereine mit dem Namen „Frauen helfen Frauen“ gründeten und sich in langen politischen Verhandlungen eine staatliche finanzielle Unterstützung erstritten. Sie verstanden sich nicht als Ergänzung des sozialen Systems in Deutschland, sondern als „Gegenbewegung“, als praktisch gewordene Kritik an den Institutionen der Gesellschaft, die die alltägliche Gewalt gegen Frauen und ihre systemerhaltende Funktion verleugneten.

Das erste Frauenhaus in Deutschland entstand 1976 in Berlin als Modellprojekt des Bundesfamilienministeriums und des Berliner Senats. Es wurde wissenschaftlich begleitet von Carol Hagemann-White, Barbara Kavemann u.a., die auch heute noch im Bereich Gewalt gegen Frauen wissenschaftlich arbeiten. Ihr Abschlussbericht, der unter dem Titel „Hilfen für misshandelte Frauen“ 1981 in der Schriftenreihe des Bundesfamilienministeriums erschien, wurde zur „Bibel“ der Frauenhausbewegung und hatte bis zum Ende des 20. Jahrhunderts nichts an Aktualität verloren.

In allen größeren Städten folgten weitere Frauenhausgründungen der autonomen Frauenbewegung . Ende der 70er Jahre kamen dann die ersten Frauenschutzhäuser von Trägern der privaten Wohlfahrt als „Gegenhäuser“ dazu.

In ihren offiziellen Darstellungen waren die beiden Konzepte gegensätzlich und bezogen ihre Rechtfertigung auch aus dieser Gegensätzlichkeit. In der praktischen Arbeit aber gab es diese Unterschiede nicht in der Trennschärfe, da sich beide Ausrichtungen letztlich an den Bedürfnissen der Frauen ausrichteten und die Frauenhausmitarbeiterinnen wesentlich pragmatischer vorgingen als die offizielle Ideologie der Trägervereine vermuten ließ. Im Laufe der Jahre verwischten sich daher die ursprünglichen Differenzen und Gegensätze, begünstigt auch durch eine neue Generation von Frauenhausmitarbeiterinnen, die nicht mehr als Projektefrauen aus der autonomen Frauenbewegung kommen, sondern als Fachfrauen aus der Sozialarbeit vielfach hauptamtlich tätig sind.

Entstehung der Frauenhäuser in Ostdeutschland

Diese Entwicklung wurde auch durch die deutsche Einheit verstärkt. Anfang der 90er Jahre entstanden in den neuen Bundesländern in rascher Folge die ersten Frauenhäuser (insgesamt ca. 125), anfangs finanziell gefördert durch entsprechende Anschubfinanzierungen der Bundesregierung, ferner durch ABM und kommunale Mittel.

Die ideologischen Vorgaben und politischen Denkweisen der westlichen feministischen Frauenhausbewegung waren auf die ostdeutsche Frauenhausarbeit und Frauenbewegung nicht ohne weiteres übertragbar, so dass es gerade in den ersten Jahren oft zu Spannungen und Ost-West-Abgrenzungen kam.

Heute gibt es ca. 450 Frauenhäuser und Frauenschutzwohnungen in Deutschland, das damit international die beste Versorgung im Frauenhausbereich aufweisen kann. Ihre Träger lassen sich in zwei große Gruppen einteilen: Selbständige Vereine, die aus der Frauenbewegung hervorgegangen sind und sich anfangs als Selbsthilfegruppen verstanden, und Häuser für Mütter und Kinder, die von den großen Wohlfahrtsverbänden oder etablierten Frauenvereinen aufgebaut wurden.

Die professionalisierten autonomen und verbandlichen Häuser werden heute allgemein als Teil des sozialen Netzwerkes gesehen. Das Problem – Gewalt gegen Frauen – wird damit leider auch „normalisiert“, da den Betroffenen jetzt Hilfsmöglichkeiten offen stehen.

Seit 1997 gibt es die bundesweite Frauenhauskoordinierungsstelle in Frankfurt/Main, wesentlich gefördert durch das Bundesfrauenministerium.

Finanzierung der Frauenhäuser

Die Finanzierung der Frauenhäuser ist sehr uneinheitlich und variiert von Bundesland zu Bundesland und von Kommune zu Kommune. Teilweise gibt es Landesfinanzierungen, teilweise gibt es Finanzierungen über das Bundessozialhilfegesetz. Allen Finanzierungen ist gemeinsam, dass sie unzureichend sind. Seit ihrem Bestehen kämpfen die Frauenhäuser immer wieder um ihr Leben.

Auf Bundeseben gab es mehrfach Bemühungen, eine bundeseinheitliche gesetzliche Absicherung der Frauenhäuser zu erreichen. Diese scheiterte aber regelmäßig an den Bundesländern, die nicht an einer gesetzlichen Festschreibung einer bestimmten Finanzierungshöhe interessiert sind, aber auch an vielen Frauenhäusern selbst, zumeist aus dem autonomen Bereich, die eine zu starke staatliche Gängelung und Einmischung befürchten.

Die Finanzierungsprobleme der Frauenhäuser verschärfen sich heute dadurch, dass sie in immer mehr Bundesländern und Kommunen als Kooperationspartner in staatliche Interventionen und in Fortbildungen eingebunden werden, ohne dass diese Mehrarbeit finanziert wird. Weiterhin hat die „ambulante“ Beratung seit dem Inkrafttreten des Gewaltschutzgesetzes 2002 zugenommen, die aber – genauso wenig wie die nachgehende Beratung – von den Ländern zumeist nicht finanziert wird, da sie sich mit ihren Zuschüssen an der Anzahl der stationären Plätze orientieren.

Notrufe

Seit Anfang der 80er Jahre entstanden aus Selbsthilfegruppen der Frauenbewegung weitere Projekte: Für die Beratung von Mädchen und Frauen mit Erfahrungen von sexualisierter Gewalt wurden Notrufe eingerichtet, an die sich die Betroffenen auch anonym wenden können und die Beratungen, anwaltliche Hilfen, Therapien und Selbsthilfegruppen vermitteln.

Partnergewalt, so zeigen die Erfahrungen, ist zumeist auch mit sexualisierter Gewalt verknüpft. Die Notrufe engagierten sich deshalb politisch insbesondere für die Strafbarkeit der ehelichen Vergewaltigung und sexuellen Nötigung, die 1997 eingeführt wurden, aber auch für die Sensibilisierung bei Polizei und Justiz, dass sexuelle Gewalt in den meisten Fällen von Bekannten und Partnern ausgeht und nicht von fremden Triebtätern.

Heute gibt es über 150 Notrufe in Deutschland, die bundesweit vernetzt sind über die Vernetzungsstelle autonomer Frauennotrufe. Auch sie sind finanziell nicht abgesichert und müssen ständig um ihr Überleben kämpfen.

Weitere Projekte, die aus der Frauenbewegung entstanden:

Sexueller Missbrauch: Wildwasser etc.

Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz (meist institutionell bzw. Gewerkschaften)

Frauenhandel, Gewalt im Migrationsprozess: agisra etc.

Frauengesundheitszentren (TUBF etc.)

Frauenberatungsstellen

2.2 Täterprojekte

Mitte der 80er Jahre begann die Diskussion um Täterprojekte. Nach den Projekten zur Unterstützung der betroffenen Frauen und ihrer Kinder erschien es nur logisch zu fragen, wie männliche Gewalt gegen Frauen verhindert werden kann. Der Blick richtete sich damit automatisch auf den Mann als Täter.

Doch es waren nicht die Frauenprojekte, die dieses Thema aufgriffen. Für sie stand die Parteilichkeit für die betroffenen Frauen im Vordergrund, nicht aber der Mann. Die Männer sollten sich um sich selbst kümmern, diese Arbeit sollte nicht schon wieder von Frauen übernommen werden, so war ihr Tenor. Hinzu kam die Befürchtung, dass es Männerprojekte in einer patriarchalen Gesellschaft sicher einfacher haben würden, an finanzielle Unterstützung zu gelangen, und dies möglicherweise zum Nachteil der finanziell immer ums Überlegen kämpfenden Frauenprojekte. Gerade für die autonomen Projekte lehnten jede Täterarbeit kategorisch ab, während die „Gegenhäuser“ dafür waren, die Täter in die Beratung einzubeziehen, was allerdings in der Praxis mangels Bereitschaft der Betroffenen meist nicht verwirklicht werden konnte.
Die Diskussion in Deutschland fing Ende 1984 mit der Gründung der Hamburger Selbsthilfegruppe „Männer gegen Männergewalt“ an. 1987 befasste sich erstmals eine Fachtagung in Köln mit den Tätern, 1993 gab es gleich drei einschlägige Fachtagungen: Das NRW-Frauenministeriums veranstaltete eine zum Thema „Gewalt gegen Frauen – Was tun mit den Tätern?“, die Berliner Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen veranstaltete eine Präventionsdebatte „Sag mir, wo die Männer sind...“ und Ende 1993 folgte ein Fachkongress des Bundesfrauenministeriums in Bonn zu „Gewalt gegen Frauen – ein Thema für Männer“. 1995 folgte eine Untersuchung, die erstmals nicht ausschließlich Frauen als Opfer im Blick hatte, sondern auch die Täter. Hintergrund war die Erfahrung, das viele misshandelte Frauen aus den unterschiedlichsten Gründen zu ihren Partnern zurückkehren. Schon in ihrem Interesse war es daher wichtig, den Täter mit einzubeziehen.

Einen neuen Schub gab es durch die Interventionsprojekte, zu deren Bestandteil auch Täterarbeit gehört. Beispielhaft war insoweit das US-amerikanische Interventionsprojekt DAIP (Domestic Abuse Intervention Project) aus Duluth in Minnesota, in dem es bereits seit Jahren eine funktionierende Täterarbeit in Form von sozialen Trainingskursen (in Abgrenzung zu Therapie) gab.

In Deutschland gab es kaum Erfahrungen mit einer Täterarbeit, die den Tätern durch gerichtliche Auflage aufgegeben wird. Die Beratungsstellen von „Männer gegen Männergewalt“ lehnten eine solche Zwangsberatung kategorisch ab und bauen ausschließlich auf Freiwilligkeit.

Erste Erfahrungen in Deutschland mit erzwungener Beratung gab es im Rahmen eines Modellprojekts der Bayerischen Landesregierung in Passau, bei dem Beratungsauflagen für Täter erprobt wurden.

Später übernahmen insbesondere die Interventionsprojekte in Deutschland die Konzeption der Täterkurse von DAIP.

Das Angebotsspektrum ist bundesweit noch sehr übersichtlich und die Zahl der Teilnehmer steht in keinem Verhältnis zu der Zahl der misshandelten Frauen, die um Unterstützung und Hilfe nachsuchen. Zum Teil scheiterte die Durchführung entweder an einer mangelnden Finanzierung oder an fehlenden gerichtlichen Weisungen.

Die längste Erfahrung mit Täterarbeit im Kontext von Interventionsprojekten gibt es in **Hannover**. Seit 1997 führt das Männerbüro Hannover soziale Trainingskurse als Bestandteil der HAIP-Interventionskette durch. Und obwohl HAIP zu den ersten Interventionsprojekten zählt, sind auch hier immer noch Brüche und Lücken in der Intervention zu verzeichnen. HAIP ist jedoch bislang das einzige Interventionsprojekt, in dem Täterarbeit bis jetzt kontinuierlich über mehrere Jahre durchgeführt wird.

Die Kieler **Beratungsstelle im Packhaus** (BiP) war ein Teil des von 1996 bis 1998 existierenden Modellprojekts Kieler Interventionskonzept (KIK-Kiel) und verfügt ebenfalls über viel Erfahrung in der Arbeit mit Tätern häuslicher Gewalt.

In **Schleswig-Holstein** wird im Rahmen des schleswig-holsteinischen Kooperations- und Interventionskonzeptes (KIK-SH) seit Sommer 2002 in bislang drei regionalen KIKs Täterarbeit vorgehalten und an zwei Standorten, Flensburg und Elmshorn, konnten erste Erfahrungen gesammelt werden. Durch die dieses Jahr gegründete Landesarbeitsgemeinschaft Täterarbeit profitieren die neuen Angebote von den Erfahrungen der Beratungsstelle im Packhaus.

2.3 Bundesregierung

Politische Handlungsansätze

Die Diskussion um Gewalt gegen Frauen hatte 1975 in Deutschland gerade erst begonnen, als auch schon die ersten Überlegungen zur Gründung eines Frauenhauses als Modellprojekt des Bundesfamilienministeriums starteten, das dann 1976 in Berlin tatsächlich seine Arbeit aufnahm.

Exkurs: Handlungsmöglichkeiten des Bundes

Die Bundesregierung hat nur eingeschränkte Handlungskompetenzen:

- *Gesetze, soweit sie in der Bundeszuständigkeit liegen (z.B. Strafrecht, Zivilrecht, Arbeitsrecht, entsprechende Verfahrensrechte etc.)*
- *Finanzielle Förderungen (Art. 104a Grundgesetz):*
  - *Geldgesetze (z.B. Kindergeld, Erziehungsgeld),*
  - *bestimmte Gemeinschaftsaufgaben des Bundes mit den Ländern,*
  - *Modellprojekte (= Projekte, mit denen erstmals ein neuer Handlungsansatz/eine neue Maßnahme in Deutschland erprobt wird). Sie werden wissenschaftlich begleitet. In der Regel beteiligt sich ein Bundesland oder eine Kommune an der Finanzierung. Voraussetzung einer Modellförderung ist, dass die Anschlussfinanzierung gesichert ist für den Fall, dass es positiv verläuft.*
  - *Ressortforschungsvorhaben (= Forschungen zur Vorbereitung einer ministeriellen Maßnahme, z.B. eines Gesetzgebungsvorhabens),*
  - *Anschubfinanzierungen*
  - *Förderung von bundesweiten frauenpolitischen Maßnahmen/Veranstaltungen von Verbänden, Nichtregierungsorganisationen etc.*
- *Öffentlichkeitsarbeit (Kampagnen, Broschüren, Faltblätter, Veröffentlichung von Forschungsergebnissen, Wanderausstellungen etc.),*
- *bundesweite und internationale Veranstaltungen der Bundesregierung (Konferenzen, Workshops etc.).*

Nicht in die Kompetenz des Bundes gehört die regelmäßige Finanzierung von Beratungsstellen, Frauenhäusern, Notrufen etc. über eine Modellförderung oder eine Anschubfinanzierung hinaus. Insoweit sind allenfalls Rahmengesetze möglich zur Regelung bestimmter Standards. Rahmengesetze, die die Kompetenz der Länder berühren, bedürfen allerdings der Zustimmung des Bundesrates.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum die Bundesregierung im Bereich Gewalt gegen Frauen hauptsächlich Modellprojekte und Forschungsvorhaben initiierte und Öffentlichkeitsarbeit durchführte. Daneben hat sie regelmäßig bundesweite Veranstaltungen von Frauenverbänden und Fraueninitiativen finanziell unterstützt.

Innerhalb der Bundesregierung hatte sich zunächst ausschließlich das Bundesfamilienministerium, seit 1986 das dann neu gegründete Bundesfrauenministerium im Bereich „Gewalt gegen Frauen“ engagiert. 1990 wurde hierfür sogar ein eigenes Referat eingerichtet. Das Bundesfrauenministerium hat seit 1975 etwa 40 Projekte im Bereich Gewalt gegen Frauen durchgeführt: Vom ersten Frauenhaus über vielfältige Untersuchungen von Einzelaspekten, Kampagnen und Veranstaltungen bis hin zu Interventionsprojekten und bundesweiten Vernetzungsstellen. Betrachtet man diese lange Kette von Projekten und Themen, so wird deutlich, dass sich mit der Zeit ein Perspektivwechsel vollzogen hat:

Perspektivwechsel: Von den Frauenprojekten zu den Interventionsprojekten

Die Gewaltdebatte stagnierte gegen Ende der 80er Jahre. Mit den Jahren und mit ihrer zunehmenden Etablierung hatte sich die Arbeit in den Frauenhäusern und Beratungsstellen verändert: Die Generation der frauenbewegten Gründungsfrauen wurde abgelöst von Fachfrauen, bei denen der politische Veränderungsanspruch gegenüber der täglichen professionellen Beratungsarbeit in den Hintergrund trat. Deutschland bekam das europaweit dichteste Netz an Unterstützungseinrichtungen, doch gleichzeitig nahm die Gewalt gegen Frauen nicht ab. Gesellschaft und Frauenhausprojekte schienen sich miteinander eingerichtet zu haben.

Nur sehr zäh gestaltete sich der Weg aus dem rein frauenzentrierten Ansatz hin zu neuen Strategien. Unterstützt wurde diese Entwicklung durch erfolgreiche Projekte in den USA und Australien.

Befördert wurde eine neue, eher pragmatische Herangehensweise später auch durch die deutsche Einheit, da den Frauen in den neuen Bundesländern die Ideologie der westdeutschen Frauenbewegung fremd war.

Auf der Suche nach neuen Ansätzen der Gewaltbekämpfung gab das Bundesfrauenministerium eine Untersuchung zu den Ursachen und Interventionsmöglichkeiten bei Gewalt gegen Frauen in Auftrag, die 1987 den Blick auf die USA und die dortigen Selbsthilfegruppen gewalttätiger Männer und Täterarbeit lenkte.

Schnell stellte sich heraus, dass nicht nur die dortige Täterarbeit interessant war, sondern das gesamte Konzept der Kooperation aller beteiligten staatlichen und nichtstaatlichen Stellen.

Das Bundesministerium beauftragte 1988 den Notruf Gladbeck, die Übertragbarkeit dieses Konzeptes auf Deutschland zu prüfen. Trotz positiver Resultate dieser Studie war die Zeit aber noch nicht reif für einen solchen kooperativen, pragmatischen Ansatz in Deutschland. Weder auf der Seite der Frauenhäuser, noch auf der Seite der staatlichen Institutionen. Das Misstrauen war auf beiden Seiten groß.

Es dauerte bis Oktober 1995, dass das erste deutsche Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt in Berlin beginnen konnte. Es lief bis Ende 1999 als Modell der Bundesregierung und des Berliner Senats.

Das Berliner Interventionsprojekt war ein durchschlagender Erfolg. Das neue Konzept des gemeinsamen Vorgehens von Behörden und Projekten, getragen von gegenseitiger Akzeptanz, ging auf. Erstmals übernahmen andere Institutionen als die Frauenpolitik ihre jeweilige Verantwortung für die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen, insbesondere Polizei, Justiz, Jugendhilfe, der Gesundheitsbereich etc.

In immer mehr Städten und Bundesländern fasst die neue Vorgehensweise Fuß. Heute gibt es in mehreren Bundesländern und Städten Interventionsprojekte nach dem Berliner Vorbild. Sie werden im Auftrag des Bundesfrauenministeriums von Carol Hagemann-White und Barbara Kavemann wissenschaftlich begleitet (einschließlich der Täterarbeit). Die Ergebnisse dieser Begleitung sind bereits teilweise veröffentlicht und dienen der Unterstützung neuer Initiativen.

Nicht mit den Interventionsprojekten zu verwechseln sind die **Interventionsstellen**. Interventionsstellen werden von der Polizei von dem Wohnungsverweis unterrichtet und erhalten den Namen und die Anschrift der misshandelten Frau. Ohne auf die Initiative der betroffenen Frau zu warten, nehmen die Interventionsstellen von sich aus den Kontakt mit ihr auf, entweder durch Besuch oder durch Telefonate. Sie tun dies in der Hoffnung, dass die Frau Vertrauen fasst und die Beratung annimmt. Die Beratung bezieht sich sodann auf eine Klärung der Gefahren- und Bedrohungslage und die erforderlichen weiteren Schritte (z.B. ob und wie ggf. gerichtliche Schutzanordnungen erwirkt werden).

Der pro-aktive Ansatz geht von der Erfahrung aus, dass sich die Frauen nach einem solchen Polizeiansatz in einer psychischen und sozialen Ausnahmesituation befinden und zumeist nicht in der Lage sind, von sich aus Hilfe und Unterstützung zu erbitten. Selbst Hinweise der Polizeibeamten zu Beratungsstellen und das Angebot, den Kontakt herzustellen, gehen in einer solchen Situation oft an den Frauen vorbei. Die Entscheidung, keinen Kontakt aufzunehmen, ist meist keine „Entscheidung", sondern Ausdruck von Hilflosigkeit und Überforderung.

In Deutschland ist dieser Ansatz noch sehr umstritten. Erprobt und wissenschaftlich begleitet wird er derzeit in Mecklenburg-Vorpommern und Niedersachsen. Die ersten Ergebnisse der Umfrage zeigen aber bereits, dass die betroffenen Frauen eine solche Unterstützung tatsächlich wünschen und brauchen.

Der Aktionsplan der Bundesregierung

Als 1999 zum ersten Mal ein deutscher Aktionsplan entstehen sollte, überdachte das federführende Bundesfrauenministerium die bisherigen Einzelmaßnahmen der Bundesregierung. Diese hatten durchaus zu Verbesserungen (z.B. bei der Unterstützung für betroffene Frauen) geführt, aber nichts an der Tatsache der Gewalt gegen Frauen verändert. Erstmals galt es nun, ein Gesamtkonzept für eine langfristig angelegte Strategie zu entwerfen, die das Gewaltproblem nachhaltig beeinflussen sollte.

Der von der Bundesregierung (nicht nur vom Bundesfrauenministerium!) am 1. Dezember 1999 vorgelegte Aktionsplan beinhaltet daher ein umfassendes Gesamtkonzept für alle Ebenen der Gewaltbekämpfung, bei dem es um strukturelle Veränderungen geht und nicht mehr um vereinzelte, punktuelle Maßnahmen, die zusammenhanglos nebeneinander herlaufen und so die Komplexität des Gewaltgeschehens außer Acht lassen. Er behandelt die Bereiche Prävention, Gesetzgebung, Kooperationen, Vernetzung, Täterarbeit und Sensibilisierungsmaßnahmen.

Im Bereich Gesetzgebung wurde z.B. das zivilrechtliche Gewaltschutzgesetz angekündigt. Gleichzeitig wurde aber auch festgestellt:

„Die vorhandenen und angestrebten gesetzlichen Regelungen zum Schutz vor häuslicher Gewalt müssen, soweit erforderlich, in den Bundesländern ergänzt werden durch

- *gezielte Fortbildungen in den betroffenen Fachbereichen,*
- *Handlungsanweisungen und Richtlinien, wie bei häuslicher Gewalt zu verfahren ist,*
- *den Einsatz spezialisierter Fachleute oder von Sondereinheiten, sowie*
- *durch institutionalisierte Kooperationsformen zwischen den beteiligten Institutionen und Projekten (Runde Tische, Interventionsstellen).“*

Es war daher wichtig, dass mit der im April 2000 eingesetzten Bund-Länder-Arbeitsgruppe zur Bekämpfung von häuslicher Gewalt gegen Frauen erstmals ein Steuerungsgremium geschaffen wurde, das in Anerkennung der unterschiedlichen Zuständigkeiten der Beteiligten den Versuch unternimmt, das gemeinsame Ziel zu definieren, die notwendigen Maßnahmen zur Erreichung dieses Ziels zu benennen und die Umsetzung zu begleiten.

In der Koalitionsvereinbarung zur 15 Legislaturperiode wurde die Fortschreibung des Aktionsplans in Zusammenarbeit mit den Nichtregierungsorganisationen bestimmt.

Das Gewaltschutzgesetz

Ein Meilenstein in der staatlichen Intervention ist das Gewaltschutzgesetz, das am 1.1.2002 in Kraft trat. Die Umsetzung des Gesetzes wird seit Ende 2002 im Auftrag des Bundesjustizministeriums evaluiert.

Die Bund-Länder-AG „Häusliche Gewalt“ hat Materialien zum Gewaltschutzgesetz erarbeitet, die vom Bundesfrauenministerium in einer Mappe veröffentlicht wurden. Dazu gehören

- Formulare für Frauen/für Männer zur Beantragung zivilrechtlichen Schutzes nach dem Gewaltschutzgesetz,
- Empfehlungen zum Sorge- und Umgangsrecht bei häuslicher Gewalt,
- Rahmenbedingungen für polizeiliche/gerichtliche Schutzmaßnahmen bei häuslicher Gewalt
- Standards und Empfehlungen für die Aus- und Fortbildung zum Thema häusliche Gewalt.
- eine Broschüre zum Gewaltschutzgesetz, seinen Inhalten und Zielen.

2.4. Bundesländer

Landesaktionspläne

Als die Bundesregierung ihren Aktionsplan zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen veröffentlichte, wurden die Länder gebeten zu prüfen, ob sie nicht auch Landesaktionspläne beschließen wollten. Viele der Maßnahmen, die zur Bekämpfung von Partnergewalt notwendig sind, liegen schließlich im alleinigen Zuständigkeitsbereich der Länder und Kommunen:

- die Prävention in Vorschuleinrichtungen und in den Schulen,
- Maßnahmen der Jugendhilfe und der Kinder- Jugendarbeit,
- die Bereitstellung und Weiterentwicklung von Hilfeangeboten (Unterstützungsangebote für Frauen, Kinder und Männer, Täterarbeit),
- die polizeiliche Krisenintervention und ihre gesetzliche Absicherung,
- Ausländerbehörden, Sozialbehörden, Gesundheitsbehörden,
- der Vollzug der Gesetze,
- der Aus- und Fortbildungsbereich,
- Kooperationen auf Landesebene und auf regionaler Ebene,
- Datenerhebung/Statistik
- etc.

Landesaktionspläne, die diese Bereiche umfassen, liegen vor in Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Saarland, Sachsen-Anhalt und Thüringen.

Hilfsangebote/Beratungsstellen

Es ist schwierig, eine vollständige und aktuelle Übersicht über die verschiedenen Hilfsangebote in den Ländern zu erhalten. Meistens haben aber die Länder oder Kommunen entsprechende Übersichten.

Interventionsstellen mit einer pro-aktiven Beratung der Frauen im Zusammenhang einer polizeilichen und/oder gerichtlichen Wegweisung des Täters aus der Wohnung gibt es in Mecklenburg-Vorpommern und Niedersachsen. In beiden Ländern werden die Daten über den Polizeieinsatz automatisch an spezielle Interventionsstellen weitergegeben. Andere Länder

befürworten einen pro-aktiven Ansatz nur, wenn die Frau mit einer Datenweitergabe an bestimmte Beratungseinrichtungen einverstanden ist (z.B. NRW).

Andere Modelle gibt es in Berlin (telefonische Hotline und mobile Beratung), Bremen (Datenweitergabe an den „Allgemeinen Sozialen Dienst“), Schleswig-Holstein (Helpline), Niedersachsen (Hannover: Präventionsprogramm Polizei-Sozialarbeit) und in Teilen Baden-Württembergs (Kommunale Frauenbeauftragte).

Kooperationen auf Landesebene

Es gibt unterschiedliche Modelle der Kooperation und Koordination auf Landesebene:

Spezielle Koordinationsstellen gibt es in Niedersachsen (beim Landespräventionsrat), im Saarland (beim Justizministerium) und in Thüringen (beim Innenministerium).

Runde Tische gibt es in Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen und Nordrhein-Westfalen.

Landesinterventionsprojekte (vgl. oben „Bundesregierung“) gibt es in Berlin, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz, Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein.

Polizei

Zur Ergänzung des Gewaltschutzgesetzes sind polizeiliche Interventionsmöglichkeiten unerlässlich. Oft ist es zunächst die Polizei, die wegen einer akuten Gewaltsituation in Kontakt mit den betroffenen Familien kommt. Auf ihre Reaktion kommt es daher entscheidend an, damit die Opfer geschützt und die Täter zur Verantwortung gezogen werden. Die Polizei kann strafrechtliche Schritte einleiten wie die Aufnahme einer Anzeige gegen den Täter und Weiterleitung an die Staatsanwaltschaft. Sie kann aber auch Maßnahmen der Gefahrenabwehr treffen, insbesondere den Täter aus der Wohnung verweisen (Platzverweis), ihm den Schlüssel abnehmen und aufgeben, sich von der Wohnung und anderen Orten (z.B. Arbeitspatz der Frau, Schule der Kinder) fernzuhalten.

Bisher hatte die Polizei von diesen Möglichkeiten der Gefahrenabwehr nur sehr eingeschränkt Gebrauch gemacht. Hintergrund war die Angst vor Kompetenzüberschreitung, weil mit solchen Maßnahmen immerhin Grundrechte der Täter eingeschränkt werden. Um dieser Unsicherheit und der rechtlichen Unklarheit zu begegnen, haben viele Bundesländer ihre Polizeigesetze geändert und die entsprechenden Befugnisse der Polizei ausdrücklich

gesetzlich verankert. Entsprechende Änderungen der Polizeigesetze gab es in Bremen, Berlin, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Hessen.

Für die Praxis reicht es allerdings nicht aus, das Polizeirecht zu ändern. Die Beamten müssen auch entsprechend geschult werden, um Handlungsunsicherheiten ablegen zu können und um ein Gespür für die Situation und die Befindlichkeit der betroffenen Frau und ihrer Kinder zu bekommen. Entsprechende Schulungen haben gezeigt, dass insbesondere die Vermittlung von Hintergrundwissen über die Dynamik von Gewaltbeziehungen für das Verstehen der Situation und die Einschätzung der Gefahrenlage unerlässlich ist. Erfreulicherweise werden in immer mehr Bundesländern solche Schulungen und Fortbildungen für die Polizei durchgeführt. Zu den Schulungen hinzukommen müssen praxisnahe Handlungsanweisungen für die Polizei, wie sie sich bei Einsätzen zu häuslicher Gewalt zu verhalten haben. Die ersten Leitlinien dieser Art wurden von der Fachgruppe „Polizei“ des Berliner Interventionsprojektes erarbeitet, sie wurden zum Vorbild für ähnliche handlungskonkretisierende Leitlinien in Bayern, Brandenburg, Niedersachsen, Saarland, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen.

Jugendhilfe

Erst seit Neuerem ist die Partnergewalt auch Thema in der Jugendhilfe. Bisher wurden diese Instanzen nur tätig, wenn die Kinder unmittelbare Opfer von Gewalt waren. Dass Kinder auch leiden und Schäden davontragen, wenn sie Gewalt zwischen ihren Eltern miterleben, musste erst vermittelt werden. Nach der Verabschiedung des Gewaltschutzgesetzes wurde auf Betreiben der Bund-Länder-AG „Häusliche Gewalt“ die Jugendministerkonferenz tätig und verabschiedete im Juni 2002 einen wegweisenden Beschluss zu den Erfordernissen im Jugendhilfebereich bei Gewalt gegen Mütter.

Gesundheitsbereich

Dieser Bereich muss künftig eine größere Rolle spielen bei der Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen. Unsere Untersuchung wird zeigen, dass sich die Frauen gerade hier mehr Unterstützung erhoffen. Leider wird Gewalt als mögliche Ursache von Krankheiten und Verletzungen im ärztlichen Bereich noch viel zu sehr tabuisiert, dabei sind gerade Ärzte und Notfallambulanzen oft die erste Anlaufstation der betroffenen Frauen. Wenn sie hier nicht sensibel aufgefangen werden, fühlen sie sich allein gelassen und ermutigt, die wahre Ursache ihrer Leiden lieber zu verschweigen.

Das BMFSFJ hat daher diesen Bereich zum Schwerpunktthema der Bundeskoordination Frauengesundheit gemacht, er wird auch im neuen Aktionsplan eine größere Rolle spielen.

Frauenvorträge an der FernUniversität

45

„*Sex-Paralysappeal*“. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus

Birgit Schulte

Birgit Schulte:

„*Sex-Paralysappeal*“. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 11.11.2002.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2003

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
	Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Laura Neuhaus
Herausgeber:	Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge – weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
5.	Ellen Lorentz	„Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt“. Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern – heute – morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen – Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach…?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: Fern-Universität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress…? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	„Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen“ – Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur – literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	„…des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen.“ Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung

41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42
43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“- oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen – von 1975 bis heute“	Heft 44
45.	Birgit Schulte	„„*Sex-Paralysappeal*“. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus “	Heft 45

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Birgit Schulte

„Sex-Paralysappeal“. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus

“Je me vois, donc je suis.” – “Ich sehe mich, also bin ich.”

Claude Cahun

"Die Nacktheit der Frau ist weiser als die Lehre des Philosophen."

Max Ernst

Prolog: Gruppenbild mit Dame

1(Das Büro für surrealistische Forschung in Paris im Jahr 1924: François Baron, Raymond Queneau, André Breton, Jacques Boiffard, Giorgio de Chirico, Roger Vitrac, Paul Eluard, Philippe Soupault, Robert Desnos, Louis Aragon; vorne: Pierre Naville, Simone Breton-Collinet, Max Morise, Pauline Soupault)

(Max Ernst: Das Rendezvous der Freunde, 1922, Öl auf Leinwand, 130 x 193 cm; Wallraf-Richartz-Museum Köln)

Das 1922 gemalte Bild ”Rendezvous der Freunde”, das als eine Inkunabel und als wichtiges Dokument der surrealistischen Bewegung gilt, versammelt 17 Personen, die sich zum Kreis der Surrealisten zählten oder vom Bildautor, dem Maler Max Ernst (1891-1976), zu diesen gezählt wurden.[i] Weder möchte ich Ihnen die auf den flankierenden Tafeln genau bezeichneten Persönlichkeiten im Einzelnen vorstellen, noch möchte ich die ausgeklügelte Symbolik des Gemäldes näher beleuchten. **Stattdessen** möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf bestimmte Details der Figurenkonstellationen lenken, die im Hinblick auf unser Thema von beträchtlicher Aussagekraft sind.

Auffallend an der Interaktion aller Beteiligten ist, **dass** die Individuen nicht miteinander reden, sondern mittels einer eigentümlichen Gebärdensprache ihrer Hände und Füße kommunizieren.[ii] Max Ernst selbst, der elegante Mann vorne links, der auf dem Knie eines bärtigen Alten sitzt, weist mit der rechten Hand aufwärts. Die Linie seines Unterarmes wird fortgeführt im Oberarm des Mannes Nummer 9 - Paul Eluard (Eugène Grindel, 1895-1952) -

der, im Gegensatz zu den meisten anderen Beteiligten nicht auf den Betrachter blickt, sondern nach innen. Seine linke Hand ballt sich zur Faust - eine Demonstration von Wut oder Frustration? Vor dieser introvertierten Gestalt sitzen drei Männer, deren Hände mit abgespreiztem kleinen Finger auf gleicher Höhe nach rechts weisen. Wie die Hände, bilden ihre Füße und Beine, indem sie verschränkt sind oder aufeinander stehen, eine Kette, die ihre Fortsetzung in Form einer Gegenbewegung in den Männern 14 und 17 findet. Diese Gegenbewegung wird aufgegriffen in der dominanten Figur Nummer 13, dem Haupt der Surrealisten, André Breton (1896-1966), dem Max Ernst einen überdimensionierten Kopf aufgesetzt hat. Während Bretons erhobene Rechte eine Art Abwehrgestus gegenüber Nummer 9 vollführt, weht sein leuchtend roter Umhang nach rechts, wie ein Verweis auf die Rückenfigur rechts außen. Bei dieser handelt es sich um die einzige Dame im Gruppenbild. Ihren Namen verzeichnet die Schriftrolle unter Nummer 16: Gala Eluard (Hélène Dmitrovnie Diakonova, 1895-1982).

Sie gehört also, dem Namen nach, zu der in sich gekehrten Nummer 9: Paul Eluard. Doch sie ist weder kompositorisch mit ihm verbunden, noch nimmt sie zu ihm Kontakt auf. **Stattdessen** wendet sich ihr Blick zurück über die Schulter nach links unten und gilt der Nummer 4, Max Ernst. Was wir erahnen können, bestätigt sich mit Blick auf die Biographie des Bildschöpfers. Bei einem Besuch von Paul und Gala Eluard in seiner Heimatstadt Köln, verliebt sich Max Ernst in Gala Eluard, was ihn dazu **veranlasst**, im darauf folgenden Jahr, seine Frau Luise Strauß zu verlassen und sich bei Paul und Gala Eluard in ihrem Haus in Eaubonne bei Paris einzunisten. Die Verbindung des deutschen bildenden Künstlers mit der französischen Literatengruppe erweist sich für die surrealistische Bewegung als äußerst fruchtbar, und diese Verbindung wird - nota bene - ausgelöst durch die Liebe eines Künstlers zu einer Frau.[iii] - Max Ernsts ”Rendezvous der Freunde”, das Gruppenbild mit Dame, ist ein Gruppenbild mit Muse. Zwar schildert sich der Maler als auf diese Frau bezogen, doch steht sein Bezugspunkt nicht im Mittelpunkt, sondern seine Muse, die Frau, ist, wie im Bild ausgewiesen, eine Randerscheinung.[iv]

Die Frage, die sich nach der Lektüre dieses Bildes aufdrängt, ist die nach der Funktion und der Präsenz von Frauen in der surrealistischen Bewegung. **Dass** sich ihr Anteil am surrealistischen Gesamtwerk keineswegs auf die Musenrolle beschränkt, zeigen uns die Arbeiten zahlreicher Künstlerinnen. Zu konstatieren ist jedoch, **dass** das Bild der Frau im Œuvre der Surrealisten und Surrealistinnen unzweifelhaft am häufigsten auftritt. Wie haben sie die Frau gesehen? Ist der Blick der männlichen Künstler dem der Künstlerinnen

vergleichbar? Woran sich die Frage knüpft, welche Zuschreibungen an die Frau aus den Werken ablesbar sind.

Zwei Aspekte sollen im Folgenden generell miteinander gesehen und verbunden werden: das Frauenbild auf der einen und die Bilder der Frauen auf der anderen Seite. In fünf Kapiteln werden die unterschiedlichen Zuschreibungen umrissen und dabei jeweils Werke von Künstlern mit denen von Künstlerinnen konfrontiert:

- Die Frau als Muse, Ikone und Ideal

- Die kastrierende und die phallische Frau

- Die naturalisierte Frau

- Die zugerichtete und die zubereitete Frau

- Die Frau als Spiegel contra Doppelung der Muse.

Das wie auch immer geartete Weibliche, das Objekt ‚Frau', steht fraglos als obsessives Thema im Zentrum der surrealistischen Revolution. In den unterschiedlichsten Weiblichkeitsinszenierungen schlagen sich die Projektionen und Phantasien der Surrealisten nieder. Die Frau ist Instrument und Medium der surrealistischen Methoden und Intentionen, und im Büro für surrealistische Forschung in Paris schwebt sie wie ein materialisierter weißer Spuk nackt und kopflos über den Häuptern der surrealistischen Versammlung.

"Eve, la seule qui nous reste."

Max Ernst, Titel eines Bildes von 1925

Die Frau als Muse, Ikone und Ideal

2(Die surrealistische Zentrale in Paris, 1924: Max Morise, Roger Vitrac, Jacques Boiffard, André Breton, Paul Eluard, Pierre Naville, Giorgio de Chirico, Philippe Soupault; unten: Robert Desnos, François Baron, Simone Breton-Collinet)
(Salvador Dalí: Gala, 1935, Öl auf Holz, 32 x 26,7 cm; Museum of Modern Art, New York)

Erneut sehen wir Gala, doch nun nicht mehr als Madame Eluard, sondern als Frau Salvador Dalís (1904-1989), mit dem sie seit 1929 zusammenlebte. Auf einer Schubkarre sitzend - analog dem Motiv, das Dalí aus dem an der Rückwand aufgehängten Bild im Bild "L'Angélus

- Das Abendläuten” von Jean-François Millet kopiert hat -, blickt sie auf sich selbst als Gegenüber, das auf einem rechteckigen Sockel sitzt. Vermutlich hat der exzentrische Maler, durch den Psychoanalytiker Jacques Lacan angeregt zu seiner selbst entwickelten ‘paranoisch-kritischen Methode’ des Erlebnisses halluzinatorischer Doppelbilder, sich in die Rückenfigur seiner Muse hineinprojiziert. So zeigt das Bild zunächst sein Modell und seine Muse Gala, doch ist es darüber hinaus eine narzistische Selbstbespiegelung, bei der er sich in seine vergötterte und in vielen Bildern idealisierte und glorifizierte Muse einarbeitet.[v]

Hier spiegelt sich der Künstler in der Muse, vielleicht geht der Künstler sogar in die Muse ein – doch eindeutig lesbar sind die Verhältnisse in Dalís Darstellung nicht. Dies mag ein Hinweis darauf sein, die Konstellationen im Surrealismus nicht einfach und unmissverständlich als klassisches und einseitiges Künstler-Musen-Modell zu deuten. Wer hat für wen welche Rolle gespielt - diese Beziehungen gilt es immer wieder neu auszuloten.

Wer ist, auf dieser dokumentarischen Fotografie aus der surrealistischen Zentrale, die Muse und wer sind die Künstler? Ist die an der Schreibmaschine sitzende Frau - es handelt sich um Madame Breton - die praktische und dienstbare Muse, das heißt die Gehilfin, welche die geniösen Einfälle der sie umringenden Künstlerindividuen gehorsam aufnimmt und zu Papier bringt, um sie der Nachwelt zu erhalten? Oder ist sie die Künstlerin, die sich von einer Schar männlicher Musen inspirieren lässt, um ihr eigenes Elaborat zu publizieren? Werfen wir also, Bild für Bild, einen Blick auf die Verhältnisse, um sie für uns aufzuschlüsseln.

3(Giorgio de Chirico: Die beunruhigenden Musen, 1916, Öl auf Leinwand, 97 x 66 cm; Slg. Gianni Mattioli, Mailand)
(Dora Maar: 29 rue d'Astorg, um 1936, Photomontage; o.O.)
Die Gestalt der Muse stammt aus der klassischen griechischen Antike. Diese klingt noch an in Giorgio de Chiricos (1888-1978) "Beunruhigenden Musen" von 1916, in Form der strengen Gewandfalten, die wie Säulenkanneluren wirken. Seine Musen sind auf den Brettern des bühnenhaften Arrangements zu Standbildern erstarrt. Die Stehende bekrönt statt des Hauptes ein roh belassener Gliederpuppenkopf, der wie ein Punchingball wirkt, die mittlere ziert der Knauf eines Kleiderständers beziehungsweise einer Schneiderpuppe (mannequino), zudem ist sie hohl. Auch der Statue im Hintergrund fehlen die Gesichtszüge. Deutlicher als durch diese Gesichtslosigkeit, lässt sich kaum belegen, dass die Muse Projektionsfläche ist, dass ihr sämtliche Kostüme und Masken übergezogen werden können, dass sie als Gefäß dient und dass in sie alle Emotionen eingehen können.

De Chiricos verfremdende Kombinationen des Unvereinbaren und die daraus resultierende Rätselhaftigkeit empfanden die Surrealisten als wegweisend. Auch die Fotografin Dora Maar (Henriette Théodora Markovitch, 1909-1997) bediente sich des Vokabulars des italienischen Protosurrealisten. Die damalige Lebensgefährtin und Muse von Pablo Picasso, entwarf in ihrer Photomontage von 1936[vi] eine seltsam unförmige Frauengestalt mit einem Schildkröten-Vogelkopf, in einer aus der Balance geratenen, quasi aufgeweichten Arkadenarchitektur. Keine Verführungsgeste, nicht der Hauch eines erotischen Appeals zeichnet die Sitzende aus, deren aufgedunsene Beine über dem Boden baumeln. Das zoomorphe Frauenmonstrum mit dem mächtigen Körper, signalisiert stattdessen eine doppelbödige Präsenz, zwischen Bedrohung und Hilflosigkeit.

Sowohl de Chirico als auch Maar unterminieren mit ihren deformierten und deplatzierten Musen das tradierte Idealbild der schönen, inspirierenden Frau. Die Muse scheint nicht mehr so selbstverständlich wie ehedem zu funktionieren.

4(René Magritte: Tentative de l'impossible, 1928; Öl auf Leinwand, 116 x 81 cm; Toyota Municipal Museum of Art)
(Paul Delvaux: Pygmalion, 1939, Öl auf Holz, 135 x 165 cm; Musées Royaux des Beaux-Arts de Belgique, Brüssel)
Die Konsequenzen dieser Verweigerung für den künstlerischen Schöpfungsakt bleiben nicht aus. Im Jahr 1928 unternimmt René Magritte (1898-1967) einen Versuch, als malender Pygmalion seine Galathea zu erschaffen. Konzentriert bemüht sich der Maler, mit dem Pinsel sein weibliches Gegenüber aus dem Nichts herzustellen. Zwar ist die Frau in ihrer eingefrorenen Pose noch unvollendet, doch scheinbar schon aus Fleisch und Blut. Ihr Blick ins Leere signalisiert allerdings eine Abwendung von ihrem Schöpfer.

Versagt hier der künstlerische Schöpfungsakt? Magritte nennt sein Bild "Versuch des Unmöglichen".[vii] Ovids Pygmalion-Mythos, das Märchen vom Schöpfertum des Künstlers, hat im 20. Jahrhundert seine Überzeugungskraft so weit verloren, dass mit ihm gespielt werden kann. Paul Delvaux (1897-1994) hat in seinem "Pygmalion" betitelten Gemälde, auf den ersten Blick die Rollen von Bildhauer und Statue vertauscht. Hier tritt die Muse als Schöpferin in Erscheinung. Daher ließe sich das Bild einerseits und nahe liegend als zeitgemäße Aktualisierung des Mythos lesen, in dem die emanzipierte Muse als Künstlerin sich ihren Mann erschafft. Doch das Umkehr-Spiel mit den Geschlechterrollen ist bei Delvaux keineswegs eindeutig zu interpretieren, denn die Frau ist nackt und der Mann ein

unvollständiger Torso. Die Konfrontation des fragmentierten, unbeweglichen Jünglings mit der begehrenden, üppigen Nackten spricht eher für eine entgegen gesetzte Lesart. Der unbekleidete Frauenakt personifiziert hier einmal mehr die Vorstellung des 'Ewig-Weiblichen', gegen dessen überwältigende Präsenz der Pygmalion-Mann sich in abweisende Erstarrung flüchtet, um sich dieser Weiblichkeit nicht auszuliefern und seine Unabhängigkeit zu wahren.[viii]

5(Man Ray: Target / Mire universelle, 1933/1971, Objekt, Gipsabdruck, Holzblöcke, optische Papiere, Aufl.: 10 Ex.; 66 x 50 x 23 cm)
(Dorothea Tanning: Les Trois Garces, 1953, Öl auf Leinwand, 65 x 53 cm; Slg. Creuzevault, Paris)
Mit den drei Grazien wird seit der klassischen griechischen Antike der weiblichen Schönheit gehuldigt, bietet dieses Motiv doch die Möglichkeit, den weiblichen Körper allseitig für den Betrachterblick zu präsentieren. Der begehrte Körper wird sozusagen ins Visier genommen, und es ist nur folgerichtig, wenn Man Ray seine Inszenierung der drei Grazien ironisch "Target" - "Ziel" oder auch "Zielscheibe" nennt. Der Untertitel lautet "Mire universelle" - "universelle Meßlatte". Mustergültig also soll der künstlerisch hergestellte weibliche Akt sein. Diesen Tatbestand unterstreichen die drei perfekten geometrischen Körper, die den gipsernen Frauenkörpern zugeordnet sind. Die Illusion der perfekten Normiertheit der weiblichen Körper lässt beinahe vergessen, dass sie nicht vollständig sind. Ihre Versehrtheit, das Fehlen von Köpfen und Extremitäten, ironisiert der rosafarbene Schaufensterpuppenarm.

Man Ray bedient sich zwar des überlieferten Vokabulars, doch hinterfragt er, auf ironische Weise, durch das Mittel der Zusammenstellung unzusammenhängender Objekte, die zumeist unkritisch übernommene alte Bildsprache. Er entlarvt die künstliche Konstruiertheit des klassisch-schönen Frauenbildes.

Ironie spricht gleichermaßen aus Dorothea Tannings (geb. 1910) Gemälde dreier, auf sehr spezielle Weise mutierter Grazien. Die spezifische Metamorphose der Schönheiten lässt sich auf ein Wortspiel zurückführen: "Les Trois Garces" notierte Tanning am unteren Bildrand, leicht zu verwechseln mit "Les Trois Grâces", wie die flüchtige Lesart glauben machen könnte. Tanning verleiht also nicht den römischen Göttinnen der Anmut Gestalt, die oft die Versammlung der Musen bereicherten, sondern drei Huren[ix]. Bis auf die verführerisch bloßgelegte Leibesmitte schmückt die drei Wesen mit den Yorkshireterrier-Köpfen langes, flauschiges Hundehaar. Unter Bezugnahme auf die Bedeutung des Hundemotivs in der Antike, wandeln sich die Personifikationen der Schönheit zu Verkörperungen der

Schamlosigkeit. Die unterwürfig-anhänglichen, sich darbietenden Frauen als Schoßhündchen, vertreten die kultisch verehrten Schönheitsgöttinnen, beziehungsweise werden aus diesen abgeleitet und in ihrer Funktion mit diesen gleichgestellt. Dorothea Tanning formuliert in ihrer Darstellung eine Kritik am vorherrschenden eindimensionalen Weiblichkeitsentwurf. Tanning und Ray, die Künstlerin wie auch der Künstler, setzen sich beide mit tradierten Frauenbildern kritisch auseinander.

6(Valentine Hugo: Constellation / Konstellation (René Crevel, René Char, Paul Eluard, André Breton, Tristan Tzara, Benjamin Péret), 1935, Mischtechnik auf schwarzem Papier; o.O.)
(Photomontage aus: La Révolution Surréaliste, Nr. 1, 1. Dezember 1924, S. 17: Die Surrealisten um eine Fotografie der Mörderin Germain Berton gruppiert)
Der surrealistische Kosmos ist bevölkert von schönen, vorzugsweise nackten Musen, welche die Häupter, denen sie entsprungen sind, umkreisen. Die Malerin Valentine Hugo (1887-1968) entwirft in ihrem Bild "Constellation" - "Sternbild" eine sinnfällige Metapher für den Habitus der surrealistischen Literaten. Sie selbst oder andere Künstlerkolleginnen sind keine Sterne in diesem Kosmos.

"Die Frau ist das Wesen, das den größten Schatten und das größte Licht in unsere Träume wirft."[x] Diesen pathetischen Spruch von Charles Baudelaire (1821-1867) zitieren die Surrealisten 1924 in der ersten Ausgabe ihrer Zeitschrift "La Révolution Surréaliste" unter einer Photomontage, welche in alphabetischer Reihenfolge die Portraits der Protagonisten um das Gesicht einer Frau herum gruppiert. Bei dieser Muse mit dem stechend-fixierenden Blick handelt es sich um die Mörderin Germaine Berton.[xi] In ihrem programmatischen Gruppenportrait, der Hommage an die populäre Anarchistin, definieren sich die Surrealisten als Revolutionäre, unter Bezugnahme auf die Revolutionärin. Der politischen Attentäterin wird als Inbegriff der Revolution und der Liebe gehuldigt. Charakter und Status der Heldin stehen allerdings für eine typische Widersprüchlichkeit. In ihr, der gefährlichen weiblichen Symbolfigur, vereinigen sich Eros und Thanatos, die Prinzipien von Liebe und Tod. Das Beunruhigende und die tödliche Gefahr haben Gestalt gewonnen in der verehrten Mörderin im Zentrum, die für den zwiespältigen Topos der bedrohlichen Frau steht.

"Im Fokus dieser revolutionären Ästhetik befindet sich 'die Frau' (...) als jene Figur, die die größten Widersprüche in sich zu vereinigen vermag. Das surrealistische Programm der 'Vereinigung zweier scheinbar unvereinbarer Wirklichkeiten auf einer Ebene, die ihnen scheinbar nicht entspricht', wählt für seine künstlerische Methode die Frau als das 'Medium',

durch das diese entgegen gesetzten Wirklichkeiten zu einem über-wirklichen (surrealen) Ausdruck gelangen."[xii]

"Dies ist also der Grund, warum die Frau ein doppeltes und täuschendes Antlitz hat: sie ist all das, was der Mann begehrt, und all das, was er nicht erlangt. ... Sie ist alles, das heißt, auf der Ebene des Unwesentlichen; sie ist all das Andere. Und als Andere ist sie anders als sie selbst, anders als von ihr zu erwarten wäre."

Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht, 1949

Die kastrierende und die phallische Frau

7(Man Ray: Tristan Tzara, 1921, Fotografie, Doppelbelichtung, Silbergelatinepapier, 10,7 x 7,8 cm; Centre Pompidou, Paris)
(Jindrich Styrsky: Collage, 1934; o.A.)
Die Surrealisten konstruieren in zahlreichen Bildern eine Frau, die sowohl Objekt des voyeuristischen Blicks und erotisches Fetischobjekt ist, als auch gleichzeitig Besitzerin des Blickes und Verkörperung zerstörerischer Aggressivität, die sich gegen Männer richtet. Dabei ist die Zerstörende oft auch selbst der Zerstörung anheim gegeben, das heißt fragmentiert oder in Auflösung begriffen. Dem verächtlichen Blick der riesenhaften, resoluten Schönen preisgegeben, wartet der Dichter Tristan Tzara (Samy Rosenstein, 1896-1963), fotografiert von Man Ray, ergeben auf seine Hinrichtung durch die sein Genick bedrohende Axt. Zwischen seidenbestrumpfte Frauenbeine mit hochhackigen Pumps, das Standardzeichen für erotischen Appeal, klemmt der tschechische Künstler Jindrich Styrsky (1899-1942) das kastrierende Instrument, ein scharfes Messer mit phallischem Griff.

8(Yves Tanguy: Erotische Zeichnung, 1928; o.A.)
(Man Ray: Erotique voilée, 1933, Fotografie, 30 x 24 cm; Musée d'art moderne, Centre Georges Pompidou, Paris)
Die phallische Frau ist ebenso gefährlich wie die kastrierende, bedarf sie doch der Männer nicht mehr. Sie wendet sich autoerotisch sich selbst oder ihren Geschlechtsgenossinnen zu, wie Yves Tanguy (1900-1955) in einer seiner erotischen Zeichnungen phantasiert.

In seiner Fotografie mit dem Titel "Erotique voilée" - "Verschleierte Erotik", unternimmt Man Ray 1933 den Versuch der Inszenierung der phallischen Frau, um ihr gleichzeitig diese Macht zu nehmen und das bewährte Frauenbild wieder herzustellen. Sein Modell, die Künstlerin Meret Oppenheim (1913-1985), steht hinter dem Rad einer Druckerpresse. Augenfällig ragt dem Betrachter der Griff des Druckmaschinenrades in Höhe des weiblichen Geschlechts

entgegen. Zudem werden die Brüste der Frau mit dem knabenhaften Körper ebenfalls durch das Rad verdeckt. Der Garçonschnitt betont ihren androgynen Charakter. Doch die Zähmung und Zurichtung der pseudo-phallischen Frau schlägt sich in ihrem demütig gesenkten Blick nieder, der sie zum betrachteten Objekt macht, statt sie zum machtvollen Subjekt zu erheben. Zudem ist in der Kombination des nackten Frauenkörpers mit der Maschine die Konfrontation zwischen Natur und Technik enthalten. Der Reproduktionsmaschine ist der weibliche Körper mit seiner reproduktiven Fähigkeit zugesellt. Sowohl die Druckmaschine als auch die Frau sind das Medium des Künstlers. Obwohl die Künstlerin Meret Oppenheim selbst Hand anlegt, lässt sich die Druckerschwärze auf ihrem Arm weniger als Indiz für ihre eigene Künstlerschaft auslegen, sondern eher als Hinweis darauf, dass von diesem weiblichen Körper wieder ein Bild, ein Abdruck entsteht - quod erat demonstrandum.

9(Germaine Krull: Mauritius, um 1929, Fotografie, Vintage, Silbergelatineabzug, 19,9 x 15 cm; Slg. Galerie 1900-2000, Marcel Fleiss, Paris)
(Hannah Höch: Dompteuse, um 1930, Fotomontage mit Collage, 35,5 x 26 cm; Kunsthaus Zürich, graphische Sammlung)
Einige surrealistische Künstlerinnen parodieren den von Männern gefürchteten Machtanspruch der Frau. Ein mit Armreifen geschmückter Frauenarm drückt eine zur willenlosen Gliederpuppe geschrumpfte Männergestalt zu Boden.[xiii] Ebenso wie diese ironische Inszenierung der Fotografin Germaine Krull (1897-1985), ist die Collage von Hannah Höch (1889-1978) mit dem Titel "Dompteuse" eine Persiflage auf die dominante Frau, ausgestattet mit muskelbepackten Männerarmen. Der virilen Attitüde widerspricht jedoch der frauentypisch gesenkte Blick aus dem farblos-entkörperlichten Gesicht.

10(Max Ernst: Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen: A.B., P.E. und der Maler, 1926, Öl auf Leinwand, 196 x 130 cm; Museum Ludwig, Köln)
(Meret Oppenheim: Ex voto - Der Würgeengel, 1931/32, Tinte und Aquarell, 34 x 17,5 cm; Slg. Birgit und Burkhard Wenger, Basel)
Immer wieder werden in der surrealistischen Kunst klassische Frauenbilder heraufbeschworen, um sie zu unterminieren oder zu zerstören, unter anderen auch das Bild der guten Mutter. Während bei Max Ernst die Jungfrau Maria, das Ur- und Vorbild der guten Mutter, unter den Augen der drei surrealistischen Anführer, das Jesuskind gründlich versohlt,[xiv] entwirft Meret Oppenheim 1931 das dramatische Votivbild eines kindermordenden "Würgeengels".[xv]

11(Wanda Wulz: Ich mit Katze, 1932, Fotografie, Doppelbelichtung; Museo Alinari, Slg. Zannier, Florenz)
(Leonor Fini: Sphinx, 1945, Öl; o.A.)

Nicht alle surrealistischen Künstlerinnen erheben den Anspruch auf ein neues Frauenbild. Einige sehen sich bevorzugt in Selbstinszenierungen, welche die klassischen Zuschreibungen an die katzenhaft-erotische Attraktivität des Weiblichen unterstreichen. Die italienische Fotografin Wanda Wulz (geb. 1903) verschmilzt auf einer mittels Doppelbelichtung hergestellten Fotografie, mit dem gleichermaßen anschmiegsamen wie krallenbewehrten Haustier. Der Männerphantasie der raubtierhaften weiblichen Erotik wird hier Rechnung getragen. Leonor Fini (1908-1996) versetzt sich, ebenfalls wenig originell, in die rätselhafte Sphinx. Weibliche Macht wird hier weniger über den Anspruch eines veränderten gesellschaftlichen oder auch künstlerischen Status' der Frauen definiert, sondern auf die erotische Macht über den Mann reduziert.

12(René Magritte: La Gacheuse, auf dem Einband des "Bulletin International du Surréalisme", Nr. 3, August 1935)
(Philippe Halsman: Dalis Akt-Schädel, um 1950, Fotografie, Gelatinesilber, 10,8 x 8,8 cm; Stiftung Gruber)
Das Weibliche wird im Surrealismus grundsätzlich als mehrdimensionales und ergo verwirrendes Phänomen aufgefasst. Positives: Weibliche Schönheit, geht mit Negativem: Bedrohlichkeit einher. Die bestürzende Botschaft, dass Eros und Thanatos, Liebe und Tod als gegensätzliche Prinzipien nicht ohne ihr jeweiliges Gegenteil gedacht und erlebt werden können, spricht aus zahlreichen Darstellungen. Der elegante Dandy Salvador Dali sieht sich, in einer Fotografie des befreundeten Fotografen Philippe Halsman (1906-1979), mit einem Totenschädel konfrontiert, der aus makellosen Frauenkörpern konstruiert ist.

Die Gleichsetzung der Frau mit dem Tod, verkündet programmatisch auch das "Bulletin Internationale du Surréalisme" im August 1935 auf seinem Titel, mit der Reproduktion eines Bildes von René Magritte (1898-1967). Die Bezeichnung der Zähnebleckenden Totenschädelfrau als "La Gacheuse" - "Die Spielverderberin", versucht das von ihr ausgehende, angsteinflößende Moment abzuschwächen und zu ironisieren. Das aggressive Potential des verführerischen Weiblichen wird zunächst verkündet, um es - in diesem Fall durch die verniedlichende Benennung - gleichzeitig zu verharmlosen.

r13(Meret Oppenheim: Röntgenaufnahme des Schädels Meret Oppenheim, 1964, Röntgenfotografie, 22,5 x 20,5 cm; Slg. Thomas Levy, Hamburg)
Die Symbolik der Gleichsetzung von Frau und Tod klingt nach in einem späten Selbstbildnis Meret Oppenheims. Indem sie - mittels einer Röntgenaufnahme - ihr Innerstes zu sehen gibt, entlarvt sie ihre legendäre Schönheit als vergängliche Maske über dem ‚Toten‘-Schädel im Kern. Ihre Durchleuchtung des Selbst lässt sich zudem als Demontage des männlich

geprägten Bildmythos von der tödlichen Bedrohung der erotischen Weiblichkeit lesen, gibt sie doch zu erkennen, dass auch das ‘Ewig-Weibliche’ selbst diesem unausweichlichen Auflösungs- und Zerstörungsprozess ausgeliefert ist. Somit relativiert sie das Stereotyp der Frau als männermordendem Subjekt.[xvi]

"Sie ist keine bestimmte Person mehr, sondern eine Frau im Allgemeinen, die genauso gut die ganze Natur, die ganze Außenwelt sein kann, welche wir auf diese Weise zu beherrschen vermögen."
Michel Leiris: Das "caput mortum" oder die Frau des Alchimisten, 1931

Die naturalisierte Frau
14(Paul Delvaux: Morgendämmerung, 1937, Öl/Leinwand; o.O.)
(Marie Cernisova/Eerminova alias Toyen: In den Adern schwelt Feuer, 1955)
Die Gleichsetzung der Frau mit dem Tod spricht von dem Moment der Vergänglichkeit, das sich insbesondere mit Weiblichkeit oder genauer: mit weiblicher Schönheit verbindet. Auch eine weitere, altüberlieferte Zuschreibung an die Frau: die Gleichsetzung mit der Natur, der die Vergänglichkeit einprogrammiert ist, findet sich im Werk surrealistischer Künstler und Künstlerinnen. Die Darstellungsmöglichkeiten reichen von einer Einbettung der Frau in den Naturzusammenhang bis hin zum vollständigen Verschmelzen des Weiblichen mit der Natur.

Paul Delvaux' "Morgendämmerung" lässt in den weiblichen Gestalten, deren untere Leibeshälfte zum Baumstamm mutiert ist, die mythologische Figur der Dryade, der Baumfrau anklingen. Vier Baumnymphen umringen einen schleifenumkränzten Spiegel auf einem Sockel, der eine weibliche Brustpartie reflektiert. Der ovale Ausschnitt kann als Öffnung, als Schlüsselloch gedeutet werden, durch den der voyeuristische Betrachterblick das begehrte erotische Symbol heimlich anschaut. Die fest verwurzelten Frauen sind auf ihren Platz gebannt, stumm kommunizieren sie in einer Gebärdensprache miteinander und wirken wie Gefangene ihrer floral verwandelten Körper.

Ein raffiniertes Spiel mit der überlieferten Naturikonographie, im Zusammenhang mit dem Frauenbild, unternimmt Toyen (1902-1980). Ein elegantes Kleid, aus einem einzigen, tiefgrünen Blatt geschneidert, das jedoch leere Hülle ist, dient als stellvertretendes Objekt für die Frau. Eine hellblaue Schleife betont die Leibesmitte, in der Höhe der Brüste eröffnen zwei Schlitze die Sicht auf ein leuchtendes, glühendes Gelb im Innern, von dem eine eruptive Kraft ausgeht. Diese Beobachtung unterstützt der Bildtitel: "In den Adern schwelt Feuer". Von Toyens magischem Naturkleid scheint eine gefährliche, mit erotischem Potential aufgeladene

Energie auszustrahlen. Doch die Besitzerin hat das Kleid abgestreift und mit ihm die Fremdzuschreibungen, die ihr üblicherweise wie ein Kostüm übergezogen werden. Von der Frau verlassen, wird das Kleid zum erotisch aufgeladenen Fetisch, doch dieser Fetisch (alias Natur) ist nicht die Frau selbst.

15(André Masson: Landschaft, Zeichnung, o.J., Tusche, 31,5 x 50 cm; Galerie Louise Leiris, Paris)
(Georgia O'Keeffe: Schwarze Iris III, 1926, Öl auf Leinwand, 91,4 x 74,9 cm; Metropolitan Museum of Art, New York)
Dem aus männlicher Sicht Gefährlichen, Verschlingenden der Naturhaftigkeit der Frau verleiht André Masson (1896-1987) Gestalt. Eine gigantische Frau mit geöffneten Schenkeln und aufragenden Brüsten strukturiert eine Landschaft. Der in ihre klaffende Schoßhöhle kriechende, kleine Mann begibt sich in Gefahr, ebenso wie die Winzlinge, die ihren steilen Busen zu erklimmen trachten. Massons Männeranziehende wie -bedrohende 'Mutter Erde' ist eine Bildgewordene seelische Binnenlandschaft, die von der männlichen Angst vor einer übermächtigen weiblichen Sexualität und von dem gleichzeitigen Wunsch nach der Rückkehr in den Mutterschoß zeugt.

Auch Georgia O'Keeffe (1887-1986) gestaltet subjektive Erlebnisräume der Natur, doch diese haben mit ihrer eigenen Körpererfahrung als Frau zu tun. O'Keeffe's visionäre "Schwarze Iris" thematisiert ebenfalls das weibliche Geschlecht, wendet es ins Naturhafte und abstrahiert es in Form einer botanisch bestimmbaren Blüte. Was die Künstlerin nicht direkt zu schildern wagt, wird naturalisiert und auch ein wenig romantisiert. Dabei trägt die Monumentalisierung zu einer surrealen Überhöhung bei. Die sexualisierte Lesart ist beabsichtigt und wird durch den sozusagen 'verblümten' Wirklichkeitsbezug heraufbeschworen.

16(Max Ernst: Die Einkleidung der Braut, 1939, Öl auf Leinwand, 130 x 96 cm; Slg. Peggy Guggenheim, Venedig)
(Dorothea Tanning: Birthday / Der Geburtstag, 1942, Öl auf Leinwand, 102 x 65 cm; Besitz der Künstlerin)
Symbolische Deutungsversuche im Sinne einer traditionellen Auslegung, führen bei der Analyse surrealistischer Bilder nicht selten in die Irre oder ins Leere. Wenn die Werke beispielsweise als Traumprotokolle entstanden sind, dann ist das Ensemble der Bildgegenstände ohne innere Bezüge, gibt es keine erzählenden Zusammenhänge, dominieren Irritationen und Verrätselungen, Verdichtungen und Verschiebungen, Bizarres und Dissonantes, das uneindeutig ist beziehungsweise mehrdeutig gelesen werden kann und muss.

Die Bildanalyse kommt insofern am ehesten einer Selbstanalyse gleich, und die Betrachtenden sehen sich selbst in das Angebot des Künstlers hinein.

Nichtsdestotrotz tauchen allgemeingültige Standard-Symbole auf - so wie es auch archetypische Traumsymbolik gibt -, die bestimmte Deutungen nahe legen, auch und gerade im Zusammenhang mit den Zuschreibungen an das Weibliche. In den Bildern des Künstlerpaares Dorothea Tanning und Max Ernst, die kompositorisch ähnlich strukturiert sind, werden Spiegel sowie tierartige Mischwesen mit dem Weiblichen in Zusammenhang gebracht. Realer und imaginärer Raum gehen ineinander über. Die unheimlichen Chimären sind Verbildlichungen unkontrollierbarer, sexueller Mächte wie auch psychotischer Zustände. Max Ernsts Braut stolziert in einem feuerroten Eulenkleid einher. Tanning tritt in ihrem Geburtstags-Selbstbildnis als Halbakt in einem Wurzelrock auf die Bildbühne.[xvii] Das Wurzelwerk der verholzenden Schleppe (die auf den ovidschen Daphne-Mythos verweist), besteht aus ineinander verwachsenen weiblichen Leibern. Die Verschmelzung des Weiblichen mit dem Naturhaften, mit tierischen wie pflanzlichen Elementen, bestimmt sowohl die Fremdwahrnehmung der Frau durch den Mann, als auch ihre narzisstisch geprägte Selbstdarstellung.

17(Max Ernst: „Eve, la seule qui nous reste“ - „Eva, die einzige, die uns bleibt“, 1925, Öl/Lw; Nachlass Arp)
(Emilia Medkova: Wasserfall aus Haaren, 1949, Fotografie)
Im Werk surrealistischer Künstler und Künstlerinnen deutet die Mensch-Natur-Verschmelzung auf eine Spiegelung innerer Vorgänge. In der Naturgestalt offenbart sich das Verdrängte. Dabei nimmt die surrealistische Fauna und Flora nicht selten vollkommen die Gestalt des Weiblichen an, als vegetabile oder zoomorphe Frau. Als mit Holzhaaren verschleiertes Rätsel präsentiert Max Ernst 1925 „Eve, la seule qui nous reste“ - „Eva, die einzige, die uns bleibt“ (Öl/Lw, Nachlaß Arp) und vermittelt die Illusion der Verfestigung und endgültigen Verwandlung des Weiblichen in eine spezifische Naturgestalt. Die inszenierte Fotografie "Wasserfall aus Haaren" von Emilia Medkova ruft die Vorstellung des erotisch besetzten, poetischen Klischees vom wasserwellengleich wallenden Frauenhaar auf, um sie mittels des dünnen, struppigen Haarbüschels aus dem Wasserkran zu ironisieren. Medkova stellt die traditionelle Naturalisierung der Frau, deren körperlosen Schatten sie an die Wand projiziert, in Frage.

"La femme n'existe pas."

Jacques Lacan: Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, 1939

Die zugerichtete und die zubereitete Frau

18(Cadavre Exquis / Erlesene Leiche, von: Victor Brauner, André Breton, Jacques Herold und Yves Tanguy, 1935, Bleistift; o.O.)
(Man Ray: Violon d'Ingres / Kiki / Steckenpferd, 1924, Fotografie, Silbergelatinepapier, 28,5 x 22,5 cm; Centre Georges Pompidou)
Die Umformung des Weiblichen beschränkt sich nicht auf die Sphäre der Natur. Die Möglichkeiten der Verwandlung unbegrenzt, wovon der Variantenreichtum der folgenden Bilderreihe im Schnelldurchlauf zeugt:

Die Frau wird mit einem Streichinstrument verschmolzen.

19(Max Ernst: Die Leimbereitung aus Knochen / La préparation de la colle d'os, 1921, Collage auf Karton, 7 x 11 cm; Privatsammlung, Courtesy Marc Blondeau S.A.)
(Das Festmahl anläßlich der Eröffnung der Internationalen Surrealistischen Ausstellung in der Galerie Cordier, Paris, 1959/60, Fotografie)
Die Frau wird zu klebrigem Leim aufgelöst und als köstliches Buffet dekoriert.

20(Pablo Picasso: Zeichnung aus den Carnets Dinard, 1928)
(Meret Oppenheim: Ma gouvernante / my nurse / mein Kindermädchen, 1936 (1936 zerstört, Replik 1976), Objekt: Schuhe, Tablett, Papier, verschnürt, ca. 20 x 30 x 15 cm; Moderna Museet, Stockholm)
Die Frau wird als Hammelkeule oder als Brathähnchen serviert.

21(Raoul Ubac (geb. 1910): Der Triumph der Unfruchtbarkeit, um 1936, Fotomontage; Slg. Jacques Hérold)
(Max Ernst: La Femme chancelante / Die schwankende Frau, 1923, Öl auf Leinwand, 130,5 x 97,5 cm; Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf)
Die Frau wird auf Stangen gespießt und mit Schraubzwingen fixiert.

22(René Magritte: Perspektive - Madame Récamier von David 1950, 1950, Öl auf Leinwand, 60 x 80 cm; Privatbesitz)
(Man Ray: Vénus restaurée, 1936/1971, Objekt, Gips und Strick, 10 Ex., 71 x 40 x 40 cm)
Die Frau wird gefesselt und eingesargt.

23(André Kertèsz (1894-1985): Distorsion Nr. 92, um 1932, Fotografie)
(Salvador Dalí: Jungfrau, durch Selbsteinhaltung geplagt von sodomitischen Phantasien, 1954, Öl auf Leinwand, 40,5 x 30,5 cm; Tate Gallery, London)
Die Frau wird verzerrt und zerstückelt.

24(Hans Bellmer (1902-1975): La Poupée, 1938/vor 1949, Fotografie, Vintage, Silbergelatineabzug, koloriert, 14 x 14 cm/14,4 x 14 cm/36,8 x 27,9 cm; versch. Sammlungen)

(Marcel Duchamp (1887-1968): Gegeben sind: 1. der Wasserfall, 2. das Leuchtgas, 1946/1966, Fotografie, Installation aus verschiedenen Materialien, rotierender Scheibe und Licht, mit Guckloch; Philadelphia Museum of Art)
Weibliche Sexualität wird nach Maßgabe männlichen Begehrens und männlicher Kontrolle inszeniert. Die Frau wird gequält und sexuell missbraucht - beziehungsweise die Künstler gestalten mit hintergründigem Zynismus Inszenierungen sadistischer Sexualität, welche den Betrachter in die Voyeursfalle tappen lassen und ihn dem erotisch aufgeladenen Bild der zugerichteten Frau ausliefern.

25(Wilhelm Freddie: Sex-Paralysappeal, 1936, Objekt, verschiedene Materialien, 70 cm; Nordjyllands Kunstmuseum, Aalborg)
(Oscar Dominguez: Elektrosexuelle Nähmaschine, 1934, Öl auf Leinwand, 100 x 80,5 cm; Galerie F.A. Petit, Paris)
Und schließlich wird die Frau zur "Elektrosexuellen Nähmaschine" und damit zur bildlichen Verkörperung der ästhetischen Devise der Surrealisten, die von der Schönheit der "unvermuteten Begegnung einer Nähmaschine und eines Regenschirms auf einem Seziertisch" spricht.[xviii] Dieser rätselhafte Satz des Dichters Comte de Lautréamont (1846-1870),[xix] der ebenso wenig wie das unheimliche Gemälde von Oscar Dominguez (1906-1958) einer Auslegung zugänglich ist, fordert den Verzicht auf eine Aufschlüsselung des Irrationalen. Das Prinzip der Kombination unzusammenhängender und teilweise nicht bestimmbarer Elemente, entspricht dem Traumerleben, dessen Inhalte sowohl irritieren wie verstören können, aber auch rein individuell zur Deutung und Sinngebung persönlichen Erlebens herangezogen werden können. Die Vereinigung verschiedener, scheinbar unvereinbarer Wirklichkeiten, kann ausschließlich auf der Bildebene erfolgen. Allgemeingültigkeit und Verständlichkeit jedoch kann weder erwartet noch verlangt werden. Auf der Hand liegt einzig die sexuelle Komponente auch dieses Bildes, denn das Objekt der Zurichtung ist wiederum eine nackte Frauengestalt. Mit verhülltem Kopf ist sie einem gewaltigen Maschinenblock ausgeliefert. Ihre Beine werden von einem vegetabilem Organismus verschlungen, während aus einem Trichter Blut auf ihren entblößten Rücken rinnt. "Wesentlich bei der surrealistischen Weiblichkeitsinszenierung ist die immer wieder anzutreffende Verbindung zwischen dem weiblichen Körper und der Maschine, dem Automaten und mechanischen, physikalischen und chemischen Prozessen."[xx]

Oft wird die Frau zur Puppe degradiert. Die Frauenbüste auf einem gedrechselten Postament, das sonst ehrwürdigen Häuptern vorbehalten ist, wird aufgespießt, in einen Rahmen gezwängt und von einer behandschuhten Pranke gepackt. Zwei Gläser als Relikte zweisamen

alkoholischen Exzesses, zerren an dem würgenden Strick um ihren Hals. Der ihrer Wange eintätowierte Phallus zielt auf ihre verführerisch signalroten Lippen. Ist dieser, von dem dänischen Surrealisten Wilhelm Freddie (1909-1995) mit unterschiedlichsten Attributen dekorierte Schaufensterpuppenkopf das verkörperte "Sex-Paralysappeal"? Dieser assoziationsträchtig zusammengesetzte Titel entspricht der Kombination der unvereinbaren Werkbestandteile. In den ‚Sex-Appeal‘ hat sich störend die ‚Paralyse‘ eingeschlichen. Führt die erotische Anziehungskraft des Weiblichen beim Mann zur Lähmung oder zur Gehirnerweichung[xxi]? Verstört und wie gelähmt erscheint hier jedoch die Frauenpuppe mit dem abgewandten und demütig gesenkten Blick. Die Aussage dieses Werkes ist doppeldeutig. Es bleibt offen, ob die dargestellte Frau als Sexualobjekt der Lähmung anheim fällt oder doch der Mann, welcher der Anziehungskraft der schönen Frau ausgeliefert ist. Wie stets im Surrealismus, ist das einzig Sichere die Mehr- beziehungsweise Uneindeutigkeit.

26(Magritte: Le Viol /Die Vergewaltigung, 1934, Öl auf Leinwand, 72,4 x 53 cm; Slg. George Melly, London)
(Einband des Buches "Qu'est-ceque le Surréalisme" von André Breton, mit der Zeichnung "Le Viol" von René Magritte, 1934)

Die Ambivalenz, die Doppeldeutigkeit, ist wesentliches Moment auch des Gemäldes "Die Vergewaltigung" von René Magritte. Der Frau wird die erotische Verführung ins Gesicht und der Eros auf den Leib geschrieben. Der Leib wird als Gesicht und das Gesicht als Leib gedeutet. Magrittes Frauenkopf, als Frau ohne Kopf, beschreibt die Vergewaltigung der Frau durch den männlichen Blick. Überdies verweist das sexualisierte Leib-Gesicht auf Sigmund Freud (1856-1939), auf dessen Lehre sich die Surrealisten mit Vorliebe beriefen. Freud machte in seiner "Traumdeutung" "auf die so häufige Verlegung von unten nach oben aufmerksam, die im Dienste der Sexualverdrängung steht und vermöge welcher in der Hysterie allerlei Sensationen und Intentionen, die sich an den Genitalien abspielen sollten, wenigstens an anderen, einwandfreien Körperteilen realisiert werden können. Ein Fall von solcher Verlegung ist es auch, wenn in der Symbolik des unbewussten Denkens die Genitalien durch das Angesicht ersetzt werden."[xxii] Das Ungeheuerliche, die archetypische Wucht von Magrittes Bilderfindung, die eine Umkehrung von Freuds These darstellt, beruht auf der ausdrücklichen Offenbarung der Verdrängung des Sexuellen.

"Was ist der Surrealismus?" Bietet Magrittes Bild "Vergewaltigung" eine Antwort auf diese Frage? Es ist insofern ein programmatisches Bild, als es zahlreiche Momente in sich vereinigt, die den Surrealismus ausmachen: die dem Traumerleben entlehnte Methode der Kombinatorik, die Verfremdung und Verwandlung der Alltagswelt, das Eindringen in die

Psyche, der Versuch einer Verbildlichung des Unbewussten, die Schilderung verborgener und heimlicher Gedanken und Gefühle, die Erforschung und Aufdeckung des Trieblebens und die überragende Rolle der Sexualität im menschlichen Dasein. Nicht die Aufklärung, sondern das Geheimnis, nicht die Ratio, sondern das Irrationale, nicht die Analyse, sondern die Hingabe an das Unbewusste und die sexuelle Triebenergie speist die Phantasie der Surrealisten. Weil Magrittes sensationelles und schockierendes, deformiertes Frauenbild die wesentlichen Inhalte des Surrealismus in sich birgt, schmückt es den Einband der Publikation des Grundsatzreferates „Was ist der Surrealismus?“ des surrealistischen Vordenkers André Breton.

27(Zwei Szenen der Eingangssequenz aus dem Film "Un Chien andalou" - "Der andalusische Hund" von Luis Bunuel und Salvador Dalí, 1928)

Im Surrealismus wird die Frau ständig konstruiert. "Der Mann macht sich das Bild des Weibes, und das Weib bildet sich nach diesem Bilde."[xxiii] Dieser Satz von Friedrich Nietzsche (1844-1900) macht deutlich, warum die Surrealisten ihre Theorien mit Vorliebe durch das Bild der Frau illustrieren. Die Frau ist synonym, gleichbedeutend mit dem Bild. Die Frau *ist* das Bild. 'Die Frau als Bild'[xxiv] ist Demonstrationsobjekt und Medium der revolutionären, bilderstürmerischen und ergo zerstörenden künstlerischen Methodik der Surrealisten.

Die Entsprechung von Frau und Bild, der allfällige Gebrauch des Frauenbildes, bedingt die Objekthaftigkeit und Passivität der Frau. Um diesen inaktiven Status des Weiblichen zu gewährleisten, muß der Frau, last but not least, der Blick genommen werden. Dies geschieht im Prolog des berühmten Filmes "Der andalusische Hund" von Luis Bunuel (1900-1983) und Salvador Dalí, mit einem brutalen Schnitt durch das weibliche Auge, mittels einer durch einen Mann geführten Rasierklinge.[xxv] Die Frau als Objekt, muß diejenige bleiben, auf die der Blick fällt. - Diese Feststellung wirft die Frage auf, wie die Künstlerkolleginnen der Surrealisten mit einer derart festgeschriebenen Rolle der Frau, beziehungsweise der Festlegung der symbolischen und zumeist erotisch besetzten Darstellungen des Weiblichen umgegangen sind.

“Unter dieser Maske eine andere Maske. Ich werde nicht aufhören, alle diese Gesichter abzuziehen.”
Claude Cahun: Inschrift auf einer Illustration ihres Buches ‚Aveux non avenus” - „Nichtige Bekenntnisse“, Taf. X, 1929/30

Die Frau als Spiegel contra Doppelung der Muse

28(André Masson: La Naissance des Oiseaux / Die Geburt der Vögel, Écriture Automatique / Automatische Zeichnung, 1925, Feder und Tusche, 42 x 31,5 cm; The Museum of Modern Art, New York)
(Programmatisches Gruppenportrait der Surrealisten von 1929, in alphabetischer Reihenfolge um das Ölgemälde "je ne vois pas la femme cachée dans la foret" / "ich sehe nicht die im Wald versteckte Frau" von René Magritte: Maxime Alexandre, Louis Aragon, André Breton, Luis Bunuel, Jean Caupenne, Salvador Dalí, Paul Eluard, Max Ernst, Marcel Fourrier, Camille Goemans, René Magritte, Paul Nougé, Georges Sadoul, Yves Tanguy, André Thirion, Albert Valentin; S. 73 der Zeitschrift 'La Révolution Surréaliste', Nr. 12, 15. Dezember 1929)
Offiziell, das heißt in der Außen-, beziehungsweise Selbstdarstellung der Gruppe, kommt die surrealistische Künstlerin nicht vor. Dies belegen die programmatischen Gruppenportraits der sich ausschließlich männlich definierenden Avantgarde, von 1924 und 1929. In der Fotomontage von 1929 versetzen sich die Surrealisten in die Rolle von träumenden, der Realität enthobenen Medien, um ihre Bezugnahme auf den Traum und das Unbewusste zu visualisieren.[xxvi] Gleichzeitig erklären sie ihre Unfähigkeit, den sich deutlich vor dem Dunkel abhebenden Frauenakt in ihrer Mitte wahrzunehmen - dies suggeriert die Inschrift, "ich sehe nicht die im Wald versteckte Frau", auf dem von den Gesichtern umringten Gemälde von Magritte. Deutlicher lässt sich kaum illustrieren und vielleicht auch selbstkritisch ironisieren, dass das Verhältnis der Surrealisten zu dem Objekt ihres Begehrens, zu der Frau, von Verkennung geprägt ist.

Als blicklose Individuen liefern sie sich zwar selbst den Blicken der Anderen aus, doch im wesentlichen sind die geschlossenen Augen als Hinweis auf die Definition des Surrealismus zu deuten, die André Breton 1924 im 'Ersten Manifest' formulierte: "SURREALISMUS, Subst., m. (Maskulinum – sic!) - Reiner psychischer Automatismus, durch den man mündlich oder schriftlich oder auf jede andere Weise den wirklichen Ablauf des Denkens auszudrücken sucht. Denk-Diktat ohne jede Kontrolle durch die Vernunft, jenseits jeder ästhetischen oder ethischen Überlegung."[xxvii] Der Ausfluss der unkontrollierten Hingabe an die Eingebungen, welche die Surrealisten in der 'Écriture Automatique', der automatischen Zeichnung, erprobten, ist erwartungsgemäß das Bild der Frau, wie André Massons Blatt "Geburt der Vögel" untermauert.

29(Edouard Louis Théodore Mesens (1903-1970): Masque servant à injurer les Esthètes / Maske zum Beleidigen der Ästheten, 1929, Foto-Collage; ehem. Besitz des Künstlers)
(Man Ray: Coat-Stand / Kleiderständer, 1920, Fotografie, Silbergelatinepapier, 41 x 28,6 cm; Centre Georges Pompidou, Paris)

Die Frau wird zur Verkörperung und zur Trägerin der Botschaften der Surrealisten. Dazu wird sie kurzerhand mit einer Maske versehen, die ihre eigene Persönlichkeit neutralisiert. Auf die Maskierung lassen sich anschließend beliebig Botschaften jeglicher Art übertragen.

30(René Magritte: Der Gebrauch der Sprache, 1928, Öl auf Leinwand, 54,5 x 73 cm; Galerie Zwirner, Köln)
(Francis Picabia (1879-1953): Titelzeichnung für die Zeitschrift 'Littérature', Nr. 10, Mai 1923)
Der Körper der Frau wird willkürlich verwandelt, ge- und verformt. In den Körper der Frau lassen sich die zur Verbreitung bestimmten Botschaften einschreiben. Der Körper der Frau wird zur Sprache der Surrealisten.

31(Mannequins, 1938, aus der 'Surrealistischen Straße' bei der 'Exposition Internationale du Surréalisme' in der Galerie Beaux-Arts, Paris: Mannequins vor der Bekleidung sowie von Maurice Henri, Sonia Mossé, und Oscar Dominguez, fotografiert von Raoul Ubac, Vintage, Silbergelatineabzug, versch. Größe; Musée d'Art Moderne de la Ville de Paris)
(André Masson: Mannequin, 1938, aus der 'Surrealistischen Straße' bei der 'Exposition Internationale du Surréalisme' in der Galerie Beaux-Arts, Paris)
Die Frau ist eine Schaufensterpuppe (eine moderne Galathea), der jeder surrealistische Pygmalion die bevorzugte Gestalt verleiht.[xxviii] Die weibliche Figur ist ein Artefakt, ein Kunstkörper.[xxix] Geschmückt mit Accessoires voll assoziativer Kraft, wird die Kunstfrau auf der 'Surrealistischen Straße' bei der Internationalen Surrealismusausstellung in Paris 1938 zum Fetisch. Die künstlerisch-künstlich verkörperte Weiblichkeit soll verführen und Begehren erzeugen, und sie steht für das bedrohliche 'Ewig-Weibliche', in der jeweiligen Bildsprache ihres Autors.

An der Zurichtung des Weiblichen beteiligte sich unter vielen Männern eine einzige Künstlerin, Sonia Mossé, die ihr Modell mit Blüten und Flechten, Käfern und Skorpionen der Naturalisierung unterwarf.

32(Kay Sage: Le Passage, 1956, Öl auf Leinwand, 91,5 x 71 cm; Slg. Wirth Davis, Dallas)
(Toyen: Die Schläferin, 1937, Öl auf Leinwand, 81 x 100 cm; o.O.)
In der beliebig nutz- und variierbaren Puppe findet die Verkündigung des künstlerischen Schöpfungsmythos ihren Höhepunkt: des männlich gedachten, surrealistischen Künstler-Subjekts, der sich der Frau als Objekt, als Modell oder Muse bedient. Welcher Gegenstrategien können sich, vor diesem Hintergrund, die Künstlerinnen bedienen, um sich von den Zurichtungen zu distanzieren und den Ballast der Zuschreibungen abzuwerfen? Wie lassen sich neue Bilder der Frau entwerfen?

Eine wirkungsvolle Strategie, die der Verweigerung, findet ihren Ausdruck in den Gemälden "Die Passage" von Kay Sage (1898-1963) sowie "Die Schläferin" von Toyen. Als abgewandte Rückenfiguren verweigern sich beide Frauengestalten dem Betrachterblick. Toyens "Schläferin" entzieht zudem ihren Körper und bietet stattdessen lediglich eine starre, weiße Gewandhülle als Projektionsfläche an. Nicht nur Unberührbarkeit, auch Verletzlichkeit geht von den introvertierten, weiblichen Gestalten aus. Was auch immer die Blicke der abgewandten Frauen suchen oder was mit dem Schmetterlingsnetz eingefangen werden soll, bleibt ihr Geheimnis.

Beide Frauengestalten sind in eine karge, leblose, unheimliche Landschaft versetzt, die Unbewohnbarkeit suggeriert. Möglicherweise lassen sich Sages und Toyens Bildformulierungen als Hinweis auf ihren Wunsch nach einem Bild als Tabula Rasa, als leere Fläche oder unbesetzter Raum lesen, den sie völlig neu füllen und mit anderen, noch nicht festgelegten Bedeutungen versehen können. Indem dem Betrachter nichts bleibt als der Blick auf die abweisenden Rücken, wird er durch dieses ungewohnte und folglich enttäuschende Moment, mit seiner voyeuristischen Haltung konfrontiert. Die Frauen spiegeln nicht, wie üblich, den Betrachterblick zurück. Sie verweigern ihre Spiegelfunktion.[xxx] Die beiden surrealistischen Künstlerinnen verarbeiten in ihren Bildern die Erkenntnis, dass es der Blick ist - der Blick des Künstlers oder des Betrachters -, der die Frau zum Bild macht.[xxxi]

33(Herbert List: Lykabettos, 1937, Fotografie, Gelatinesilber, 28,1 x 23,2 cm; Slg. Gruber)
(Florence Henri: Selbstportrait, 1928, 39,3 x 25,5 cm; Kunstbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin)

Die Spiegelfunktion der Frau für ihren Schöpfer oder Betrachter illustriert beispielhaft eine Fotografie von Herbert List (1903-1975). Das Gesicht der Frau vertritt der Spiegel. Während hier die narzistische Spiegelung des Künstler-Ichs oder des Betrachters im weiblichen Gegenüber ihren Ausdruck findet, arrangiert die Fotografin Florence Henri (1893-1982) in ihrem Selbstportrait eine narzistische Selbstspiegelung mit ironischem Akzent. Die Künstlerin verweigert sich als Frau im Bild dem direkten Blick, indem nur ihr Spiegelbild sichtbar ist. Die beiden, ihr gegenüber liegenden, spiegelnden Kugeln existieren dagegen jeweils doppelt, sowohl vor dem Spiegel als auch im Spiegel. Ihnen schreibt die Künstlerin die Stellvertreterfunktion für die weiblichen Brüste zu. Doch die kugeligen Körper sind nicht das erhoffte Objekt des Begehrens, sondern lassen es höchsten assoziieren und verweigern sich somit der Erwartungshaltung.

34(Frida Kahlo: Die zwei Fridas, 1939, Öl auf Leinwand, 173,5 x 173 cm; Museo de Arte Moderna, Mexico-Stadt)
(Claude Cahun: Selbstportrait, 1939, Fotografie, 10,5 x 8 cm; Slg. Jersey Museums Service, Jersey)

Wie Florence Henri versuchen viele Künstlerinnen, zu sich selbst beziehungsweise ihrem Bild ein neues Verhältnis zu gewinnen. Neben der Strategie der Verweigerung ist eine weitere Strategie die Nutzung des Mediums Spiegel, wie Elisabeth Lenk ausführt: "Das Verhältnis der Frau zu sich lässt sich zeigen am Spiegel. Der Spiegel, das sind die ... vorweggenommenen Blicke der Anderen. (...) Es kommen die Schreckensmomente, wo die Frau sich im Spiegel sucht und nicht mehr findet. Das Spiegelbild ist irgendwohin verschwunden, der Blick des Mannes gibt es ihr nicht zurück."[xxxii] Eine Möglichkeit der Selbstfindung ist für die Künstlerin die Verdoppelung, die Vervielfachung, um auf diese Weise eine Andere werden zu können.[xxxiii] Die bildliche Verdoppelung ermöglicht es, zu sich selbst eine Beziehung aufzunehmen.

Auch wenn die Verdoppelung des Selbst für eine innere Spaltung steht, wie bei Frida Kahlos (1907-1954) Gemälde "Die zwei Fridas", ist ihre Sichtbarmachung ein Mittel zu der Erkenntnis, dass der Selbsterhalt nur durch die Verbindung der einander widerstreitenden Seiten ihres Charakters gewährleistet ist, symbolisiert durch den gemeinsamen Blutkreislauf. Beide Seiten ihres Wesens brauchen einander, um sich zur vollständigen Persönlichkeit zur ergänzen.[xxxiv]

Claude Cahuns (Lucy Schwob, 1894-1954) "Selbstportrait" ist ein raffiniertes Spiel mit den Positionen von Subjekt und Objekt. Sie selbst platziert sich hinter ihre Doppelgängerin, die sie mit diversen Signaturen der Weiblichkeit versehen hat: Blüten auf der Wange des Puppenkopfes und eine Kopfbedeckung aus Hortensien kennzeichnen die naturalisierte Frau, Spitzenkragen und Samtcape stehen für bürgerliche Eleganz. Doch das Gewand ist, wie bei Toyens "Schläferin", nur eine leere Hülle. Den weiblichen Körper ersetzt ein Kleiderständer, der an Man Rays "Kleiderständer"-Frau erinnert. Ihren eigenen Körper verhüllt die Künstlerin durch einen schlichten Umhang. Ihre Augen hält sie geschlossen, um dem Zwang zur Spiegelung des Betrachterblickes zu entgehen. Den zurückspiegelnden Blick der Frau überträgt sie auf ihre den Blick bannende (apothropäische) Puppe, die statt ihrer die Spiegelfunktion einnehmen und als Projektionsfläche dienen kann. Mit ihrer Doppelung als Selbst und als Puppe, ironisiert Cahun schließlich auch die Konzeptionen männlicher

Künstler, die zwischen sich als Vertreter des kreativen und geistigen Prinzips und der Frau als Körper und Materie trennen.

35(Lee Miller: Dorothea Tanning und Max Ernst, 1946, Fotografie)
(Claude Cahun: Que me veux-tu? 1928, Fotografie, 23 x 18 cm; Privatsammlung, Paris)
Den Maßstabsunterschied zwischen dem gigantischen Schöpfergenie und der zwergenhaften Puppenfrau, die sich gegen die geballte Kraft der männlichen Künstlerhand zu wehren sucht,[xxxv] hat eine Frau, die Fotografin Lee Miller (1907-1978) inszeniert. Bei dieser Subjekt-Objekt-Konstellation handelt es sich um das Künstlerpaar Dorothea Tanning und Max Ernst. Das Künstlersubjekt hat seine Muse, die selbst Künstlerin ist, scheinbar fest im Griff. In Wahrheit jedoch – sozusagen auf dem Boden der Tatsachen - hat sich die Muse dem männlichen Griff entzogen: im Hintergrund stehend, blickt sie unbehelligt in den Himmel. Die Künstlerin möchte sich nicht mehr instrumentalisieren lassen. Anstelle der ‘Bild-Frau’ ist sie eine Frau, die selbst Bilder herstellt.

"Que me veux-tu?" - "Was willst Du mir?" fragt die Künstlerin Claude Cahun im Titel ihrer Fotografie ihr Alter Ego.[xxxvi] Was will ihre Doppelgängerin, die sich seitlich ihrem Ohr zuneigt? Verkörpert sie ihre Inspiration? Traditionell wird das inspirierende Moment, von der Antike bis heute, personifiziert durch die weibliche Gestalt der Muse. Doch während ein männlicher Künstler die Muse außerhalb von sich finden oder erzeugen kann, müssen manche Künstlerinnen offenbar eine innere Spaltung herstellen, um sich selbst als Muse oder auch als androgynen Genius imaginieren und schöpferisch arbeiten zu können.[xxxvii] Wie bei dieser per Doppelbelichtung inszenierten, androgynen Selbst-Doppelung von Claude Cahun, ist die Muse allerdings nicht extern zu verorten, sondern lässt sich als eine verinnerlichte deuten.[xxxviii] Cahuns dyadisches, zweieiniges Doppel-Selbstportrait problematisiert nicht zuletzt den Zusammenhang zwischen Frau und Bild. Wer ist die originale Frau? Wer oder was ist das hergestellte Bild? Die Selbstdarstellung der Surrealistin zeigt und fordert die Einheit von beidem. Cahun erfindet ein Bild für ihre Wunschvorstellung: dass nämlich das Bild der Frau dann glaubwürdig ist und ihr gerecht wird, wenn es mit ihr identisch ist. - Kurz und knapp brachte die surrealistische Künstlerin Claude Cahun den Wunsch nach Wahrheit in den Bildern auf den Punkt: “Ich sehe mich, also bin ich.”[xxxix] - Diese, nicht nur für Surrealistinnen wünschenswerte, (nach-)cartesianische Erkenntnis möchte ich als Schlusswort stehen lassen.

Nachtrag

André Breton über Geheimnis und Absicht der surrealistischen Kunst. *"Um eine Frau, der man auf der Straße begegnet, zu beeindrucken."*
(André Breton: Erstes Manifest des Surrealismus, zit. nach: Metken, 1976, S. 40)

[i] Es handelt sich bei den lebenden Personen um den Kreis um die Zeitschrift ”Littérature”. Auf den Schriftrollen sind folgende Namen verzeichnet: 1 René Crevel, 2 Philippe Soupault, 3 (Hans) Arp, 4 Max Ernst, 5 Max Morise, 6 Fedor Dostojewski, 7 Raffaele Sanzio, 8 Théodore Fraenkel, 9 Paul Eluard, 10 Jean Paulhan / 11 Benjamin Péret, 12 Louis Aragon, 13 André Breton, 14 (Theodor) Baargeld, 15 Giorgio di Chirico, 16 Gala Eluard, 17 Roberto Desnos. – Ernst greift auf die Bildtradition der philosophischen Disputa zurück; vgl.: Raffaels (1483-1520) Fresken in der Stanza della Segnatura des Vatikan, Rom: ‚Schule von Athen‘, 1509 oder ‚Disputa‘, 1510/11.

[ii] Der Vater von Max Ernst war Lehrer an einer Taubstummenschule, insofern war der Künstler mit dieser spezifischen Art der sprachlosen Verständigung vertraut. – Vgl.: Max Ernst. Das Rendezvous der Freunde, Ausst.kat. Museum Ludwig, Köln 1991, S. 257-260.

[iii] Vgl.: Robert Desnos: Katalog der Max Ernst-Ausstellung, Galerie van Leer, 1926: “Die tiefen Augen Max Ernsts ermessen die Höhlen, in denen sich die Statuen tummeln und in denen die Maximen seiner Muse: Ernstine, stehen.” - Die in dem Rendezvous-Bild enthaltene Geschichte spiegelt also das klassische Künstler-und-Muse-Modell. Max Ernst nimmt zudem verschiedene verschlüsselte Verweise auf Galas Musenfunktion in sein programmatisches Bild auf. Er selbst sitzt auf dem Schoß Fedor Dostojewskis, jenes russischen Autors, dessen Texte das Fließen des Unbewussten repräsentieren, das die Surrealisten anstrebten. - Vgl.: Gerd Bauer: Psychoanalyse und Parapsychologie. Der Surrealismus, in: Monika Wagner (Hg.): Moderne Kunst 1, Reinbek 1992, S. 308-328, ebd. S. 319. - Dostojewski ist ein Lieblingsautor der verehrten Gala Eluard. Ernst reklamiert für sich ergo bildlich die Verwandtschaft, die Vaterschaft Dostojewskis, um sich indirekt zu Gala in Beziehung zu setzen. - Neben Gala taucht Giorgio de Chirico (1888-1978) auf, doch nicht als Person, sondern als Denkmal. Die ‘Pittura Metafisica’ des in Italien lebenden Künstlers war Vorbild und Bezugspunkt für die Surrealisten. Aus diesem Grund erhebt Max Ernst den noch lebenden Künstler als Statue auf einen kannelierten Sockel. Dergestalt ähnelt de Chirico seinen ”Beunruhigenden Musen” (”Die beunruhigenden Musen”, 1917, Öl auf Leinwand, 97 x 66 cm; Slg. Gianni Mattioli, Mailand), denen er um 1915 wiederholt bildliche Gestalt verlieh. Der Rock Gala Eluards fältelt sich in die gleichen Kanneluren wie de Chiricos Säule. Mittels dieses formalen Kunstgriffes wird auf Gala die Gestalt der von de Chiricos Gemälden abgeleiteten Musen übertragen und ihre Rolle somit eindeutig identifiziert.

[iv] Zu dem “sexuellen Netzwerk” innerhalb der Surrealistengruppe, vgl.: Laura Cottingham: Betrachtungen zu Claude Cahun, in: Ausst.kat.: Claude Cahun. Bilder, München 1997, S. 19-29, ebd. S. 25. Die ‚sexuelle Initiation‘ durch die Männer war Vorbedingung für die Zulassung der Frauen zum Surrealismus. Erst nachdem sie ihre Rollen als Modell/Muse/Geliebte erfüllt hatten, durften Frauen in den Künstlerinnenrang aufsteigen.

[v] Dalí signierte einige seiner Bilder mit “Gala Salvador Dalí”.

[vi] 1937 veröffentlichte die surrealistische Gruppe Maars Arbeit in der Reihe der 'Surrealistischen Postkarten'.

[vii] Der Versuch der Herstellung einer perfekten Illusion scheitert. Die Täuschung des Auges, die erst bild- und dann leibhaftig gewordene Muse führt zur Enttäuschung. "Der Pygmalionmythos, der dieser Konstellation zugrunde liegt, (geht) ins Leere. Dem modernen Künstler ist damit die sichere auktoriale Geste geraubt, mit der er als vom göttlichen Geist Inspirierter sein Geschöpf ins Leben rief. Wenn nämlich die Frage offen bleibt, ob die weibliche Figur Mensch oder Artefakt ist, verharrt die Verlebendigungsgeste in einem Zwischenstadium, das ihr Gelingen ebenso wie ihr Scheitern birgt. Damit aber stehen zwei Hauptpfeiler des kunsthistorischen Mythos zur Disposition: Der kreative Akt und das Künstlergenie." - Katharina Sykora: Unheimliche Paarungen, in: Puppen, Körper, Automaten. Phantasmen der Moderne, hrsg. von Katharina Sykora und Pia Müller-Tamm, Düsseldorf 1999, S. 434f, ebd. S. 435.

[viii] Vgl.: Verena Kuni: Pygmalion, entkleidet von Galathea, selbst? Junggesellengeburten, mechanische Bräute und das Märchen vom Schöpfertum des Künstlers im Surrealismus, in: Puppen, Körper, Automaten, 1999, S. 176-199, ebd. S. 178-179. - Schließlich kann Delvaux' Bild auch als anschauliche Illustration einer der berühmten Sentenzen André Bretons aus seinem ‚Ersten Manifest des Surrealismus‘ (1924) vereinnahmt werden: "Jene Idee, jene Frau berührt ihn, bestimmt ihn, weniger starr zu sein," heißt es in einem Abschnitt über die Eingebung. Zit. nach: André Breton: Erstes Manifest des Surrealismus, 1924, in: Als die Surrealisten noch recht hatten. Texte und Dokumente, hrsg. von Günter Metken, Stuttgart 1976, S. 21-50, ebd. S. 28. - Hier beschwört der geistige Anführer der surrealistischen Bewegung die klassische Musenfunktion, obgleich oder gerade weil sie sich in der Realität durchaus nicht mehr so einfach umsetzen lässt.

[ix] 'Garce' entspr. frz. ugs.: Weibsbild, Hure.

[x] “La femme est l'être qui projette la plus grande ombre ou la plus grande lumière dans nos rêves." - Charles Baudelaire, 1821-1867.

[xi] Die junge Anarchistin Germaine Berton hatte 1923 den rechtsradikalen, royalistischen Propangandisten Marius Plateau getötet. - Vgl. das Anagramm als potentielles, identifikatorisches Wortspiel: Berton - Breton. - Die Zeitschrift ‚La Révolution Surréaliste‘ erschien von 1925 bis 1929.

[xii] Silvia Eiblmayr: Die Frau als Bild. Der weibliche Körper in der Kunst des 20. Jahrhunderts, Berlin 1993, S. 84.

[xiii] Der hl. Mauritius ist der Schutzheilige der Infanterie, seine Hautfarbe ist schwarz.

[xiv] Eine Reproduktion des Gemäldes war der Zeitschrift "La Révolution Surréaliste", 2/8, im Dezember 1926, S. 17, beigelegt. A.B. ist André Breton, P.E. Paul Eluard. - Vgl.: Roland Krischel: Klassisches im Ernst, in: Kölner Museums-Bulletin, Nr. 1, 1998, S. 4-18.

[xv] Zur Deutung und zum biographischen Bezug, vgl. Friedrich Gross über das Bild in: Eva und die Zukunft. Das Bild der Frau seit der französischen Revolution, hrsg. von Werner Hofmann, Hamburg 1986, S. 249, Kat. 168.

[xvi] Letztendlich ist ihr Selbstportrait aber auch die Botschaft von der Überwindung des Todes durch die Kunst, mittels eines eindringlichen Bildes, das von weiblicher Autorschaft kündet.

[xvii] 'Birthday' ist das bekannteste und ein Schlüsselbild im Werk Tannings, über das sie in ihren Lebenserinnerungen, mit dem Titel ‚Birthday‘, 1986, schreibt: "Zuerst gab es nur das eine Bild, ein Selbstporträt. Es war nach heutigen Maßstäben eine bescheidene Leinwand. Aber es füllte mein New Yorker Atelier, das hintere Zimmer der Wohnung, als wäre es immer schon dagewesen. Tatsächlich, es war das Zimmer; plötzlich, eines Tages war mir die faszinierende Flucht der Türen aufgefallen - Flur, Küche, Bad, Atelier -, die sich da ballten und meinen Blick reizten mit grotesken Flächen, Licht und Schatten, drohendem Öffnen und Schließen. Von da aus war es ein leichter Sprung hinüber in den Traum von zahllosen Türen."

[xviii] Vgl.: Max Ernst: “The Image of Isidore Ducasse”. Das Bild illustriert exakt Lautréamonts Satz. – Vgl. auch: Joseph Cornells “Frau und Nähmaschine”, 1932, Collage; verschollen. Eine Frau ist in eine Nähmaschine eingespannt.

[xix] Comte de Lautréamont war das Pseudonym von Isidore Lucien Ducasse, der 1869 in seinen "Gesängen des Maldoror" den ästhetischen Kernsatz der Surrealisten formulierte. Zit. nach: Comte de Lautréamont: Gesamtwerk, Heidelberg 1954, S. 250. – Vgl. auch das Objekt von Man Ray: “Das Rätsel des Isidore Ducasse”, Verpackung, 1920/1971, 50 x 57 x 22 cm; Slg. Galerie Schwarz, Mailand. Hierbei handelt es sich um eine verpackte und verschnürte Nähmaschine.

[xx] Eiblmayr, 1993, S. 199.

[xxi] Die Progressive Paralyse ist die medizinische Bezeichnung für eine Gehirnerweichung als Spätfolge der Syphilis.

[xxii] Sigmund Freud: Die Traumdeutung. Studienausgabe, Bd. 2, Frankfurt 1972, S. 379. - Vgl.: Gerd Bauer: Psychoanalyse und Parapsychologie. Der Surrealismus, in: Funkkolleg Moderne Kunst, Studienbegleitbrief 6, Tübingen 1990, S. 11-48, Ebd. S. 40-42.

[xxiii] Friedrich Nietzsche: Die Fröhliche Wissenschaft, 1882/87. Philosophische Aphorismen.

[xxiv] Vgl.: Silvia Eiblmayr: Die Frau als Bild. Der weibliche Körper in der Kunst des 20. Jahrhunderts, Berlin 1993.

[xxv] Script des Drehbuches von Luis Bunuel und Salvador Dalí veröffentlicht in der Zeitschrift ‚La Révolution Surréaliste‘. Abdruck in: Metken, 1976, S. 337-343. - Zur Analogie von Frau und Bild in "Un Chien Andalou", vgl.: Eiblmayr, 1993, S. 89.

[xxvi] Vgl.: Max Ernst. Das Rendezvous der Freunde, Ausst.kat. Museum Ludwig, Köln 1991, S. 257-260.

[xxvii] André Breton: Erstes Manifest des Surrealismus, 1924; zit. nach: Metken, 1976, S. 21-45, ebd. S. 36.

[xxviii] Vgl.: Kuni, 1999, S. 194-196.

[xxix] "Das sind," so Breton im ‚Ersten Surrealistischen Manifest‘, "die romantischen Ruinen, das moderne Mannequin ..., das geeignet ist, die menschliche Phantasie eine Zeitlang zu beschäftigen." - André Breton: Erstes Manifest des Surrealismus, in: Metken, 1976, S. 30.

[xxx] Vgl.: Virginia Woolf: "Frauen haben über Jahrhunderte hinweg als Spiegel gedient mit der magischen und köstlichen Kraft, das Bild des Mannes in doppelter Größe wiederzugeben. ... Welcher Art der Gebrauch in zivilisierten Gesellschaften auch sein mag, Spiegel sind für alle gewalttätigen und heroischen Handlungen unentbehrlich. Deshalb bestehen Napoleon und Mussolini beide so nachdrücklich auf der Unterlegenheit der Frauen, denn wenn sie nicht unterlegen wären, würden sie aufhören, zu vergrößern. Das hilft teilweise zu erklären, warum Frauen für Männer oft so notwendig sind. Und es hilft zu erklären, wie sehr sie von ihrer Kritik beunruhigt werden; wie unmöglich es den Frauen ist, zu sagen, dieses Buch ist schlecht, dieses Bild ist schwach, oder was immer es sein mag, ohne weitaus mehr Zorn zu erregen als ein Mann, der dieselbe Kritik ausspricht. Denn wenn sie anfängt, die Wahrheit zu sagen, schrumpft das Spiegelbild; seine Lebenstüchtigkeit schrumpft zusammen. Wie wird er in Zukunft Urteile fällen, Wilde zivilisieren, Gesetze machen, Bücher schreiben, sich aufputzen und auf Banketts Reden halten, wenn er sich nicht wenigstens zum Frühstück und Abendessen in doppelter Größe sieht? ... Das Spiegelbild ist von äußerster Wichtigkeit, weil es die Lebenskraft auflädt: es stimuliert das Nervensystem. Nimm es ihnen weg, und die Männer sterben wie der Drogenabhängige, dem man sein Kokain entzieht." Virginia Woolf, 1882-1941: A Room of One's Own", 1928.

[xxxi] Generell geht der Künstler beziehungsweise der Betrachter in die Frauengestalt ein und seine Projektionen werden von dieser ‚Bild-Frau' reflektiert.

[xxxii] Elisabeth Lenk: Die sich selbst verdoppelnde Frau, in: Frauen, Kunst, Kulturgeschichte. Ästhetik und Kommunikation, Heft 25, Berlin 1976, S. 84. - Vgl. auch.: Eiblmayr, 1993. S. 151f.

[xxxiii] Hierbei geht es nicht um die narzistische Identifikation mit dem fremdbestimmten, idealisierten Spiegelbild, wie es beispielsweise im Werk Leonor Finis zu finden ist.

[xxxiv] Nach der Scheidung von Diego Rivera stellte sich die Tochter einer Mexikanerin und eines Deutschen in den verschiedenen Kleidern der beiden Länder dar. Ihr mexikanisch geprägtes Ich in der Tehuana-Tracht, das Rivera bevorzugte, mit dem heilenden Amulett in der Hand, hat die größeren Überlebenschancen, während das in der mexikanischen Heimat kultur- und möglicherweise auch selbstentfremdete, europäische Alter Ego im weißen Spitzengewand, an seinem offenen Herzen zu verbluten droht.

[xxxv] Vgl.: Cottingham, 1997, S. 25, zur “geballten männlichen Kontrolle” und deren sexueller Dominanz.

[xxxvi] Vgl.: Peter Weibel: Alias Aliter oder Das Subjekt als Sprachspiel: Claude Cahun – Verschieber, Diktatur der Dyade, in: Ausst.kat.: Claude Cahun, 1997, S. 31-42. Weibel bezeichnet Claude Cahun als “vielleicht die erste Künstlerin der Kunstgeschichte, die über die Identifizierung der Frau durch den Mann triumphiert.” (S. 41).- Vgl.: Gertrude Stein, 1874-1946: Jedermanns Autobiographie, 1933: "Das einzige war dabei dass ich es war die das Genie war, es gibt keinen Grund dafür aber ich war es ..." - Vgl.: Niklas Luhmann: Frauen,

Männer und George Spencer Brown, 1988: "Geleitet durch die Unterscheidung von Mann und Frau kommt man nicht von selbst darauf, dass es dritte Möglichkeiten geben könnte." - Vgl.: Elizabeth Stuart: Die Muse? Katalog 1995: "In den Arbeiten der Künstlerinnen ... steht das Konzept der Selbsterneuerung durch Transformation im Mittelpunkt. Für sie verwandelt sich die Muse vom sichtbaren Bild in ein unsichtbares Mittel der Verwandlung."

[xxxvii] Vgl.: Elisabeth Bronfen: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik, München 1994.

[xxxviii] Das von Cahun entworfene, androgyne Modell kann als Strategie gedeutet werden, die dazu dient, die traditionell weiblich konnotierte Inspirationsquelle nutzen zu können und gleichzeitig den eigenen Genius zu aktivieren. In ihren phantasiereichen, poetischen Selbstinszenierungen führt Cahun den gleichberechtigten Austausch beider Energien vor und konstituiert sich selbstbewusst als komplementäres Subjekt, in dem die fruchtbare Fusion der gegengeschlechtlichen Kräfte erfahrbar ist. - Vgl.: Virginia Woolf: Ein Zimmer für sich allein (1928), Frankfurt 1993, S. 113f, S. 119f: "Erst wenn diese Fusion stattfindet, ist der Geist ganz fruchtbar gemacht und kann alle seine Fähigkeiten anwenden." - "Es muß eine Vereinigung der Gegensätze vollzogen werden. (...) ... seinen Geist im Dunkel Hochzeit feiern lassen." – Als Lesbierin wurde Claude Cahun vom heterosexuell orientierten Kreis der Surrealisten abgelehnt. Vgl.: Cottingham, 1997, S: 25f. Eine Lesbierin bedroht die männliche Kontrolle weiblicher Sexualität. Einzig Cahuns politisches Engagement für den Kommunismus machte Cahun akzeptabel für André Breton.

[xxxix] Vgl.: René Descartes (1596-1650): „Diese Erkenntnis: ich denke, also bin ich, ist von allen die erste und zuverlässigste“, aus: Principia philosophiae, 1644, bzw. verkürzt bereits 1637 in seinen Discours de la méthode: „Je pense, donc je suis - Cogito, ergo sum.“

Frauenvorträge an der
FernUniversität
46

Adlige Frauenwelten um die Jahrtausendwende

Monika Storm

Monika Storm:

Adlige Frauenwelten um die Jahrtausendwende

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 13.02.2003.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2004

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
	Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Laura Neuhaus
Herausgeber:	Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
5.	Ellen Lorentz	"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: Fern-Universität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	"Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen" - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur - literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	"...des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen." Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung

41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42
43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“ oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?“	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen – von 1975 bis heute“	Heft 44
45.	Birgit Schulte	„Sex-Paralysappeal. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus“	Heft 45
46.	Monika Storm	„Adlige Frauenwelten um die Jahrtausendwende“	Heft 46

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Monika Storm

Adlige Frauenwelten um die Jahrtausendwende

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 11.11.2002

Monika Storm

Adlige Frauenwelten um die Jahrtausendwende

Sucht man Belege für so genannte Männerwelten, bietet das Mittelalter hierfür reiches Anschauungsmaterial. Schutz und Treue, Gefolgschaft, Unantastbarkeit der adeligen Ehre, Streben nach Ruhm, Bewährung im Kampf Mann gegen Mann – alles dies sind auf den ersten Blick Attribute einer vornehmlich von männlichen Lebensentwürfen geprägten Gesellschaft. In logischer Konsequenz bezeichnen wir deshalb z. B. das 10. Jahrhundert als das Zeitalter der Ottonen. Namensgeber waren die drei gleichnamigen Herrscher aus dem sächsischen Adelsgeschlecht der Liudolfinger, die zwischen 936 und 1002 an der Spitze des Reiches standen. Ebenso gut hätte man diesen Zeitabschnitt aber auch als das mathildische Zeitalter bezeichnen können. Die Mutter Ottos I. gründete die Stifte Quedlinburg und Pöhlde sowie das Kloster Nordhausen und wurde von ihrem Sohn während seines zweiten Italienzuges mit der Statthalterschaft in Deutschland betraut. Diese Funktion versah auch Mathildes gleichnamige Enkeltochter, die erste Äbtissin des Quedlinburger Stifts, während der Italienaufenthalte ihres Neffen Otto III. Dessen Schwester mit Namen Mathilde wurde wiederum durch ihre Eheschließung mit dem Pfalzgrafen Ezzo zur Stammmutter des bedeutenden Adelsgeschlecht der Ezzonen. Eine ihrer Enkelinnen aus der Verbindung ihrer Tochter Richeza mit dem polnischen König Miezko von Polen war Mathilde, die Äbtissin von Dietkirch und Villich. Zur Vervollständigung des Mathilden-Reigens sei die Essener Äbtissin Mathilde, eine Enkelin Ottos des Großen, hier nur noch kurz erwähnt.

Der Tante der Essener Äbtissin, der Quedlinburger Äbtissin Mathilde, widmete der sächsische Geschichtsschreiber Widukind von Corvey seine “rerum gestarum Saxonicarum“. Das Werk des Corveyer Mönchs zählt zweifellos zu den bedeutendsten Quellen für die Geschichte des 10. Jahrhunderts. Einen besonders großen Raum hat Widukind in seinem Werk der Schilderung der Krönung Ottos I. am 7. August 936 in Aachen eingeräumt. Johannes Fried hat erst unlängst diesen

Bericht als „redselig und geschwätzig“ bezeichnet. Minutiös schildert Widukind die Erhebung Ottos durch die weltlichen Großen vor dem Westportal, die feierliche Weihehandlung im Aachener Münster und das festliche Krönungsmahl in der Palastaula.

Doch was wäre ein solches Fest ohne weibliche Beteiligung? Dieses Manko in Widukinds Darstellung ist nicht erst dem modernen Beobachter aufgefallen, sondern schon vor gut einem Jahrtausend dem Chronisten Thietmar von Merseburg. Anders als Widukind erwähnt er in seiner vergleichsweise kurzen Darstellung der Aachener Krönung ausdrücklich die auf Ottos Veranlassung erfolgte Krönung der Königin Edgitha. Über die Gründe für das Fehlen dieser Nachricht bei Widukind ist viel spekuliert worden. Möglicherweise verzichtete er auf diese Episode aus Pietät gegenüber einer anderen hochadeligen Dame des ottonischen Herrscherhauses – genauer gesagt der Königin Mathilde, welche ebenso wie der Corveyer Mönch vom legendären Sachsenherzog Widukind abstammte, der einst Karl dem Großen erbitterten Widerstand geleistet hatte.

Doch wo war die Königinwitwe an dem großen Tag ihres Sohnes? Sie hatte es vorgezogen, in Sachsen zu bleiben und für das Totengedenken für ihren am 2. Juli in Memleben verstorbenen Gemahl Sorge zu tragen. Mag man darin ein Zeichen ihrer tiefen Trauer sehen. Es muss jedoch den aufmerksamen Beobachter stutzig machen, dass in der am 13. September 936 ausgestellten Dotierungsurkunde Ottos I. für das über dem Grab Heinrichs I. auf Betreiben der Königinwitwe errichtete Nonnenkloster in Quedlinburg seine Mutter mit keiner Silbe erwähnt wird, zumal das Wittum der Königin Mathilde als materielle Basis für diese Gründung diente.

Was waren aber die Gründe für dieses offenkundige Zerwürfnis zwischen Mutter und Sohn? Der jüngeren der beiden Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde zufolge soll die Königinwitwe die Nachfolgeregelung ihres verstorbenen Mannes in Frage gestellt und sich für die Thronfolge ihres jüngeren Sohnes Heinrich ausgesprochen haben. Dessen Anspruch gründete sich auf der Tatsache, dass er das Licht der Welt erblickt hatte, nachdem sein Vater König geworden war. Sein älterer Bruder war hingegen wenige Tage vor dem Tod seines gleichnamigen Großvaters und dem damit verbundenen Übergang der Herzogswürde an seinen Vater geboren worden. Den Angaben ihres Biografen zufolge soll die Königinwitwe ihren Lieblingssohn nicht nur in seinen Ansprüchen bestärkt, sondern ihn auch finanziell unterstützt haben. Allerdings ist nur in der jüngeren Lebensbeschreibung davon die Rede, dass sich

Mathilde aktiv in die Geschehnisse nach dem Thronwechsel eingemischt habe. Zweifel an dieser Darstellung sind daher angebracht, entstand diese Lebensbeschreibung doch im Auftrag König Heinrichs II., des Enkels des jüngeren Heinrichs. In allen anderen Quellen über die Aufstände Heinrichs gegen seinen Bruder sucht man vergebens nach einem Hinweis auf die Haltung der Königinmutter in diesen Auseinandersetzungen.

Aufschlussreicher sind dagegen die aus diesem Zeitraum erhaltenen Herrscherdiplome. Im ersten Jahrzehnt der Regentschaft Ottos des Großen wird Mathilde nur in einer einzigen Urkunde genannt. Dies ändert sich schlagartig nach dem Tod ihrer Schwiegertochter Edgitha am 26. Januar 946. Gerade einmal drei Tage nach dem Ableben der angelsächsischen Prinzessin wurde die alte Königin wieder in einer Herrscherurkunde erwähnt – eine Praxis, welche die Königskanzlei auch in Zukunft beibehalten sollte.

Woher rührten aber diese offenkundigen Animositäten zwischen der Königin Edgitha und ihrer Schwiegermutter? Um diese Frage zu beantworten, muss man die Situation in den Jahren 928/929 betrachten, als König Heinrich I. daran ging sein Haus zu ordnen. Anders als die karolingischen Herrscher, die ihr Reich unter allen legitimen Söhnen aufteilten, entschied sich der erste König aus dem liudolfingischen Geschlecht für die alleinige Nachfolge seines ältesten Sohnes aus der Ehe mit Mathilde. Angesichts der Übereinkunft mit den Herzögen in den anderen Reichsteilen sah Heinrich keine Möglichkeit für eine Teilhabe aller seiner vier Söhne an der Herrschaft. So war es auch nur folgerichtig, dass der jüngste Sohn aus Heinrichs Ehe mit Mathilde, Brun, zu diesem Zeitpunkt dem Utrechter Bischof Balderich zur Erziehung übergeben und damit für eine geistliche Laufbahn bestimmt wurde.

Als nächstes ging Heinrich daran, für den Thronfolger eine adäquate Braut zu finden. Doch auch an diesem Punkt unterschied er sich von seinen karolingischen Vorgängern. Der König hielt nicht unter den Töchtern des einheimischen Adels Ausschau, sondern ließ beim angelsächsischen König Athelstan um die Hand einer seiner beiden Halbschwestern anhalten. Weshalb schickte König Heinrich seine Boten gerade an den Hof von Wessex? Die Verbindung mit dem seit Jahrhunderten regierenden angelsächsischen Königshaus bedeutete eine zusätzliche Legitimation für die noch junge sächsische Königsdynastie. Zudem hatte das angelsächsische Herrschergeschlecht mit dem Märtyrerkönig Oswald einen Heiligen aufzuweisen, während die Bekehrung der kontinentalen Sachsen gerade einmal 130 Jahre

zurücklag. Die engen verwandtschaftlichen Beziehungen des Königshauses von Wessex zu den Fürstenfamilien Westeuropas kamen den Ottonen ebenfalls zugute, wie die Eheschließungen von Ottos Schwestern Gerberga und Hadwig mit den Herzögen Eberhard von Lothringen bzw. Hugo von Franzien belegen.

Doch zurück zur geplanten Vermählung Ottos! Der angelsächsische König entsandte seine beiden Schwestern Edgitha und Edgiva an den Hof Heinrichs I., auf das sich Otto eine von ihnen zur Frau erwähle. Der Thronfolger entschied sich für die ältere von beiden – Edgitha. Dies war für die zeitgenössischen Beobachter auch nicht weiter erstaunlich, war die junge Frau – um mit den Worten Roswithas von Gandersheim zu sprechen:

„....bei allen bekannt durch preisende Reden,

vornehm durch die Geburt von höchsten Tugenden strahlend,

von dem erhabenen Stamm der großen Könige geboren,

deren so heitere Stirn umflossen vom Glanze der Reinheit

lieh der Königsgestalt gar wunderbar schimmernder Liebreiz.

Und sie selber, so erglänzend im Strahle vollendeter Güte,

hatte daheim sich erworben den Preis von solcher Belobung,

dass in der Meinung des Volkes einstimmig von ihr man erklärte,

sie von all den Frauen, die lebten, sei jetzo die beste.“

Wie mögen diese Worte in den Ohren der Königin Mathilde geklungen haben? Was bedeutete es für die Gemahlin Heinrichs I. eine leibhaftige Prinzessin zur Schwiegertochter zu bekommen? Offensichtlich sah die Königin in der jungen Edgitha von Anfang an eine Rivalin, die ihr die Stellung als erster Frau am Hofe streitig machen konnte. Ihr Gemahl bemühte sich jedoch nach allen Kräften, Mathildes Position zu stärken. Er sicherte ihr im September 929 mit Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen sowie seines Sohnes Otto umfangreiche

Besitzungen in Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grone und Duderstadt als Witwengut zu. Auf den Zeitraum vor der Verheiratung Ottos ist auch die Aufnahme der Königsfamilie in das Gebetsgedächtnis der Mönche auf der Reichenau und in St. Gallen zu datieren. Diese Einträge in den Verbrüderungsbüchern sind für unsere Thematik von Interesse, da darin nicht die Vorfahren des Königs, sondern die seiner Gemahlin namentlich Aufnahme fanden. Es hat den Eindruck, als wolle sich die Königin angesichts der langen Ahnenreihe ihrer Schwiegertochter in spe ihrer eigenen Abkunft versichern. Das Bewusstsein für ihre Herkunft und ihre Stellung als Gattin des ersten sächsischen Königs hat Mathilde auch in ihrem weiteren Leben nicht verlassen. Selbst als sie sich nach dem Tode ihres Mannes vom Hof zurückzog und unter den Schwestern in Nordhausen oder Quedlinburg lebte, entsagte sie z. B. nicht ihrer prunkvollen Kleidung – ein Punkt, der von ihren – vermutlich männlichen – Biografen durchaus kritisch angemerkt wurde.

Über das Leben des jungen Paares zwischen der Eheschließung und der Übernahme der Herrschaft durch Otto I. gibt es kaum Nachrichten. Als Morgengabe für seine angelsächsische Braut hatte der designierte Thronfolger das sächsische Magdeburg gewählt – eine Siedlung, die sich unter seiner Regentschaft bald zu einem Zentralort der ottonischen Dynastie entwickeln sollte. Die wichtigste Veränderung in Edgithas Leben in jenen Jahren wird die Geburt ihres Sohnes Liudolf gewesen sein. Wie sich unterdessen das Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter gestaltet hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

In einem „Personenverbandsstaat“ wie dem ottonischen markierte der Tod eines Herrschers immer einen Einschnitt, galt es doch das Machtgefüge innerhalb der Führungsschicht neu auszutarieren. Die dadurch ausgelösten Spannungen machten auch vor dem familiären Umfeld des neuen Königs nicht halt. Die erste Frau am Hofe war nun nicht mehr Mathilde, sondern die aus königlichem Geblüte stammende und in Aachen gemeinsam mit ihrem Mann zur Königin gekrönte Edgitha. Dieser doppelten sakralen Legitimierung hatte Mathilde, deren Mann bei seiner Königserhebung im Jahre 919 die Salbung für sich (und damit auch für seine Frau) ausgeschlagen hatte, kaum etwas entgegenzusetzen. Ihre Position wäre dagegen eine völlig andere gewesen, hätte ihr jüngerer Sohn die Krone erlangt. Wer hätte ihr am Hofe eines erst sechzehnjährigen, unverheirateten Königs die Stellung der „First Lady“ streitig machen können?

Doch – ob mit oder ohne Mathildes Zutun – Heinrichs Pläne scheiterten, obgleich er sich mit einigen der Herzöge und seinem Halbbruder Thangmar gegen seinen älteren Bruder verbündet hatte. Während viele der Aufständischen ihr Leben lassen mussten, erlangte Heinrich die Verzeihung Ottos I. Die Königinmutter hatte die Aussöhnung zwischen ihren Söhnen vermittelt. Dies war wiederum nur möglich geworden, weil sich Edgitha zuvor bei ihrem Gemahl für die gütliche Beilegung des Konflikts mit ihrer Schwiegermutter verwandt hatte. Derlei Interaktionen, die auf eine friedliche Konfliktbeilegung abzielten, können in ihrer Bedeutung für den Zusammenhalt und die Funktionsfähigkeit der frühmittelalterlichen Gesellschaft nicht hoch genug eingeschätzt werden – so jedenfalls die Forschungsergebnisse von Gerd Althoff und Hagen Keller. Als Vermittler agierten in der Regel hochrangige Personen, die zu beiden Konfliktparteien in Beziehung standen, so wie in den genannten Beispielen die beiden Königinnen.

Edgithas Eintreten für den Ausgleich zwischen ihrer Schwiegermutter und Otto I. ist eine der wenigen Situationen, in der wir die Königin als aktiv Handelnde erleben. In wie weit sie versucht hat, auf die Herrschaftsausübung ihres Gemahls Einfluss zu gewinnen, oder wie groß ihr Handlungs- und Aktionsspielraum war, wissen wir nicht. Die Beziehung zwischen den beiden Ehepaaren muß allerdings sehr eng gewesen sein. Nicht nur die beiden Kinder Liudolf und Liutgart waren ein einendes Band zwischen Otto und Edgitha, sondern auch in ihrem Bemühen, Magdeburg zu einem kirchlichen und wirtschaftlichen Zentrum an der Mittelelbe auszugestalten, ergänzte sich das Paar aufs Beste. In der Kirche des 937 zu Ehren des Hl. Mauritius gegründeten Klosters fand Edgitha dann 946 ihre letzte Ruhestätte. Das Grabmahl, so wie es sich heute dem Betrachter im Chorumgang des Magdeburger Doms präsentiert, stammt allerdings nicht aus dem 10. Jahrhundert, sondern wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts auf Geheiß des Magdeburger Erzbischofs Ernst von Sachsen geschaffen. In Magdeburg gedenkt man noch bis auf den heutigen Tag der englischen Prinzessin. Otto der Große blieb seiner Frau ebenfalls über den Tod hinaus verbunden, denn auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin wurde er 973 an der Seite seiner ersten Gemahlin beigesetzt. So ist es verständlich, dass die volkstümliche Überlieferung in dem thronenden Sitzpaar, das seit dem 16. Jahrhundert in einer sechzehneckigen Kapelle im Dom seinen Platz gefunden hat, nicht so sehr eine Darstellung der himmlischen Brautleute Ecclesia und Christus, sondern des irdischen Herrscherpaares Otto und Edgitha zu erkennen glaubt.

Was mag Ottos zweite Frau Adelheid bei diesem letzten Wunsch des Kaisers empfunden haben? Immerhin waren Otto und Adelheid zu diesem Zeitpunkt nahezu 22 Jahre verheiratet gewesen. Für beide war es die zweite Ehe gewesen. Adelheid war die Witwe des 950 verstorbenen Königs Lothar von Italien. Die erst zwanzigjährige Witwe übernahm die Leitung der Regierungsgeschäfte, nachdem Lothar sie schon zu seinen Lebzeiten an der Ausübung der Königsherrschaft beteiligt hatte – so das Zeugnis einer Urkunde Lothars, in der sie als *consors regni* (Teilhaberin an der Herrschaft) bezeichnet wurde. Obwohl die Ehe mit Lothar gerade einmal drei Jahre gedauert hatte, war die burgundische Königstochter mit den italienischen Verhältnissen bestens vertraut. Schon Adelheids Vater Rudolf II. von Hochburgund hatte den Versuch unternommen, ein burgundisch-italienisches Großreich zu errichten. Seine Pläne waren jedoch am Widerstand der italienischen Adelsfraktion um Hugo von Vienne gescheitert. Dieser hatte 937 nach dem Tod des burgundischen Herrschers dessen Witwe Bertha von Burgund gegen ihren Willen zur Frau genommen und ihre sechsjährige Tochter Adelheid mit seinem Sohn Lothar verlobt. Das Verlobungsgeschenk für Adelheid fiel wahrhaft königlich aus. Rund 4500 Mansen in Oberitalien wurden ihr zur eingeschränkten Verfügung übertragen. Am Hofe ihres zukünftigen Schwiegervaters in Pavia erhielt Adelheid eine ausgesuchte Erziehung. Das Rechtsdenken und die Kultur ihrer italo-lombardischen Umwelt haben Adelheids Denken und Vorstellungswelt nachhaltig geprägt. Vor allem die Kaiseridee, die in Pavia als dem Sitz des 924 verstorbenen italienischen Königs und späteren Kaisers Berengar noch immer lebendig war, faszinierte das junge Mädchen. Alles in allem war Adelheid auf ihre Rolle an der Seite ihres zukünftigen Gemahls bestens vorbereitet worden, und ihre 947 geschlossene Ehe mit Lothar erwies sich im Gegensatz zu der Verbindung zwischen ihrer Mutter Bertha und Hugo von Vienne als sehr glücklich. Hemma, das einzige Kind aus Adelheids erster Ehe, sollte später an der Seite König Lothars den französischen Königsthron besteigen.

Adelheids Alleinherrschaft nach Lothars Tod währte jedoch nur kurz. Markgraf Berengar von Ivrea, der bereits gegen Hugo von Vienne und seinen Sohn opponiert und zeitweise im Exil am ottonischen Hof gelebt hatte, bemächtigte sich ihrer und hielt sie auf der Burg Garda oberhalb des gleichnamigen Sees gefangen. Doch Adelheid gelang unter abenteuerlichen Umständen die Flucht nach der Burg Canossa, wo sie sich bis zum Eintreffen Ottos I. in Italien aufhielt. Der König hatte sein Reich mit der Absicht verlassen, die Hand Adelheids und damit zugleich die

italienische Königskrone zu erwerben. In den zeitgenössischen Quellen sucht man indes vergebens nach einem Hinweis, ob Adelheid oder ihre Anhänger Otto zur Hilfe gerufen haben oder ob er diesen Entschluss aus eigenem Ermessen gefasst hat – vielleicht als bewusste Anknüpfung an die Italien- und Rompolitik der Karolinger. Wie dem auch sei: Adelheid nahm ohne Zögern Ottos Werbung an, als dieser im Herbst 951 in Italien erschien und Berengar vor den anrückenden Truppen floh. Von Otto wiederum lesen wir bei Roswitha von Gandersheim, dass er von seiner zukünftigen Frau sehr angetan war und nicht zögerte sie als „würdige Genossin des Reichs“ zu erwählen – ich erinnere hier nur an die consors-regni-Formel aus der Urkunde Lothars, welche fortan auch Eingang in die Urkunden der deutschen Kanzlei fand.

Nicht alle am Hof teilten jedoch die Freude des Herrschers über die neue Frau an seiner Seite. An erster Stelle ist dabei Ottos Sohn Liudolf zu nennen. Dabei sah es anfänglich nicht so aus, als stehe er den Italienplänen seines Vaters ablehnend gegenüber- im Gegenteil: Der designierte Thronfolger und Inhaber der schwäbischen Herzogswürde eilte unmittelbar nach dem Bekannt werden des geplanten Italienzuges seinem Vater über die Alpen voraus. Seine Aktionen in Italien scheiterten jedoch kläglich. Schuld daran sollen – so der Fortsetzer der Chronik des Regino von Prüm – die Machenschaften von Liudolfs Onkel Heinrich von Bayern gewesen sein. Aus dem Aufrührer von einst war inzwischen ein geschätzter Ratgeber des Königs geworden. So betraute Otto seinen Bruder und nicht seinen Sohn mit der ehrenvollen Aufgabe, Adelheid von ihrem Zufluchtsort Canossa sicher nach Pavia zu geleiten. Von dieser ersten Begegnung an legte Adelheid eine große Sympathie für ihren zukünftigen Schwager an den Tag. An dieser großen Wertschätzung Heinrichs und seiner Angehörigen hielt Adelheid ihr Leben lang fest. So zog sie z. B. eine Heirat ihrer Tochter Hemma mit Heinrichs gleichnamigem Sohn in Erwägung. Der Konflikt zwischen Heinrich dem Zänker und Adelheids Sohn Otto II. sollte dann auch eine der Ursachen für die Entfremdung zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn werden.

Doch damit greife ich den Ereignissen weit voraus. Der Königssohn Liudolf und sein Schwager Konrad der Rote setzten sich im Jahr 953 gegen den immer größer werdenden Einfluss Heinrichs von Bayern schließlich mit gewaltsamen Mitteln zur Wehr. Auffälligerweise gibt es eine Nachricht über die Königin Mathilde aus dieser bewegten Zeit. Anders als während der Heinrich-Aufstände stellte sie sich nun ganz demonstrativ auf die Seite ihres ältesten Sohnes und bereitete ihm einen feierlichen Empfang in Sachsen, nachdem man ihm anderenorts den Eintritt verweigert hatte.

Mit ihrer neuen Schwiegertochter Adelheid pflegte sie zudem ein entspannteres Verhältnis als zu Ottos erster Gemahlin, vielleicht weil diese ihre Vorliebe für Heinrich von Bayern teilte.

Otto dem Großen gelang es schließlich, auch diese Aufstandsbewegung niederzuwerfen. Doch es fällt auf, dass abermals der Eintritt einer Frau das Machtgefüge im Umfeld des Herrschers aus dem Lot gebracht hatte. Anders als Edgitha verdrängte Adelheid jedoch nicht ihre Schwiegermutter aus der Rolle der ersten Frau am Hofe, sondern die Frau ihres Stiefsohnes Liudolf. Laut Roswitha von Gandersheim wurde Ida gedient

> „gleich einer Königin mit Ehren,
>
> weil es der König befahl voll Güte, wie seine Gewohnheit.
>
> Auch nicht wollte sie lassen derselbige König bewohnen
>
> einen gesonderten Sitz, erfüllet von Liebe zum Sohne,
>
> sondern sein weiter Gebiet ließ er sie bereisen als Königin.“

Folgt man den Worten der Dichterin, so versah Ida die Aufgabe einer First Lady am Hofe ihres Schwiegervaters. Nach der Einheirat Adelheids in das sächsische Königshaus hören wir nichts mehr von der Wahrnehmung von Repräsentationsaufgaben durch die Tochter des schwäbischen Herzogs. Diese Zurücksetzung seiner Frau wird den Thronfolger nicht gleichgültig gelassen haben. Wie wir erfahren haben, hatte Ida ihre herausragende Stellung der Liebe Ottos zu seinem Sohn zu verdanken. Doch nun überlagerte Ottos Zuneigung zu seiner jungen Gemahlin alle anderen Gefühle. Wie würde es um Liudolfs und Idas Stellung erst bestellt sein, wenn aus dieser Verbindung Kinder hervorgegangen sein würden, was angesichts von Adelheids Jugend zu erwarten war? Zu allem Überfluss machte auch noch Liudolfs Onkel dem Thronfolger seine Rolle als erster Ratgeber des Königs streitig. Offenbar sah Liudolf seine Position am Hof als so schwach an, dass er keinen anderen Ausweg als den Griff zur Waffe sah, um seinen Anteil an der Herrschaft einzufordern.

Nach dem Scheitern des Liudolfaufstandes und dem großen Sieg über die Ungarn wagte es niemand mehr, dem König militärisch entgegen zu treten. Ottos Herrschaft war nicht nur konsolidiert, sondern hatte gleichsam imperiale Züge angenommen. Unmittelbar nach dem Sieg über die Ungarn auf dem Lechfeld im Jahr 955 soll das Heer den König daher als „Vater des Vaterlandes und Kaiser“ gegrüßt haben – so heißt es jedenfalls bei Widukind. Doch Otto wollte mehr als die Anerkennung durch seine Truppen, er wollte die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes empfangen. Bereits bei seinem ersten Italienzug hatte er – damals allerdings noch erfolglose – Verhandlungen mit der Kurie geführt. Seine Frau Adelheid war seither eine der engagiertesten Verfechterinnen der Vorstellung eines auf Rom bezogenen Kaisertums – schließlich war ihr dieser Gedanke von Kindheit an vertraut. Andere Kreise am Hof, denen der Corveyer Geschichtsschreiber nahe stand, fanden dagegen wenig Gefallen an der Kaiserkrönung eines sächsischen Herrschers durch den Papst im fernen Rom. Folgerichtig hat Widukind in seiner Sachsengeschichte die Krönung Ottos und Adelheids am 2. Februar 962 durch Papst Johannes XII. in der Peterskirche zu Rom mit keinem Wort gewürdigt. Dabei verdient gerade die Tatsache der gemeinsamen Krönung Beachtung. Denn während bei den Königinnen-Krönungen die Einzelkrönung die lange Zeit vorherrschende Praxis blieb, erwies sich die Paarkrönung Ottos und Adelheids als traditionsbildend für die imperialen Krönungen.

Den Anteil Adelheids am Übergang der Kaiserwürde an die ottonische Dynastie würdigten bereits die Chronisten des 10. Jahrhunderts. So vermelden die Quedlinburger Annalen zum Jahr 999 den Tod „der berühmten und erhabenen Kaiserin der Römer, welche durch ihre Verdienste und Tugenden das ihr zu Lande und zu Wasser unterworfene Reich nicht weniger geziert habe als ihre Teilhaber, der erhabene, große, Frieden stiftende Otto, es durch seine Kraft und seine herrlichen Siege befestigt habe“. Adelheids Biograf Odilo von Cluny geht sogar so weit zu sagen, dass sie es gewesen sei, die „den edlen König Otto in Rom zum Kaiser gemacht habe“. Auch Otto III. vergaß in seinem Stolz über seine eigene Kaiserkrönung im Jahre 996 nicht die Rolle seiner Großmutter, auf deren „Wunsch und Entschluss hin, Gott ihm das Kaisertum übertragen habe“.

Die Kaiserfrage war jedoch nicht die einzige Situation, in der die zweite Frau Ottos des Großen aktiv in die Reichspolitik eingriff. Der Entschluss des Kaisers, die Geschäfte des Reiches in den 960er Jahren vornehmlich von Italien aus zu führen, dürfte sicherlich nicht ohne ihr Zutun zustande gekommen sein. Wie sehr der Kaiser den Rat seiner Gemahlin suchte, kann ein Blick auf die Urkunden Ottos verdeutlichen. Zum einen sei hier an die schon früher erwähnte consors-regni-Formel erinnert. Zum anderen fällt auf, dass Adelheid in den 289 aus den Jahren 952-973 überlieferten Diplome 92mal erwähnt wird. Dies heißt, jede dritte Urkunde Ottos enthält eine Nennung Adelheids als Intervenientin und Petentin. Damit hat Adelheid in einem bis dahin nicht gekanntem Maß politische Verantwortung übernommen, denn ihre beiden Vorgängerinnen auf dem Thron, Edgitha und Mathilde, traten nur vergleichsweise selten als Fürsprecherin auf. Mit Ausnahme der Königin Edgitha gilt für alle Herrscherinnen aus dem ottonischen Geschlecht – angefangen von Mathilde bis zu Kunigunde, der Frau Heinrichs II. -, dass die Königinnen in der Hälfte der auf ihre Fürsprache hin ausgefertigten Urkunden alleine auftreten. Offensichtlich war diese besondere Vertrauensstellung der Königin allgemein bekannt, weshalb die Bittsteller nicht zögerten, der Königin ihr Anliegen mit der Bitte um Fürsprache vorzubringen.

Von dieser Möglichkeit haben besonders die Kirchen und Klöster regen Gebrauch gemacht. Die Herrscherinnen begnügten sich jedoch nicht mit der Förderung bestehender Monasterien, sondern stifteten ihrerseits zahlreiche Klöster und Stifte. Ähnlich wie ihren hochadeligen Geschlechtsgenossinnen oblag die Sorge für die dem ottonischen Herrscherhaus besonders verbundenen geistlichen Gemeinschaften vor allem den weiblichen Mitgliedern der Dynastie. In der ottonischen Epoche stieg die Zahl der Klöster und Stifte in Sachsen, vor allem in den Diözesen Hildesheim und Halberstadt, sprunghaft an. Von dieser Woge der Klostergründungen profitierten in erster Linie die Frauen. Einen vergleichsweise ähnlich hohen Anteil an Frauenkonventen weist nur noch der lothringische Raum auf. Fragt man nach den Beweggründen, so kristallisieren sich zwei Hauptargumentationsstränge heraus. Zum einen galt es angesichts der höheren Lebenserwartung der Frauen die Versorgung der unverheirateten Töchter und Witwen des Adels zu sichern. Zum anderen schufen sich viele Familien damit zugleich ein Zentrum zur Pflege ihrer Memoria. Durch das Totengedächtnis und die Sorge um die Lebenden mittels Fürbitten und guter Werke leisteten die Nonnen in den Augen ihrer Zeitgenossen einen wichtigen Beitrag zum Erfolg ihrer Familie. Karl Leyser hat deshalb in den adeligen Klosterstiftungen „die

Antwort einer auf die Sicherung der eigenen Existenz bedachten aristokratischen Klasse angesichts ihrer immer wiederkehrenden Gefährdung“ gesehen.

In diesem Punkt unterschied sich die ottonische Dynastie nicht von ihrer adeligen Umwelt. Allerdings bedurfte der Inhaber der Kaiserkrone umso mehr des geistlichen Rückhalts, wollte er dem von Gott erteilten Auftrag zum Schutz der Christenheit und der Sorge für Frieden und Gerechtigkeit nachkommen. Ohne die Frömmigkeit, die Gottesfurcht, die Selbsterniedrigung, die sowohl die Mutter Ottos des Großen als auch seine beiden Gemahlinnen und seine Tochter Mathilde an den Tag legten, hätte der Kaiser dem Urteil der Zeitgenossen zufolge niemals seine imperiale Würde erlangen und behaupten können. Die Frauen traten gleichsam als Mittlerin zwischen der göttlichen und der irdischen Sphäre auf. So beauftragte Otto I. nicht ohne Grund gerade seine Mutter, als es darum ging, nach der siegreichen Schlacht auf dem Lechfeld Gott zu loben und zu preisen.

Die Sorge um das Seelenheil ihrer Angehörigen zeichnete alle Frauen des ottonischen Hauses aus – egal ob sie wie Ottos Tochter Mathilde oder seine beiden Enkelinnen Adelheid und Sophia bereits von Kindesbeinen an auf das Leben an der Spitze einer geistlichen Gemeinschaft vorbereitet wurden oder erst nach dem Tod ihrer Ehemänner Aufenthalt in einem Konvent nahmen, wie bei Mathilde und Adelheid geschehen. Schon die Stammmutter der Liudolfinger, Oda, hatte in der Mitte des 9. Jahrhunderts gemeinsam mit ihrem Gemahl das Stift Gandersheim errichten lassen. Die Leitung des Konvents übernahm ihre Tochter Hathumod. Die Ausdehnung des ottonischen Einflussbereiches nach Osten unter Heinrich I. ließ seiner Frau die Errichtung weiterer geistlicher Gemeinschaften geboten scheinen, deren prominenteste sicherlich Quedlinburg ist. Doch auch Nordhausen und Pöhlde verdanken ihre Gründung der Königin Mathilde. Dagegen tritt uns die Königin Edgitha nicht als Klostergründerin entgegen. Über ihren Anteil an der Entstehung des Magdeburger Mauritiusklosters kann man nur spekulieren. Ihr scheinbares Desinteresse am monastischen Leben ihrer neuen Heimat soll uns aber nicht verwundern. Denn im Gegensatz zu Mathilde und Adelheid hat die englische Prinzessin ihren Gemahl nicht überlebt, womit die Pflege der Memoria als ein wichtiger Beweggrund für die Gründung eines Klosters entfiel.

Diese Aufgabe übernahm Ottos zweite Frau Adelheid, welche sich der cluniazensischen Reformbewegung besonders verbunden fühlte. So unterstellte sie mit Peterlingen in Burgund und San Salvatore Maggiore in Pavia gleich zwei ihrer drei Klostergründungen unmittelbar dem Reformkloster, und auch ihre dritte Klostergründung im elsässischen Selz war cluniazensisch geprägt. Auffälligerweise rief sie in den ottonischen Kernlanden keinen Konvent ins Leben. Ihre Verwurzelung im italo-bugundischen Raum war offenbar so groß, dass sie sich in Sachsen nie so recht zu Hause fühlte. So zog sie sich bei krisenhaften Zuspitzungen des Verhältnisses zu ihrer Schwiegertochter und dem Beginn der selbständigen Regierung ihres Enkels Ottos III. immer wieder in ihre alte Heimat zurück. Die Bindung an den elsässisch-burgundischen Raum war sogar stärker als die zu ihrem Gemahl Otto – bestimmte sie doch das Kloster Selz zu ihrer Grablege und nahm damit die Trennung von ihrem im Magdeburger Dom zur letzten Ruhe gebetteten Ehemann in Kauf. Dies war eine der wenigen Gemeinsamkeiten mit ihrer Schwiegertochter. Denn die aus Byzanz stammende Theophanu gab der dem griechischen Märtyrer Pantaleon geweihten Kirche vor den Toren von Köln den Vorzug gegenüber dem Petersdom, wo ihr Gatte Otto II. beigesetzt worden war. Sie war jedoch nicht das einzige Mitglied des ottonischen Hauses, dessen die Mönche in St. Pantaleon gedachten. Schon 965 war dort der Bruder Ottos des Großen, Erzbischof Brun von Köln, zu Grabe getragen worden.

Der Name des Kölner Oberhirten wird sicherlich auch in jenem computarium enthalten gewesen sein, das die Königin Mathilde auf dem Sterbebett an ihre gleichnamige Enkelin weitergab und ihr – um mit den Worten von Mathildes Biograf zu sprechen – „die Seele Heinrichs und die eigene, so wie die aller Frommen, deren Gedächtnis sie selbst zu ehren pflegte, empfahl“. Uns mag es erstaunen, dass die Königinmutter die Verantwortung für die ottonische Memorie einem 13jährigen Mädchen übertrug. Doch die Tochter Ottos des Großen aus seiner Ehe mit Adelheid war „in der Blütezeit der unbeständigen Jugend früher als ihre Altersgenossen an Körper und Sinnen gereift, und nichts von dem, was ihr anvertraut war, ließ sich der Zucht ihrer Leitung entziehen, - sie, die lieblich, leutselig, fromm, freigiebiger gegen alle als gegen sich selbst, einherwandelte“. Zudem war Mathilde diese Aufgabe nicht fremd. Ihr Vater hatte nämlich ihre Erziehung in die Hände seiner Mutter gelegt, so dass sie unter den Quedlinburger Kanonissen heranwuchs, welche Tag für Tag für das Seelenheil von Mathildes Großvater Heinrich beteten. Als elfjährige empfing Mathilde 966 die Weihe zur Äbtissin und übernahm damit die Funktion ihrer

Großmutter, die bislang dem Konvent vorgestanden hatte, ohne allerdings jemals den Titel einer Äbtissin geführt zu haben.

Der Quedlinburger Konvent war nicht der einzige, der sich einer Äbtissin aus kaiserlichem Hause rühmen konnte. Dem ältesten liudolfingischen Hausstift in Gandersheim standen in den ersten beiden Jahrhunderten seines Bestehens fast ausnahmslos Angehörige der ottonischen Dynastie vor, wie etwa Gerberga, die Tochter von Mathildes Lieblinssohn Heinrich, oder Sophia, die nach ihrer byzantinischen Großmutter benannte Tochter Ottos II. und Theophanus. Sophias Schwester Adelheid trat 999 die Nachfolge ihrer Tante Mathilde in Quedlinburg an, während die Tochter von Ottos 957 verstorbenen Sohn Liudolf die Leitung des Essener Stifts übernahm.

Wir heute Lebenden werden uns vielleicht fragen, was die Königsfamilie ebenso wie die anderen Adelsfamilien dazu bewogen hat, so viele ihrer weiblichen Angehörigen ins Kloster zu schicken. Was mögen die betroffenen Frauen empfunden haben? Es gab wohl gleich mehrere Gründe für eine solche Entscheidung: Hier sind in erster Linie die Pflege der Memoria, die Versorgung verheirateter oder verwitweter Frauen sowie die Nutznießung der den geistlichen Gemeinschaften gestifteten Güter durch Angehörige der Stifterfamilien zu nennen. Dabei darf auch nicht vergessen werden, dass die uns so selbstverständliche Trennung zwischen geistlicher und weltlicher Sphäre nicht der mittelalterlichen Vorstellungswelt entsprach. Demzufolge war der Eintritt in eine geistliche Gemeinschaft für viele Frauen eine Lebensalternative, die sich größter gesellschaftlicher Akzeptanz erfreute. Gerade die Angehörigen der adeligen Stände machten von dieser Alternative regen Gebrauch, eröffnete sie doch ein sonst nirgendwo anders anzutreffendes Bildungsangebot und die Aussicht auf ein von männlicher Fremdbestimmung weitgehend freies Leben. Zudem darf man sich die Weltabgeschlossenheit in einem solch frühmittelalterlichen Stift nicht allzu streng vorstellen – zumal nicht für die Angehörigen des Herrscherhauses. Durch den Königshof, der immer wieder in Klöstern und Stiften halt machte, kamen die Schwestern immer wieder mit der Welt außerhalb der Klostermauern in Berührung. So war etwa Quedlinburg wiederholt Schauplatz glanzvoller Hoftage.

Andererseits hielt es die Damen auch nicht immer hinter den Klostermauern. So wissen wir von Sophia, dass sie mehr als drei Jahre am Hofe Ottos III. lebte. Böse Zungen wussten zu berichten, dass „sie den Pfad eines ungebundenen Lebens betrat und allerhand Gerüchte über sich kursieren ließ“. Vor allem ihr enges Verhältnis zum Mainzer Erzbischof Willigis und ihr selbstbewusstes und mitunter recht provokantes Auftreten erregten den Argwohn übelwollender Zeitgenossen. Schon bei ihrer Einkleidung entfachte sie mit ihrer Weigerung, den Schleier vom zuständigen Hildesheimer Diözesanbischof zu empfangen, einen Streit über die Zugehörigkeit des ottonischen Familienstiftes, der mehr als vier Jahrzehnte Bischöfe, Päpste und Kaiser beschäftigen sollte. Ihrem Eintreten für die Thronkandidatur des bayerischen Herzogs nach dem Tode von Sophias Bruder Otto III. verdankte der spätere Kaiser Heinrich II. nicht zuletzt den Gewinn der Krone. Zum Dank empfing sie 1002 im Rahmen der Krönungsfeierlichkeiten von Heinrichs Gemahlin Kunigunde die Weihe zur Äbtissin von Gandersheim.

Vor allem die Art und Weise des Auftretens von Sophia war es, an der die damalige Öffentlichkeit Anstoß nahm – nicht aber die Tatsache, dass sie als Frau gestaltend in kirchliche und politische Entwicklungen eingriff. Dies belegt ein Vergleich mit Sophias Tante, der schon erwähnten Quedlinburger Äbtissin Mathilde. Im Falle Mathildes konnten die Chronisten nicht genug daran tun, die Mitwirkung der Äbtissin in entscheidenden politischen Situationen zu rühmen. Sie genoss das uneingeschränkte Vertrauen ihres Neffen Otto III., der ihr während seines zweiten Romzuges die Führung der Reichsgeschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit übertrug.

Ihren Bruder und dessen Frau Theophanu hatte Mathilde bereits mehrfach auf ihren Zügen nach Italien begleitet. Anders als ihre Mutter Adelheid verstand sich die Äbtissin mit ihrer byzantinischen Schwägerin. Wieder einmal war durch eine Heirat das soziale Gefüge am Hof aus den Fugen geraten. Zu Lebzeiten Ottos des Großen verlautete noch nichts von den Spannungen zwischen Adelheid und Theophanu. Doch es ist nicht auszuschließen, dass die Kaiserin auch zu denjenigen gehörte, welche die junge Braut an den Bosporus zurückschicken wollten, da sie lediglich die Nichte und nicht die Tochter des byzantinischen Kaisers war. In dieser Frage folgte Otto I. jedoch nicht dem Votum seiner Ratgeber, sondern ließ den Papst die Vermählung seines Sohnes mit dem zwölfjährigen Mädchen vollziehen. Im Verlauf

der Trauung wurde die Prinzessin auch zur Kaiserin gekrönt, so dass es fortan zwei gekrönte Kaiserinnen am Hofe Ottos des Großen gab. Der Kaiser war sich dieses Konfliktpotentials durchaus bewusst. Denn wie lässt es sich sonst erklären, dass er und sein Sohn bei der Festsetzung von Theophanus Morgengabe darauf bedacht waren, räumliche Überschneidungen zwischen den Besitzungen der beiden Frauen tunlichst zu vermeiden. Dies konnte aber nicht verhindern, dass nach dem Tode Ottos des Großen die Spannungen zwischen den beiden Kaiserinnen für alle am Hof offenkundig wurden. Das Verhältnis der beiden Frauen zu Otto II. konnte davon natürlich nicht unberührt bleiben.

Die Rivalität zwischen den beiden Kaiserinnen trat 973 nicht sofort offen zu Tage. Das Zeugnis der Urkunden belegt, dass Adelheid auch nach dem Beginn der Alleinherrschaft ihres Sohnes zu den politischen Akteuren am Kaiserhof gehörte und ihre Stellung als vornehmste Beraterin des Herrschers zunächst behaupten konnte. Aber diesen Anspruch machte ihr Theophanu mit zunehmendem Alter streitig. Die Tatsache, dass die Byzantinerin Otto gleich drei Töchter und einen Thronfolger schenkte, band die beiden Ehepartner noch stärker aneinander. Die Spannungen am Kaiserhof verstärkten sich so sehr, dass es Adelheid vorzog, sich Ende 978 nach Pavia zurückzuziehen. Erst Ende 980 gelang es Otto, das Zerwürfnis mit seiner Mutter aus der Welt zu schaffen. Von einer wirklichen Aussöhnung zwischen den beiden Herrscherinnen konnte indes keine Rede sein.

Allerdings muss man Adelheid und Theophanu zu Gute halten, dass sie die Krise nach dem frühen Tod Ottos II. im Jahre 983 gemeinsam meisterten. Heinrich der Zänker bemächtigte sich nämlich des erst dreijährigen Königs Otto III., da er als Vetter des verstorbenen Kaisers der nächste männliche Anverwandte war. Den beiden Kaiserinnen, die sich zu diesem Zeitpunkt in Reichsitalien aufhielten, gelang es durch rasches und entschlossenes Handeln die Großen des Reiches auf ihre Seite zu bringen und Heinrich zur Herausgabe des Kindes zu bewegen. Es regte sich keinerlei Widerstand, als Theophanu nun im Namen ihres Sohnes die Regentschaft übernahm. Sie stützte sich dabei auf einen Kreis von Beratern, zu denen u. a. der Erzbischof Willigis von Mainz, der Bischof Hildebald von Worms sowie die Quedlinburger Äbtissin Mathilde und ihre Mutter, die Kaiserin Adelheid, gehörten. Doch diese Harmonie währte nicht allzu lange, worauf sich Adelheid erneut nach Italien zurückzog. In die deutschen Verhältnisse griff die Witwe Ottos des Großen erst wieder nach dem plötzlichen Tod ihrer Schwiegertochter im Sommer 991

gestaltend ein. Sie übernahm die vormundschaftliche Regierung für ihren Enkel bis zur Schwertleite Ottos III. im Jahre 994.

Da Adelheid seit 999 nicht mehr unter den Lebenden weilte und der im Alter von 21 Jahren verstorbene Otto III. keine Ehe eingegangen war, sah sich der neue König Heinrich II. anders als seine Vorgänger Otto I. und Otto II. keinen konkurrierenden Partizipationsansprüchen zweier Herrscherinnen ausgesetzt. Heinrichs Verbindung mit der luxemburgischen Grafentochter Kunigunde blieb zudem kinderlos, so dass es keine Schwiegertochter gab, die der politisch sehr aktiven Kaiserin ihre Stellung hätte streitig machen können. Sie genoss das besondere Vertrauen ihres Gemahls, der sie wiederholt während seiner Abwesenheit mit der Statthalterschaft betraute und ihr große Mitwirkungsrechte bei der Besetzung von Bischofsstühlen und der Vergabe von Lehen einräumte. Selbst in die Planung und Durchführung militärischer Operationen, insbesondere in den östlichen Reichsgebieten war Kunigunde involviert. So betraute sie Heinrich II. 1016 mit der Verteidigung der Ostgrenze gegen den polnischen Herzog Boleslaw von Polen.

Abschließend soll noch ein kurzes Fazit im Hinblick auf die Rolle der Frauen am ottonischen Hof gezogen werden. Beginnend mit dem herrschaftsbegründenden und herrschaftslegitimierenden Akt der Krönung bleibt festzuhalten, dass es seit Otto dem Großen für die Herrscher selbstverständlich war, die Frau an ihrer Seite daran teilhaben zu lassen. Die gemeinsame Kaiserkrönung Ottos und Adelheids steht am Beginn einer langen Folge von Paarkrönungen. Mit diesem Zeremoniell gestand der Kaiser seiner Gemahlin die Mitherrschaft in seinem Reich zu. Dementsprechend wählte die Kanzlei für Adelheid und ihre Nachfolgerinnen in zahlreichen Urkunden den Begriff consors regni. Das Aufkommen dieser Vorstellung auf deutschem Boden ist eng mit der Person Adelheids verbunden, die am italienischen Hof in Pavia mit dieser Idee in Berührung gekommen war. Dieser Gedanke fiel in ihrer neuen Umgebung auf fruchtbaren Boden und wurde von den ottonischen Geschichtsschreibern bei der Charakterisierung von Adelheids Vorgängerinnen ohne Zögern aufgegriffen.

Wenn die Königinnen ihren Anspruch auf aktive Teilhabe an der Herrschaft einlösen wollten, kam das im Zeitalter des Reisekönigtums einer beständigen Bereitschaft

zum Ortswechsel gleich. Angesichts der relativen Quellenarmut des 10. Jahrhunderts, insbesondere in seiner ersten Hälfte, lassen sich Aussagen zum Itinerar der Königinnen nur unter Vorbehalt treffen. Gleichwohl hat man den Eindruck, dass der Platz der Herrscherin an der Seite ihres Mannes war. Allenfalls Schwangerschaften, Krankheiten oder Kriegszeiten haben sie davon abgehalten, dem Hof vorzustehen.

Die räumliche und persönliche Nähe erklärt auch die besondere Position der ersten Frau im Reich unter den Beratern des Königs. Diese Vertrauensstellung war auch über die Grenzen des eigentlichen Hofes hinaus bekannt und anerkannt. Nicht ohne Grund wurden viele der Bittgesuche der Königin zu Gehör gebracht. Gerade in kontroversen Situationen war es dringend geboten, sich der Fürsprache einer einflussreichen Persönlichkeit zu versichern. Könnte man sich eine bessere Vermittlerin vorstellen als die Frau, welche Tisch und Bett mit dem Herrscher teilte? Doch auch die anderen Frauen aus dem familiären Umkreis der Herrscher übten keine vornehme Zurückhaltung, wenn es darum ging, den Kandidaten ihres Vertrauens bei der Vergabe von Besitzungen, Bischofsstühlen oder Herzogswürden behilflich zu sein.

Gerade in Krisenzeiten registrierten die Zeitgenossen besonders aufmerksam, welcher Partei die weiblichen Mitglieder des Königshauses ihre Unterstützung gewährten. Ebenso konnten die Damen – ob wissentlich oder unwissentlich – selbst zum Auslöser von Konflikten werden – als Beispiel sei hier nur noch einmal der Liudolfaufstand erwähnt. Andererseits trugen die Frauen, insbesondere jene unter ihnen, die sich religiösen Aufgaben widmeten, viel zur Stabilisierung der durch innere und äußere Konflikte in ihrer Existenz gefährdeten Adelsgesellschaft bei. Ohne das einende Band der gemeinsamen Memorie und den damit verbundenen Ritualen wäre soziales und politisches Handeln in einer Welt nahezu ohne schriftlich fixierte Normen sehr viel schwieriger zu realisieren gewesen. Derlei Bindungen blieben nicht auf die Familie im eigentlichen Sinn begrenzt, sondern wuchsen sich zu einem dichten Beziehungsgeflecht zwischen den Angehörigen der einzelnen Personenverbände aus, das auch an den Grenzen des Reiches nicht halt machte.

An diesem Punkt unterschied sich die Königsfamilie nicht von anderen sozialen Gruppen, insbesondere nicht von anderen Adelsfamilien. Das Eingebundensein in ein Netz von Verwandten und Freunden war eines der wirkungsmächtigsten sozialen

Ordnungsmuster in einer durch personale Bindungen strukturierten Gesellschaft. Der einzelne Mensch bezog aus der Zugehörigkeit zu einem solchen sozialen Netzwerk sein Selbstbewusstsein und seine Identität – dies gilt gleichermaßen für Männer und Frauen. Bei aller Individualität galt es doch in erster Linie den kollektiven Anforderungen an den Einzelnen gerecht zu werden. So war es z. B. für die Kaiserin Adelheid selbstverständlich, ihre persönliche Abneigung gegenüber ihrer Schwiegertochter hintan zu stellen, als es galt den Thron für ihren Enkelsohn zu sichern.

Das Normen- und Wertesystem, das dieser oral geprägten Gesellschaft zugrunde lag, wurde auch von der Mehrzahl der in ihr lebenden Frauen akzeptiert und tradiert. Das Bewusstsein um die Ehre der eigenen Person und insbesondere um die der eigenen Sippe teilten die Frauen mit ihren männlichen Angehörigen. Die Wirkungsräume und –möglichkeiten der beiden Geschlechter waren meist deutlich voneinander geschieden. Aber im Gegensatz zu anderen Epochen wurde jeder dieser Bereiche in seiner Bedeutung für den Zusammenhalt und die Funktionsfähigkeit der Gesamtgesellschaft anerkannt. Ohne die Organisation der Haus- und Hofhaltung durch die Frauen oder die beständige Pflege der Memoria durch die Nonnen und Kanonissen in den Klöstern und Stiften, deren Zahl die der den Männern offen stehenden geistlichen Gemeinschaften um ein Vielfaches übertraf, wäre der Erfolg aller männlichen Unternehmungen sehr schnell bedeutungslos geworden.

Herausragendes Kennzeichen oraler Gesellschaften sind Inszenierungen, Rituale, Reden und Gebärden. Dies gilt ebenso für die Kommunikation der Frauen untereinander – hier sei nur an den Streit der Königinnen aus dem Nibelungenlied erinnert – als auch im Verhältnis zum anderen Geschlecht. Gerade als Vermittlerin und Fürsprecherin kam den Frauen eine wichtige Funktion im Rahmen sozialer Interaktionen zu. Da die Erforschung der mittelalterlichen Spielregeln der Politik, so der Titel einer Veröffentlichung von Gerd Althoff, keineswegs abgeschlossen ist, wird man gut daran tun, diesen Wirkungsbereich noch stärker in den Blick zu nehmen.

Alles in allem eröffnete die stark personal geprägte Gesellschaftsstruktur an der Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert den Frauen in vielen Lebensbereichen ein

relativ großes Maß an Partizipation, insbesondere wenn sie einer der führenden Familien des Reiches angehörten. Auf die nachfolgenden Frauengenerationen lässt sich diese Aussage dagegen nicht mehr uneingeschränkt übertragen. Denn die zunehmende Verfestigung gesellschaftlicher und politischer Strukturen bedeutete vielfach eine Einengung der Handlungsspielräume für die Frauen in der hoch- und spätmittelalterlichen Gesellschaft.

Quellen (in Auswahl)

- Annales quedlinburgenses, ed. Georg Heinrich Pertz, in: MGH SS 3 , Hannover 1839, S. 22-69, 72-96.
- Epitaphium domine Adelheide auguste, ed. Herbert Paulhart, Die Lebensbeschreibung der Kaiserin Adelheid von Abt Odilo von Cluny, in: Festschrift zur Jahrtausendfeier der Kaiserkrönung Ottos des Großen. Zweiter Teil (MIÖG Erg.-Bd. 20, Heft 2), Graz/Köln 1962, S. 28-54.
- Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 3. Gesamtausgabe hg. von K. Langosch, Köln 1943 ff.
- Hrotsvit von Gandersheim, Gesta Ottonis, in: Hrotsvithae Opera, ed. Paul von Winterfeld, MGH SS rer. Germ. [34], Berlin 1902, S. 201-228.
- Die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde, ed. Bernd Schütte, MGH SS rer. Germ. [66], Hannover 1992.
- MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae Bd. 1: Die Urkunden Konrads I., Heinrichs I. und Ottos I., ed. Theodor Sickel, Hannover 1879-1884.
- MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae Bd. 2: Die Urkunden Ottos II. und Ottos III., ed. Theodor Sickel, Hannover 1888-1893.
- MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae Bd. 3: Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins, ed. Harry Bresslau u. a., Hannover, Leipzig 1900-1903.
- Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (Freiherr-vom-Stein-Gedächtnis-Ausgabe 8), neu bearb. von A. Bauer und R. Rau, Darmstadt 1977.
- Thietmar von Merseburg, Chronicon, ed. Robert Holtzmann, MGH SS rer. Germ. N.S. 9, Berlin 1955.
- Widukind von Korvei, Rerum gestarum Saxonicarum libri tres, ed. Paul Hirsch und Hans-Eberhard Lohmann, MGH SS rer. Germ. [60], 5. Aufl. Hannover 1935.

Literatur (in Auswahl)

- Althoff, Gerd: Adels- und Königsfamilien im Spiegel ihrer Memorialüberlieferung. Studien zum Totengedenken der Billunger und Ottonen (Münstersche Mittelalter-Schriften 48) München 1984, S. 649-665.

- Althoff, Gerd: Causa scribendi und Darstellungsabsicht: Die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde und andere Beispiele, in: Litterae Medii Aevi. Festschrift für Johanne Autenrieth, hg. von Michael Borgolte und Herrard Spilling, Sigmaringen 1988, S. 117-133.

- Althoff, Gerd: Gandersheim und Quedlinburg. Ottonische Frauenklöster als Herrschafts- und Überlieferungszentren, in: FMSt 25 (1991), S. 123-144.

- Althoff, Gerd: Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 1997.

- Althoff, Gerd / Keller, Hagen: Heinrich I. und Otto der Große. Neubeginn und karolingisches Erbe, 2 Bde. (Persönlichkeit und Geschichte 122-125), Sigmaringen 1990.

- Baumgärtner, Ingrid (Hg.): Kunigunde – eine Kaiserin an der Jahrtausendwende, Kassel 1997.

- Beumann, Helmut: Historiographische Konzeption und politische Ziele Widukinds von Corvey (1970), nachgedruckt in: Ders. (Hg.), Wissenschaft vom Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze, Köln, Wien 1972, S. 71-108.

- Beumann, Helmut: Die Ottonen, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1987.

- Beyreuther, Gerald: Kaiserin Adelheid: „Mutter der Königreiche“, in: Herrscherinnen und Nonnen. Frauengestalten von der Ottonenzeit bis zu den Staufern, hg. von Erika Uitz, Barbara Pätzold und Gerald Beyreuther, Berlin 1990, S. 87-95.

- Duby, Georges/Perrot, Michelle: Geschichte der Frauen, Bd. 2: Mittelalter, hg. von Christiane Klapisch-Zuber, dt. Ausgabe Frankfurt am Main 1993.

- Eickhoff, Ekkehard: Theophanu und der König. Otto III. und seine Welt, Stuttgart 1996.

- Ennen, Edith: Frauen im Mittelalter, 5. Aufl. München 1994.

- Fichtenau, Heinrich: Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts. Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 30) 2 Bde., Stuttgart 1984, ND München 1992.

- Fößel, Amalie: Die Königin im Mittelalter, Stuttgart 2000.

- Glocker, Winfrid: Die Verwandten der Ottonen und ihre Bedeutung in der Politik. Studien zur Familienpolitik und zur Genealogie des sächsischen Kaiserhauses (Dissertationen zur mittelalterlichen Geschichte 5), Köln, Wien 1989.

- Görich, Knut: Der Gandersheimer Streit zur Zeit Ottos III. Ein Konflikt um die Metropolitanrechte des Erzbischofs Willigis von Mainz, in: ZRG Kan. 79 (1993), S. 56-94.

- Görich, Knut: Mathilde – Edgith – Adelheid. Ottonische Königinnen als Fürsprecherinnen, in: Bernd Schneidmüller/ Stefan Weinfurter, Ottonische Neuanfänge, Mainz 2001, S. 251-291.

- Goez, Werner: Kaiserin Adelheid, in: Ders., Lebensbilder aus dem Mittelalter. Die Zeit der Ottonen, Salier und Staufer, Darmstadt 1998, S. 66-82, 502 f.

- Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends. Gedenkschrift des Kölner Schnütgen-Museums zum 1000. Todesjahr der Kaiserin, hg. von Anton von Euw und Peter Schreiner, 2 Bde., Köln 1991.

- Keller, Hagen: Zwischen regionaler Begrenzung und universalem Horizont. Deutschland im Imperium der Salier und Staufer 1024 bis 1250 (Propyläen Geschichte Deutschlands 2), Berlin 1986.

- Keller, Hagen: Widukinds Bericht über die Aachener Wahl und Krönung Ottos I., in: FMSt 29 (1995), S. 390-453.

- Körntgen, Ludger: Starke Frauen: Edgith – Adelheid – Theophanu, in: Otto der Große. Magdeburg und Europa, Bd. 1 Essays, hg. von Matthias Puhle, Mainz 2001, S. 119-132.

- Leyser, Karl: Die Ottonen und Wessex, FMSt 17 (1983), S. 73-97.

- Leyser, Karl: Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 76), Göttingen 1984.

- Pätzold, Barbara: Hrotsvit von Gandersheim. Lebensnormen und Wertvorstellungen, in: Herrscherinnen und Nonnen. Frauengestalten von der Ottonenzeit bis zu den Staufern, hg. von Erika Uitz, Barbara Pätzold und Gerald Beyreuther, Berlin 1990, S. 17-42.

- Perst, Otto: Die Kaisertochter Sophie. Äbtissin von Gandersheim und Essen (975-1039), in: Braunschweigisches Jahrbuch 38 (1957), S. 5-46.

- Schmid, Karl: Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter. Ausgewählte Beiträge. Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1983.

- Schnith, Karl (Hg.): Frauen des Mittelalters in Lebensbildern, Graz, Wien, Köln 1997.

- Schütte, Bernd: Untersuchungen zu den Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde (MGH Studien und Texte 9), Hannover 1994.

- Schulze, Hans K.: Kaiserin Theophanu 972-991. Eine junge Frau zwischen Orient und Okzident (Magdeburger Museumshefte 17), Magdeburg 2001.

- Weinfurter, Stefan: Kaiserin Adelheid und das ottonische Kaisertum, in: FMSt 33 (1999), S. 8-18.

- Wolf, Gunther G. (Hg.): Prinzessin Sophia (978-1039). Äbtissin von Gandersheim und Essen, Enkelin, Tochter und Schwester von Kaisern, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 61 (1989), S. 105-123.

- Wolf, Gunther G.: Königinnen-Krönungen des frühen Mittelalters bis zum Beginn des Investiturstreits, in: ZRG Kan. 76 (1990), S. 62-88.

- Wolf, Gunther G.: Die Kinder Heinrichs I. und Mathildes und die Bedeutung ihrer Verlobungen und Heiraten. Über die zentrale Bedeutung von DHI Nr. 20, in: AfD 36 (1990), S. 45-60.

- Wolf, Gunther G.: Kaiserin Theophanu. Prinzessin aus der Fremde – des Westreichs große Kaiserin, Köln, Weimar, Wien 1991.

- Wollasch, Joachim: Das Grabkloster der Kaiserin Adelheid in Selz am Rhein, in: FMSt 2 (1968), S. 135-143.

Frauenvorträge an der
FernUniversität
47

Hedwig Dohm (1831-1919):

`Alles was ich schreibe; steht im Dienste der Frauen´

Gisela Shaw

Gisela Shaw:

„ALLES, WAS ICH SCHREIBE, STEHT IM DIENSTE DER FRAUEN“:

HEDWIG DOHM (1831–1919)

Vortrag und Diskussion an der FernUniversität Hagen

am 20.04.2004.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen 2004

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte
Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung: Laura Neuhaus

Herausgeber: Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
5.	Ellen Lorentz	"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: Fern-Universität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	"Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen" - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur - literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	"...des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen." Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung

41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42
43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“- oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen – von 1975 bis heute“	Heft 44
45.	Birgit Schulte	„Sex-Paralysappeal. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus“	Heft 45
46.	Monika Storm	„Adelige Frauenwelten und die Jahrtausendwende“	Heft 46
47.	Gisela Shaw	„Hedwig Dohm (1831-1919): `Alles was ich schreibe; steht im Dienste der Frauen´	Heft 47

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Gisela Shaw

Hedwig Dohm (1831-1919): `Alles was ich schreibe; steht im Dienste der Frauen´

1 Warum dieses Thema? S. 8

2 Wer war Hedwig Dohm? S. 11

3 Der Kontext: Frauenfrage und Frauenbewegung S. 16

4 Hedwig Dohms Streitschriften S. 19

5 ‘Die sich selbst verdoppelnde Frau’ S. 29

Gisela Shaw, Bristol, England

‘ALLES, WAS ICH SCHREIBE, STEHT IM DIENSTE DER FRAUEN’:[1] HEDWIG DOHM (1831–1919)*

1 Warum dieses Thema?

Dieser Vortrag verdankt sein Thema einer ganz persönlichen Faszination meinerseits: Bei Forschungsarbeiten zu den Rechtskämpfen der ersten deutschen Frauenbewegung stieß ich vor ein paar Jahren zum ersten Mal auf Texte von Hedwig Dohm - von Sprache und Ansatz her ungeheuer modern anmutende, bestechend klar, kämpferisch und ironisch-satirische feministische Streitschriften. Zudem, so stellte es sich heraus, war Hedwig Dohm produktiv gewesen als Verfasserin von Romanen, Novellen und sogar Dramen.

Über diese Frau wollte ich mehr wissen. So begann meine Suche nach weiteren Spuren. Das war nicht ganz einfach. Denn im Buchhandel oder auch in Bibliotheken (in Deutschland, von England ganz zu schweigen) findet sich kaum etwas von ihr. Schon zu Lebzeiten der Autorin waren ihre Werke fast vollständig vergriffen.[2] Sie selbst hatte sich nie um ihre fertig gestellten

---

* Dem Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel sei herzlich gedankt für hilfreiche Unterstützung und freundlichen Empfang - auch zu unkonventionellen Zeiten.

[1] ‘Selbstanzeige *Sibilla Dalmar*’, *Die Zukunft*, 3.10.1896; Zitat aus Hedwig Dohm / Hedda Korsch, *Erinnerungen*, Ala, Zürich, 1980, S. 89

[2] Wally Zepler, ‘Hedwig Dohm’, zuerst *Sozialistische Monatshefte*, 16.10.1913. Abgedruckt in H. Dohm, *Die neue Mutter*, zusammengestellt von Berta Rahm, Ala, Neunkirch, CH, 1987

Schreibprodukte gekümmert. Nach ihrem Tode im Jahre 1919 geriet Hedwig Dohm mitsamt der Frauenbewegung, der sie ihre Arbeit gewidmet hatte, in Vergessenheit.

Erst ein halbes Jahrhundert später erwachte mit der zweiten Welle der Frauenbewegung ganz allmählich auch das Interesse an Hedwig Dohm neu. Einige wenige Verehrerinnen trugen in mühe- und hingebungsvoller Such- und Kleinarbeit einige der Streitschriften zusammen. Sie erschienen als Neudrucke in Kleinstformat in Kleinverlagen.[3] Von Dohms zahlreichen literarischen Werken wurde eins je wieder verlegt.[4] Nur im Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel, das Hedwig Dohm zu einer Art Schutzpatronin erhoben hat, konnte ich mir einen Überblick über ihre Arbeit verschaffen.[5]

Seit den frühen 1870er Jahren, so erfuhr ich dort, zog Hedwig Dohm unerbittlich und konsequent mit ihrer Feder gegen diejenigen zu Felde, die den Standpunkt von der naturgegebenen, da biologisch fundierten Überlegenheit des Mannes gegenüber der Frau vertraten - und das waren damals von wenigen weißen Raben abgesehen alle in Deutschland, Männer wie Frauen. Die katastrophalen Auswirkungen dieser Lehre auf die Entwicklung und die Situation von Mädchen und Frauen ihrer Zeit hat Hedwig Dohm an sich und anderen beobachtet, in feministischen Streitschriften kritisch analysiert und in Romanen und kürzeren Werken schriftstellerisch verarbeitet. Über fast fünfzig Jahre hinweg - von 1872 bis zu ihrem Tode 1919 - war ihre Stimme unverwechselbar und maßgebend in den Wortgefechten zwischen FrauenrechtlerInnen und AntifeministInnen zu hören. Oder vielmehr: zu lesen. Denn nie hat sie sich einer Frauenorganisation als aktives Mitglied angeschlossen, nie hat sie

---

[3] *Was die Pastoren von den Frauen denken. Zur Frauenfrage, von Philipp von Nathusius und Herrn Professor der Theologie Jacobi in Königsberg*, Reinhold Schlingmann, Berlin 1872; Neudruck als *Was die Pastoren* denken, Ala, Zürich 1977. - *Emanzipation*, Berlin 1874. Neudruck: Ala, Zürich 1977; Ala, Neunkirch, CH 1982 (2. Aufl.). - *Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen*, Wedekind & Schwieger, Berlin 1876. Neudruck Ala, Neunkirch 1986 - *Falsche Madonnen*, Neunkirch, Ala, 1990

[4] *Schicksale einer Seele. Roman*, Fischer, Berlin 1899. Neudruck mit einem Nachwort von Ruth-Ellen Boetcher Joerres, Frauenoffensive, München 1988

[5] http://www.uni-kassel.de/frau-bib/

auf Demonstrationen oder Versammlungen gesprochen, nie ist sie irgendwo in der Öffentlichkeit in Erscheinung getreten. Ihre einzige, aber mit meisterlichem Können eingesetzte Waffe war das geschriebene Wort.

Damit stand Hedwig Dohm einmalig da im Kontext der deutschen Frauenbewegung, wo öffentliche Auftritte der Führerinnen einen wesentlichen Aspekt der Kampfstrategie darstellten. Sie selbst ist deswegen hart mit sich ins Gericht gegangen, hat ihre Unfähigkeit zu kämpferischem Handeln als große Charakterschwäche an sich bemängelt. Noch als Einundachtzigjährige schrieb sie:

> Die grübelnden Träumer, das sind die Menschen, die nie zu Taten reifen. In ihren Gedankenschöpfungen möglicherweise Revolutionäre, Umstürzler, die kühn und frech an dem Weltenbau rütteln, in Wirklichkeit nicht das kleinste Steinchen zu bewegen die Kraft haben. Blutlose Feiglinge dem Leben gegenüber - wie ich.[6]

Diese Diskrepanz zwischen energischem furchtlosem Denken und Schreiben und mangelnder Kraft, das Gedachte und Geschriebene in Handlung umzusetzen, spiegelt sich wider in der Diskrepanz zwischen ihren polemischen und ihren im engeren Sinne literarischen Texten. Der Kontrast zwischen beiden Textarten könnte nicht größer sein. Begegnen wir in den Streitschriften einer dem Geist der Aufklärung verpflichteten selbstbewussten und sprachgewaltigen Kämpferin, die die angestammten Rechte ihres Geschlechts mit aller Klarheit und Bestimmtheit einfordert, so stehen in Dohms Romanen und Novellen weibliche Gestalten im Mittelpunkt, deren Ich untergraben, verschüttet und zerstört wird, da sie nicht in der Lage sind, ihre verstandesmäßig gewonnene Einsicht praktisch zur Selbstbefreiung zu nutzen. Sie erkennen, was zu tun wäre, aber haben nicht die Kraft, es zu tun. Die Flucht in physische und vor allem psychische Krankheit, oft auch in den Tod, wird zur Norm.

---

[6] ‘Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin’, zuerst erschienen 1912; Zitat aus Hedwig Dohm / Hedda Korsch, *Erinnerungen*, Ala, Zürich, 1980, S. 75

2 Wer war Hedwig Dohm?

Hedwig Dohms Biographie interessiert schon deshalb, weil sich ihr Schreiben aufs engste an Selbsterlebtem orientierte.[7] Ihr Leben, ihre Erfahrungen schienen ihr selbst symptomatisch für das Leben und die Erfahrungen ihrer Zeitgenossinnen, und insofern von allgemeinem Interesse. Mit Selbstüberschätzung hatte das nichts zu tun. Im Gegenteil vermied sie alles, was das Rampenlicht der Öffentlichkeit auf sie hätte lenken können. Das ging so weit, dass sie nie versuchte, einen allgemein verbreiteten Irrtum bezüglich ihres Geburtsjahres zu korrigieren. Als man sie 1903, 1908 und 1913 öffentlich zu ihrem vermeintlichen 70., 75. und 80. Geburtstag ehrte, geschah das jeweils mit drei Jahren Verspätung. Denn bis in die 1980er Jahre wurde ihr Geburtsjahr als 1833 (statt 1831) angegeben, weil LeserInnen dasjenige einer ihrer Romanheldinnen[8] mit dem ihrigen gleichgesetzt hatten. Die Schriftstellerin ließ sich widerspruchslos zu den falschen Daten gratulieren - auch von ihrer engeren Familie.

Quellenmaterial zum Leben Hedwig Dohms gibt es nur äußerst spärlich.[9] Sie selbst tat nichts, um diesem Mangel zu ihren Lebzeiten abzuhelfen. Selbst ihre erste Biographin, die Freundin und Mitstreiterin Adele Schreiber, bekam trotz guten persönlichen Kontakts zu ihr von Dohm keinerlei Informationen und musste ihre Arbeit fast ausschließlich auf das stützen, was aus deren Texten herauszulesen war. Diese erlauben so manchen Rückschluss auf Kindheit und

---

[7] Zu ihrer Biographie s. z. B.: Adele Schreiber, *Hedwig Dohm als Vorkämpferin und Vordenkerin neuer Frauenideale*, Märkische Verlagsanstalt, Berlin 1914; Julia Meißner, *Mehr Stolz, Ihr Frauen! Hedwig Dohm - eine Biographie*, Schwann, Düsseldorf 1987; Heike Brandt,, *'Die Menschenrechte haben kein Geschlecht'. Die Lebensgeschichte der Hedwig Dohm*, Beltz & Gelberg, Weinheim 1989

[8] Sibilla Dalmar in *Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts*, S. Fischer, Berlin 1896

[9] Nach Hedwig Dohms Person und Leben befragt, wußten Töchter und Enkelinnen erstaunlich wenig an Informationen beizusteuern. S. Hedwig Pringsheim-Dohm [Tochter], 'Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm', *Vossische Zeitung*, Bd 62, 1930; Katia Mann [Enkelin], *Meine ungeschriebenen Memoiren*, hrg. von Elisabeth Plessen und Michael Mann, Deutscher Bücherbund, Stuttgart 1976; Hedda Korsch [Enkelin], 'Erinnerungen an Hedwig Dohm', in Hedwig Dohm / Hedda Korsch, *Erinnerungen*, Ala , Zürich 1980. Was an Nachlaß vielleicht noch vorhanden war, ist der Judenverfolgung und dem Krieg zum Opfer gefallen. Nur einige Familienfotos sind im Privatbesitz des Thomas-Mann-Archivs in Zürich erhalten.

Jugend,[10] dagegen kaum auf die Zeit ihrer Ehe oder die 36 Jahre ihres Lebens nach dem Tod ihres Mannes im Jahre 1883.

Aus den *Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin* von 1912 gewinnen wir die Umrisse einer ausgesprochen glücklosen Kindheit und Jugend im Berliner Kleinbürgertum der vorindustriellen Biedermeierzeit. Hedwig wurde 1831 geboren, also ein Jahr vor Goethes Tod und zu Beginn der Restaurationszeit des Vormärz. Letztlich hatte sie 17 Geschwister.[11] Die Eltern heirateten erst nach der Geburt des zehnten Kindes. Der Vater, ‘ein stiller, ergebener Herr’, (S. 66) ohne Schulbildung, da ein Kaufmann ‘nichts zu lernen braucht’, war Jude, hatte sich 1817 evangelisch taufen lassen. ‘Wir [die Kinder] wussten nichts von ihm, er wusste nichts von uns.’ (S. 67) Er scheint im Leben der Tochter kaum eine Rolle gespielt zu haben. Dagegen war die Beziehung zur Mutter von Anfang an problematisch und für die Entwicklung des scheuen, sensiblen und phantasievollen Mädchens bestimmend. Die Tochter fühlte sich ungeliebt von der Mutter, die sie beschreibt als ‘rasch, resolut, aufbrausend, herrschsüchtig’, ‘eine robuste Frau’, ‘der Herr im Hause’, ‘eine erstklassige Hausfrau’ (S. 65-66).Von geistigen Interessen war im Hause nichts zu spüren.

Hedwig Dohm erlebte die Zeit ihrer Kindheit und Jugend als ‘eine sachte, zahme Zeit, eine Zeit ohne Jugend, ohne Rausch. Eine Zeit wie für alte Leute.’ (S. 46) Tief bedrückend war das ‘mit schematischer Regelmäßigkeit’ ablaufende Familienleben, (S.53) ein ‘förmlich auswendig gelerntes Menschentum. Weltanschauungen, Meinungen, Lebenseinrichtungen waren fix und fertig zu beziehen.’ (S. 54) ‘Das Alter wurde gewissermaßen den Frauen auf den Leib geschrieben’ (S. 53). Bei der Kindererziehung waren ‘Prügel und Erziehung […] beinahe identisch.’ (S. 66) Streng hierarchische Regeln dominierten Gesellschaft wie Familie: ‘Absolut die Herrschaft der Eltern über ihre Kinder, der Hausfrau über die Dienstboten’. (S.

[10] insbesondere der Roman *Schicksale einer Seele* (Frauenoffensive, München 1988; zuerst erschienen 1899) und der Aufsatz ‘Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin’ von 1912 (s.o.)

[11] Angaben über ihren Platz in der Kinderreihe gehen auseinander. Sie selbst spricht von sich als dem ersten von einer Amme gestillten Kind nach zehn anderen (*Erinnerungen*, S. 65); in der Sekundärliteratur findet sich häufig die Angabe, sie sei das erste Mädchen nach 3 Brüdern gewesen (z.B. Heike Brandt, *a.a.O.*)

66) Und des Mannes über die Frau. Schon die kleinen Mädchen erfuhren an sich die als naturgegeben akzeptierte Unterordnung weiblicher Wesen: ‘Die Knaben schwammen. Die Mädchen nicht. Die Knaben ruderten. Die Mädchen nicht.’ (S. 51)

Die kleine Hedwig, ‘still, versonnen, furchtsam, schüchtern’ (S. 67), sah sich als ungeliebten Außenseiter und Sündenbock inmitten der riesigen Familie, ‘ein Kuckucksei im fremden Nest’ (S. 65). Sie rettete sich in eine Welt der Träume und führte ein Doppelleben - eins im grauen verhassten Alltag, das andere in ihren ‘Traumspielen’.[12]

Die Schule bot willkommene Ablenkung. Sie lernte leicht und gern, wenn auch das, was man ihr bot (‘sehr viel Religion’, S. 70), enttäuschend mager war. Hedwig Dohm, wissensdurstig und schon mit elf Jahren entschlossen, Dichterin zu werden, litt bis ins hohe Alter unter ihrer lückenhaften Bildung, fühlte sich immer als ‘Dilettant’, ‘ein geistiger Backfisch’ (S. 72). Das Kind behalf sich mit der Produktion feuriger Monologe und schwermütiger Verse, herrlicher Träume voll glühender Liebe zu königlichen Prinzen. Die Wirklichkeit verblasste zu einer ‘schalen, belästigenden Episode’. (S. 73)

Mit fünfzehn Jahren nahm ihre Mutter sie aus der Schule. Nun galt es, den Tag zu füllen mit nutzloser Handarbeit, viel Grübeln und in der Hoffnung auf Erlösung - für ein Mädchen nur denkbar durch Heirat. Die Kämpfe im März 1848 in Berlin erfüllten die Siebzehnjährige mit starken revolutionären Gefühlen vager Natur. Wohin mit all ihren Träumen und Sehnsüchten, ihrer brachliegenden Energie und ihrem Drang nach Freiheit und Selbstverwirklichung?

Als sie zweiundzwanzig war, flüchtete sie aus der erdrückenden Enge der Großfamilie und des Lehrerinnenseminar, das sie ein Jahr besucht hatte, in die Ehe. Sie heiratete den über zehn Jahre älteren Ernst Dohm, einen als Kind zum evangelischen Glauben konvertierten

[12] ein Ausdruck, den auch Bettina von Arnim, eine der wenigen weiblichen Vorbilder Dohms, verwendet (*Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*, zuerst 1835; Zitat aus Insel Taschenbuch Frankfurt/M. 1984 (hrg. Waldemar Oehlke), S. 119).

geistreichen, lebensfreudigen, in Geld- und Moralfragen nicht immer vorbildlichen Mann, Redakteur des satirischen Berliner Blattes *Kladderadatsch*. Über die näheren Umstände ihrer Heirat und Ehe ist nichts bekannt. Sie selbst hat nie darüber gesprochen, offenbar auch nicht mit ihren Töchtern und Enkelinnen. Da es in ihren literarischen Werken kein Beispiel für eine glückliche Ehe gibt, kann man wohl annehmen, dass auch die ihre nicht unproblematisch war.

In den ersten sieben Jahren gebar sie fünf Kinder, wovon das erste, der einzige Sohn, mit zwölf Jahren an Scharlach starb. Aus ihren Schriften geht eindeutig hervor, wie viel ihr daran lag, ihren vier Töchtern eine gute Mutter zu sein, und zwar in einem Sinne, der ihren eigenen Überzeugungen und nicht den Gebräuchen und Grundsätzen ihrer gesellschaftlichen Umgebung entsprach. Vor allem war sie bemüht, ihnen die Freiheit zur eigenen seelischen und körperlichen Entwicklung zu schaffen, die ihr selbst versagt gewesen war. Aber ebenso tat sie alles, um als Hausfrau und Salondame ihrem Mann und seiner Position gerecht zu werden, was einen Balanceakt zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und den eigenen unabdingbaren Prinzipien erforderte.

Der Dohmsche Salon in Berlin wurde in den Gründerjahren Treffpunkt für Literaten, Künstler, Schriftsteller und Politiker. Theodor Fontane, Franz Liszt, Fritz Reuter, Ferdinand Lassalle z. B. gehörten zum Dohmschen Freundeskreis. Für die ungewöhnlich scheue Hedwig Dohm, die bisher in ihren Träumen gelebt und ihre Gedanken vor allem in Selbstgesprächen formuliert hatte, stellte das eine große Herausforderung dar. Sie zog es stets vor, im Hintergrund zu bleiben, den Gesprächen anderer zu lauschen und allen Wissensstoff, der ihr begegnete, in sich hinein zu saugen. Ihre äußere Erscheinung - dunkle weich fließende Kleider ohne Krinolinen und Korsett, schulterlanges Haar und Ringeln über den Ohren statt dem üblichen Knoten im Nacken oder der hochgetürmten Frisur - war ihr ‘Statement’ gegen den Zeitgeist.

Ein Schlüsselerlebnis brachte das Jahr 1869/1870. Da Ernst Dohm einmal wieder in Geldnöten war, wurde der Haushalt aufgelöst, Vater Dohm und eine Tochter gingen für den Winter nach Weimar zu Freunden, und die anderen drei Töchter kamen nach Eisenach in die

Pension.[13] So war Hedwig Dohm frei und verbrachte ein Jahr bei ihrer Schwester Anna, die in Rom als Malerin lebte. Die Freiheit in der ungewohnten Umgebung vermittelte ihr einen Schimmer von dem, was ihr aufgrund ihres Geschlechts an ‘Lehr- und Wanderjahren’ entgangen war. Mit gestärktem Selbstgefühl begann sie nach ihrer Rückkehr nach Berlin mit ihrer schriftstellerischen Produktion. Ein Jahrzehnt lang bis zum Tode ihres Mannes 1883 publizierte sie Jahr für Jahr brilliante satirische Schriften zu allen Aspekten weiblicher Diskriminierung.[14] Die Wurzel aller Diskriminierung der Frauen stand für sie von Anfang an fest: nämlich die seit Rousseau fest etablierte Lehre von der biologisch fundierten und damit angeblich unabänderlichen Minderwertigkeit der Frau gegenüber dem Mann.

Von 1883 an war Hedwig Dohm Witwe. Statt sich in die gesellschaftlich vorprogrammierte Rolle der von von ihren Kindern abhängigen und ihnen dafür zu Dank verpflichteten Schwiegermutter und Großmutter zu schicken, schuf sie sich ein eigenes Leben. Es begann ihre produktivste schriftstellerische Phase. Zwischen 1890 und ihrem Tod 1919 veröffentlichte sie eine Fülle von Romanen, Novellen und Lustspielen, alle dem Leben und der gesellschaftlichen Situation von Frauen gewidmet.[15] Daneben entstanden weiterhin

---

[13] Hedwig Pringsheim-Dohm, ‘Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm’, *a.a.O.*

[14] Die wichtigsten Schriften aus dieser Zeit sind: *Was die Pastoren von den Frauen denken. Zur Frauenfrage von Philipp Nathusius und Herrn Professor der Theologie Jacobi in Königsberg*, Reinhold Schlingmann, Berlin 1872; Neudruck: *Was die Pastoren von den Frauen denken*, Vorw. Von Berta Rahm, Ala, Zürich 1977. - *Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage*, Wedekind und Schwieger, Berlin 1873. - *Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau*, Wedekind & Schwieger, Berlin 1874. - *Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen*, Wedekind & Schwieger, Berlin 1876. Neudruck: Ala, Neunkirch 1986

[15] Die Wichtigsten: *Frau Tannhäuser. Novellen*, S. Schottländer, Breslau etc. 1890. - *Plein Air. Roman*, F. & P. Lehmann, Berlin und Union, Stuttgart 1892. - *Wie Frauen werden. Werde, die Du bist. Novellen*, S. Schottlaender, Breslau 1894. - *Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts*, S. Fischer, Berlin 1896. - *Schicksale einer Seele. Roman*, S. Fischer, Berlin 1899. - *Die neue Mutter*, Berlin 1900; Neudruck: zusammengestellt von Berta Rahm, Ala, Neunkirch 1987. - *Christa Ruland. Roman*, S. Fischer, Berlin 1902. - *Die Antifeministen*, Dümmler, Berlin 1902; Neudruck mit Anm. A. Widmann, Frankfurt/M. 1976; auch http://gutenberg.spiegel.de/dohm/antifemi/antifemi.htm. - *Schwanenlieder. Novellen*, S. Fischer, Berlin 1906. - *Sommerlieben. Freiluftnovellen*, Vita, Berlin 1909

feministische Aufsätze, Abhandlungen und Streitschriften, in denen sie ihre eigene Lebenserfahrung als reife und alternde Frau auswertete. Trotz ihres zurückgezogenen Lebens wurde ihr Haus zum Treffpunkt führender Frauenrechtlerinnen. Sie starb 1919 mit achtundachtzig Jahren, immer noch brennend am Schicksal der Frauen interessiert, schriftstellerisch aktiv und geistig hellwach, gerade zu früh, um entscheidende Neuerungen, wie das Wahlrecht für Frauen, mitzuerleben.

3 Der Kontext: Frauenfrage und Frauenbewegung

Die ‘Frauenfrage’, also die Frage nach dem Wesen der Frau und ihrer angemessenen Stellung in Familie und Gesellschaft, ist Teil des geistigen Gepäcks der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, für die der Glaube an die menschliche Vernunft bestimmend wurde für alles Nachdenken über Mensch und Gesellschaft. Die Französische Revolution übersetzte diesen Glauben in politische Aktion: Allen vernünftigen Wesen wurde das Recht zugesprochen, als gleich und frei behandelt zu werden. Die allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte, verankert in der *Déclaration des droits de l’homme et du citoyen* von 1789, bildeten die Grundlage für Frankreichs erste demokratische Verfassung von 1791. Allerdings wurde dabei unausgesprochen vorausgesetzt, dass es sich bei *homme* und *citoyen* nur um männliche Wesen handeln könne, dass also die Hälfte der Bevölkerung von den Segnungen der neuen Zeit ausgeschlossen bliebe. Als die Französin Olympe de Gouges in gutem Glauben dieses ‘Missverständnis’ gerade noch rechtzeitig zu korrigieren versuchte, indem sie der Pariser Nationalversammlung vor der Verabschiedung der Verfassung eine Erklärung mit dem Titel *Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne*[16] vorlegte, war das für sie der erste Schritt zur Guillotine.[17]

Der Verfassungsentwurf der Nationalversammlung wurde nicht geändert. Denn die Vorstellung, dass auch Frauen vernünftige Wesen mit Rechten und Pflichten wie Männer sein könnten, erschien der Mehrheit der Angehörigen beider Geschlechter noch als ein Widerspruch in sich. So wurde der Ausschluss der Frauen aus der mit Bürgerrechten

---

[16] In *Mensch und Bürgerin. “Die Rechte der Frau” (1791*), herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Hannelore Schröder, ein-Fach-verlag, Aachen 1995

[17] Die Hinrichtung erfolgte 1793

ausgestatteten Menschheit in den westlichen Nationalstaaten zur Norm. Verheirateten Frauen wurden zusätzlich praktisch alle Rechte über ihre eigene Person, ihr Vermögen und ihre Kinder abgesprochen. In andern Worten, sie wurden per Gesetz entmündigt. So lesen wir etwa in Immanuel Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* von 1798:

> *Kinder* sind natürlicherweise unmündig und ihre Eltern die natürlichen Vormünder. Das Weib in jedem Alter wird für bürgerlich-unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Kurator.[18]

Erst mit der sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in westlichen Ländern organisierenden Frauenbewegung gewann die Idee der gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Gleichstellung der Geschlechter hinreichend an Gewicht, um in der Öffentlichkeit (bei Frauen wie Männern) mehr als nur ein mitleidiges oder verächtliches Lächeln hervorzurufen. Ähnlich wie der Sozialismus im etwa gleichen Zeitraum wuchs die Frauenbewegung gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur internationalen Bewegung mit globalen Zielen. In Hedwig Dohms Worten:

> Die französische Revolution emanzipierte den dritten Stand, die sozialistische Revolution unseres Zeitalters gilt dem vierten Stand, dem Proletariat. Die Revolution der Frauen will die Emanzipation der größeren Hälfte des Menschengeschlechts.[19]

Die rasch zunehmende Bedeutung der Frauenbewegung war eng verknüpft mit einschneidenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen und deren direkten Auswirkungen auf die Lage der Frau in Familie und Gesellschaft. Fortschritte in Industrialisierung, Handel, Bildungswesen, Wissenschaft und Technik betrafen Frauen nur

---

[18] *Werke* Bd XII, hg v W Weischedel, S. 522

[19] *Die Antifeministen*, Berlin, Dümmler 1902; Neudruck mit Anm. von A. Widmann, Frankfurt/M. 1976; zitiert aus http://gutenberg.spiegel.de/dohm/antifemi/antifemi.htm, S. 73

indirekt, dazu unterschiedlich je nach Bevölkerungsschicht. Besonders katastrophal wirkte sich der gesellschaftliche und wirtschaftliche Wandel auf Frauen des Bürgertums aus.

Preiserhöhungen, Geldwertschwund und Konkurrenzdruck bedrohten die Stabilität von Familienvermögen und brachten die Aussteuer bürgerlicher Töchter in Gefahr. Steigende Bildungsstandards kamen ausschließlich Söhnen zugute und vertieften die geschlechtsspezifische Diskrepanz zwischen geistigem Niveau und wirtschaftlicher Bedeutung von Männern und Frauen. Die Ausübung eines angemessenen Berufs und damit eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit waren Mädchen und Frauen aus bürgerlichen Familien weitgehend verschlossen, teils aufgrund ihrer mangelnden Vorbildung, teils aus Rücksicht auf den guten Ruf der Familie. So wurde im Bürgertum die Ehe zur - einzigen - Versorgungsanstalt für Töchter.

War die Ehe einmal geschlossen, so erwuchsen den Frauen neue Probleme. Das Gebären von Kindern wurde zur einzigen Aufgabe, die ihnen allein zukam. Denn mit der arbeitsteiligen Industriegesellschaft hatte sich einerseits die strenge Trennung zwischen privatem und öffentlichem Bereich (und damit zwischen männlichen und weiblichen Betätigungsbereichen) durchgesetzt; andererseits hatten die fortschreitende Technisierung des Haushalts und die aus Standesrücksichten als unentbehrlich betrachtete Beschäftigung von Dienstboten dafür gesorgt, dass für Ehefrauen autonome Pflichten im Haushalt weitgehend und kompensationslos verloren gingen. Mit der Ehe erkauften sie sich wirtschaftliche Absicherung, jedoch zum Preis von Nutzlosigkeit und chronischer Langeweile.[20]

Die ideologische Grundlage für diese Entwicklung hatte im 18. Jahrhundert der französische Philosoph Jean Jacques Rousseau geschaffen. Bei Rousseau erscheint die äußere Abhängigkeit der Frau als ein in der weiblichen Natur als solcher angelegtes Bedürfnis. Ebenfalls vorprogrammiert ist bei Rousseau die Spannung zwischen zwei einander scheinbar widersprechenden (männlichen) Vorstellungen vom Wesen der Frau; nämlich einerseits als dem Engel voller geschlechtsloser Liebe, Güte, Sanftmut, Nachgiebigkeit und passivem Gehorsam, allein darum bemüht Mann und Familie zu dienen; und andererseits als dem von sexuellen Gelüsten und maßloser Sinnlichkeit getriebenen Dämon, der Verführerin des Mannes, die es zu zähmen gilt.

[20] S. z. B. Margrit Twellmann, *a.a.O.*, S. 25ff.

In Deutschland entstand im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert eine umfangreiche Literatur (von Männern) über ‘die Weiber’, vor allem in Form von moralisch-pädagogischen Abhandlungen, Sammlungen von Anstandsregeln und ‘scherzhafter’ Literatur. Große und kleinere Denker vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert - von Immanuel Kant über Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche bis zu Max Scheler und Karl Scheffler - erhoben, aufbauend auf Rousseau, die Lehre von der geschlechtlich fundierten Unterlegenheit der Frau gegenüber dem Mann zur Norm. Erst die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in westlichen Ländern entstehende Frauenbewegung rief überhaupt eine gesellschaftspolitische Diskussion ins Leben.

Auf diesem Hintergrund sind Hedwig Dohms Schriften zu lesen.

4 Hedwig Dohms Streitschriften

Hedwig Dohm trat mit Beginn der 1870er Jahre als eine der frühesten und vor allem der radikalsten Vertreterinnen der deutschen (bürgerlichen) Frauenbewegung auf den Plan und blieb bis zu ihrem Tode 1919 tonangebend im Kampf für die Rechte der Frau. Im Gegensatz zur Mehrheit ihrer Mitstreiterinnen im bürgerlich-feministischen Lager beschränkte sie ihre Forderungen nicht auf einzelne Teilgebiete, insbesondere weibliche Bildung und Erwerbstätigkeit, sondern betonte von Anfang an die Priorität einer generellen sozialpolitischen und zivilrechtlichen Gleichstellung der Geschlechter - was einer unerhörten Kühnheit gleichkam.

Zur grundsätzlichen Frage nach dem Wesen der Frau nahm sie schon 1876 in dem Essay *Die Eigenschaften der Frau* ausführlich Stellung - eine Pionierleistung ersten Ranges.[21] Wurzeln, so fragte sie hier, die empirisch zu beobachtenden und immer wieder dargelegten Unterschiede im Wesen und Verhalten zwischen den Geschlechtern (Unterschiede, die sie keineswegs leugnete) in der von der des Mannes unterschiedlichen biologischen Konstitution der Frau - was diese Unterschiede auf ewig festschriebe? Oder sind sie historisch gewachsen und gesellschaftlich determiniert - und daher wandelbar? In anderen Worten: Ist die Unmündigkeit der Frau eine unabwendbare Notwendigkeit oder menschliches, ja, ein menschliches / ein männliches Machwerk?

---

[21] *Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen*, Wedekind & Schwieger, Berlin 1876. Neudruck: Ala, Neunkirch, CH, 1986

Hedwig Dohms Antwort, sorgfältig durch Argumentation und Beispiele aus Geschichte und eigenem Erleben untermauert, lautet: Es ist der Mann, der über die Jahrhunderte hinweg den Mythos von der unselbständigen, passiven, schwachen Frau gepflegt hat, um seine Vorherrschaft zu bewahren. Durch diese 'das ganze Leben währende Abhängigkeit' (44) wird die weibliche Entwicklung im Keime erstickt, verkümmert das natürliche Potential der Frau. Stattdessen lernt sie, sich auf die Wünsche und Erwartungen derer einzustellen, von deren Wohlwollen sie abhängig ist. Das Korsett der patriarchalischen Gesellschaftsordnung zwingt die Frauen in eine deformierte Existenzweise. Seelische, geistige und auch körperliche Schäden sind die fast unvermeidliche Folge solcher verkümmerten Existenzen.[22]

Schlimmer noch, sie macht die Frauen selbst zu Komplizen bei der Aufrechterhaltung und Verfestigung der diskriminierenden Ordnung. Was für die Männer eine Machtfrage ist, wird für die Frauen zur Überlebensfrage. Jedoch glaubt Hedwig Dohm - und das gibt ihr die Kraft zum Protest - an eine bessere Zukunft, 'eine ferne vielleicht' (56), in der Dressur und sozialer Zwang verschwinden zugunsten der Möglichkeit der freien Entwicklung der weiblichen Persönlichkeit.

Im Gegensatz zu ihren männlichen Kontrahenten hält Hedwig Dohm sich nie bei abstrakten Gedankengängen auf. Ihre Schreibanlässe sind konkret, die Probleme rufen nach konkreten Lösungen. Oft reagiert sie auf Veröffentlichungen aus der Feder von 'Herrenrechtlern', wie sie sie nennt, Antifeministen, die ihren Chauvinismus wissenschaftlich verbrämt vortragen. In ihrer ersten Streitschrift, *Was die Pastoren von den Frauen denken*, erschienen 1872,[23] als die Autorin 42 Jahre alt und noch absolut unbekannt war, greift Hedwig Dohm zwei Prachtexemplare dieser Spezies an, die mit großem wissenschaftlichen Ernst dafür plädierten, die Bildungs- und Berufschancen der Frau in engen Schranken zu halten; sei es, da Frauen nun einmal über nur geringe Geistes- und Körperfähigkeiten verfügten; sei es, um deren Anmut nicht zu beeinträchtigen und sie ihrer wahren Aufgabe - dem Wohlgefallen und

[22] Elaine Showalter, *The Female Malady: Women, Madness and English Culture 1830-1980*, Virago, London 1987; Anna Richards, *The Wasting Heroine in German Fiction by Women 1770-1914*, Clarendon Press, Oxford, 2004

[23] Reinhold Schlingmann, Berlin; Neudruck (mit einem Vorwort von Berta Rahm), Ala, Zürich 1986

Wohlleben des Mannes zu dienen - nicht zu entfremden.[24] Hedwig Dohm zerpflückt die Argumente der gelehrten Herren Stück für Stück, bleibt jedoch bei aller ironischen Schärfe sachlich und gemäßigt und ihren Kontrahenten an Objektivität weit überlegen.

Schon ein Jahr später (1873) wendet sich Hedwig Dohm einem weiteren Angriffsziel zu. Diesmal sind es bürgerliche Frauen, die in vorauseilendem Gehorsam das patriarchalische Ideal der ‘guten Hausfrau’ in seiner engsten Auslegung zum einzigen Lebensideal erheben.[25] Hedwig Dohms Satire gipfelt in dem ‘Glaubensbekenntnis’ der deutschen Hausfrau:

> “Ich, Madame Schulz, glaube von ganzem Herzen und mit allen meinen Kräften an mich und meine Küche, an meine Kinderstube und meinen Waschkeller, an meinen Trockenboden und meine Nähmaschine. Alles aber, was darüber ist, ist vom Übel. Ich glaube, dass, wenn der liebe Gott eine Frau hätte, sie gerade so sein müsste wie ich. Ich glaube, dass die Dienstmädchen eine nichtswürdige und zu misshandelnde Race sind. Jede Frau aber, die meine Unfehlbarkeit anzuzweifeln wagt, die meinen Anschauungen entgegen ist, oder sich mit so genannten Ideen befasst, erkläre ich für eine sittenlose und verabscheuungswerthe Emancipirte, für eine Ketzerin, die von Rechtswegen gespießt und mir zu süßem Duft gebraten werden müßte. […] Denn ich war und bin und werde sein - eine deutsche Hausfrau!” (S. 93)

Wieder ein Jahr später (1874) knöpft sich Hedwig Dohm die Gegner des weiblichen Hochschulstudiums vor, ganz speziell den Münchner Anatomen und Physiologen Theodor von Bischoff und dessen antifeministische Schrift *Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen*[26]. Was sonst niemand laut sagte, wagte Hedwig Dohm auszusprechen: Es war

---

[24] Philipp von Nathusius, *Zur Frauenfrage*, Halle 1871 (Dohm hielt ihn für einen Pastoren, er war aber Zeitungsredakteur; s. Philippa Reed, *‘Alles, was ich schreibe, steht im Dienst der Frauen.’ Zum essayistischen und fiktionalen Werk Hedwig Dohms. (1833-1919)*, Peter Lang, Frankfurt/M. etc. 1987, S. 34); und Professor der Theologie Hermann Jacobi, *Die Grenzen der weiblichen Bildung*, Gütersloh 1871

[25] *Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage*, Wedekind und Schwieger, Berlin 1873

[26] München 1872; Hedwig Dohm, *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau*, Berlin 1874. Zitiert aus *Emanzipation*, Ala, Zürich, 2. Auflage 1982

vor allem die Angst vor weiblicher Konkurrenz und daraus resultierendem Machtverlust, die den starken Widerstand männlicher Mediziner gegen weibliche Ärzte erklärte:

> Ich hoffe im Laufe meiner Abhandlung beweisen zu können, dass die Frauen zu Arbeiten gezwungen werden, für die sie nicht geeignet sind [schwere körperliche Arbeit in Landwirtschaft und Industrie], und ausgeschlossen von solchen, die ihrer Natur zusagen.
>
> Ich hoffe beweisen zu können, dass zwei Grundprinzipien bei der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau klar hervortreten: die geistige Arbeit und die einträgliche für die Männer, die mechanische und die schlecht bezahlte Arbeit für die Frauen; ich glaube beweisen zu können, dass der maßgebende Gesichtspunkt für die Teilung der Arbeit nicht das Recht der Frau, sondern der Vorteil der Männer ist, und dass der Kampf gegen die Berufsarbeit der Frau erst beginnt, wo ihr Tagelohn aufhört nach Groschen zu zählen.[27]

Hedwig Dohm wurde nicht müde, Deutschlands Rückständigkeit in Fragen Frauenemanzipation anzuprangern. Den Generalschlüssel zur weiblichen Emanzipation sah sie in der Gewährung des politischen Wahlrechts[28] - ein besonders heißes Eisen, das in England sowohl im Parlament als auch in der Presse zumindest heftig diskutiert wurde, in Deutschland jedoch noch total tabu war. Selbst ihre Mitstreiterinnen in der Frauenbewegung hielten es noch lange Jahre für verfrüht, auch nur daran zu rühren.

Hedwig Dohm nimmt kein Blatt vor den Mund:

> Die Gesetze, die Männer gemacht haben, sind der reine und unverfälschte Ausdruck ihrer Gesinnung in Bezug auf die Frau […]. Diese Gesetze aber scheinen nur dazu da, die bürgerliche Untauglichkeit der Frau zu beweisen, […]. (S. 101)

[27] *Emanzipation*, S. 11

[28] ‘Das Stimmrecht der Frau’, in *Der Frauen Natur und Recht*, 1876

Im deutschen Kontext und zu diesem frühen Zeitpunkt stellten derlei Ausführungen eine wahre Pionierleistung dar. Dohms Abhandlung endet mit dem herrlich zitierbaren und immer wieder zitierten Satz ‘Die Menschenrechte haben kein Geschlecht’ (S. 185). Erst 1919 erhielten Frauen in Deutschland das allgemeine Wahlrecht. (In Frankreich dauerte es allerdings noch ein Vierteljahrhundert länger.)

Auch an die Geistesgrößen ihrer Zeit - Arthur Schopenhauer[29] und Friedrich Nietzsche[30] - wagte sich Hedwig Dohm. Leicht fiel ihr dieses Unternehmen nicht, und man spürt, wie nahe es ihr geht, die Frauen gegen diese ‘Vornehmsten, Tiefsinnigsten unter unseren Gegnern’ verteidigen zu müssen.[31] Wie viel lieber hätte sie bei ihnen Unterstützung gesucht, so wie Feministinnen in England sie bei John Stuart Mall in seinem revolutionären Werk *The Subjection of Women* (1869)[32] fanden. In Deutschland stießen Frauen wie Hedwig Dohm unter den führenden Köpfen noch auf eine einhellig antifeministische Front.

Wie konnte der aufgeklärte und seiner Zeit ansonsten weit voraus denkende Nietzsche behaupten, die Frau sei schlecht beraten, ihren naturgegebenen Aufgaben abtrünnig zu werden; es könne ‘dieser gefährlichen, schönen Katze “Weib”’ nur zum Nachteil ausschlagen, wenn sie dem Manne ausreden wolle, ‘dass das Weib gleich einem zarteren, wunderlich wilden und oft angenehmen Hausthiere […] erhalten, versorgt, geschützt, geschont werden müsse’?[33] Wie konnte er engstirnig warnen vor einer Vermännlichung der Frau und einer Verweiblichung des Mannes als unumgänglicher und desaströser Folge jeglicher emanzipatorischer Bemühungen des weiblichen Geschlechts? Die damals siebenundsechzigjährige Hedwig Dohm gesteht sich und ihren Leserinnen ein, dass

---

[29] *Über die Weiber*, zuerst erschienen 1851; http://gutenberg.spiegel.de/schopenh/weiber/weiber.htm

[30] Insbes. *Jenseits von Gut und Böse*, zuerst erschienen 1886; http://ibiblio.org/gutenberg/etext05/8jnst10.txt

[31] ‘Nietzsche und die Frauen’, *Die Zukunft*, Berlin, Bd 25 (1898), S. 535-543; Zitat S. 536

[32] http://etext.library.adelaide.edu.au/m/m645s/

[33] www. http://ibiblio.org/gutenberg/etext05/8jnst10.txt, § 239

Nietzsches ressentimentgeladene antifeministische Ausführungen sie sich ‘noch einsamer. Noch älter. Noch abseitiger’ fühlen ließen (S. 543).

Sehr viel leichter fällt ihr dagegen die Antwort auf das Buch *Die Frau und die Kunst* (1908) des angesehenen Kunstkritikers Karl Scheffler.[34] Nach Scheffler ist jeglicher Versuch, die Gleichberechtigung der Geschlechter herbeizuführen, ein krankhaftes Unterfangen. Die Natur habe die Ungleichheit nun einmal gewollt und der Frau aus gutem Grund Individualität und Persönlichkeit verweigert. Zwar hätten wirtschaftliche Umstände bedauerlicherweise die Frau in männliche Berufe gezwungen, mit der unausbleiblichen Folge ihrer Vermännlichung. Aber das dürfe nicht zum Normalzustand erklärt werden. Sonst seien Kunst und Kultur Deutschlands ernsthaft in Gefahr. Denn ‘Wo Weiber männisch werden, da müssen die Männer weibisch werden.’ (S. 99) Im Naturzustand sei die Frau für den Mann ‘Dienerin oder Heilige’, nie aber ‘eine gleichberechtigte Kameradin’. (S. 15) ‘Gott und Tier liegen bei ihr näher beieinander.’(S. 25) So wenig sie mit Begriffen und Logik etwas anzufangen wisse, so unfähig sei sie zu künstlerischer Kreativität. Kunst, so erklärt Scheffler kategorisch, ist ‘vom Mann für den Mann gemacht.’ (S. 29) So stelle denn ‘die krasse Unnatur unserer Frauenbewegung’ (S. 108) eine ernsthafte Gefahr für die deutsche Kultur dar. Abhilfe sei dringend nötig, auch und besonders um der Frauen selbst willen.

Hedwig Dohms Replik[35] ist ein kleines Meisterwerk aufgeklärten Denkens und Argumentierens. Zudem ein eindrucksvolles Beispiel für eine von ihr insbesondere in ihrem fiktionalen Werk perfektionierte Strategie, Intertextualität (also die Verwendung von Zitaten oder sprachlichen Echos ohne Kennzeichnung oder Angabe der Quelle) subversiv zu feministischen Zwecken einzusetzen.[36] So beginnt dieser Text mit einem indirekten Zitat aus

---

[34] *Die Frau und die Kunst*, Julius Bard, Berlin 1908

[35] ‘Die Idealisten des Antifeminismus’ (erschienen im Jahre ihres Todes) in Wally Zepler (Hg.), *Sozialismus und Frauenfrage*, Cassirer, Berlin 1919

[36] Dazu z. B. Gaby Pailer, *Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher ‘Autorschaft’ im erzählerischen Werk Hedwig Dohms*, Centaurus, Pfaffenweiler 1994; Birte Giesler, *“… wir Menschen alle sind Palimpseste …”. Intertextualität in Hedwig Dohms “Schicksale einer Seele” am Beispiel der Verarbeitung von Goethes “Wilhelm Meisters Lehrjahre”*, Centaurus, Herbolzheim 2000

Immanuel Kants historischer Schrift *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*[37]. Kant hatte seine Titelfrage selbst so beantwortet:

> Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

Hedwig Dohm stellt die analoge Frage: ‘Was ist Antifeminismus?’ Ihre Antwort folgt dem großen Vorbild nicht nur im Geist, sondern bis in den syntaktischen Rhythmus hinein:

> Was ist Antifeminismus? Der passive oder aktive Widerstand gegen die Aufwärtsbewegung des weiblichen Geschlechts. Passiv ist es, wenn er nur in der Meinung, in einer Gefühls- und Glaubensrichtung besteht; aktiv, wenn Gefühl und Glauben sich in Taten umsetzen, mögen sie sich in Schriften, Vorträgen, Gesetzes- oder Polizeiverordnungen äußern. (S. 99)

Das Subversive an dieser Antwort liegt darin, dass sie implizit den patriarchalisch-diskriminierenden Charakter der Kantischen Argumentation bloßlegt. Beide Schriften, die eine noch vor der französischen Revolution (1784), die andere nach dem ersten Weltkrieg (1919) geschrieben, appellieren an den Mut zur Mündigkeit, den Mut, sich der menschlichen Vernunft zu bedienen. Jedoch beschränkt sich Kant dem Geist seiner Zeit gemäß auf einen

[37] Zuerst 1784; http://gutenberg.spiegel.de/kant/aufklae/aufkl001.htm

Appell an die männliche Hälfte der Menschheit und nimmt als naturgegeben hin, dass Frauen weiterhin in den ‘Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit’ zu erharren haben. Hedwig Dohm dagegen argumentiert 130 Jahre später gerade zu Gunsten dieser zweiten, der weiblichen Hälfte der Menschheit. Setzt Kant seine Hoffnung auf die aufgeklärte Einstellung seines Herrschers Friedrich des Großen sowie den gesunden Menschenverstand der Bevölkerung (‘Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohheit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten.’), so hat Hedwig Dohm gelernt, sowohl der Herrscherweisheit als auch der Gesellschaft und ihren Dogmen zu misstrauen. Für sie ist die Quelle der Hoffnung auf Fortschritt im Kampf um die Rechte der Frau das Leben selbst, das auch und besonders die Sinne umfasst:

> Nur das Leben selber schafft neues Leben. Und wer Sinne hat (und nicht Dogmen an deren Stelle), der fühlt aus dem Chaos der Gegenwart mit dem andern Neuen auch die neue Frau entstehen. Ihre frische Schönheit zu sehen, dazu gehören freilich frische Augen. Doch die bringt das Leben schon: […]. (S. 106)

Die Frische und Originalität von Hedwig Dohms Sicht kommt besonders dort zum Tragen, wo sie ihre ganz persönlichen weiblichen Lebenserfahrungen in die Waagschale wirft. Jede Station ihres Lebens als Frau - Kindheit, Ehe, Mutterschaft, Witwenstand, Schwiegermutterdasein, Großmutterschaft - dient ihr als Fundgrube für kritische Beobachtungen, die in Vorschlägen zur Verbesserung der Lage der Frau münden. Ihr Ziel ist immer, auch Mädchen und Frauen zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit und vollen Selbstwerdung zu verhelfen. Mit warmem Eifer, klarem Blick und wunderbarer Unbefangenheit setzt sie sich ein für Ziele, an die die Gesellschaft ihrer Zeit noch kaum zu denken wagte: Geburtenkontrolle durch Enthaltsamkeit des Mannes; Maßnahmen zur Reduzierung der massenhaften Säuglingssterblichkeit; Abschaffung der Prügelstrafe; frühe mündliche Sexualaufklärung für Mädchen und entsprechende pädagogische Anleitung von Müttern; angemessene Ausbildung für Lehrerinnen und Erzieherinnen; Reform-Erziehungsheime nach englischem Muster; Zugang von Frauen zu allen Berufen; Respektieren der Entscheidung von Müttern für oder gegen Berufstätigkeit; Mutterurlaub bei ernsthafter Krankheit von Kindern; Beteiligung der Väter an Hausarbeit und Kindererziehung;

öffentliche Küchen zur Entlastung der Hausfrau. Dohm entwirft das Idealbild der ‘neuen Mutter’, die sich außerhalb der Mutterschaft engagiert, eigene Interessen (vor allem geistige) verfolgt, der Tochter Raum zur selbständigen Entwicklung schafft und ihr eine Freundin wird.

Hedwig Dohm war wohl die erste überhaupt, die das Thema des Alterns von Frauen der anteilsvollen Betrachtung für Wert erachtete. Das an Nietzsches Zarathustra erinnernde Pathos, mit dem sie sich mit siebzig Jahren diesem Thema zuwendet, beweist, dass sie sich der Neuartigkeit und Bedeutung ihres Unternehmens bewusst ist:

> Oft schon habe ich für die Rechte der Frau gekämpft, für die Rechte des jungen Mädchens, der Gattin, der Mutter. Die alte Frau habe ich kaum hier und da gestreift. Von ihr will ich jetzt reden, von dem armen, alten Weibe, das einem Schatten gleicht, den die Schöpfung - zum Missvergnügen der Menschheit -- wirft. […] Ich will von des alten Weibes Leiden sprechen und sagen, wie ihnen abzuhelfen ist.’[38]

In diesem Kontext, so weist sie nach, zeigt sich die destruktive Wirkung der Bestimmung der Frau als ausschließlich geschlechtlich definiertem Wesen in ihrer krassesten Form. Solange der geschlechtliche Wert der einzige der Frau zugebilligte ist, verliert sie ihre Existenzberechtigung, ja, wird noch bei Lebzeiten beigesetzt, sobald sie zur Gebärerin, Kinderpflegerin und Geliebten untauglich geworden ist. Dohm lässt ihrer Empörung freien Lauf:

> Geschlechtlicher Reiz und Nutzen des Weibes als Wertmesser! Eine animalische Auffassung ihrer Wesenheit, eine naive Schamlosigkeit, die einem früheren Zeitalter

[38] *Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage*, Fischer, Berlin 1903; zitiert aus http://www.gutenberg2000.de/dohm/muetter/muetter.htm, S. 58

> entsprochen haben mag, der Reife und Höhe des jetzigen aber Hohn spricht; denn: sie entmenscht das Weib. (S. 59)

Alte Männer (man denke nur an Goethe) können mit Respekt und Zuneigung der Gesellschaft rechnen. Alte Frauen dagegen werden als in jeder Beziehung lästig und hässlich empfunden. Dohm setzt auf Selbsthilfe und redet ihren Geschlechtsgenossinnen ins Gewissen: Alte Frauen sollten ihre äußere Erscheinung pflegen, sich weiß statt dunkel kleiden, peinlichste Sauberkeit und Körperpflege beachten, sich an der Natur freuen, alle Schwerfälligkeit und Dickleibigkeit durch körperliche Betätigung vermeiden. Warum nicht ‘eine alte Frau mit Schlittschuhen an den Füßen, auf dem Fahrrad, auf dem Pferd’? (S. 63) ‘Wenn ihr Kraft und Lust dazu habt, so radelt, reitet, schwimmt, entdeckt auf Reisen neue Schönheiten, neue Welten’. (S. 64)

> Gegen den Tod ist kein Kräutlein gewachsen; aber gegen den zu frühen Tod des Weibes sind viele Kräutlein gewachsen. Das kräftigste heißt: bedingungslose Emanzipation der Frau und damit die Erlösung von dem brutalen Aberglauben, dass ihr Daseinsrecht nur auf dem Geschlecht beruhe. (S. 64)

Als Hedwig Dohm mit achtundachtzig Jahren ihren nahenden Tod spürte, hatte sie immer noch die Kraft und Selbstdisziplin, auch diese Erfahrung literarisch umzusetzen. Ihr letzter Text ist der einzige mir bekannte, in dem Bitterkeit allen Optimismus erstickt. Allerdings gilt diese Bitterkeit der Menschheit insgesamt, nicht nur dem Schicksal der Frauen. ‘Auf dem Sterbebett’ entstand acht Tage vor ihrem Tod und erschien erst danach in der *Vossischen Zeitung*.[39] Eine alte Frau, ‘die Sterbende’, sinnt nach über das Leben, das sie im Begriff ist zu verlassen. Angesichts der Massenmorde des ersten Weltkriegs und der lügenhaften Verherrlichung des ‘Heldentodes’ von Millionen junger Menschen bricht die Sterbende in bitteres Lachen aus und lacht sich im wahrsten Sinne des Wortes zu Tode. Wobei die Autorin der Zeitung zufolge auf dem Sterbebett ‘lächelnd’ ein paar einleitende Worte zu diesem

[39] 7. 5. 1919. Neudruck in *Erinnerungen*, Ala, Zürich 1980

Artikel geschrieben und sich darin ‘eine todessüchtige, fast achtundachtzigjährige Greisin’ genannt habe.[40]

5 ‘Die sich selbst verdoppelnde Frau’[41]

Wie eingangs angedeutet, besteht ein auf den ersten Blick überraschender Kontrast zwischen Hedwig Dohms streitbaren, zielorientierten und stilistisch wunderbar treffsicheren Beiträgen zur Debatte um die Emanzipation der Frau einerseits und ihren - nicht weniger im Dienste der Frauen verfassten - literarischen Texten andererseits. Letztere erschienen alle erst nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1883 (sie war damals zweiundfünfzig).[42]

Das Kernstück von Hedwig Dohms literarischer Prosa ist eine Romantrilogie.[43] ‘In drei Romanen,’ so schrieb sie in einer Selbstanzeige[44], ‘wollte ich drei Frauengenerationen des neunzehnten Jahrhunderts schildern, deren Repräsentantinnen, den Durchschnitt zwar überragend, doch Typen ihrer Zeit sein sollten.’ ‘Werde, die du bist’ ist das Motto, um das sich die Romanhandlungen gruppieren. Sie verweisen inhaltlich wie sprachlich sowohl auf Goethes klassischen Entwicklungsroman *Wilhelm Meister* als auch Nietzsches *Zarathustra*, das jedoch in subversiver Absicht. Denn was im Zerrspiegel gezeigt wird, ist gerade, dass für Frauen die von Männern erfolgreich angestrebte Selbstverwirklichung aufgrund gesellschaftlicher Bedingungen unerreichbar bleiben muß.

Die Protagonistinnen - talentiert, attraktiv und gesellschaftlich privilegiert - träumen von Individualität und einem selbstbestimmten Leben, der freien Entwicklung von Geist und

---

[40] *a.a.O.*, S. 200

[41] Lenk, Elisabeth, ‘Die sich selbst verdoppelnde Frau’, in *Ästhetik und Kommunikation* 7 (1976), H. 25, 84-87

[42] Man darf wohl annehmen, daß sie ihm die Peinlichkeit einer Romane schreibenden Ehefrau hatte ersparen wollen.

[43] *Sibilla Dalmar*, 1896; *Schicksale einer Seele*, 1899; *Christa Ruland*, 1902.

[44] *Erinnerungen*, S. 145

Körper. Es gelingen ihnen Ansätze, gerade genug, um die Sehnsucht danach wach zu halten. Aber letztlich siegen gesellschaftliche Zwänge, das erdrückende Übergewicht des von Männern geprägten Ideals der koketten Frau, die eigene Schwäche. Hedwig Dohm erklärte das Scheitern ihrer jungen Heldinnen als Folge der ‘Jahrtausende lang währenden Einsperrung’ der Frau, die ihr die Kraft zum Flug genommen und ihre Flügel gelähmt hätten. Die ‘neue Frau’ leide noch immer unter dem Handicap des ‘von allen früheren Frauengenerationen erworbenen, aufgehäuften Spezial-Weibtums’. Sie sei ein ‘Übergangsgeschöpf’, mit ‘den Nerven der alten Generation und der Intelligenz und dem Willen der neuen’.[45]

Dieser sozialpsychologischen Ambivalenz entsprach eine Ambivalenz im ästhetischen Bereich, wenn die ‘neue Frau’ in der männlich dominierten Kunst- und Literaturdomäne Fuß zu fassen versuchte. Das Abfassen der Streitschriften war Hedwig Dohm vergleichsweise leicht von der Hand gegangen. Es gab einen klar definierten Gegner, ein konkretes Argumentationsziel; Inhalt und Form des Textes waren strenger Logik unterworfen. Vorbilder gab es reichlich. Dass die Vorbilder ausschließlich männlichen Federn entstammten, war nicht nur kein Hindernis, sondern sogar hilfreich; denn (männliche) Gegner waren am besten mit männlichen Waffen zu schlagen. Hedwig Dohm erwies sich in diesem Bereich als Naturgenie.

Beim literarischen Schreiben war das anders. Die Darstellung subjektiven weiblichen Erlebens aus weiblicher Perspektive rief nach neuen Formen. Logische Gradlinigkeit war weniger gefragt als assoziatives Denken und Einfühlungsvermögen. Angesprochen wurde nicht ein klar definierter männlicher Gegner, sondern eine anonyme weibliche Leserschaft. Männliche sprachliche Vorbilder waren hier nur von begrenztem Wert, weibliche fehlten noch weitgehend. Hedwig Dohm entwickelte für sich die oben skizzierte subversive Schreibstrategie der Intertextualität, also des ironischen Zitierens ungenannter männlicher Autoritäten, um ihre feministische Botschaft herüberzubringen. Darüber hinaus einen eigenen

---

[45] ‘Selbstanzeige des Romans *Christa Ruhland*; zuerst erschienen in Maximilian Harden (Hg.), *Die Zukunft*, 3. Mai 1902, S. Fischer, Berlin; zitiert aus H. Dohm, H. Korsch, B. Rahm, *Erinnerungen*, Ala, Zürich 1980, S. 149-151

literarischen Sprachstil zu finden, blieb für sie wie für viele ihrer Zeitgenossinnen ein unüberwindliches Problem.

Stark war der Sog der Kitschromane der Eugenie Marlitt, die seit den 1860er Jahren bei deutschen Leserinnen beispiellose Popularität genossen.[46] Auch bei Dohm, die in jüngeren Jahren viel Marlitt verschlungen hatte, begegnen wir ‘echt deutscher träumerischer Weltverlorenheit’, ‘ernsten deutschen Wäldern voll starker Eichen und Buchen und schwellendem Moos’, ‘reinem schönen Menschentum’, reizenden jungen Mädchen und romantisch verklärten Freitoden, vor allem im Wasser. So beklagte eine Rezensentin der Neudrucks von Dohms Roman *Schicksale einer Seele* in der *taz* 1989 ‘schwülstiges Deutsch und biedermeierliche Innerlichkeit’.[47] Die Schriftstellerin Elisabeth Plessen stöhnte ihrerseits über die ‘üppige, seelenbadende Schwelgerei’ der Romantrilogie.[48]

Die Leistung Hedwig Dohms kann man wohl erst einschätzen, wenn man beide Seiten ihres Schaffens klar sieht. Es erscheint mir - und damit möchte ich schließen - als hätten wir in Hedwig Dohms Werk ein klassisches Beispiel für das Phänomen, das die Literaturwissenschaftlerin Elisabeth Lenk Mitte der 1970er Jahre als ‘die sich selbst verdoppelnde Frau’ kennzeichnete. Das ist die Frau, die den Mut und die Begabung hat, in die von Männern beherrschte Domäne von Kunst und Literatur einzudringen und bewirkt, dass ‘die nur scheinbar versteinerte Frau, Fundament der patriarchalischen Gesellschaft, also der Boden, auf dem die Männer so lange standen, anfängt sich zu bewegen.’ (S. 84) Diese Frau zeigt Männern und Frauen ein je anderes Gesicht:

---

[46] 1825-1887. Eugenie Marlitt, eigentlich Eugenie John, ehemalige Opernsängerin, arbeitete ab 1863 äußerst erfolgreich als freie Schriftstellerin. Viele ihrer wunderbar kitschigen Erzählungen und Romane erschienen in der Zeitschrift *Gartenlaube*, deren Auflagenhöhe sich zwischen 1866 und 1876 verdoppelte. Im Internet (http://gutenberg.spiegel.de/autoren/marlitt.htm) zu finden: *Das Heideprinzchen*, *Die zweite Frau*, *Die zwölf Apostel*, *Goldelse*, *Reichsgräfin Gisela*, *Schulmeisters Marie*, *Gedichtsammlung*

[47] Heide Soltau, ‘Triviales mit frauenliebendem Ende’, *tageszeitung*, 7. 1. 1989

[48] ‘Hedwig Dohm (1833-1919)’, in Hans Jürgen Schulz (Hg.), *Frauen. Porträts aus zwei Jahrhunderten*, Kreuz, Stuttgart 1981, S. 139

> Die neue Frau hat zwei völlig verschiedene Gesichter. Das eine der Männerwelt zugewandte Gesicht kann gar nicht neutral und sachlich genug sein, denn nach wie vor müssen die Frauen täglich um die elementarste Gerechtigkeit kämpfen; dazu bedürfen sie der polemischen Kraft und der Kälte. Das andere, den Frauen zugewandte Gesicht ist gar kein Gesicht, sondern eben die Bewegung, von der ich sprach.

Elisabeth Lenk schrieb dies Mitte der 1970er Jahre, mit dem Blick auf Literatur von Frauen aus dem Umfeld der zweiten deutschen Frauenbewegung. Hedwig Dohm, eine der führenden Feministinnen der ersten deutschen Frauenbewegung ein knappes Jahrhundert zuvor, war eine der ersten, die in ihrem Schreiben diese Selbstverdoppelung auf sich nahm und der doppelgesichtigen ‘neuen Frau’ Stimme verlieh. Das allein sollte ihr einen Platz nicht nur in der Geschichte der Frauenbewegung, sondern auch in der Geschichte der deutschen Literatur sichern.

Dr. Bärbel Rompeltien

Mobbing in Zeiten von Ich-AG und globaler Konkurrenz

Vortrag in der Reihe „Frauenvorträge an der FernUniversität Hagen“ am 30.09.2003

© FernUniversität in Hagen 2004

Gliederung:

0. Vorbemerkung

1. Mobbing – Kenntnisstand und gesellschaftliche Handhabung eines Problems

2. Die Konstruktion des Mobbing-Opfers durch die Mobbing-Diskussion

3. Mobbing – Fehler im System oder Ausdruck des Systems

4. Fazit

0. Vorbemerkung

Der vorliegende Beitrag möchte eine neue Sichtweise auf das Phänomen Mobbing vorschlagen. Dazu wird zunächst der aktuelle Erkenntnisstand zur Mobbing-Problematik dargestellt, sowie die Praxis, die sich im Umgang mit den entsprechenden Problemlagen herausgebildet hat. Die Rationalität des wissenschaftlichen wie des praktischen Umgangs mit eben diesen Problemlagen wird in einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Mobbing-Begriff hinterfragt. Um für den Umgang mit dem Phänomen „Mobbing“ neue Impulse freizusetzen, wird vorgeschlagen, die Komplexität der Prozesse, die verkürzend mit dem Begriff „Mobbing“ belegt werden, anzuerkennen und den Blick auf die gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen zu richten, unter denen die Zunahme der entsprechenden Problemlagen stattfindet und die die Karriere des Mobbing-Begriffs plausibel machen. Hieraus werden in einem Fazit Leitlinien einer veränderten Thematisierung und einer in Teilen neu akzentuierten Praxis zur Mobbing-Problematik begründet.

1. Mobbing - Kenntnisstand und gesellschaftliche Handhabung eines Problems

Der Mobbing-Begriff hat seit Beginn der 90er Jahre eine beispiellose Erfolgsgeschichte, die heute von niemandem mehr bestritten werden kann. Die Presse greift das Thema regelmäßig auf, meistens in reißerischer Weise. „Der Arbeitsplatz als Folterkammer: Wenn Kollegen einander ans Leder gehen.“ Untertitel: „Mobbing ruiniert die Gesundheit, kostet Milliarden und betrifft fast jeden.“ Diese Überschrift war in der Süddeutschen zu lesen.[1] So titelte der Focus 2002 „Der Feind im Büro“ mit den Unterzeilen: „Schikanen am Arbeitsplatz, Attacken von Vorgesetzten, Intrigen der Kollegen – Mobbing zermürbt Millionen Menschen und schädigt die Wirtschaft“[2] und teilt mit: 1,2 Mio.Beschäftigte leiden unter Mobbing. 1000 Selbstmorde pro Jahr gehen auf Mobbing zurück. Bis zu 25 Mrd. Euro volkswirtschaftlicher Schaden.“ Spektakuläre Fälle wie das Hagener Mobbing von Polizisten gegen eine Kollegin oder der Selbstmord einer jungen Polizistin in Berlin halten das Interesse am Thema wach. Die Tötung einer

[1] Süddeutsche Zeitung vom 15./16.03.1997
[2] Focus Nr. 20/2002, S.61-74

Sekretärin durch ihren Chef, einen Archivleiter und Historiker, steigert das Bedrohungsgefühl, das durch den Begriff Mobbing angesprochen wird. Bemerkenswert ist, dass beide, sowohl Chef als auch Sekretärin sich als Opfer von Mobbing und Intrigen gesehen hatten.[3]

Ruft man das Stichwort Mobbing im Internet auf, so liefert Google auf deutsch über 100 000 (!) Einträge. Es wird deutlich: rund um das Thema Mobbing hat sich eine ganze eigene Branche entwickelt. Wichtige gesellschaftliche Institutionen nehmen sich des Themas an: Ministerien, Gewerkschaften und andere Verbände, Krankenkassen und Kirchen greifen das Thema auf. Nicht nur die nationalen Ministerien betrachten Mobbing als gewichtiges Thema, auch in Europa ist das Thema angekommen.[4] Für RechtsanwältInnen, TherapeutInnen und BeraterInnen ist das Thema inhaltlich und quantitativ bedeutsam genug geworden, um sich als ExpertIn oder Fachkraft für Mobbing-Fragen anzubieten. An Informationen, Beschreibungen und Erklärungen, Hinweisen zur Prävention und an Hilfsangeboten für Betroffene ist kein Mangel. Eher ist es schwierig geworden, sich in der Vielfalt der Beratungs- und Hilfsangebote zurechtzufinden, die von Selbsthilfegruppen über Angebote etablierter Träger wie Kirchen und Gewerkschaften bis zu kostenträchtigen Angeboten freiberuflicher Professioneller reichen.

Die Beratung- und Hilfsangebote wie das Mobbing-Telefon der DAG, die Mobbing-Hotline NRW finden eine starke und steigende Nachfrage. Und da scheint mir schon ein Paradox zu liegen: Die Zahl der Beratungs- und Hilfsangebote, der Anlaufstellen und der Sensibilisierungs- und Präventionsmaßnahmen steigt, ohne dass eine erkennbare Abmilderung der Problematik zu verzeichnen wäre. Statt Besserung durch steigende Aufmerksamkeit und Sensibilisierung ergibt sich eher eine Zunahme der Mobbing-Beschwerden.[5] Unklar ist, ob die vermehrte öffentliche Ansprache des Themas endlich den bestehenden Nöten einen Artikulationsraum öffnet – oder ob sie erst mit dem Ettikett Mobbing dazu anregt, vermehrt Probleme und Konflikte als Mobbing zu deklarieren.

Zu erwähnen ist auch die juristische Durchsetzung des Mobbing als eines rechtsrelevanten Sachverhalts. Dabei hat sich eine solche Bewertung des Mobbing nicht auf dem Hintergrund eines eigenen Anti-Mobbing-Gesetzes vollzogen, wie es Mitte der 90er Jahre gefordert wurde.[6] Vielmehr subsumiert die Rechtsprechung Mobbing unter allgemeine, bereits verankerte Grundsätze und Sachverhalte. Damit steht Menschen, die nachweisen können, dass sie Eingriffen

[3] Bericht in der FR vom 05.12.2002

[4] vgl. Europäisches Parlament: Bericht des Ausschusses für Beschäftigung und soziale Angelegenheiten vom 16.7.2001

[5] Sowohl Einrichtungen des DGB wie auch andere Beratungsstellen berichten eine erhebliche Zunahme der Inanspruchnahme durch Hilfesuchende – vgl. Bericht Britta Domke in: Handelsblatt/junge karriere 10/03, S.33; eine entsprechende Feststellung trifft auch U. Mascher 2002

[6] Während in Schweden und Frankreich eigene Mobbing-Schutzgesetze in Kraft gesetzt wurden, hat sich die deutsche Politik für den anderen Weg entschieden, der Konfliktprävention und Aufklärung aller betrieblichen Akteure in den Mittelpunkt stellt – vgl. Mascher 2002.

in ihre Menschenwürde, schädigenden oder strafbaren Handlungen ausgesetzt waren, der Gang zum Gericht offen (vgl. Anhang 1).[7]

Das Interesse an der Mobbing-Problematik ist also seit Beginn der 80er Jahre ungebrochen. Der Beginn wird durch die Untersuchung von Leymann, dem schwedischen Arbeitsmediziner, markiert, deren Publikation in Deutschland zu einem Bestseller geriet. In der nachfolgenden wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Beschäftigung mit der Thematik hat sich ein bestimmter Bestand an Aussagen und Sichtweisen herausgebildet, der in verschiedenen Medien transportiert wird. Die Beschäftigung mit dem Thema geht im Allgemeinen in folgender Weise vor sich: Zunächst wird definiert, was als Mobbing zu verstehen ist. Dabei werden die Aspekte des persönlichen Angriffs, der Schikane, der Ausgrenzung betont und in den Zusammenhang systematischer Strategien gestellt. Betroffenheit, Umfang und Ausmaß des Mobbinggeschehens werden quantifiziert, wobei eine Differenzierung nach Personengruppen, Beschäftigungsbereichen und Branchen vorgenommen wird. Die Analyse der Ursachen bezieht persönliche Merkmale der Beteiligten, vor allem aber innerorganisatorische Faktoren wie Führung, Arbeitsorganisation u. ä. mit ein; daraus wird die Notwendigkeit der Prävention, aber auch von Schutzmaßnahmen sowie von Hilfs- und Unterstützungsangebote für Betroffene abgeleitet.

Viele praktisch ausgerichtete Darstellungen der Mobbing-Problematik folgen diesem Schema. Beispielhaft sei an dieser Stelle auf die Mobbing-Broschüre des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) sowie ein Faltblatt des Bundesverbandes der Betriebskrankenkassen (BKK), beide über das Internet verfügbar, verwiesen.[8] Auch der Mobbing-Report[9], der den aktuellen Kenntnisstand im Rahmen der bisherigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Mobbing-Problematik beinhaltet, zeigt diesen Aufbau.[10]

Der Mobbing-Report ist eine repräsentativ ausgelegte empirische Studie im Auftrag der Bundesregierung. Ihre Ergebnisse unterstützen die Sichtweise von Mobbing, so wie sie auch im populären Schrifttum vermittelt wird. Danach wird eine Betroffenheitsquote von 11,3% der erwerbsfähigen Bevölkerung festgestellt, d.h. etwa jede neunte Person im erwerbsfähigen Alter ist danach aktuell oder mindestens schon einmal in ihrem Berufsleben von Mobbing betroffen (gewesen). Das Mobbing-Risiko von Frauen wird als um 75% höher als das von Männern ermittelt. Die Daten zeigen weitere Differenzierungen nach Alter, beruflichem Status, Berufsgruppen, Branchen und Betriebsgrößen.

Auf eine weitere ausführliche Darstellung der Ergebnisse, die der Mobbing-Report erbracht hat, wird an dieser Stelle verzichtet. Festzustellen ist aber, dass mit dem Mobbing-Report als Repräsentativ-Studie das Phänomen Mobbing eine neue wissenschaftliche Weihe erfahren hat. Mobbing stellt sich danach als

[7] News Gesundheitsförderung im Betrieb 1/03, S.4-5; Arbeitsrechtliche Fragen und Antworten zum Thema „Mobbing am Arbeitsplatz“ auf den Internetseiten des Bundesministeriums für Wirtschaft (http://www.bmwi.de)
[8] Eine Zusammenstellung der wichtigsten Internet-Adressen findet sich im Anhang 2.
[9] Meschkutat u. a., 2002
[10] Eine Übersicht über die wichtigsten Ergebnisse der empirischen Studie, über die im Mobbing-Report berichtet wird, findet sich im Anhang 3. Eine Kurzfassung des Mobbing-Report ist im Internet zugänglich über die Seiten der Sozialforschungsstelle Dortmund (www.sfs-dortmund.de)

objektivierbarer Sachverhalt dar, der auf der Grundlage eines Katalogs von Handlungen ermittelt werden kann. Damit überspringt der Mobbing-Report souverän die von den AutorInnen selbst festgestellte konzeptionelle Unschärfe des Mobbing-Begriffs[11], ohne dass dies letztlich ernsthafte Zweifel an der wissenschaftlichen Tragfähigkeit des Mobbing-Begriffs und damit auch an den Aussagen der Studie hervorriefe. Genau hier setzt meine Kritik an.

1.“Die Konstruktion des Mobbing-Opfers durch die Mobbing-Diskussion“

Die Erfolgs- und Durchsetzungsgeschichte des Mobbing-Begriffs hat eine Kehrseite. 1995, als ich das erste Mal Gelegenheit hatte, hier in Hagen zum Thema Mobbing zu sprechen, war eine gewisse wissenschaftliche Diskussion im Gange, die sich auf die Konzeptbildung und die wissenschaftliche Konstruktion eines Sachverhaltes „Mobbing“ bezog. Heute ist festzustellen, dass die gesellschaftliche Praxis über diese Diskussion hinweggegangen ist. Das Konzept hat sich verselbständigt, wobei der alltagssprachliche Gebrauch des Mobbing-Begriffs und die wissenschaftliche Definition nicht deckungsgleich sind, aber doch zusammenhängen. Auch im wissenschaftlichen Sprechen über Mobbing schwingen die alltagssprachlichen Konnotationen immer mit. Eine begriffliche Klärung und wissenschaftliche Fundierung des Mobbing-Konzeptes ist überfällig. Dass dies keine überflüssige wissenschaftliche „Begriffshuberei“ ist, soll im Folgenden ausführlich dargelegt werden.

Ein Missverständnis ist von vornherein auszuschließen: Keinesfalls soll in Zweifel gezogen werden, dass alle die Sachverhalte real sind, auf die Menschen sich beziehen, wenn sie etwa von sich sagen: Ich werde gemobbt. Die Sachverhalte sind das eine: Diskriminierung, Kränkung, Aggression, Beleidigung, Schädigung. Dies sind lebensweltliche Sachverhalte, Vorkommnisse, die tatsächlich geschehen und ihren Adressaten zusetzen, sie beschädigen, unter Druck setzen und krank machen im Sinne des „Was kränkt, macht krank!“. Die Frage ist, wie diese, zunächst einmal sehr heterogenen, unterschiedlichen und im letzten ja einzigartigen Geschehnisse und Sachverhalte verstanden, durchdrungen und der Veränderung zugänglich gemacht werden können. Gemeinhin ist dies die Aufgabe einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit der sozialen Realität.

Das reale Geschehen ist also das eine - das andere ist der (wissenschaftliche) Begriff des Mobbing, die wissenschaftliche Konzeptualisierung, die die Sachverhalte in einen impliziten und/oder expliziten Rahmen stellt. Die wissenschaftliche Konzeptualisierung bildet eine klassifikatorische Matrix, in der das Phänomen erfasst wird, und die immer auch die Wahrnehmung und den Umgang mit dem durch die Klassifikation belegten Sachverhalt steuert.

Um deutlich zu machen, weshalb diese Erörterung von Mobbing als Klassifikation notwendig ist, muss ich einige grundsätzliche Bemerkungen zum Vorgang und zu den Effekten von Klassifizierungen machen.[12] Klassifizierungen

[11] Hierzu insbesondere die Ausführungen in Kap.3 des Mobbing-Reports

[12] Ich beziehe mich dabei auf die Arbeit von Ian Hacking: Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Fankfurt a.M. 1999 (=Fischer Taschenbuch 14434)

sind sprachliche Label, die Unterschiede markieren, die als relevant unterstellt werden. Mag dies im Bereich der natürlich vorfindlichen Sachverhalte und Gegenstände relativ unproblematisch sein, so gilt für Klassifikationen, die in den Sozialwissenschaften gebraucht werden bzw. die sich auf soziale Sachverhalte beziehen, dass sie einen Rückkopplungseffekt haben: „Begriffe, Praktiken und Personen interagieren miteinander.“[13] Klassifikationen, die sprachlich Unterschiede markieren (z.B. das „behinderte Kind“ gegenüber dem nicht behinderten oder normalen Kind), entfalten ihre Wirkung aber nicht nur im Raum der Sprache, sondern sie schlagen sich – sofern sie sich durchsetzen – in sozialen Praktiken, Institutionen und in der Interaktion mit Dingen und anderen Menschen nieder.[14] Sie formen ihrerseits die soziale Realität: „Klassifikationen, die, sobald sie den Personen oder ihren Mitmenschen bekannt sind und in Institutionen zum Einsatz gebracht werden, (können) die Art der Selbsterfahrung der einzelnen verändern und Personen sogar dazu bewegen, ihre Gefühle und ihr Verhalten zum Teil aufgrund dieser Klassifikation zu entwickeln.“[15]

Es ist also wichtig nach der impliziten Dynamik der durch den Mobbing-Begriff vorgenommenen Klassifizierung zu fragen: In welcher Art und Weise formt die Klassifikation „Mobbing“ die Art und Weise, in der Menschen sich selbst und ihre Umgebung wahrnehmen und gestalten? Ich behaupte, dass der in die Alltagssprache eingedrungene Mobbing-Begriff für die Bewältigung der als Mobbing bezeichneten Vorkommnisse nicht funktional ist; dass er Problemlösungen eher behindert; und schließlich, dass die sozialen Praktiken, die er hervorgebracht hat, für ein angemessenes Verständnis und einen angemessenen gesellschaftlichen Umgang mit den zugrunde liegenden Problemen nicht wirklich taugen.

Ich will dies am Beispiel von Mobbing-Definitionen erläutern. Ausgangspunkt der gängigen Mobbing-Definitionen ist die offizielle Definition der Gesellschaft gegen psychosozialen Stress und Mobbing, die auf Leymanns Ansatz basiert:

„Unter Mobbing wird eine konfliktbelastete Kommunikation am Arbeitsplatz unter Kollegen oder zwischen Vorgesetzten und Untergebenen verstanden, bei der die angegriffene Person unterlegen ist und von einer oder einigen Personen systematisch, oft, und während längerer Zeit mit dem Ziel und/oder dem Effekt des Ausstoßes aus dem Arbeitsverhältnis direkt oder indirekt angegriffen wird und dies als Diskriminierung empfindet.“[16] Bestandteil der Definition ist ein Katalog von Mobbinghandlungen, von denen eine bestimmte Anzahl mindestens einmal pro Woche über einen Zeitraum von mindestens sechs Wochen gegeben sein muß, um von Mobbing sprechen zu können.[17]

Weshalb ist diese Definition problematisch? Nun, die Definition scheint auf den ersten Blick sehr präzise, zumal in der Version, die die Häufigkeit des

[13] I. Hacking 1999, S.53
[14] ebda, S.57f.
[15] ebda, S.164f.
[16] Leymann 1995, S.18; diese Definition wird z.B. auch in der Internet-Broschüre des DGB verbreitet (www.dgb.de/themen/mobbing/)
[17] Der Katalog der 45 Mobbinghandlungen zieht sich, ausgehend von der Primärveröffentlichung Leymanns 1993 bis in aktuelle Publikationen, etwa die DGB-Broschüre.

Vorkommens und die Dauer des Vorkommens bestimmter, genau aufgelisteter Handlungen aufnimmt. Sie folgt in dieser Struktur der internationalen Klassifikation von Erkrankungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO), wie sie etwa auch im diagnostischen Handbuch für psychische Störungen vorliegt[18]. Schon die implizite Analogie zur Erkrankung, d.h. die Zurechnung als individuelle Störung, die durch äußere Bedingungen oder Einwirkungen verursacht ist, erscheint unangemessen. Sie wird dem interaktionalen Charakter jedes Mobbing-Geschehens nicht gerecht. Darüberhinaus suggeriert die Definition die Beschreibung eines objektiven Sachverhalts, etwa im Sinne eines klar abgrenzbaren Krankheitsbildes. Bei genauerer Betrachtung erweisen sich die verwendeten Begriffe jedoch als auslegungsfähig und auslegungsbedürftig. Es ist auch bereits vielfach darauf hingewiesen worden, dass einzelne Handlungen des Mobbing-Kataloges für sich genommen auch durchaus etwas anderes als Mobbing bedeuten können[19].

Auch im Mobbing-Report wird festgestellt: „Als zusätzlich problematisch erweist sich, dass im Prinzip jede Handlung dann als feindselig interpretiert werden kann, wenn sie vom Empfänger als solche empfunden wird.“[20] Allerdings wird daraus nicht der Schluss gezogen, aufgrund der begrifflichen Unschärfe auf diesen Begriff zu verzichten; vielmehr wird für die empirische Studie eine Definition gewählt, für die alle erwähnten Kritikpunkte zutreffen: „Unter Mobbing ist zu verstehen, dass jemand am Arbeitsplatz häufig über einen längeren Zeitraum schikaniert, drangsaliert oder benachteiligt und ausgegrenzt wird.“[21] Schikanieren, drangsalieren, benachteiligen und ausgrenzen wird man nicht im wissenschaftlichen Sinne als sauber operationalisierte Begriffe verstehen können.

Letztlich liegt der Ansatzpunkt zur Erfassung von Mobbing, der auch in einer Definition betont werden müsste, im subjektiven Erleben einer betroffenen Person. Nun ist das subjektive Erleben einer Person gewiss nicht in Zweifel zu ziehen, der Sachverhalt, der damit festgestellt werden kann, ist aber gerade kein objektiver, sondern ein Sachverhalt, der wesentlich auf die Wahrnehmung, Bewertung und schließlich die Bewältigungskapazitäten einer Person verweist. Die Definition von Mobbing, die sich bei Wolmerath/Esser findet, formuliert diesen Aspekt in einer eher angemessenen Weise: Mobbing wird hier verstanden als „ein Geschehensprozess in der Arbeitswelt, in dem destruktive Handlungen unterschiedlicher Art wiederholt und über einen längeren Zeitraum gegen Einzelne vorgenommen werden, welche von den Betroffenen als eine Beeinträchtigung ihrer Person empfunden werden und dessen ungebremster Verlauf für die Betroffenen grundsätzlich dazu führt, dass ihre psychische Befindlichkeit und Gesundheit zunehmend beeinträchtigt werden, ihre Isolation und Ausgrenzung am Arbeitsplatz zunehmen, dagegen die Chancen auf eine zufriedenstellende Lösung schwinden und der regelmäßig im Verlust ihres bisherigen beruflichen Wirkbereichs endet.“[22]

[18] Weltgesundheitsorganisation 1993. Es ist bereits von verschiedenen Kritikern darauf hingewiesen worden, dass Leymann seinen (arbeits-)medizinischen Zugang zur Mobbing-Problematik eher unreflektiert auf Fragestellungen überträgt, die im Rahmen der Arbeitspsychologie oder Organisationssoziologie zu behandeln wären.
[19] vgl. Esser, Wolmerath 2003, S.30
[20] Meschkutat u. a., S.21
[21] ebda, S.19
[22] Wolmerath, Esser 2003, S. 22

Auch diese Definition ist nicht frei von Problemen; so ließe sich das Kriterium des längeren Zeitraums, aber auch das Erfordernis des finalen Verlustes des bisherigen beruflichen Wirkbereichs hinterfragen. Im Kern aber steht die entscheidende Feststellung: Mobbing überfordert die Bewältigungsmöglichkeiten einer Person – die subjektive Überforderung ist der Maßstab dafür, ob Mobbing vorliegt oder nicht, nicht jedoch eine bestimmte Handlung von TäterInnen. Gleiche Vorkommnisse können also von verschiedenen Personen unterschiedlich bewertet und beantwortet werden und damit auch unterschiedliche Prozesse auslösen. Dieser Sachverhalt wird in der vorherrschenden Konzeptualisierung von Mobbing unterschlagen, und eben dies macht das populäre Reden über Mobbing so problematisch. Im Faltblatt der BKK heißt es: „Es gibt keine einheitliche Definition für das Phänomen Mobbing. Seit der ersten wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema vor ca. 10 Jahren haben sich immer mehr Fachleute und Medien mit Mobbing befasst, was unter den Experten zu einer Differenzierung der Betrachtungsweisen geführt hat und dazu, dass das Wort in der Alltagssprache fast zu einem Synonym für „schlecht behandeln“ geworden ist.[23]

Als Klassifikation im dargestellten Sinne muss das auf Leymann zurückgehende Mobbing-Konzept und die daraus entwickelte Mobbing-Definition in Frage gestellt werden. Ihre unausgesprochenen Implikationen sind wenig funktional im Sinne eines besseren Verständnisses und einer Veränderung. „Definiert man Mobbing über die Handlungen der Täter, dann hat man eine attributive Vorentscheidung getroffen: Man hat die zirkuläre Verschränkung von Opfer und Täter aufgebrochen und den Beteiligten bestimmte Rollen zugewiesen.“[24] Das Mobbing-Konzept in der individualisierenden Form und in seinen populärwissenschaftlichen Varianten, das definitorisch an Täterhandlungen festgemacht ist, führt in letzter Konsequenz zur Konstruktion des Mobbing-Betroffenen als Mobbing-Opfer. Mehr noch: wird über Mobbing gesprochen, stellt sich sogleich ein Täter-Opfer-Schema und damit eine extreme Personalisierung des Geschehens her.[25] Dies gilt in der Regel für die unmittelbar Beteiligten. Auf Seiten der sog. Täter besteht oft die Vorstellung, dass ein Konflikt eine Situation bereinigt sei, sofern eine Person aus dem Arbeitsumfeld ausgeschlossen werden könnte. Bei Personen, die sich als Mobbing-Opfer sehen, besteht umgekehrt die Tendenz, in den angreifenden Personen die Ursache des Übels zu sehen und die eigene Beteiligung am Geschehen auszublenden. Auch der sachliche Gehalt von auslösenden Konflikten tritt mit der Zuweisung zum Komplex Mobbing in den Hintergrund. Wenn Bahnchef Mehdorn auf Äußerungen, Bahn-Bilanzen seien möglicherweise manipuliert, damit anwortet, dass er sich gemobbt fühle[26], benutzt er gerade die Klassifikation „Mobbing“, um

[23] BKK Bundesvorstand Abteilung Gesundheit: Mobbing am Arbeitsplatz. Ursachen – Folgen – Lösungsansätze (www.bkk.de)
[24] Neuberger 1999, S.43
[25] vgl. von Eisenhart-Rothe, Kurmeyer 1998, S.134f.; zur stigmatisierenden Wirkung der Bezeichnung als „Opfer“ siehe Brigitta Ruoss 1997 (nach Neuberger 1999, S.45)
[26] FAZ vom 23.09.2003

dem strittigen Sachverhalt auszuweichen und seine persönliche Verletzung als Opfer in den Vordergrund zu stellen.[27]

Die **systemische Perspektive** auf das Mobbing-Phänomen ist sicherlich besser geeignet, die interaktive Dynamik des Geschehens zu erfassen und damit auch Ansätze zur Abhilfe zugänglich zu machen. Neuberger, der die systemische und mikropolitische Perspektive schon frühzeitig in die wissenschaftliche Diskussion um das Mobbing-Konzept eingebracht hat, definiert Mobbing wie folgt: „Jemand spielt einem übel mit und man spielt wohl oder übel mit."[28] Es wird nicht davon ausgegangen, dass das Opfer passiv leidet, sondern dass es Teil eines interaktiven Geschehens ist, Abwehr- und Bewältigungsstrategien (gelegentlich sogar bis zum Gegenmobbing) einsetzt. Mobbing ist somit keine einseitige Täter-Opfer-Relation, sondern ein dynamisches Hin und Her von Attacke und Gegenwehr, bei dem erst am Ende bilanziert und zugeschrieben wird. [29] Die systemische Sicht geht von einer Verstrickung auch der Person, die sich selbst als Opfer sieht, in das Geschehen aus; wichtig ist an dieser Stelle zu betonen, dass sie damit keineswegs eine Schuldzuweisung vornimmt. „Wenn wir von eigenen Anteilen der Akteure reden, so ist das nicht mit der Frage nach der oder dem Schuldigen zu verwechseln. Das Dilemma eines Betroffenen ist, Teil eines negativen Kommunikationsprozesses und diesem Prozess gleichzeitig ausgeliefert zu sein. Ohne die Rolle, die er spielt, wäre dieser Prozess nicht möglich."[30] Neuberger spricht in diesem Zusammenhang von der „zirkulären Verschränkung von Täter und Opfer", die durch eine Mobbing-Definition, die sich auf die Handlungen der „Täter" bezieht, verdeckt wird und stattdessen durch Zuweisung definierter Rollen den Leidenszustand eher befestigt.[31] Interessant ist, dass der Mobbing-Report in der Interpretation der Befragungsergebnisse ebenfalls auf die Vorstellung einer zirkulären Verschränkung der Beteiligten zurückgreifen muß. So stellen die Autorinnen fest, dass „Mobber die betroffenen Personen intuitiv oder bewusst mit feindseligen Handlungen attackieren, die in ihrer Wahrnehmung ein besonders erfolgreiches bzw. ‚effektives' Schikanieren versprechen. Andererseits liegt die Vermutung nahe, dass den Betroffenen bei der Beantwortung der Fragen gerade die Handlungen präsent sind, die sie besonders verletzen oder denen sie die größten negativen Konsequenzen für sich zuschreiben."[32] Dass Mobbing funktioniert, beruht auch darauf, dass Betroffene spezifische „Schwachstellen" aufweisen, d.h. in bestimmter Hinsicht empfindlich sind.[33] Mit „Empfindlichkeit" soll dabei lediglich zum Ausdruck gebracht werden, dass Menschen je nach Sachverhalt über unterschiedliche Bewältigungskapazitäten verfügen, die sich aus ihrer individuellen Erfahrungsgeschichte, biographischen Prägungen usw. erbgeben. Diese triviale Einsicht verweist unmittelbar darauf, dass Mobbing sich stets zwischen zwei oder mehreren Personen abspielt, die mit ihren je persönlichen Eigenheiten in die Auseinandersetzung verwickelt sind.

---

[27] Ein weiteres Beispiel aus jüngster Zeit, wie der Mobbing-Vorwurf instrumentalisiert wird, um sachlicher Kritik auszuweichen, ist die Abberufung des Chefs der Bundesagentur für Arbeit, Gerster.
[28] Neuberger 1999, S.18
[29] ebda, S.19
[30] von Eisenhart-Rothe, Kurmeyer, 1998, S.135
[31] Neuberger 1999, S.43
[32] Meschkutat u. a., S.48
[33] ebda, S.43

Nimmt man den Ansatzpunkt für die Erfassung von Mobbing im subjektiven Erleben, dann gesteht man im Grunde zu, dass das Phänomen Mobbing auf eine Überforderung der Bewältigungskapazitäten von Menschen in schwierigen Situationen hinweist.[34] Eine klare Abgrenzung des Mobbing von Stress, Aggression oder Konflikt ist dann eigentlich nicht mehr möglich, wie schon Neuberger betont, aber auch nicht nötig. Vielmehr würde das Phänomen Mobbing in einem umfassenden Forschungsfeld der organisationsbezogenen Stress-, Konflikt- oder Aggressionsforschung zu untersuchen sein.[35] Das halte ich für gewinnbringender, als die Auflistung der Häufigkeit bestimmter Mobbinghandlungen. Auch ein Schutzanspruch betroffener Menschen wäre in diesem Zusammenhang zu begründen. Noch einmal ausdrücklich: Die Realität bestimmter Aggressionen, Feindseligkeiten, diskriminierender oder ausschließender Verhaltensweisen soll in keiner Weise in Frage gestellt werden. Die vorliegenden empirischen Untersuchungen, die ja in der Regel als Befragungen angelegt sind, sind insofern aussagekräftig, als sie Auskunft darüber geben, in welchem Ausmaß sich Menschen durch bestimmte Erfahrungen am Arbeitsplatz, im Betrieb belastet oder überfordert fühlen, ohne dass sie für sich die Möglichkeit der Abhilfe sehen. In diesem Sinne sind auch die Ergebnisse des Mobbing-Report zu bewerten. Sie haben einen klaren Aussagewert, wenn sie strikt als Selbstaussagen und als Aussagen der befragten Personen zu ihrer Problemwahrnehmung und -bewertung aufgefasst werden. Der Schematismus des herkömmlichen Mobbing-Konzeptes trägt aber nur begrenzt zur Durchdringungen der hinter der signalisierten Überforderung liegenden Prozesse, der Akteurskonstellationen und der strukturellen Bedingungen bei. Und er greift bei der Abwehr von Mobbing-Vorgängen zu kurz, weil er sich primär auf mögliche Sanktionen gegenüber „TäterInnen“ konzentriert, statt auf die Entstehungsbedingungen der belastenden Konstellationen.

2. Mobbing – Fehler im System oder Ausdruck des Systems?

Wird nach den Ursachen und Entstehungsbedingungen von Mobbing gefragt, so muß ein Mobbing-Begriff, der definitorisch an Täterhandlungen festgemacht ist, streng genommen das Fehlverhalten des Täters oder der Täter als Ursache auffassen. Danach wären in der Arbeitswelt bei einem sehr großen Personenkreis aggressives Fehlverhalten, sadistische Neigungen und sogar kriminelles Verhaltens anzunehmen. Mobbing wird ja in der Regel so verstanden, dass einem einzelnen „Opfer“ eine Mehrzahl von „Tätern“ (= der Mob, die Meute) gegenüber steht; nur in Einzelfällen wird ein Einzeltäter angenommen. Wenn, wie der Mobbing-Report feststellt, jährlich etwa 800 000 Menschen Opfer von Mobbing werden, so wäre von einem Vielfachen an Tätern auszugehen. Die Ursachen wiederum für ein massenhaftes Fehlverhalten werden kaum ernsthaft reflektiert. In den gängigen Darstellungen zur Mobbing-Problematik besteht eine deutliche

[34] Neuberger weist darauf hin, dass der Mobbing-Begriff in dieser Hinsicht in Analogie zum Konzept der sexuellen Belästigung zu konstruieren wäre: Wenn sexuelle Belästigung nach Holzbecher (1990) nur in Bezug auf die Auswirkungen definiert werden kann, die eine Handlung auf die betroffene Frau hat, so liegt für den Bereich des Mobbing die Annahme eines breiten Spektrums unterschiedlich belastender Sachverhalte, die sich nach Intensität, Dauer und Häufigkeit auf einem Kontinuum darstellen lassen.
[35] Neuberger 1999, S.43

Diskrepanz zwischen der Darstellung von Erscheinungsformen und Auswirkungen von Mobbing, die dramatisch herausgestellt werden, und der Reflexion der Ursachen für ein massenhaftes gewaltförmiges Geschehen. Verbliebe man auf der individuellen Ebene der Täter, so wäre doch zu fragen, wie es um die Erziehung und die Bildungs- und Erziehungsinstitutionen oder um die Regeln des gesellschaftlichen Umgangs bestellt ist, wenn offenbar im angenommenen Ausmaß ein Aggressions- und Gewaltpotential vorhanden ist. Der vorherrschende Mobbing-Diskurs überspringt diese Frage.

Wird über die individuelle Psychologie von Opfer und Täter hinaus nach sozialen Bedingungen gefragt, so wird allenfalls die sozialpsychologische Dynamik in Gruppen aufgezeigt, die, festgemacht an der besonderen sozialen Stellung oder spezifischen Heraushebungsmerkmalen einer Person, eine Mobbing-Konstellation in Gang setzen kann. Hier wird auf Merkmale wie z.B. Hautfarbe, Religion, kulturelle oder nationale Identität verwiesen; aber auch die Situation als Alleinerziehende oder generell als sozial schwächere Person kann zum Ausgangspunkt für Stigmatisierung und Ausschluss aus der Gruppe werden.[36]

Im strengen Sinne verbleiben diese Ansätze auf einer beschreibenden Ebene, bei der Phänomenologie des Einzelfalls; es geht hier nicht um die Klärung von sozialen Ursachen im Sinne struktureller Bedingungen, die zu einer entgleisenden Gruppendynamik führen.

Ein weiteres Erklärungsmuster, das für das Verstehen sozialer Bedingungen des Mobbing am Arbeitsplatz herangezogen wird, bezieht sich auf institutionelle oder organisatorische Gegebenheiten. Üblicherweise werden dann solche organisatorischen oder betrieblichen Rahmenbedingungen angesprochen, die das Risiko für Mobbing erhöhen oder vermindern können. Vor allem zwei Ebenen werden hervorgehoben: Zunächst die Ebene der Arbeitsorganisation und Aufgabengestaltung. Hier sind Mobbing-Risiken zu erwarten, wenn aufgrund von Mängeln in der Arbeitsorganisation die Gestaltung der zu bewältigenden Arbeitsaufgaben, die zur Verfügung stehenden Handlungsspielräume und die Verantwortung der Mitarbeiter und ggf. die Tätigkeitsbewertung nicht miteinander in Einklang stehen.[37]

Als weitere Entstehungsbedingung für Mobbing wird die Ebene der Führung diskutiert. Mangelnde Führungsqualität, unzureichende Sensibilität der Führungskräfte für Konflikte, eine nachlässige Wahrnehmung der Führungsverantwortung oder auch ein problematischer Führungsstil begünstigen die Entstehung und die Vertiefung von Unstimmigkeiten in Richtung eines ernsthaften Mobbing. In der Gesundheitsforschung ist der Zusammenhang zwischen Führungsstil, Betriebsklima und Leistungsmotivation sowie Gesundheit bekannt.

Dementsprechend werden in der Mobbingdiskussion Präventionskonzepte vertreten und in zunehmendem Umfang auch umgesetzt, wie ich sie vor einigen Jahren in meinem ersten Hagener Mobbingvortrag gefordert hatte. Insbesondere Institutionen und Verbände, die mit Arbeitsschutz, Gesundheitsförderung und im

[36] So in der Broschüre des DGB, im Faltblatt der BKK
[37] Beispiele im Mobbing-Report 2003

weitesten Sinne der Gestaltung des Arbeitslebens zu tun haben, empfehlen und fördern neben Hilfsmaßnahmen für Betroffene präventive Maßnahmen wie z.B. Führungskräfteschulungen, die Einführung von regelmäßigen Mitarbeitergesprächen oder auch die Installierung von Gesundheitszirkeln oder Mobbing-Projektgruppen. Auch betriebliche Vereinbarungen zwischen Beschäftigtenvertretung und Geschäftsleitung gehören zum etablierten Repertoire der Mobbing-Sensibilisierung, –prävention und -bewältigung. Die Schulung von betrieblichen Ansprechpartnern, die bei akuten Problemen eingeschaltet werden können, soll Betroffenen unmittelbar Hilfestellung geben und Problemlösungen einleiten.

Die skizzierte Art der Thematisierung ist für den betrieblichen Bereich nicht zuletzt im Blick auf die quantitative und qualitative Dimension der Mobbing-Problematik sicher richtig und notwendig. Sie umfasst die Aspekte der Problementstehung und – bearbeitung , die auf betrieblicher Ebene handhabbar sind. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass diese Art der Thematisierung letztlich Mobbing als „Organisationsversagen“[38] auffasst, d.h. auch hier als ein Fehlverhalten im Einzelfall ohne systematischen Charakter. Die Frage drängt sich auf, ob dies als Analyse von Mobbing als eines sozialen Geschehens zum Kern der Sache vordringt.

Zwei Beobachtungen geben jedoch Veranlassung für die Vermutung, dass Mobbing unzureichend begriffen ist, wenn es lediglich als Fehler im System aufgefasst wird, der durch praktische Maßnahmen aufgelöst werden kann.

Erstens die Beobachtung, dass die mit dem Begriff des Mobbing belegten Problemlagen zunehmen, die von vielen Seiten vorgetragen wird.[39] Untersuchungen hierzu gibt es nicht. Aus meiner Sicht spricht allerdings viel dafür, eine solche Annahme zu machen. Die sozialen Bedingungen hierfür können nicht allein im engeren Umfeld des Betriebes, im Sozialgefüge am Arbeitsplatz gefunden werden. Die Sichtweise von Mobbing als Fehler im System greift in dieser Hinsicht zu kurz.

Auffällig ist zweitens, dass eine Problematik, die nach empirischen Untersuchungen eine so große Zahl von Menschen betrifft, keine wirkliche gemeinsame Bewegung der Gegenwehr hervorbringt. Dies deutet darauf hin, dass hinter der Mobbing-Problematik mehr steckt als Mängel in der Arbeitsorganisation und Führungsdefizite – so wichtig diese Aspekte sein mögen.

Neuberger hat in seiner Kritik des geläufigen Mobbing-Konzeptes bereits eine strukturelle Analyse des Mobbing-Phänomens gefordert. Er prägt den Begriff des strukturellen Mobbing in Anlehnung Galtungs Begriff der strukturellen Gewalt. Strukturelles Mobbing – damit soll ausgedrückt werden, dass „soziale Gewalt in Strukturen, Regeln, Institutionen, Vorschriften oder Artefakten versachlicht sein kann, so dass ihr hinter einzelne Personen oder Gruppen zurückgehender herrschaftlicher Charakter nicht mehr erkannt werden kann“[40] Mit der Anerkennung des strukturellen Charakters von Mobbing wäre eine

[38] Neuberger 1999, S.67
[39] vgl. Mascher 2002, S.16
[40] Neuberger 1999, S.67

Erklärungsdimension für die unzweifelhaft gegebenen Problemlagen zu erschließen, die auch die kritischen Überlegungen zum Mobbing-Begriff aufnehmen könnte. Damit wäre die Chance gegeben, „das Mobbing-Phänomen aus seiner Einzwängung in (inter-)personale Begründungen zu befreien". „Nicht mehr Vorgesetztenwillkür, Kollegen-Sadismus, Zeitvertreib oder Spannungsabfuhr wären dann die bevorzugten Begründungsformeln, Mobbing würde vielmehr als Reaktion auf zwar durch Personen vermittelte, nicht aber durch sie verursachte Widersprüche gesehen. Dies hätte sowohl für die Mobbing-Diagnose wie für die Mobbing-Therapie Kosequenzen," wie Neuberger zutreffend bemerkt, denn in dieser Perspektive ginge es nicht mehr in erster Linie um das (individuelle) Mobbing-Opfer und die einzelnen Täter, sondern um „das Netz betrieblicher und gesellschaftlicher Strukturen, Institutionen und Normen, die in ihrer spannungsgeladenen Widersprüchlichkeit Bedingungen der Möglichkeit von Mobbing sind"[41].

In der Mobbing-Diagnose rücken damit „die apersonalen betrieblichen Logiken, die das Handeln der Akteure konditionieren: z.B. die Zwänge zu Kostensenkung, Beschleunigung und Intensivierung, Globalisierung, Fehlerfreiheit, Flexibilität etc"[42] in den Mittelpunkt des Interesses, also Systemzwänge, zu denen Akteure sich unterschiedlich verhalten, denen sie aber nicht ausweichen können. Mobbing ist dann nicht mehr als Fehler im System zu verstehen, sondern die grundlegenden Strukturen, die das System tragen, geraten in die Kritik.[43]

Für die Mobbing-Therapie würde dies bedeuten, dass die derzeit vorgeschlagenen Maßnahmen – Entwicklung von Unterstützungsstrukturen und Präventionsmaßnahmen – die Problematik lediglich lindern können, sie aber nicht im Kern treffen. So kann es auch nicht verwundern, dass bei steigender öffentlicher Aufmerksamkeit und einer wachsender Zahl von betrieblichen und überbetrieblichen Maßnahmen der Umfang des Problems nicht abnimmt, sondern im Gegenteil noch zuzunehmen scheint.

Welche grundlegenden Strukturen der Arbeitswelt für die Entstehung bzw. die Zunahme von Mobbing bedeutsam sind, wird von Neuberger selbst nicht mehr systematisch ausgeführt. Er legt eine umfassende Kritik des „Systems" nahe, die im wesentlichen wohl auf das Wirken der kapitalistischen Verwertungslogik abzielt, der betriebliche Prozesse unterworfen sind.[44] In dieser Allgemeinheit sind die Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Strukturen, der Konfliktdynamik in einzelnen institutionellen und organisatorischen Bereichen und individuellen Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Bewertungsstrategien nur schwer fassbar. Als Leitlinie ist die Annahme zu formulieren, dass die unübersehbaren Veränderungen des gesellschaftlichen Rahmens für Berufsarbeit, Lebensgestaltung und die Entwicklung von Lebenssinn in die Betrachtung einbezogen werden müssen, wenn gesellschaftliche Erklärungszusammenhänge für die Mobbing-Problematik erschlossen werden sollen. Nur hieraus kann die Zunahme von Mobbing-Betroffenheit erklärt werden.

[41] ebda S.68
[42] ebda
[43] ebda S.69
[44] Neuberger 1999, S.154

Die Veränderungen des gesellschaftlichen Rahmens für Berufstätigkeit und die Verteilung der Gewichte zwischen Beruf und anderen Lebensbereichen zeigen sich an vielen Einzelmerkmalen. Hier sollen nur einige Stichworte genannt werden: Als Basistrend lässt sich der fortschreitende Prozess des Übergangs von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft feststellen, der mit der Globalisierung und Internationalisierung der Märkte einhergeht. Die wachsende Bedeutung der Informations- und Kommunikationstechnologien sowie die Entwicklung unternehmensübergreifender Netzwerkstrukturen sind weitere greifbare Indizien des Wandels. Die veränderten Verwertungsbedingungen des Kapitals summieren sich für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer auf zu grundlegend neuen Bedingungen und Anforderungen für Berufstätigkeit, berufliche Entwicklung, aber auch Lebensplanung und Lebensführung überhaupt.

In den letzten Jahren sind verschiedene Analysen vorgelegt worden, um die „großen Linien" der hier angedeuteten gesellschaftlichen Veränderung zu erfassen: Wo Beck[45] von der „Risikogesellschaft", Sennett[46] vom „flexiblen Menschen" und Baumann[47] von der „flüchtigen Moderne" spricht, reagieren sie auf ähnliche Sachverhalte. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieser Analysen darzustellen. Wichtig in unserem thematischen Zusammenhang ist die Feststellung einer grundlegenden Veränderung im Muster von Arbeit und Leben. Im Zentrum der angesprochenen Veränderung stehen die Phänomene der Individualisierung und Flexibilisierung einerseits, der veränderten Bedeutung von Kommunikation für Arbeitsprozesse andererseits. Die neuere Arbeitsforschung und Arbeitssoziologie liefert einige Hinweise, wie sich die veränderten Rahmenbedingungen in der (betrieblichen) Gestaltung von Arbeit niederschlagen und wie aus den resultierenden neuen Koordinationsmustern von Arbeit und den sich abzeichnenden neuen Karriereanforderungen spezifische Konfliktkonstellationen entstehen, die das Auftreten von Mobbing plausibel werden lassen.

Unternehmen müssen heute auf sich schnell verändernde Märkte und einen umfassenden Wettbewerb eingestellt sein. Darauf reagieren sie mit Flexibilisierungsstrategien, auch im Bereich des Personals. Sie tun dies unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Hier sei nur auf die steigende Erwerbstätigkeit der Frauen, das steigende Bildungsniveau der Arbeitskräfte und die Ausweitung wissensintensiver Arbeitsformen verwiesen.[48] Werden Flexibilität und die Fähigkeit zu schneller Anpassung an immer rascher sich verändernde Marktbedingungen zu einem Überlebenserfordernis der Unternehmen, so ist zwangsläufig, dass sie diese Anforderung auch an die Arbeitskräfte weitergeben. Die wachsende Bedeutung innerer und äußerer Flexibilität für die Beschäftigen zeigt sich bei den Erwerbstätigen in der Entstehung neuer Karrieremuster. Begriffe wie Patchwork-Karriere, Arbeitskraft-Unternehmer, Intrapreneurship und die Rede von der ‚neuen Selbständigkeit' im Unternehmen verweisen auf neue Anforderungen an Arbeitskräfte, die weit über das Erfordernis von Flexibilität und Mobilität hinausgehen.[49] Auch wenn das

[45] Beck 1986
[46] Sennett 1998
[47] Baumann 2003
[48] Bosch 2001
[49] vgl. hierzu Kastner 2003 sowie Moldaschl/ Voß 2001

„Normalarbeitsverhältnis“[50], d.h. die beruflich geprägte Vollzeitbeschäftigung keineswegs so weit abgeschafft ist, wie die Diskussion um seine Krise glauben machen könnte[51], so haben doch die neuen Beschäftigungsformen und Karrieremuster Signalcharakter weit über den Umfang hinaus, in dem sie realisiert sind. Atypische Arbeitsverhältnisse und neuartige Erwerbsformen werden zunehmend als die Arbeitsformen der Zukunft wahrgenommen. Sie werden als Folge gewachsener Individualisierungsinteressen dargestellt und regelmäßig in den Kontext von Selbstverwirklichung und Selbständigkeitsgewinn für die Arbeitenden gestellt. Dabei ist auch die Kehrseite der „neuen“ Beschäftigungsformen unübersehbar: wachsende Unsicherheit, Prekarisierung von Beschäftigung und zunehmende Abhängigkeit von aktuellen Marktbedingungen.

Hier zeigt sich die Spur, die es zum besseren Verständnis des Phänomens Mobbing zu verfolgen gilt: Widersprüche zwischen der Rhetorik und der Realität der neuen Arbeitswelt. Gerade angesichts der Erfolglosigkeit bisheriger Bemühungen um Abhilfe ist zu fragen, ob es nicht gerade diese neuen gesellschaftlichen Bedingungen sind, unter denen Arbeit und Leben stehen, die Spannungen und Widersprüche produzieren, die im Mobbing ihren Ausdruck finden.

Die Veränderungen von Arbeit, die derzeit zu verzeichnen sind, erweisen sich nämlich bei näherem Hinsehen als hochgradig ambivalent.[52] Einerseits gibt es Tendenzen zur Entgrenzung von Arbeit, die sich als Überwindung rigider Arbeitsteilung, Eröffnung von Spielräumen für subjektive Gestaltungsleistungen und die Bindung von Arbeitserfolg an über die formalen Qualifikationen hinausgehenden, persönlichkeitsgebundenen Selbstkompetenzen[53] buchstabieren lassen. Sie versprechen einen Gewinn an Individualität und Selbststeuerung im Beruf. Andererseits kreieren die Flexibilitätserwartungen auch neue Zwänge und Abhängigkeiten von den jeweiligen Marktbedingungen, die umso schmerzlicher wirken müssen, als sie das Selbstmanagement der flexiblen Arbeitskräfte an Grenzen der Integrierbarkeit führen und die notwendige Identitätsbalance gefährden können.

Auch die kommunikative Anreicherung von Arbeit, die im Sinne einer zunehmenden Selbststeuerung von Arbeitskräften erfolgt und die Identifikation der Arbeitskraft mit der beruflichen Rolle unterstützt, erweist sich unter den Bedingungen eines verstärkten internen Wettbewerbs und einer Vermarktlichung der Arbeitsbeziehungen als konfliktträchtig. Wenn unsichere, prekäre und befristete Beschäftigung zur Norm wird, wenn Flexibilität wird zur selbstverständlichen Anforderung wird, dann entsteht ein Zwang zur Individualität als einem Selbstbehauptungsprojekt, das nicht nur die Arbeit, sondern die gesamte Lebensführung betrifft. Dabei gilt die Diagnose von Beck: „Lebensführung wird unter diesen Bedingungen zur biographischen Auflösung von Systemwidersprüchen.“[54]

[50] Zur Definition des Normalarbeitsverhältnisses siehe Bosch 2001, 220
[51] ebda S.221, vgl. auch Hoffmann/ Walwei 1999
[52] Ich beziehe mich bei den folgenden Überlegungen auf Krömmelbein 2004
[53] Zum Begriff der Selbstkompetenzen vgl. Kastner/ Gerlmaier 1999
[54] Beck 1986, S. 219

Arbeit beinhaltet dann nämlich nicht nur die Bewältigung aufgabenorientierter Tätigkeiten, sondern erfordert ebenso einen permanent instrumentellen Umgang mit der eigenen Person, der den Subjektivierungsgewinn der selbständigeren Arbeitsformen konterkariert. Die kommunikative Anreicherung der Arbeit wird so durch den Zwang zu strategischer Kommunikation überformt oder auch deformiert. „Die Übertragung der Verantwortung betriebswirtschaftlichen Erfolgs auf die Subjekte und die Flexibilisierung und Vermarktlichung ihrer Arbeitsbeziehungen verändern auch die Strategien kommunikativer Selbstbehauptung in der Arbeitswelt und befördern strategische Kommunikationsmuster der individuellen Durchsetzung. .. Selbstvermarktung und Selbstpräsentation (werden) zu erforderlichen Marketingstrategien beruflichen Erfolgs. Die Anforderungen an die Selbststeuerung der Subjekte schließt ein, sich beständig intern und extern zu vermarkten, sich zu präsentieren, sein eigenes Portfolio zu managen, nach außen zu tragen, sich intern damit zu qualifizieren oder extern in Netzwerken ‚einzuschreiben'."[55] Es ist unschwer zu erkennen, welche Konfliktpotentiale damit im Arbeitsleben verankert sind. Mehr noch: sie laufen genau auf solche Konfliktkonstellationen und Formen der Austragung von Konflikten hinaus, wie sie mit dem Mobbing-Begriff angesprochen werden: Es ist gerade der „kommunikative Wandel in der Arbeitswelt", der somit „neue Paradoxien (enthält), die sich auch zu dysfunktionalen Kommunikationen entwickeln können, wie sie mit dem Begriff Mobbing beschrieben werden", schreibt Krömmelbein und führt aus: „Wesentlich ist, dass Mobbing auf der Individualisierung und Personifizierung beruflicher Interaktionen beruht und aufgrund organisationaler Konfliktlagen, die zu Konkurrenzverhalten führen, entsteht. Somit haben die ambivalenten Strukturen des kommunikativen Wandels einen maßgeblichen Einfluß auf die Zunahme dieser Konfliktkonstellationen. Während die Ausdehnung und Intensivierung von Kommunikationen in enthierarchisierten Strukturen zu einer verstärkten Identifizierung mit beruflichen Rollen führt, befördert die Persistenz von Hierarchie und die Vermarktlichung der Arbeitsteilung Handlungsmuster der individuellen Durchsetzung und Machtentfaltung."[56]

Konflikte, die unter diesen Vorzeichen entstehen, sind tendenziell schwer eingrenzbar oder sachlich zu halten, da es nicht (allein) um Sachfragen geht, sondern stets auch um die persönliche Positionierung: „Die zentralen Gegenstände in personalisierten Konfliktbeziehungen sind Status, Machtposition, Ansehen und Image", kurz: es geht um die ganze Person, wie es typischerweise bei den als Mobbing bezeichneten Konfliktlagen der Fall ist. Mobbing muss in dieser Perspektive als eine unvermeidliche Begleiterscheinung der jüngeren Veränderungsprozesse der Arbeitswelt angesehen werden, die mit dem gängigen Repertoire der Präventionsmaßnahmen kaum zu bewältigen sein wird.

4. Fazit

Mobbing kann angemessen nur als vielschichtiges Problem verstanden werden, dass auf verschiedenen Analyseebenen untersucht werden sollte. Das Phänomen

[55] Krömmelbein 2004, S.31
[56] ebda, S.31

muß unter verschiedenen Perspektiven in den Blick genommen werden, um zu einem umfassenden Verständnis und zu wirkungsvollen Präventions- und Bewältigungsmaßnahmen zu gelangen, die die Problematik wirklich eingrenzen könnten. Folgende Ebenen sind zu betrachten[57]:

Problemebenen von Mobbing-Phänomenen

Ebene	Fokus	Bearbeitung
Individuum	Selbstwahrnehmung und Selbstwirksamkeit Überforderung Stress	Ressourcenstärkung durch: • Hilfestellung und Unterstützungsangebote • Therapie • Kompetenzzuwachs (Konfliktfähigkeit; Selbstmanagement usw.)
Interaktionspartner	Teamstrukturen Kommunikationsstrukturen Kooperationsstrukturen	Klärung von Beziehungsdynamik Stärkung kommunikativer Kompetenzen Ressourcen für verbesserte Kooperation
Organisation	Arbeitsorganisation und Aufgabengestaltung Führung und Führungskultur Kompetenzverteilung und Hierarchie	Abstimmung von Verantwortlichkeiten und Gestaltungsspielräume Stärkung der Führungskompetenzen Verbesserung der Kommunikation (Feed-back)
Gesellschaft	Strukturwandel der Arbeitswelt: • Erosion von Solidarität auf der Grundlage gemeinsamer Lebenslagen • Konkurrenz durch Vermarktlichung • Dynamik von Individualisierung und Flexibilisierung	Re-Politisierung: • Offensive Diskurse der gesellschaftlichen Akteure über Balance von Arbeiten und Leben • Konzepte „guten Lebens und Arbeitens“ • Rückgewinnung kollektiver Interessenbildung

Der Versuch einer neuen Sicht auf das Mobbing-Problem führt auf ein weites Feld. Zentral ist die Einsicht, dass die individuelle Ebene, die in der gängigen Betrachtung im Vordergrund steht, und die gesellschaftliche Ebene in dieser

[57] Ich beziehe mich hier auf von Eisenhart-Rothe, Kurmeyer 1988

Problematik spannungsreich kurzgeschlossen sind.[58] „Einerseits scheint das Verhältnis von Subjekt und Arbeit dadurch gekennzeichnet, dass man so arbeitet, wie man ist, dass Arbeit verstärkt als Selbstverwirklichung begriffen und danach beurteilt wird, wie und ob sie Anerkennung und Bestätigung der eigenen Persönlichkeit stiftet. .. Auf der anderen Seite führt der unfassende und flexible Zugriff auf Subjektivität dazu, dass das Leben durch die Arbeit bestimmt wird, was mit der These der Ausdehnung einer zweckrationalen Lebensführung (Kudera/Voß 2000) oder dem ‚Arbeiten ohne Ende' (Pickshaus u.a.2001) angesprochen ist und in der These von Sennett kulminiert, dass die Subjekte so sind, wie sie arbeiten, also gerade keine eigene Identität, sondern einen flexiblen Charakter haben."[59]

Gerade, wenn man die Mobbing-Problematik in ihrem Gewicht anerkennt und als Beleg für einen verbreiteten Leidenszustand wertet, ist aus dieser Einsicht der Schluss zu ziehen, dass neben allen sinnvollen palliativen und präventiven Maßnahmen eine Re-Politisierung der Problematik dringend erforderlich ist. Die aktuelle Auseinandersetzung mit dem Mobbing-Phänomen nimmt die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als gegeben hin. Gerade diese sind aber zu hinterfragen: Lassen sich die gegenwärtigen Strukturen mit Vorstellungen eines „guten Lebens" vereinbaren, die auch Konzepte eines „guten Arbeitens" umfassen? Sind die gegenwärtigen Strukturen der Arbeitswelt mit Vorstellungen einer selbstbestimmten Lebensführung, mit emanzipatorischen Gestaltungswünschen in Einklang?

[58] vgl. Beck 1986: „Eine wesentliche Besonderheit des Individualisierungsschubs in der Bundesrepublik liegt in seinen Konsequenzen: .. Der oder die einzelne selbst wird zur lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen. ..die Individuen werden innerhalb und außerhalb der Familie zum Akteur ihrer marktvermittelten Existenzsicherung und ihrer Biographieplanung und –organisation." (S.209)
[59] Krömmelbein 2004, S.32

Anhänge:

Anhang 1 Der rechtliche Rahmen

Anhang 2 Mobbing im Internet

Anhang 3 Mobbing in Deutschland – Zahlen und Fakten

Frauenvorträge an der
FernUniversität
49

Mozarts Nannerl

Monika Willer

Dr. Monika Willer

Vortrag an der FernUniversität

am 10.Februar 2003 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte
Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission sowie
Monika Giebeler, Melanie Graf

Herausgeber: Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
5.	Ellen Lorentz	"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	"Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen" - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia Stalbovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur - literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	"...des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen." Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung

41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42
43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“- oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen – von 1975 bis heute“	Heft 44
45.	Birgit Schulte	„Sex-Paralysappeal. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus“	Heft 45
46.	Monika Storm	„Adelige Frauenwelten und die Jahrtausendwende“	Heft 46
47.	Gisela Shaw	„Hedwig Dohm (1831-1919): `Alles was ich schreibe; steht im Dienste der Frauen´	Heft 47
48.	Bärbel Rompeltien	Mobbin in Zeiten von Ich-AG und Wettbewerb	Heft 48
49.	Monika Willer	Mozarts Nannerl	Heft 49

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

1 Mozarts Nannerl

Einleitung _____ S. 4

Das Wunderkind Nannerl _____ S. 5

Musiker Schicksal _____ S. 7

Musikerinnen Schicksal _____ S. 8

Die Ehefrau _____ S. 12

Die Schwester des Genies _____ S. 13

Mozarts Nannerl

1. Einleitung

Gerade die Schwestern und Ehefrauen von Komponisten haben deren Biographen oft genug in Wut versetzt. Man könnte einen abendfüllenden Vortrag allein über die Frage halten, wer die meistgehasste Frau der Musikgeschichte ist: Constanze Mozart oder Cosima Wagner. Aus der Sicht der Biographen duldet das Genie offenbar keine weibliche Begleitung. In diesem Beitrag über Mozarts Schwester Maria Anna genannt Nannerl geht es daher nicht nur um die Frage, warum eine hoch begabte und exzellent ausgebildete Musikerin im Erwachsenenalter dem Vater den Haushalt führt und als Klavierlehrerin lebt, bis sie mit 32 Jahren einen kinderreichen Witwer heiratet, um diesem dann ebenfalls den Haushalt zu führen. Es geht auch um die Vorurteile und Projektionen, mit denen die künstlerische Betätigung von Frauen bis auf den heutigen Tag verknüpft sind.

Als in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts weibliche Ästhetik zunehmend Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung wurde, sich ausgehend von den USA das Fachgebiet der gender studies etablierte, wuchs nicht nur das Interesse an Malerinnen und Schriftstellerinnen, es stellte sich auch die Frage nach der Rolle der Frau in der Musikgeschichte. Die Antwort erwies und erweist sich als unendlich kompliziert. Alle Bemühungen engagierter Musikwissenschaftlerinnen konnten zwar eine Anzahl von komponierenden Frauen in allen Jahrhunderten ermitteln, doch blieb deren Zahl im Vergleich mit Künstlerinnen aus anderen Sparten, besonders jedoch im Verhältnis zu den männlichen Komponisten gering. Gering blieb vor allem das Euvre, das diesen Komponistinnen zuzuschreiben ist, soweit es überhaupt erhalten blieb. Lieder, Kammermusik, die kleine Form überwiegt, die großen Orchesterwerke und Opern finden sich angefangen mit Fanny Hensel doch erst bei den Komponistinnen des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Dieser Befund resultiert aus dem Problem der Überlieferung. Gedruckte Quellen sind selten, und handschriftliche Quellen sind nur im Glücksfall überliefert, etwa im Fall von Fanny Hensel, deren Familie den Nachlass sorgfältig bewahrt hat. Eventuell existierende Manuskripte sind aber sehr schwer aufzuspüren, weil sie ja weder in Katalogen noch in Verzeichnissen auftauchen, eben privat sind.

Eine zentrale Frage der Frauenforschung lässt sich daher am Beispiel der komponierenden Frau nur eingeschränkt stellen und beantworten. Diese Frage lautet: Verändert die weibliche Sichtweise auf die Welt auch die künstlerische Anverwandlung dieser Welt? Hätte ein weiblicher Mozart anders komponiert als Wolfgang Amadeus – und wie hätten diese Kompositionen dann geklungen? Diese Frage, am Beispiel der Malerinnen und Schriftstellerinnen höchst er-

folgreich diskutiert, bleibt für die Komponistin bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert vorerst unbeantwortet.

An Stelle der Frage nach der weiblichen Ästhetik in der Musik stellt sich also das Problem der Sozialisation. Denn es muss ja einen Grund geben, warum die so perfekt ausgebildete Nannerl eben nicht wie ihr Bruder eine Profi-Laufbahn einschlug, obwohl Wolfgang Amadeus selbst seiner Schwester bescheinigte, besser Klavier zu spielen als er. Gerade für die Lebenszeit Maria Anna Mozarts ist das gesellschaftliche Umfeld von entscheidender Bedeutung. Denn wir befinden uns in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, einer Zeit des Umbruchs, in der das Bürgertum immer stärker neben dem in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht dominierenden Adel hervortritt. Dieses Bürgertum etabliert eigene Regeln und Verhaltensgrundsätze, um sich vom Adel abzusetzen. Die Kunst, vor allem auch die Musik, wird zum Motor dieser Emanzipationsbewegung. Das findet seinen Höhepunkt hundert Jahre später in den öffentlich zugänglichen Konzerthallen, in denen Virtuosinnen wie Cara Schumann glänzen können. In diesen Kathedralen der Kultur hat die Musik längst die Rolle einer Ersatzreligion eingenommen: Sie dient der Seinsvergewisserung der bürgerlichen Existenz.

2. Das Wunderkind Nannerl

Doch so weit sind wir noch lange nicht, als der Geiger und Vizekapellmeister Leopold Mozart und seine Frau Maria Anna Mozart in Salzburg am 31. Juli 1751 ihre Tochter Maria Anna Walburga Ignatia auf der Welt begrüßen. Nannerl ist nicht nur das vierte Kind des Ehepaares, es ist auch das erste, das überlebt. Wolfgang, fünf Jahre später am 27. Januar 1756 geboren, ist das siebente und letzte Kind der Familie – und das zweite, das überlebt. Die Mutter, Maria Anna Mozart, macht also innerhalb von acht Jahren sieben Schwangerschaften durch. (Eine grundlegende Untersuchung zur Biographie Nannerl Mozarts hat Eva Rieger vorgelegt: Eva Rieger, Nannerl Mozart. Leben einer Künstlerin im 18. Jahrhundert, Frankfurt 1990)

Leopold Mozart hat seine Kinder stets ermuntert, Briefe, Reisenotizen und Tagebücher zu verfassen, so dass einiges Material über Nannerl Aufschluss gibt – auch wenn sie ihre eigenen Briefe häufig vernichtet und nur die Anschreiben bzw. Antworten von Vater und Bruder aufbewahrt. Als gebildeter Mann beschäftigt sich Leopold Mozart mit den neuesten Grundsätzen der Kindererziehung seiner Zeit und kümmert sich außerordentlich sorgfältig um die überlebende Tochter und später den überlebenden genialen Sohn. Fleiß, Tugend, Religion: Unter diese Stichworte lässt sich seine Erziehung fassen, die die vorhandenen Anlagen der Kinder unter der Regie des Vaters freilegen soll.

Im Alter von sieben Jahren erhält Nannerl ersten Klavierunterricht. Der Vater will sie zu einer guten Spielerin ausbilden, lässt sie aber erst öffentlich auftreten, als Wolfgang ebenfalls alt

genug für das Podium ist. (Rieger S. 49) Trotz seiner Bildung und Strebsamkeit kommt Leopold nie über das Amt eines Vizekapellmeisters hinaus; in dem hochbegabten Sohn sieht er eine Chance, seinen Ehrgeiz dennoch zu befriedigen. Er will seine beiden Kinder der Welt, den europäischen Höfen vorführen. Dieses Vorhaben wirkt aus der Rückschau geradezu abenteuerlich. Denn Leopold mutet seinen Kindern nicht nur die Anstrengungen wochenlanger Reisen in der Postkutsche zu – mehrere Mozart-Biographen führen den frühen Tod des Komponisten sogar auf diese Kräfte zehrenden Strapazen zurück. Diese Fahrten sind auch finanziell höchst riskant. Leopold muss sie komplett vorfinanzieren und kann doch nicht wissen, ob die Einnahmen die gemachten Schulden decken werden. Zumal sich der eigentliche Ertrag erst auf lange Sicht auszahlt. Er besteht im Knüpfen von nützlichen Verbindungen, die möglicherweise zu Aufträgen führen werden und vor allem darin, den Namen der begabten Kinder bekannt zu machen.

So beginnt der Lebensabschnitt, in dem Nannerl Mozart im Blickpunkt der musikinteressierten Öffentlichkeit steht. Anfang 1762 unternimmt die Familie eine dreiwöchige Reise nach München, von September 1762 bis Januar 1763 geht es an den Wiener Kaiserhof, Nannerl ist elf, Wolfgang fast sieben. Die Kinder werden von Kaiserin Maria Theresia empfangen, Nannerl erhält für ihr Spiel das Hofkleid einer Prinzessin.

Obwohl der Bruder auf diesen und allen weiteren Reisen im Mittelpunkt steht, gewinnt Nannerl doch Aufsehen und Lob: „Stellen Sie sich einmal ein Mädgen von 11 Jahren vor, das die schwersten Sonaten und Concerte der größten Meister auf dem Clavecin oder Flügel auf das Deutlichste, mit einer kaum glaublichen Leichtigkeit fertigt und nach dem besten Geschmack wegspielt. Das muss schon viele in Verwunderung setzen“, schreibt der „Augsburgische Intelligenz Zettel“ im Jahr 1763 (Mozart. Dokumente seines Lebens, Hg. von Otto Erich Deutsch und Joseph Heinz Eibl, Kassel/München 3/1191, S. 16).

Graf Zinzendorf notiert 1762 in seinem Tagebuch: „Dann bei Thun, wo der Knabe aus Salzburg und seine Schwester Klavier spielten (…); seine Schwester spielt meisterhaft und er applaudiert ihr.“ (Ebenda S. 14) Pater Beda Hübner gibt Nannerls Spiel sogar den Vorzug: „(…) und mit seinem Töchterlein, welche noch künstlicher das Clavier schlägt, als ihr Brüderl(…)“, schreibt er 1766 in sein Diarium (Ebenda S. 34). Sogar in Grimms „Correspondance litteraire“ findet Nannerl 1966 Erwähnung: „Mademoiselle Mozart, jetzt dreyzehn Jahre alt, übrigens sehr von der Natur begünstigt, hat die schönste und glänzendste Ausführung aus dem Claviere(…)“ (Ebenda S. 34).

Die Jahre zwischen 1763 und 1766 sind die Zeit der großen internationalen Reisen der Familie und mit Sicherheit der öffentlich erfolgreichste Abschnitt in Nannerls Karriere, wie die positive Resonanz auf ihr Spiel belegt. München, Augsburg, Ulm, Schwetzingen, Heidelberg,

Mannheim, Mainz, Frankfurt, Koblenz, Aachen, Brüssel, Paris und London heißen die Stationen, und überall machen die Wunderkinder Furore. Die Rückreise geht über Gent, Antwerpen, Den Haag, Amsterdam, Paris, Versailles, Dijon, Lyon und die Schweiz wieder nach Salzburg. Die Strapazen in der Kutsche müssen ungeheuer gewesen sein, doch die Kinder lernen nicht nur das öffentliche Auftreten, sie begegnen interessanten Persönlichkeiten und nehmen vielfältige Eindrücke in sich auf. Leopold ist auf seine Tochter stolz: „Mein Mädl ist eine der geschicktesten Spilerinnen in Europa.“ (Rieger S. 66)

Nannerls letzte Wunderkindreise von 1767 bis 1768 bringt dann den Bruch mit der Virtuosinnen-Laufbahn. Es geht nach Wien, zur Hochzeit der Erzherzogin Maria Josepha mit König Ferdinand IV von Neapel. Die Braut ist 16, Nannerl auch. Schickt es sich noch, ein Mädchen in heiratsfähigem Alter als Wunderkind auftreten zu lassen? Doch es kommt gar nicht zu Konzerten, denn die Blattern brechen aus. Die Braut erkrankt und stirbt. Auch die beiden Mozart-Kinder fangen sich allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz die Krankheit ein. Diese Reise ist ein einziger Misserfolg, und Leopold lässt – gegen deren Protest – Frau und Tochter bei künftigen Unternehmungen zu Hause. (Rieger S. 74, ff.)

3. Musiker-Schicksal

Schon in der Biographie von Johann Sebastian Bach zeigt sich der Bruch zwischen der Selbsteinschätzung und dem Selbstbewusstsein des hervorragenden Musikers und der Achtung oder besser Missachtung seiner Profession durch die jeweiligen Arbeitgeber. Dieser Widerspruch zieht sich wie ein roter Faden durch die Lebensgeschichte zahlreicher Komponisten und prägt das Schicksal der Mozarts in ganz entscheidender Weise. Wir haben also auf der einen Seite den Instrumentalisten, der sofern er Kapellmeister, auch als Komponist ausgebildet ist: Eine Persönlichkeit, die sich mit unendlicher Geduld und lebenslangem Fleiß, von der Begabung gar nicht zu reden, für ihren Beruf qualifizieren muss, in der Regel von früher Kindheit an. Die einmal erlernte Kunst muss ständig, täglich trainiert werden und ist stets von körperlichen Unfällen bedroht. Diesem ungeheuren Aufwand steht im Salzburg des 18. Jahrhunderts eine gleichgültige Geringschätzung entgegen. Der Musiker lebt sozial auf unterer Stufe, gilt häufig wenig mehr als ein fahrender Gaukler, ist eine Zirkusattraktion.

Leopold Mozart hat in diesem höchst ungesicherten System eine gewisse Stellung errungen, er steht im Dienst eines Fürsten – der Staatsapparat weitet sich im 18. Jahrhundert ständig aus, und so entsteht auch ein wachsender Bedarf an Beamten, Juristen, Professoren. Leopold Mozart hat die Salzburger Universität besucht – warum er relegiert wurde, bleibt ungeklärt. Er ist ein gebildeter Mann, in seiner Lektüre stets auf dem neuesten Stand, und verkehrt mit gebildeten Männern. Obwohl diese neue bürgerliche Schicht der Beamten materiell nicht besonders abgesichert ist und von den Launen ihres Dienstherren abhängt, versteht sie sich doch

eben als eigenständige soziale Gruppe, grenzt sich klar nach unten ab und strebt nach Höherem. Unter diesem Aspekt wird auch verständlich, warum Leopold so stolz reagiert, als seine Tochter einen Adeligen, wenn auch nur einen von niederem Adel, heiratet, und warum er so dagegen ist, dass Wolfgang die Constanze aus einer Sängerfamilie zur Frau nimmt: Denn Sängerinnen stehen auf der sozialen Leiter an unterster Stelle, aber davon später mehr.

Der bürgerliche Musiker kann, der Straße entronnen, sein Talent also an den Höfen und in den großen Städten vermarkten. Doch dies bleibt ein ungesichertes Brot, denn einen öffentlichen Markt, wie ihn später die Eisenbahn den reisenden Virtuosen eröffnen wird, den gibt es auf dem europäischen Festland zu Leopolds Lebzeiten noch nicht. Der reisende Musiker spielt nicht im allgemein zugänglichen Konzertsaal, er spielt den Herrschaften auf und darf im besten Fall darauf hoffen, mit goldenen Uhren oder Schnupftabakdosen belohnt zu werden: „Von Tabatiers und Etuis und solchem Zeug können wir bald einen Stand aufmachen“, schreibt Leopold verdrießlich aus Brüssel (Rieger, S. 58). Die Geschenke müssen ja erst in Bargeld umgewandelt werden.

Mit Glück findet der Musiker eine feste Anstellung bei Hofe oder in einer Stadt, so wie Leopold als Vizekapellmeister des Erzbischofs in Salzburg – und muss alle Demütigungen ertragen, die dort auf ihn warten. Das Konzept des freiberuflichen Komponisten, das Beethoven eine Generation später verwirklichen soll, bleibt Leopold gänzlich unbekannt, nichts wünscht der Vater sich ein Leben lang mehr für Wolfgang als eine feste Stellung. Dass sein Sohn einer der größten Komponisten der Musikgeschichte wird und sich als Erwachsener in Wien durch keine lästigen Bande von seiner Arbeit, dem Komponieren, ablenken lassen will, begreift Leopold nicht, er denkt auch musikalisch in anderen Kategorien. Für Vater Mozart dient Musik der Unterhaltung und der Repräsentation. Für Wolfgangs neue, subjektive, emotionale Töne gibt es in Leopolds System keinen Platz. Die Vergötterung des Komponisten, die im 19. Jahrhundert üblich wird, ist in Nannerls Jugend ebenfalls unbekannt. Leopold betrachtet das Komponieren schlicht als Handwerk.

4. Musikerinnen-Schicksal

Was aber kann eine Frau, eine Musikerin, eine Komponistin gar in diesem Umfeld erhoffen? Nannerls reist als Kind zu den Höfen Europas und wird für ihr Spiel gefeiert. Vater Leopold erkennt sehr klar, dass das Mädchen kein bezaubernder Kinderstar mehr ist, sondern eine junge Frau, die sich möglicherweise unschicklich, unziemlich präsentiert. Für Wolfgang geht nach der Wunderkindzeit die professionelle Ausbildung weiter, für Nannerl wünscht sich Leopold eine günstige Heirat.

Warum will der geschäftstüchtige Leopold aber die Zeit und Energie, die er in Nannerls Ausbildung investiert, nicht ebenfalls vermarktet sehen? Am Beispiel dieser Frage zeigt sich erneut der Konflikt zwischen den sozialen Ambitionen des Vaters und den gesellschaftlichen Realitäten des Musikeralltags. Der bürgerliche Haushaltsvorstand hat unter allen Umständen Ehre und Jungfräulichkeit seiner Tochter zu bewahren. Sie sind das Kapital, das eine standesgemäße Heirat möglich macht. Doch Tugend und eine aktive Musikerinnen-Laufbahn gehen in den Augen der Öffentlichkeit nicht konfliktfrei parallel.

Es gibt natürlich erfolgreiche Virtuosinnen wie die blinde Pianistin Maria Theresia von Paradis oder die Pianistin Josepha von Auernhammer. Doch mit dem Konflikt müssen auch diese leben: Entweder tritt die Frau als eine Art Zirkus-Attraktion auf – blind und begabt oder auf einem ungewöhnlichen Instrument wie der Glasharmonika spielend – oder sie hat sich mit dem Verdikt auseinanderzusetzen, dass sie ihr Talent zur Zierde des Heimes einsetzen soll, nicht zum profanen Gelderwerb. Josepha von Auernhammer, die sich in Wolfgang verliebt, erkennt das ganz klar. Sie sei nicht hübsch, erzählt sie Wolfgang, deshalb könne sie nicht auf eine gute Partie hoffen – Ehe ist ein Tauschgeschäft. Also plant sie, in Paris – wo so etwas leichter möglich ist – eine Pianistinnen-Karriere. Die Träume zerschlagen sich, als ihr Vormund stirbt. Ohne männlichen Schutz ist an eine Virtuosinnen-Laufbahn nicht zu denken. Josepha von Auernhammer gründet schließlich eine erfolgreiche Klavierschule. (Rieger S. 318)

Für eine Komponistin gibt es erst recht keinen Markt, auf dem sie ihren Beruf zu Geld machen könnte. Die Instrumentalistinnen wie Auernhammer oder Paradis komponieren sich zwar Stücke selber, die auch gedruckt, besprochen und nachgespielt werden. Nur die Kapellmeister aber haben die Dienstpflicht zum Komponieren – und sie haben die Orchester, um ihre Einfälle ausprobieren, kontrollieren und verbessern zu können. Wer hätte Nannerls hypothetische Sinfonien denn spielen sollen?

Wenn wir von den begabten Schwestern Friedrichs des Großen wissen, dass sie komponiert haben, bestätigt das nur diesen Sachverhalt. Hier handelt es sich um adelige Damen mit reichlich Mitteln und Muße, bei denen es durchaus als schicklich gilt, wenn sie sich zum Zeitvertreib von einem angesehenen Meister im Tonsatz unterrichten lassen. Immerhin kann der angesehene Meister – Kirnberger im Falle der Prinzessin Anna Amalia – mit solchen Stunden auch noch Geld verdienen. Auch das Beispiel Fanny Hensels (1805 – 1847) verdeutlicht, wie kompliziert die Verhältnisse für hochbegabte Musikerinnen noch in den aufgeklärtesten und künstlerisch ambitioniertesten Familien sind. Die Schwester Felix Mendelssohns hat eine sorgfältige Ausbildung erhalten; im Gegensatz zu den Mozarts ist die Familie auch finanziell so unabhängig, dass Fanny sich weder einträglich verheiraten, noch auf einen Broterwerb hin ausgebildet werden muss. Vater Mendelssohn erkennt das musikalische Potential seiner Kinder sehr wohl, macht der Tochter aber unmissverständlich klar, dass Musik „nur Zierde“ und

„niemals Grundbass deines Seins“ werden könne. Fanny hat in ihrem kurzen Leben wunderbare Stücke komponiert – aber wie wenige!

Kommen wir nun zur Sängerin, jenen Beruf, für den Leopold Nannerl niemals ausgebildet hätte. Einzig die Sängerin kann auf eine Anstellung bei Hofe hoffen, der Instrumentalistin bleibt ja nur das Leben einer reisenden Virtuosin. Seit etwa 1700 treten Berufssängerinnen auf deutschen Bühnen auf - und so großartige Künstlerinnen sie sein mögen, sie gelten sozial als Freiwild. Die Berufssängerinnen der Hofopern „stehen bereits außerhalb der bürgerlichen sittlichen Anforderungen an eine Frau, sind im Sinne des Bürgertums gar keine ‚Frauenzimmer’. Sie haben sich durch ihre Berufswahl bereits um die Möglichkeit gebracht, im System des bürgerlichen Lebens Gegenstand oder gar Maßstab sittlicher Normierungen zu sein.“ (Peter Schleuning, Das 18. Jahrhundert: Der Bürger erhebt sich, Hamburg, 1984, S. 213)

Noch Verdis zweite Frau Giuseppina Strepponi kann ein Lied davon singen, wie unklug es ist, die diversen Contes an der Garderobentüre abzuweisen. Weist man die Herren ab, ruinieren sie einem die Karriere. Weist man sie nicht ab, wird frau schwanger, und auf solche körperlichen Umstände nimmt der Theaterbetrieb keine Rücksicht. Giuseppina Strepponi muss ihre unehelichen Kinder von Arbeiterehepaaren groß ziehen lassen, die sich damit ein Zubrot verdienen (Veronica Beci, Verdi. Ein Komponistenleben, Düsseldorf, Zürich 2000, S. 92). Besser verdienende Sängerinnen können ihre Kinder bei Privatpersonen in Pflege geben, wer schlechter im Geschäft ist, dem bleibt nur übrig, den Nachwuchs ins Waisenhaus zu stecken. „Es existieren Lebensberichte von Sängerinnen, die bis zur letzten Minute vor der Geburt auf der Bühne stehen mussten“, schreibt die Verdi-Biographin Veronica Beci – und spricht von einer Zeit, die das 20. Jahrhundert fast berührt. (Ebenda S. 94) Verdis Liebe bedeutet übrigens für Giuseppina Strepponi das absolute Ende ihrer Karriere als Sängerin. Er verbietet es ihr. (Ebenda S. 108. Zur sozialen Stellung der Musikerin siehe auch Freia Hoffmann, Instrument und Körper. Die musizierende Frau in der bürgerlichen Kultur, Frankfurt/M und Leipzig 1991 und Eva Rieger, Frau, Musik und Männerherrschaft. Zum Ausschluss der Frau aus der deutschen Musikpädagogik, Musikwissenschaft und Musikausübung, Frankfurt/M, Berlin, Wien, 1981)

Auch Clara Schumann, die gefeierte, erfolgreiche Pianistin muss ihre Kinder nach dem Tod von Robert Schumann in Pflege geben und den gleichen Teufelskreis ertragen. Mit den Kindern kann die Witwe nicht konzertieren, auftreten muss sie aber, um sich und die Kinder zu ernähren.

Eine höchst schmerzliche Zeit im Leben der Familie Mozart verdeutlicht diesen Konflikt um so mehr. Nach mehreren Italien-Reisen kehren Leopold und Wolfgang nach Salzburg zurück.

Doch Wolfgang kann sich hier nicht entfalten. Leopold bittet den Fürsten Colloredo für sich und den Sohn erneut um Urlaub, und der Erzbischof wirft prompt beide hinaus. Aus seiner Sicht ist die – später zurückgenommene – Kündigung verständlich, Wolfgang ist bereits 21, was braucht er da noch die Begleitung seines Vaters. Der tief gedemütigte Leopold schickt den Sohn mit der Mutter nach Paris, die Reise von 1777 bis 1778 gerät zu einer einzigen Katastrophe. Wolfgang erweist sich als völlig unfähig, sein Talent zu vermarkten, will gar mit der Familie Weber nach Italien ziehen, um der geliebten Sängerin Aloisia zu einer Karriere zu verhelfen, während er sein eigenes Fortkommen völlig vernachlässigt. Die Schulden wachsen. Kurz nach der Ankunft in Paris stirbt die 57-jährige Maria Anna Mozart, ein Schock, von dem sich die ganze Familie lange nicht erholt. Leopold sitzt mit Nannerl zu Hause in Salzburg und kann die Ereignisse kaum beeinflussen. Er ist jetzt 58 Jahre alt, plötzliche Todesfälle sind an der Tagesordnung, und Nannerl würde im Falle seines Todes völlig mittellos dastehen, denn der Erzbischof versorgt die hinterbliebenen Töchter seiner Beamten nicht.

Nannerl gibt schon seit Jahren Klavierunterricht und hat sich als Lehrerin großes Ansehen erworben. Bei zwei Schülerinnen täglich kommt sie auf zehn Gulden monatlich, also 120 Gulden im Jahr. Bislang darf sie diese Summe als Handgeld für sich behalten, doch jetzt, als Wolfgang Schulden über Schulden macht, gibt sie das Geld dem Vater. (Rieger S. 115) Sie unternimmt noch mehr: Nannerl steigert ihre pianistischen Fähigkeiten, bis Leopold von ihr berichtet: „Die Nannerl accompagniert wie ein jeder Capellmeister“ (Rieger S. 142), das heißt, sie kann es mit jedem männlichen Profimusiker aufnehmen. In dieser Zeit überlegt Leopold auch, nach Paris umzuziehen. Für Wolfgang erhofft er sich Unterhalt von einem adeligen Gönner, dazu Einnahmen aus Kompositionsaufträgen und Notendrucken. Vater und Schwester könnten Lektionen geben und Nannerl überdies in Konzerten und Akademien auftreten. Zum ersten Mal überhaupt wird in dieser Krisenzeit ein Gelderwerb Nannerls durch Musik zum Thema.

Nannerl ist jetzt 27. Sie führt dem Vater den Haushalt – eine damals durchaus zeitaufwendige Aufgabe. Sie vermittelt zwischen Vater und Bruder, sie tröstet den Vater, sie arbeitet am Klavier, sie will und kann Geld verdienen. Als die Krise vorbei ist „wurde sie wieder auf ihren ‚weiblichen’ Status verwiesen, der ihr einzig die Heirat als Perspektive offenließ“, schreibt Eva Rieger. (Rieger S. 151) Aber es soll noch fünf Jahre dauern, bis Nannerl heiratet. An Bewerbern gibt es wohl keinen Mangel, zumal Nannerl stets als ausgesprochen gut aussehende junge Frau beschrieben wird. Allerdings ist sie sehr gebildet, kennt viele Länder und Höfe, ist eine Klavierspielerin auf professionellem Niveau. (Rieger S. 177) Das macht sie vielleicht wählerisch, zumal sie dem Vater den Haushalt führen muss, der nach Wolfgangs Umzug nach Wien beginnt, Kostzöglinge aufzunehmen.

5. Die Ehefrau

Wir wissen, dass Nannerl dem Familien-Freund Franz d'Ippold tiefe Zuneigung entgegen gebracht hat, allein, Leopold verweigert dieser Verbindung seinen Segen. Über die Gründe dafür kann man nur spekulieren. Zehn Monate nach Leopolds Abfuhr für D'Ippold wird die 32-Jährige dann die Frau des Berchtold zu Sonnenburg, Pfleger, das heißt Verwaltungsbeamter, in St. Gilgen am Wolfgangsee, ein 47-jähriger zweifacher Witwer mit fünf kleinen Kindern. (Rieger S. 194 ff.)

Will man sich vergegenwärtigen, wie es der Großstädterin Nannerl als Ehefrau im ländlichen St. Gilgen ergeht, so muss man sich nur an ihre Vorlieben erinnern. Nannerl ist eine eifrige Kirchgängerin, sie liebt das Theater, besucht für ihr Leben gern Tanzabende, Maskeraden und die Gesellschaftsspiele, die im 18. Jahrhundert so populär sind. Sie kleidet sich gerne modisch, führt in Salzburg auch manche neue Mode ein, die sie auf ihren Reisen kennen gelernt hat. Leopold schreibt über Nannerls Modelust und den „Englischen Hut", den sie 1763 in Mainz kauft, weil „es in diesen gegenden bey Frauenzimmern mode ist. Wenn wir sozu Salzburg durch die Strassen gingen, lieffe alles zusammen, als wenn der Rhinoceros käme." (Erich Valentin, Leopold Mozart, München 1987, S. 102) Sie liest, nicht nur Romane, sondern auch politische, religiöse und naturwissenschaftliche Schriften. Dazu kommt die Musik: das tägliche mehrstündige Klavierspiel, die Hauskonzerte mit Freunden, die Beteiligung an Dilettantenkonzerten, wo sie oft genug nicht nur als einzige Frau, sondern auch als einziger Profi Furore macht. Wolfgang und der Vater sind nicht die einzigen Gesprächspartner in Musikfragen, die Familie erhält viel Besuch von befreundeten Künstlern, man ist stets über neue Entwicklungen auf dem Laufenden.

In St. Gilgen wartet dagegen ein Mann, der sich als reisefaul und geizig erweist, dazu kommen fünf verwahrloste Stiefkinder, die der von Kindesbeinen an Fleiß gewöhnten Nannerl viele Sorgen bereiten. Den ersten eigenen Sohn, das Leopoldl, behält Großvater Leopold gleich bei sich in Salzburg. Im Austausch gegen St. Gilgener Naturalien lässt sich Nannerl aus Salzburg Bücher, Theaterstücke und vor allem Noten schicken, die sie rasch und geschickt kopiert. Leopold sendet etwa ihr im Oktober 1784 Kerzen, Seifen, Spiegel, Sonaten von Johann Schobert, „Phantasien" von Wolfgang und Richardsons „The History of Sir Charles Grandison" in deutscher Übersetzung (Ebenda, S. 149, f.)

Drei Stunden Klavierspiel am Tag erkämpft sie sich als Freiraum von Ehe und Hausfrauenpflichten, sie setzt sich gegen den knauserigen Berchtold sogar durch, als sie einen neuen Flügel braucht. Nannerl bringt zwei Töchter auf die Welt, von denen eine nicht lange überlebt und kränkelt viel, Leopold vermutet psychosomatische Ursachen hinter den Beschwerden. Dann wird es einsam um Nannerl. Der Vater stirbt 1787, der Freund d'Ippold 1790, und

schließlich der geliebte, geniale Bruder, zu dem der Kontakt nie abgerissen ist, 1791. Als sie 1801 Witwe wird, beginnt die letzte Karriere Nannerls: als lebende Schwester des toten Genies, als Zeitzeugin aus den Kindertagen Mozarts.

6. Die Schwester des Genies

Salzburg im Jahr 1807. Maria Anna Mozart, der Ehrerbietigen, Unterwürfigen, reißt der Geduldsfaden: „Ferner brachte ich so viel wie möglich war, von Joseph Haydns Kompositionen, meines Bruders Opera buffa La Finta Semplice, die Serenata Il Sogno di Scipione, dann Messen, Sinfonien, etc, zuwege, trug Sorge, dass alles gut abgeschrieben, und übermacht wurde, und verwendete viel Zeit zu diesen Besorgungen und Briefschreiben.“ (Rieger S. 259) Nannerl hat sich mit dem Verlag Breitkopf & Härtel überworfen, der bereits kurz nach dem Tod des Bruders an sie herantritt und nach unveröffentlichten Kompositionen fragt. Die geplante Gesamtausgabe, zu der es dann doch nicht kommt, wird ihr Lebensinhalt – und sie organisiert unermüdlich Notenmaterial. Denn Nannerl lebt wieder in Salzburg. Kurz nach dem Tod ihres Mannes, mit 300 Gulden Jahresrente wohl versorgt, zieht sie in die Stadt ihrer Jugend zurück, beginnt aus reiner Freude an der Sache wieder mit dem Klavierunterricht und kümmert sich um den Nachlass ihres Bruders. Bereits Constanze Mozart, die Zeitzeugin für die Erwachsenenjahre des Genies, ist mit Breitkopf über Kreuz geraten, weil sie eine angemessene Bezahlung für die dem Verlag überlassenen Musikalien fordert – sie kennt deren Wert. Der Verlag schafft es, die Schwägerinnen gegeneinander aufzubringen, doch auch die im Durchsetzen unerfahrene Nannerl wird am Ende rebellisch. Immerhin, und das hat bei Breitkopf vielleicht keiner geahnt, ist sie die absolute Expertin für die Klaviermusik des Bruders. Kopierfehler und Fälschungen erkennt sie sofort. Besonders hart trifft es die Schwester, dass Breitkopf & Härtel so unachtsam mit dem zugesandten Material umgehen. Von den Klaviersonaten KV Anh 199-202 kennen wir heute nur noch die Incipits, also die Satzanfänge. Nannerl hat die einzig erhaltenen Abschriften vertrauensvoll an den Verlag gesandt, ohne sie vorher noch einmal zu kopieren, und hier gehen sie auf Nimmerwiedersehen verloren. (Rieger S. 257)

Schon in St. Gilgen ist Nannerl gebeten worden, für Schlichtegrolls „Nekrolog“ einen Lebensabriss der Jugendjahre des Bruders zu entwerfen. Jetzt nimmt die Mozart-Forschung Aufschwung, langsam wird die überragende Bedeutung des Komponisten deutlich. Um näher an den Quellen zu sein, siedeln 1821 auch Constanze und ihr zweiter Ehemann Georg Nikolaus Nissen nach Salzbug über. Nannerl überlässt dem Biographen Nissen ein umfangreiches Konvolut von Briefen. Die Schwägerinnen sind wohl recht gut miteinander ausgekommen, doch Constanze hat Leopold nie die bösen Worte über ihre Person verziehen. Als Nissen 1826 stirbt, lässt Constanze ihn in dem Grab beerdigen, in dem schon Leopold und Nannerls Tochter Jeannette ruhen, auf das Grabmal kommt nur Nissens Name.

Bis zu ihrem 76. Lebensjahr unterrichtet Nannerl, dann macht ihre Blindheit ihr das Klavierspiel unmöglich. Im Jahr ihres Todes erinnert sich noch einmal jemand an das ehemalige gefeierte Wunderkind. Das Musiker- und Musikschriftsteller-Ehepaar Novello aus London besucht auf den Spuren Mozarts auch dessen hochbetagte Schwester in Salzburg. Am 29. Oktober 1829, 38 Jahre nach dem Tod ihres Bruders und 28 Jahre nach dem Tod ihres Mannes stirbt Maria Anna Mozart genannt Nannerl um halb ein Uhr mittags im Alter von 78 Jahren. (Rieger S. 278 ff.) Sie hinterlässt die große Summe von 7837 Gulden, sehr viel Schmuck und Silberzeug, Musikalien, Kunstgegenstände und Briefe. Ihr Leichnam wird in der Kommunegruft beigesetzt. Ihr Sohn lässt aber neben dem Grabmal Michael Haydns in der Seitenkapelle der Salzburger Stiftskirche ein Holzkreuz mit Votivtafel zu ihrem Gedenken aufstellen. Dort steht es noch heute. Und Vincent Novello dirigiert, als er von Nannerls Tod erfährt, ihr zum Gedenken in London Mozarts „Requiem“.

Frauenvorträge an der FernUniversität 50

Verbundenheit und Differenz in weiblichen Zusammenschlüssen

Renate Liebold

Renate Liebold

Vortrag an der FernUniversität

am 29.November 2004 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte
Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission sowie
Monika Giebeler, Melanie Graf

Herausgeber: Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge – weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen*
5.	Ellen Lorentz	„Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt“. Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern – heute – morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen – Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen*
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen*
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach…?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress…? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	„Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen“ – Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia □tallovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur – literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	„…des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen.“ Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung

41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42
43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“- oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen – von 1975 bis heute“	Heft 44
45.	Birgit Schulte	„Sex-Paralysappeal. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus“	Heft 45
46.	Monika Storm	„Adelige Frauenwelten und die Jahrtausendwende“	Heft 46
47.	Gisela Shaw	„Hedwig Dohm (1831-1919): `Alles was ich schreibe; steht im Dienste der Frauen´	Heft 47
48.	Bärbel Rompeltien	Mobbing in Zeiten von Ich-AG und Wettbewerb	Heft 48
49.	Monika Willer	Mozarts Nannerl	Heft 49
50.	Renate Liebold	Verbundenheit und Differenz in weiblichen Zusammenschlüssen	Heft 50

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopievorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Verbundenheit und Differenz in weiblichen Zusammenschlüssen

Einleitung _____ S. 8

1. Die Herstellung von Verbundenheit über Abgrenzung _____ S. 10

Weibliche Kommunikation: Kooperation und Bestätigung _____ S. 10

Die Alltagsbezogenheit der Frauen_____ S. 11

Die Vereinbarkeits-Perspektive der Frauen_____ S. 12

Weibliche Sozialisation und männliche Sozialisation_____ S. 13

Kultur der Selbstkritik und Selbstreflexion_____ S. 15

2. Frauengruppen zwischen Gemeinsamkeit und Differenzerfahrung_____ S. 18

3. Zusammenfassung_____ S. 28

Literatur_____ S. 29

1. Einleitung

Der folgende Beitrag skizziert in Ausschnitten die empirischen Ergebnisse eines Forschungsprojekts über die unterschiedlichen Formen von ‚weiblichen Zusammenschlüssen[1]. Das Erkenntnisinteresse gilt dabei der *Praxis kollektiver Orientierungen in geschlechtsexklusiven Gemeinschaften*. Damit wird die Binnenperspektive in weiblichen Gemeinschaften in den Blick genommen, nämlich die Sicht der Frauen in den jeweiligen Interaktionsgemeinschaften: Wie beziehen sich die Frauen bzw. Frauengruppen auf Geschlecht bzw. die weibliche Geschlechtszugehörigkeit? Was sind die Motive der Frauen, sich in einer explizit weiblichen Gemeinschaft zu engagieren - jenseits der Themenvielfalt und Arbeitsschwerpunkte in den jeweiligen Gruppen. Schließlich war unser Augenmerk auch auf Konflikte, Differenzen und Trennendem gerichtet. Wie werden individuelle Standpunkte und Interessen im jeweiligen Kollektiv verhandelt?

Da sich unser Erkenntnisinteresse auf kollektive Erfahrungen richtet, wurden mit insgesamt 20 Frauengruppen *Gruppendiskussionen* geführt: Mit Traditionellen Vereinen und Verbänden, feministischen Projekten und Initiativen, mit Selbsthilfegruppen und Service-Clubs als auch mit solchen Formen des Zusammenschlusses, die aktuell unter der Chiffre Netzwerk firmieren. Dabei war uns wichtig, *selbstläufige Diskussionen* zu initiieren. Selbstläufig bedeutet, dass die Art und Weise, wie die Frauen über ihren Zusammenschluss sprechen, ihnen selbst überlassen wurde. Nach einem gesprächsinitiierenden Anfangsimpuls haben wir weitere steuernde Fragen – so weit es ging - vermieden. Diese Offenheit ist forschungsstrategisch von großem Wert, weil es die Gruppen dazu zwingt, eigene thematische Schwerpunkte zu setzten und den Stil der Diskussion zu bestimmten.[2]

---

[1] Das Forschungsprojekt ‚Weibliche Zusammenschlüsse – Zwischen Solidarität und Interessehandeln' wurde von der DFG finanziert und war von 2002 bis 2004 am Institut für Soziologie sowie dem sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum (SFZ) der Universität Erlangen-Nürnberg angesiedelt. Die Leitung des Projekts unterstand Gert Schmidt; weitere Mitarbeiterin am Projekt war Birgit M. Hack.

Die Autorin des Beitrags beschäftigt sich in ihrem Habilitationsvorhaben mit einer detaillierteren Analyse des Projektmaterials.

[2] Die Gespräche wurden auf Tonband aufgezeichnet, transkribiert und einem mehrstufigen Interpretationsverfahren unterzogen (vgl. Bohnsack 2000)

Zunächst einmal führt diese Art der offenen Gesprächsinitiierung zu Irritationen, denn es ist ein schwieriges Unterfangen, über das zu sprechen, was als Alltagspraxis selbstverständlich gilt. Anders ausgedrückt: Das Fraglos Gegebene ist schwer zu explizieren, weil es auch tiefliegende Überzeugungen und Deutungen berührt, zudem normativ wirksam ist, d.h. nicht selten in einen moralisch aufgeladenen politischen Geschlechterdiskurs eingebettet ist.

Einige der befragten Gruppen finden einen Zugang über Beispiele aus ihrer Lebenspraxis, andere wiederum über Ereignisse, die den Anstoß gaben, eine Frauengruppe zu gründen – so beispielsweise ein Interessengemeinschaft von Frauen im Bereich Architektur und Stadtplanung, die sich gründete, als bei einer städtischen Preisverleihung die Gewinnerin von der örtlichen Presse lediglich mit einem Blumenstrauß abgelichtet wurde, ohne inhaltliche Informationen über die Leistung der Preisträgerin. Diese Diskreditierung wird zur Initialzündung, gemeinsam, nämlich in Form einer Interessengemeinschaft, öffentliche Präsenz zu zeigen.

Trotz aller individueller Unterschiede in den gewählten Gesprächseinstiegen wird eine Gemeinsamkeit deutlich: In allen Gruppen ist *die vergeschlechtlichte Welt das Fundament der weiblichen Gemeinschaft*. Ob Diskriminierungserfahrungen oder die Erfahrung des Andersseins betont wird, die Geschlechtlichkeit des eigenen Handelns und Denkens ist den Frauen permanent präsent und zugleich das gemeinschaftsstiftende Moment des kollektiven Wir. Für Männer dagegen – und ich beziehe mich dabei auch auf aktuelle Untersuchungen -, ist Geschlechtzugehörigkeit größtenteils fraglos und selbstverständlich gegeben (vgl. Behnke 1997, Meuser, 1998). Fraglos meint hier, dass Männer sich nicht veranlasst sehen, über Geschlecht, und d.h. insbesondere auch über ihr eigenes, nachzudenken, geschweige denn, sich neu zu definieren. Von den sog. männerbewegten Männern einmal abgesehen, ist Mannsein unproblematisch, eben selbstverständlich. Mannsein steht für Männer also nicht zur Disposition, während – und ich komme auf unsere eigene Untersuchung zurück - *Frausein, Weiblichkeit für die Frauen das Thema eines permanenten Diskurses* ist. Diesen, allen Gruppen gemeinsamen, Diskurs über das eigene, nämlich ‚weibliche' Verhalten und Denken vor der Vergleichsfolie des Mannes und des Männlichen wird im Folgenden näher skizziert.

2. Die Herstellung von Verbundenheit über Abgrenzung

Die Frauen beschreiben in den Gruppendiskussionen regelmäßig ihre Erfahrung der Differenz zu Männern - am Arbeitsplatz sowie im privaten Lebenskontext. Sie vergleichen die Erfahrungen der eigenen Gruppe mit Erfahrungen, die sie in solchen Gruppen machen, bei denen Männer mit anwesend sind. Dabei sind sich die Frauen über eine grundsätzliche Mann-Frau-Differenz einig: „Männer sind anders“ ist der einheitliche Tenor weiblicher Gemeinschaften, der sich wie ein ‚roter Faden’ durch die Gruppengespräche zieht. Dieser Abgrenzungs-Diskurs in weiblichen Gemeinschaften wird im Folgenden näher beschrieben. Es wird zu zeigen sein, dass der weibliche Zusammenschluss eine charakteristische, durch Sprache und semantische Codes geprägte Kommunikationskultur sowie eine diskursive Verständigung der Mitglieder untereinander aufweist. In kritischer und selbstkritischer Perspektive wird die Verbundenheit der Frauen in einem Vergleich mit Männern und männlichen Verhaltensweisen hergestellt.

Weibliche Kommunikation: Kooperation und Bestätigung

In nahezu allen Gruppen thematisieren die Frauen eine ‚weibliche’ und eine ‚männliche’ *Kommunikationskultur*. Regelmäßig wird die Sprache zwischen Frauen und Männern verglichen, werden unterschiedliche Darstellungspraktiken (wie Gestik, Mimik, Ausdruck) betont sowie ausnahmslos atmosphärische Unterschiede zwischen weiblichen und gemischtgeschlechtlichen Zusammenkünften festgestellt. Während sich die Frauen konsensorientiert beschreiben, unterstellen sie Männern einen konfrontativen und auch direkteren Argumentationsstil. Frauen formulieren ihre Positionen schon von Anfang an offener, gewissermaßen als Gesprächsangebot für andere. Frauen seien demnach für Teamarbeit geradezu prädestiniert, weil sie – im Gegensatz zu Männern – kommunikativ und lösungsorientiert denken würden. Kooperation und Bestätigung sind die organisatorischen Prinzipien weiblicher Kommunikationsgemeinschaften beschrieben.

Beispielhaft kann dies an einem Gesprächsausschnitt mit einer Gruppe von Betriebsrätinnen illustriert werden. Die Frauen formulieren die erlebten Unterschiede im Kommunikationsverhalten zwischen reinen Frauengruppen und gemischtgeschlechtlichten (Arbeits-)Zusammenhängen:

D: Also ich persönlich bespreche mich sehr gern mit Frauen, weil ich den Eindruck hab’, dass die viel stärker und näher am Thema bleiben und meistens nicht abschweifen, auch wenn wir jetzt ein wenig @, aber meistens doch nicht abschweifen und sich meistens auch nicht unbedingt profilieren wollen, indem jede zweite Frau das noch

wiederholt, was schon gesagt wurde und damit eigentlich die Besprechungen effektiver und kürzer sind - meistens. Es gibt natürlich auch Ausnahmen, aber ich empfinde es so – und auch produktiver.

D: Ja, kenn' ich auch so, so diese Phase, erst mal ne halbe Stunde so rumgockeln, bevor man zur Sache kommt. Das entfällt einfach.

C: @ja, zum Beispiel@

D: Das heißt auch, wir sind auch hier, um uns zu erholen von dem ganzen Rumgegockel.

Männer, so der Tenor der verschiedenen Frauengruppen, dominieren Situationen und das Gruppengefüge. Demgegenüber stellen die Frauen regelmäßig die eigene ‚zwanglose' Atmosphäre ihrer geschlechtsexklusiven Gemeinschaft heraus. Ohne Beisein von Männern ist es den Frauen möglich, über Gefühle zu reden bzw. sich darüber auszutauschen. Besprechungen mit männlichen Kollegen dagegen sind nicht ohne Profilierung möglich. In dieser Charakterisierung von weiblicher und männlicher Kommunikationskultur wird der weibliche Stil als teamorientiert gedeutet, der auf ein Gegenüber mit ähnlicher Beziehungsorientierung angewiesen ist, um seine Effizienz zu entfalten. In Situationen, wo ein Stil der Selbstdarstellung vorherrscht, also dort, wo Männer anwesend sind, trifft die Beziehungsorientierung der Frauen gewissermaßen ins Leere[3]. Zugleich wird deutlich, dass in Abgrenzung zu Männern und männlicher (Selbst-)Darstellung *die ‚eigenen' Verhaltensweisen positiv bewertet werden* – auch dies zieht sich wie ein ‚roter Faden' durch die Gespräche in weiblichen Zusammenschlüssen.

Die Alltagsbezogenheit der Frauen

Ein immer wiederkehrendes charakteristisches Argumentationsmuster, mit dem die Frauen ihre Differenz zu Männern deuten und zugleich ihre eigene Standortbestimmung formulieren, ist eine spezifische Verortung und Sichtweise auf Welt zugleich: *Frauen denken alltagsbezogen und beurteilen ihre Umwelt aus der Perspektive von Nutzerinnen*. Eine Gruppe unseres Samples beispielsweise engagiert sich als interdisziplinäre Interessengemeinschaft im Bereich Stadtplanung und Architektur. Ihr Anliegen ist dabei, die herrschenden Regeln des Planens und Bauens als keineswegs geschlechtsneutral aufzudecken und frauenspezifische Perspekti-

[3] vgl. dazu auch die Untersuchungen von Helga Kotthoff 1992

ven und Interessen im Wohnungsbau, der Stadt- und Regionalentwicklung dagegenzusetzen. Die Frauen kritisieren ‚männliche' Architektur und Wohnungsbau. Der männlichen Sichtweise fehle die Einsicht, dass hier Räume geschaffen werden, die ihre Bedeutung letztlich erst durch die Menschen erhalten, die sie wahrnehmen, sie haben oder nicht haben, sie nutzen, ihnen Wert zumessen u.ä. mehr. Die Interessengemeinschaft der Architektinnen und Stadtplanerinnen kämpft für eine ‚geschlechtersensible' Gestaltung des öffentlichen Raums. Dahinter steht die Vorstellung - und damit teilen sie die Sicht mit anderen Frauengruppen –, dass weibliche Erfahrungen andere, weil lebensweltlich verankert sind und die herrschende androzentrische Perspektive weibliche Lebenskontexte nicht berücksichtigt. Frauen übernähmen die Sichtweise von Nutzerinnen, d.h. Frauen beurteilen ihre Umwelt mit der Maßgabe ‚lebenstauglicher Ganzheit'. Ihre Sicht auf Welt sei eine alltagsgebundene. Männern hingegen unterstellt die Gruppe der Architektinnen und Stadtplanerinnen ‚Technikphantasien' und den Hang zur ‚Fassadengläubigkeit'. Ihre Beurteilungskompetenz, was die soziale Gestaltung von Räumen betrifft, wird hinterfragt, weil sie aufgrund ihrer männlichen Lebenslage einen selektiven Blick mitbrächten, der vor allem mit ‚Rationalität' und ‚Körperlosigkeit' assoziiert wird.

Die Vereinbarkeits-Perspektive der Frauen

In den Gruppendiskussionen stellen die Frauen selbst immer wieder eine Verbindung her zwischen ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht, den dahinter stehenden biographischen Erfahrungen und ihrem Bezug auf Arbeit und Beruf. Neben Berufsarbeit übernähmen die Frauen die Organisation des Alltags und die konkret leiblich-seelische Sorge für andere. Dazu der folgende Gesprächsausschnitt mit einer Gruppe von Frauen, die gemeinsam Gewerkschaftsarbeit leisten. Im Kontext der Debatte um betriebliche Arbeitszeitregelungen erörtern sie, was denn nun das ‚frauenspezifische Anliegen' ihres Zusammenschlusses sei. Dazu ein Teilnehmerin der Gruppe:

> „Ich möchte noch einen anderen Aspekt einbringen. Das ist jetzt zwar meine Theorie, ich weiß nicht, ob das allgemeingültig ist. Ich hab' einfach den Eindruck, auch bei vielen andern Frauen, die ich so getroffen habe und Männern natürlich auch. Ich hab' - in der Firma treffe ich immer wieder Männer, die haben, die leben eigentlich nur für die Arbeit. Also die haben die Arbeit, vielleicht noch ein bisschen Familie und dann ist Ende. Und bei den Frauen hab' ich den Eindruck, bei mir persönlich ist es auch so, die haben auch noch ein paar andere Interessen und dann natürlich auch Lust, sag ich mal,

> früher zu gehen, weil man einfach noch eine andere Verabredung hat, weil man ne andere Aktivität machen möchte, weil man das anschauen möchte, weil man jenes machen möchte. Ich hab' den Eindruck, das ist bei vielen Männern anders. Die haben ihre Arbeit und die haben noch ein bisschen Familie und dann ist Schluss. Und von daher ist die Ausrichtung auch anders. (.) Ich weiß jetzt nicht, wie ihr das seht. Also ich hab' viele Frauen getroffen, bei denen es auch ähnlich ist und viele Männer, bei denen dieses Klischee irgendwie passt. Nicht bei allen, aber ...".

Im Vergleich mit männlichen Kollegen, deren Arbeitsbezug die Gesprächsteilnehmerin als ‚einseitige' Orientierung analysiert, weil diese ihr Privatleben oder vielmehr ihre Familien als ‚Anhängsel' von Berufsarbeit interpretieren („die haben ihre Arbeit und die haben noch ein bisschen Familie und dann ist Schluss"), sind Frauen in doppelter Hinsicht gebunden. Die Notwendigkeit, aber vor allem auch das Bedürfnis nach einer Vereinbarkeit der verschiedenen Lebenssphären oktroyiert auf weiblicher Seite eine Begrenzung von beruflichem Engagement, die sich nicht zuletzt auch in den Arbeitszeitdebatten äußert. Ihre Arbeits(zeit)-Einstellung ist notwendigerweise eine andere als die von Männern: Während männlichen Kollegen ein „Leben für Arbeit" unterstellt wird, das – zumindest in weiten Teilen - frei ist von den ‚Niederungen' alltäglicher Haus- und Familienarbeit, haben sie den Balance-Akt von ‚Leben mit Arbeit' zu bewerkstelligen.

Weibliche Sozialisation und männliche Sozialisation

In dem Nachdenken der Frauen über ihre Differenz zu Männern wird immer wieder auf die geschlechtsspezifische Verwobenheit des eigenen Handelns und Denkens rekurriert. Männliches und weibliches Verhalten werden dabei ursächlich mit den unterschiedlichen Erziehungsweisen für Mädchen und Jungen begründet. Beispielhaft kann dies an einem berufsbezogenem Frauennetzwerk illustriert werden. Die Frauen erzählen über die Entstehungsgeschichte ihres Netzwerkes. Dabei erfahren wir, dass der Gruppe nach einer euphorischen Anfangsphase buchstäblich die Luft ausgegangen ist und sich das Engagement der Frauen momentan auf die regelmäßigen, stammtischförmig organisierten Treffen beschränkt. Dabei werden auch Stimmen der Unzufriedenheit laut und die Frauen denken über die Schwierigkeiten des Vernetzens nach. Sie stellen fest, dass, wie sie es selbst bezeichnen, der „berufliche Schub nach vorne" mit Hilfe des Frauennetzwerkes nicht eingetreten ist. Daraufhin wird das sog. Kernproblem der Gruppe benannt: Es fehle den Frauen an einer berufs- und arbeitsbezogenen Gesprächskultur, d.h. das Thema Arbeit und Beruf ist nicht in dem Maße präsent wie es der

Anspruch an ‚Klüngeln' und ‚Networking' nahe legt. Dies fällt den Frauen vor allem bei ihrem geselligen Zusammensein auf, denn gerade da, wo sie über informelle Kontakte berufliche Netze spinnen könnten, werden berufliche Belange wenig, und wenn, dann eher zurückhaltend thematisiert. Die Beobachtung dieses widersprüchlichen Verhaltens dokumentiert sich in der folgenden Gesprächspassage:

B: ... ich finde, dieses Kernproblem kriegen wir damit nicht in den Griff. Ich weiß nicht, ob du mich richtig verstanden hast. Ich hab' mich zum Beispiel gefragt: Ich kenn' ja überregional auch einige Frauen recht gut. Die find' ich persönlich auch recht nett und, äh, ich weiß aber beruflich unheimlich wenig von denen, auch was die bewegt. Ich bin ja nun auch relativ kontaktinitiativ und hab' die auch öfters angesprochen, was die eigentlich so beruflich machen. Und mich wundert das immer so, dass da so wenig Resonanz kommt und so wenig Fleisch eigentlich dabei ist, ne.

A: Aber ne typisch weibliche Verhaltensweise, dass man sich über sein Beruf nicht so in Länge und Breite auslässt. Das machen Männer normalerweise viel

B: ja!

A: ausführlicher @

B: Ja aber komisch, dass wir das nicht anders machen, wenn wir uns doch aus diesem Grund zusammengeschlossen haben

A: stimmt

E: eben, ne

D: Das ist eigentlich bei Frauen fast ’n bisschen tabu. Also es gilt fast als unhöflich, über Fach- und Sachthemen sich zu lang auszulassen oder gar zu irgendwas zu kommen, was entfernt nach diskutieren riecht, ne. Männer hab’n damit überhaupt keine Probleme.

Zunächst einmal wird hier aus einer Beobachterinnenperspektive das Fehlen eines spezifischen Job-Talks beschrieben. Trotz Nachfragen gibt es nur wenig Resonanz im Hinblick auf berufliche Themen. Diese Zurückhaltung der Frauen wird einem offensiven Thematisieren der Männer über Arbeit und Beruf gegenüber gestellt und zu geschlechtsspezifischen Zuschreibungen typisiert. Der kritische Blick auf das eigene Tun drückt zugleich Irritation über die eingeschliffenen geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen aus. Als Erklärung des empfundenen Widerspruchs dient das Wissen über weibliche Sozialisation. Das Fehlen einer berufs- und arbeitsbezogenen Gesprächskultur sei demnach die Folge eines Verhaltenskodexes, der besagt, dass es für Frauen als „unhöflich“ gelte, wenn sie berufsbezogenen Themen einen breiten Raum einräumen würden. Diese Erklärung des eigenen als widersprüchlich empfundenen Verhaltens erinnert hier auch an den Geschlechterdiskurses des 19. Jahrhunderts, in der die Geschlechter strikt und gemäß den Wesensunterschieden von Frauen und Männern separiert wurden: Die Formulierung „es gilt fast als unhöflich“, wenn Frauen über „Fach- und Sachthemen“ kommunizieren oder sich gar zu fachlichen Diskussionen hinreißen lassen, bedeutet nichts anderes als die oktroyierten Geschlechtergrenzen zu überschreiten. Berufliche Themen zu diskutieren heißt für Frauen, sich in einen Bereich zu mischen, der dem Mann zugedacht ist: Arbeit und Beruf. In der eben zitierten Passage über die Präsenz berufliche Themen in der weiblichen Kommunikationsgemeinschaft dokumentiert sich die Schwierigkeit der Frauen, die über Sozialisation verinnerlichte geschlechtspezifische Moral aufzugeben, die es ihrem eigenen Selbstverständnis nach zu überwinden gilt. Zugleich plausibilisieren die Frauen damit die Hindernisse in der Gruppe, das anvisierte Ziel ‚Vernetzung’ zu erreichen.

Kultur der Selbstkritik und Selbstreflexion

Als weiteres konstitutives Merkmal in weiblichen Zusammenschlüssen erweist sich eine Kultur der Selbstkritik und Selbstreflexion. Die im Vergleich zu Männern gedeuteten und positiv bewerteten eigenen, nämlich ‚weiblichen’ Verhaltens- und Denkweisen werden selbst kritisch überdacht. Exemplarisch für eine derartige *Kultur der Selbstkritik und Selbstreflexion* sollen

noch einmal die Frauen des Frauennetzwerkes zu Wort kommen. Zunächst einmal werden hier (wie in anderen Gruppen auch) die spezifischen Fähigkeiten der Selbstkritik und Selbstreflexion als ‚weibliche Tugenden' hervorgehoben. Demgegenüber seien Männer wenig in der Lage, über sich selbst nachzudenken. Männern fehle, so eine Gesprächsteilnehmerin, die Fähigkeit zum Psychotalk, zum reziproken Gespräch. Zugleich *werden die eigenen Fähigkeiten zur kritischen Selbstbetrachtung aber auch unter negativen Vorzeichen überdacht*. So wird im Berufsalltag das weibliche Vermögen der Selbstreflexion und Selbstkritik von den Frauen selbst als unnötiges, weil über das Ziel weit hinausschießendes Verhalten entlarvt – Frauen schaden sich somit selbst.

C: Frauen, die Mist gebaut haben, die stehen meistens auch dazu, hab' ich den Eindruck. Das find' ich gut

A: Ja (.) aber, also da mein' ich wirklich, dass man da einfach differenzieren muss, weil viele Dinge im Job, die sind einfach nicht so, dass man da unbedingt dazu stehen müsste (.)

B: Nee, jedenfalls nicht in dem Umfeld. Das macht keinen Sinn. Das macht

A: ja, ja

B: wirklich keinen Sinn.

A: Das ist was anderes, ob ich im privaten Umfeld, wo ich einfach, äh, ne ganz andere Beziehung zu dem Menschen haben will, wirklich auf zwischenmenschlicher Ebene und so, das is was ganz anderes. Aber wenn's im Job um was geht, was abzuhandeln oder was zu erreichen und da geht dann einfach zwischendurch mal was schief, da muss ich mich doch nicht gleich outen, also

D: Ja aber ich glaub', das is genau der Punkt. Also wenn was schief geht: Mich überfällt dann sofort das Schuldbewusstsein. Wahrscheinlich artikulier' ich mich entsprechend. Der Kollege, der was verschusselt, was fast noch n Zacken größer war, sagt:‚Oh, hab' ich was verschusselt?' – Und dann geht er zur Tagesordnung über, ne, und transportiert nicht so, äh, ein persönliches Unangepasst-Sein oder nicht Klargekommen-Sein oder dies in Frage stellen, ne, und bauscht es auch nicht auf oder so. Also das hab' ich schon oft so erlebt.

Hier stehen zwei Orientierungen gegenüber: Zum einen das Festhalten der Frauen an sogenannten ‚weiblichen Tugenden' wie Authentizität und Reziprozität, zum anderen die strategische Positionierung im Arbeits- und Berufsleben. Zugleich dokumentiert sich in dieser Passage aber auch der permanent kritische Blick auf das eigene Tun, gepaart mit einem Gefühl des „Unangepasst-Seins". Dies ist Ausdruck einer prekären Verankerung der Frauen in der beruflichen Welt und dokumentiert sich in einer spezifischen Darstellungspraxis. Während Männer in der Perspektive der Frauen private und berufliche Maßstäbe trennen und im beruflichen Kontext den leichteren Weg wählen (‚best practice'-Strategie), gilt für Frauen ebenso im Arbeitsleben das Postulat der moralischen Integrität, d.h., moralische Ansprüche gelten hier wie dort - in Beruf und Privatleben.

Auch in anderen Gruppen wird das Kritik-Vermögen der Frauen in Abgrenzung zu Männern herausgearbeitet und als schädlich enthüllt – vor allem dann, wenn sich hinter diesem gewohnheitsmäßigen Sich-Selbst-Hinterfragen ein kommunikatives Muster verbirgt, das zum schieren Selbstzweck generiert: *nämlich Gemeinschaft stiften soll*. Die Teilnehmerin der folgenden Gruppe, einer beruflichen Interessengemeinschaft, analysiert eine ganz spezifische Art der kommunikativen Selbstdarstellung von Frauen und Männern:

C: also ich denk', des gibt a bissl ein Unterschied: Frauen tauschen ihre Schwächen aus, Männer ihre Stärken, ne und also in diesem Schwächeaustauschen kann man ja wachsen. Das find' ich schon. Man darf nur nicht dauernd bloß im Müll rumwühlen, ne, das ist dann wieder die Gefahr für mich, wenn man zu sehr nur an den Schwächen- oder dass die Frauen keine Chance haben und die Frauen haben's schlechter und weiß der Kuckuck was, ne, das ist

F: wobei eben grad' das auch des Positive ist, dass mer des ja eigentlich

C: ja

F: dass mer des ja eigentlich ganz wenig machen

C: Nee (.) Naja, wir haben's schon manchmal g'macht.

Während Männer Ihr berufliches Profil zur ‚Schau tragen', kommunizieren Frauen ‚gebetsmühlenartig' über das, was sie angeblich nicht können. In einer reflexiven Schleife kritisiert die zitierte Gesprächsteilnehmerin nun das weibliche Kritisieren selbst. Zwar unterstellt sie, dass beide, Männer und Frauen geschlechtspezifische Kommunikationsrituale praktizieren und diese kollektive Praxis der eigenen Schwäche- und Stärke-Inszenierung auch kultivieren,

im selben Atemzug interpretiert sie die kritische Selbstbeleuchtung der Frauen selbstkritisch als „Gefahr“:

Bis hierher lässt sich festhalten: Die weibliche Gemeinschaft rahmt und beschreibt sich vor allem über Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit. Die Frauen vergleichen sich mit Männern und besondern die eigenen weiblichen Verhaltens- und Denkweisen als authentisch, ganzheitlich und egalitär. In der weiblichen Gemeinschaft können die Frauen in einer Weise kommunizieren, die ‚außerhalb’ so nicht möglich ist.

Andererseits wird in den Gruppengesprächen ebenso deutlich, dass die Frauen zugleich ‚strenge Kritikerinnen in eigener Sache’ sind. Schonungslos werden die eigenen Fähigkeiten, Kompetenzen und Lebenserfahrungen – wieder in Abgrenzung zu Männern – in Frage gestellt und auch abgewertet, die Dauer-Problematisierung der Differenz wird gewissermaßen noch eine Etage höher gefahren.

2. Frauengruppen zwischen Gemeinsamkeit und Differenzerfahrung

Das kollektive ‚Wir’ wird nicht selten durch Auseinandersetzungen überschattet. Die Frauen der verschiedenen Zusammenschlüsse erfahren, dass sie unterschiedliche Ansichten vertreten, unterschiedliche Standpunkte einnehmen, über unterschiedliche Ressourcen verfügen und das Interessehandeln auf öffentlichen Bühnen (Politik, Gewerkschaft, Arbeitsleben) vor allem individualistisch erfolgt, kurzum: als Einzelkämpferinnen auftreten.

Pointiert formuliert lässt sich sagen, dass die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht Gemeinschaft stiftet und gestaltet. *Zugleich wird aber die nicht selten programmatisch formulierte Verbundenheit im Sinne von Fraglosigkeit und Selbstverständlichkeit enttäuscht; sie muss immer wieder vermittelt und neu hergestellt werden.* „Ich dachte, Frauen sich eigentlich ähnlicher“ drückt es eine Frau aus und macht damit auch implizit deutlich, dass die pure Geschlechtszugehörigkeit als gemeinschaftsstiftend mystifiziert wird.

Eine der Diskussionsteilnehmerinnen berichtet beispielsweise über ihre Idee, ein firmeninternes Frauennetzwerk gründen zu wollen. Dieses Vorhaben wird jedoch niemals realisiert, weil diejenigen Frauen, die bereits eine hierarchisch höhere Position innerhalb derselben Firma er-

klommen haben, der Vernetzungsidee eher ablehnend gegenüber stehen. Der folgende kurze Gesprächsausschnitt dokumentiert diese Erfahrung der Konkurrenz unter Frauen:

C: Ja und wenn's dann in der Firma ist, dann ist man ja teilweise in nem Konkurrenzverhältnis. Das war also damals auch als ich überlegt hab,

B: ja des stimmt

C: da in der Firma was zu gründen. Manche, die waren dann schon auf der Überholspur, die haben dann natürlich kein Interesse mehr oder sind vorsichtig. Also es ist dann auch im beruflichen Umfeld dann gar nicht so leicht, da offen mit jemand darüber zu sprechen, selbst wenn es Frauen sind.

Solidarität in Form von Vernetzung am Arbeitsplatz ist nur unter positionsgleichen Frauen möglich. Diejenigen Frauen, die ‚überholen', um bei dem Bild der „Überholspur" zu bleiben, scheren aus und verlassen das gemeinsame Feld. Anders ausgedrückt: Erfolgreiche Frauen scheinen ihr Interesse an Frauenförderung verloren zu haben.

Auch in anderen Gruppen wird die selbstverständliche Verbundenheit der Frauen hinterfragt und als konsequenzenreiche Unterstellung entlarvt – beispielsweise von der Gesprächsteilnehmerin einer Fraueninitiative, die, teils ehrenamtlich, teils professionell, Beratungsarbeit für Frauen und Mädchen mit sexuellen Gewalterfahrungen anbieten. In dem folgenden Zitat wird deutlich, dass die Gemeinsamkeits-Unterstellung der Frauen eine lebhafte Diskussionskultur verhindert. Im Gegenteil: Die unterstellte Gemeinsamkeit macht stumm:

> Wobei ich denke, dass auch grade diese stummen Gemeinsamkeiten, von denen du da wahrscheinlich sprichst, sich aber auch verändern im Laufe der Zeit oder verändert haben und dann doch mal wieder Gesprächsbedarf, denke ich, bestehen sollte. Also das ist auch so eine Falle irgendwie, dass man denkt, wir sind uns da alle so einig und dann vielleicht hier und da mal merken: Ach, ist vielleicht doch mal wieder Gesprächsbedarf.

Ein weiteres anschauliches Beispiel – und ich bleibe noch einmal bei der eben vorgestellten Fraueninitiative, an dem sich das Spannungsverhältnis zwischen Gleich-Gesinnung und Konkurrenz, zwischen Verbundenheit und Differenz illustrieren lässt, ist die folgende Gesprächspassage, in der das Besondere des weiblichen Kollektivs, nämlich in einer Atmosphäre ‚weiblicher' Fürsorge und Achtsamkeit zu arbeiten, geradezu absurde Züge annimmt. Das Engage-

ment einer jeden Frau für das Wohlergehen der Gruppe führt zu einer Art Wettkampf des Bemühens.

A: Was ich manchmal die Gefahr in Anführungszeichen finde in weiblichen Zusammenschlüssen, ist, dass es alle so gut meinen, alle wollen es ganz schön machen. Und manchmal ist es dann fast zu viel

B @ ja

A: Ich erinnere so Aktionen, wenn eine putzt und die nächste putzt und eine räumt auf und die nächste räumt anders auf – alle wollen sich es schön machen

B/C @

A: oder jede bemüht sich so, habe ich das Gefühl, wer anerkennt meine Arbeit, niemand sieht, was ich tu. Und wo ist die Person die sagt: ‚sehr gut!' Und hier Weihnachtsgratifikation und Geschenke und Dankeschön, das gibt es ja nicht. Wir haben ja keine Person, die hier ausdrücklich Lob und Tadel aussprechen kann oder will. Und von daher sind oft Frauen mit so einem hohen Maß an Motivation und Engagement da, und irgendwann ist es so: Und wofür mache ich das und wer sieht das? Und wer sagt dann hinterher danke schön zu mir?

Hier wird deutlich, dass die Frauen auch um Anerkennung konkurrieren. Die Frauen sind enttäuscht, weil das Bedürfnis, andere zu umsorgen quasi ins Leere trifft, denn der weiblichen Kultur des Umsorgens fehlt hier gewissermaßen das ‚komplementäre Element'. Zugleich wird aber auch offensichtlich, dass die Frauen zwar Bedürfnisse formulieren, jedoch nicht in der Lage sind, die Bedürfnisse der anderen zu würdigen bzw. zu erfüllen. Eine Perspektivenübernahme der ‚fürsorglichen Frauen' findet nicht statt.

Damit die Frauen ihren jeweiligen Zusammenschluss als ‚stimmiges Gesamtgefüge' erleben, werden in den Gruppen Anstrengungen nötig, um die Ausbruchsversuche einzelner Frauen zu unterbinden und das Kollektiv zu retten. Mit unterschiedlichen Argumenten gelingt es den Frauen, Unstimmigkeiten und Ungereimtheiten innerhalb der Gruppe zu tilgen und aufbrechende Differenzen zu harmonisieren. All diese Versuche lassen sich als *gemeinschaftsstiftende Versuche in weiblichen Zusammenschlüssen* beschreiben, die den Mythos einer selbstverständlichen Verbundenheit stützen sollen.

Am Beispiel der Netzwerk-Frauen kann dies illustriert werden, denn hier wird deutlich, wie trotz Differenzen Gemeinsamkeit erzeugt bzw. immer wieder hergestellt wird. In der Gruppendiskussion prallen unterschiedliche Karrierevorstellungen der Frauen aufeinander: Die Frauen führen eine Debatte über den Begriff ‚Mentoring' und erörtern dabei die Möglichkeit, ob die eigene Gruppe berufliche Karrieren über ein Mentorenamt fördern kann. Daraufhin spaltet sich die Gruppe und die Diskussion gerät unter der Hand zu einem Gruppen-Konflikt: Zum einen wird Mentoring in einem enger gefassten Sinn als ‚Spitzenmentoring' interpretiert. Mentorinnen sind hier Personen in herausgehobenen beruflichen Positionen, die jüngeren Mitarbeiterinnen den Weg nach ‚oben' weisen. Als unabdingbare Voraussetzung gilt eine Führungsposition. Bemerkenswerterweise erfüllt keine der Frauen in der Gruppe die formulierten Voraussetzungen an ein Mentoren-Amt, keine der Frauen hat eine großformatige Karriere. Eine ‚Aufbauarbeit' junger Frauen sowie das wechselseitige Coachen innerhalb der Gruppe ist somit nicht möglich**.**

Dieses statusbezogene Verständnis kollidiert nun mit einem Verständnis von Mentoring als umfassender (Lebens-)Beratung. Mentorinnen sind demnach Ratgeberinnen: Immer da, wo Menschen mit Erfahrung Menschen mit weniger Lebenserfahrung und –alter beraten, findet Mentoring statt. Diese beiden Positionen prallen in der folgenden Interviewsequenz aufeinander. Während eine Gesprächsteilnehmerin an einem beruflichen Aufstieg, also an formaler Karriere orientiert ist und sich dafür eine Mentorin wünscht, ist eine andere Teilnehmerin auf der Suche nach dem richtigen beruflichen Ort und die passende Organisation von Arbeit im Leben. Auch dafür wünscht sie sich eine erfahrene Mentorin:

B: Aber für dich is es ganz wichtig, dieses nach oben zu kommen, und du scheinst so ganz starke Maßstäbe auch zu haben – oben fängt bei dir beim Abteilungsleiter an, und das is so dieses, wo du

C: jedes andere schaff' ich von allein. So seh' ich das. Das andere schaff' ich von allein

und dann schaff' ich's nicht mehr

B: ja, für mich sind aber ganz andere Themen beispielsweise relevant: Wie bring' ich jetzt Beruf und Privatleben in ne Balance? Wie find' ich die richtige Tätigkeit, die zu mir passt? Wieweit will ich mich in so n System reinbringen? Das sind für mich richtige Fragen, die auch wichtig sind, beantwortet zu werden. Da stell' ich große Unterschiede zwischen uns fest

C: Ja, das versteh' ich nicht unter Mentoring. Das seh' ich nicht unter Mentoring.

Die beiden unterschiedlichen Auffassungen spalten die Gruppe. Das Gruppenanliegen, sich wechselseitig zu fördern, wird in Frage gestellt. Die Frauen entwerten sich selbst und wechselseitig in ihren beruflichen Kompetenzen statt sich zu stärken und gemeinsam neue Handlungsspielräume zu gestalten. In dieser schwierigen Phase des Gruppengesprächs unternehmen andere Teilnehmerinnen den Versuch, der Auseinandersetzung den ‚Wind aus den Segeln' zu nehmen und den Streit zu schlichten. Es kommt zu einer - wenn auch zögerlichen und etwas ‚herbeizitierten' - Annäherung. Diese Annäherung gelingt über die gemeinsam geteilte Auffassung: *‚Keine Karriere um jeden Preis'*. Die kompromisslose Ausrichtung des Lebens an Arbeit und Beruf, wie sie Männern unterstellt wird, lehnen die Frauen ab. Dies wird zum minimalen Konsens in dem Bedürfnis nach fragloser Verständigung und Verbundenheit. In der folgenden Passage wirkt der Vermittlungsvorschlag fast wie eine Beschwörungsformel. Die „Lebensqualität" jenseits oder trotz beruflicher Karriereambitionen ist die Gemeinsamkeit in der Differenz und wird jetzt zu einem Art Rettungsanker für den Zusammenhalt der Gruppe:

A: ... ich denke, dass ihr beide überhaupt nicht so weit auseinander liegt, weil äh, du ja auch jemand bist, dem Lebensqualität wichtig ist, der vom Beruf nicht komplett aufgefressen werden will. Du würdest, nur um Karriere zu machen, würdest nicht alles andere links liegen lassen, ohne jeglichen Kompromisse einzugehen.

Insgesamt wird deutlich, dass *ein Gewahrwerden von unterschiedlichen Interessen zur Zerreißprobe für das kollektive Gruppengefüge wird*. Mit einiger argumentativer Kraftanstrengung gelingt es in diesem Fallbeispiel, die Frauen wieder ein Stück weit ins gemeinsame Boot der weiblichen Gemeinschaft zu holen.

Auch in anderen Gruppen kann die Erfahrung der Konkurrenz sowie die *Arbeit an der Gemeinsamkeit* verdeutlicht werden. Beispielhaft soll hier noch ein exklusiver Service-Club eingeführt werden, denn auch in dieser Gruppe wird ein aktueller Konflikt virulent. Nicht alle Frauen des Clubs teilen das geforderte Engagement an Wohltätigkeitsveranstaltungen. Der folgende Gesprächsausschnitt gibt das uneinheitliche Stimmungsbild der Gruppe im Hinblick auf gemeinsame Wohltätigkeitsveranstaltungen wieder. Dabei kritisiert die derzeitige Vorsitzende das Verhalten anderer Mitgliedsfrauen, die sich gegen eine Beteiligung an Flohmarktveranstaltungen aussprechen. Sie interpretiert diese vehemente Bekundung persönlicher Vor-

lieben bzw. Antipathien gegen das Ziel des Kollektivs gerichtet und verallgemeinert die Verhaltensweisen Frauen als frauenspezifische:

C: .....also ich hab' die Erfahrung gemacht, ich hab' ja einige Dinge so am Anfang auch so im Vorstand gesagt, so mach' mal dieses, jenes. Dann fing schon die eine an: ‚Ach mh, weiß ich nicht'. Und die nächste sagte: ‚Ach, warum denn?' Dann habe ich aber doch die Sachen durchgezogen, weil ich gesagt hab, das hat einen Zweck, einen Sinn und bin davon abgegangen und habe mich also nicht mehr um die ganz, ganz persönlichen Meinungen von einigen mehr dann gekümmert. Weil ich sag', wir müssen auch ne Linie haben: Du kannst nicht immer jedem das recht machen, sondern das ging um den Club und seine Projekte. Susanne, die also vehement gegen Flohmarkt ist, und ich frag sie

B: ah ja?

C: aber wie

B: erfahre ich heute zum ersten Mal@

A: @

C: Nein, und ich muss ehrlich sagen, das war nicht sehr zielführend. Sie hat – ich kann ja die Geschichte erzählen, wie ich es empfunden habe: Sie hat ganz laut gesagt: ‚Das ist für mich das Schrecklichste, was ich machen kann'. Und dabei rausgekommen sind dabei immerhin, glaube ich

A: 600

C: 300, 400 Euro. Daraufhin A., die gar nicht dabei war, sagt: ‚Was? Nur? 300 Euros habt ihr erwirtschaftet?' Da konnte ich nur schlucken und sagen: ‚Wir waren 5 Personen nur von 30.' Weißt du, da hast du zwei ganz unterschiedliche Meinungen. Die eine sagt von vornherein: ‚Ist nicht mein Tee, mach' ich nicht'. Und die andere mosert, dass dann so wenig angeblich reingekommen ist (..) Also das ist für mich dann auch, sage ich mal, typisch frauenspezifisch. Da würden Männer sich überhaupt nicht drüber aufhalten. Die würden sagen, wir machen den Flohmarkt und gehen auch dahin, und was dabei rauskommt ist erledigt.

Aber Frauen fangen an

D: Du, hast Du jemals Männer auf dem Flohmarkt gesehen? Nee, nee, ich nicht!

Alle: @(Tumult)@

C: B-Club und A-Club machen Flohmarkt, nein

D: Ich kenne eigentlich nur die B-Club-Ehefrauen, die auf die Flohmärkte gehen.

Männer können, so die Vorsitzende des Clubs, ihre persönlichen Vorlieben und individuellen Ressentiments zugunsten kollektiver Ziele zurückstecken; sie würden sich loyal verhalten. Demgegenüber könnten Frauen nur schwer von ihren gegenwärtigen Befindlichkeiten absehen; vielmehr ließen sie sich in ihrem Handeln von ihrer momentanen Verfasstheit leiten. Eine offene Auseinandersetzung darüber gibt es allerdings nicht – die Kritik der Frauen bleibt indirekt oder kommt aus dem ‚Hinterhalt'. Bemerkenswerterweise wird in dem Gespräch über die Art der Auseinandersetzung deutlich, dass die Frauen diese Konfliktaustragung auch in der aktuellen Diskussions-Situation reproduzieren. In den Reaktionen der beteiligten Frauen am Gruppengespräch scheint durch, dass es auch jetzt keine einheitliche Meinung im Hinblick auf diese Art des Engagements gibt. Eine offene Auseinandersetzung darüber bleibt allerdings auch jetzt aus.

Auch an anderen Themen schimmert das uneinheitliche Stimmungsbild der Gruppe durch – so etwa in der bereits öfters geführte Debatte zum Thema, ob die Gruppe nicht auch Männer aufnehmen sollte. Zwar wird eine solche Öffnung mehrheitlich mit dem Argument abgelehnt, dass sich die Gruppe ja gerade über den Ausschluss von Männern legitimiere und mit Männern ihre „besondere Daseinsberechtigung“ verlöre, trotzdem gibt es noch einzelne Frauen, für die ein gemischt-geschlechtliches Gemeinschaftserleben durchaus vorstellbar ist. In der Diskussion darüber, was es für einen Vorteil haben könnte, dass Frauen einen gemischt-geschlechtlichen Club vorziehen, wird deutlich, dass die Befürworterinnen sich davon einen Vorteil für ihr berufliches Fortkommen erwarten. Während des Gruppegesprächs mokieren sich einige Frauen über die karrieristischen Ambitionen anderer Frauen, weil die Verfolgung individueller berufsbiographischer Ziele nicht mit dem formulierten Gemeinwohlanspruch der Gruppe zu vereinbaren sei. Andere Frauen hingegen interpretieren solche strategischen Überlegungen als durchaus legitim. Sie äußern Verständnis, wenn beruflich engagierte Frauen einen Rahmen suchen, der sie in ihrem beruflichen Engagement unterstützt.

Die aufbrechenden Differenzen – hier über die Diskussion um eine eventuelle Öffnung für Männer - wird auch in dieser Gruppe zu einem heiklen Unterfangen, weil sie an den Grundfesten der Gruppe rütteln und dadurch die weibliche Gemeinschaft in Frage stellen. Wie es gelingt, die unterschiedlichen Standpunkte zu vereinheitlichen, kann am folgenden Interviewausschnitt gezeigt werden. Eine Gesprächsteilnehmerin wertet den Wunsch von Frauen nach Karriere als unrealistische Vorstellungen kurzer Hand ab: Beruf und Familienleben sowie das Ehrenamt in einem Club seien nicht zu vereinbaren, das Karrieremodell a la Ministerin ‚Hohlmeier’ eine Ausnahme und maßlos:

C: Aber was Du vorhin ansprachst mit der Karriere von Frauen, ich meine, stell es Dir doch vor, das sind immer so Wunschvorstellungen: Beruf, Kinder

A: Familie

C: ja Familie, und dann sollst du noch Ehrenmitgliedschaften und, und, und haben. Wie soll man das machen? Ich hab’ die Kinder und Beruf miteinander verbinden können, weil ich einen sehr liberalen Mann hatte. Und wenn ich nicht dessen Einstellung gehabt hätte, dann hätte ich auch aufhören müssen mit dem Beruf. So habe ich nie aufgehört, aber das ist nur, weil mein Mann gesagt hat: ‚Du kannst deine Wurzeln haben und solange das vereinbar ist mit den Kinder, dann kann das sein’. Aber wenn nicht, dann muss man es halt ändern.

D: ja

C: Ja und ich meine, das sind immer so Wunschvorstellungen, dass man also Ministerin sein soll mit 40 Jahren wie die Hohlmeier. Ich mein, die hat halt einen ganz anderen Background und kann ganz anders diese Versorgung sich abnehmen. Ich meine, das hat nicht jeder diese Möglichkeit. Da muss man eben Abstriche machen. Das ist doch sonst realitätsfremd.

Die Vereinbarkeit verschiedener Lebensbereiche, wie sich Frauen das wünschen, ist zwar nach wie vor schwierig und auch voraussetzungsvoll, allerdings argumentiert die eben zitierte Gesprächsteilnehmerin dabei mit umgekehrten Vorzeichen: Sie erzählt, warum es in ihrem Leben trotz widriger Voraussetzungen gelungen ist, das Problem der Vereinbarkeit in den Griff zu bekommen. Bemerkenswert ist hier, dass sie traditionell denkt und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern nicht in Frage stellt. Die Familie ist trotz eigener Berufstätigkeit ihr Zuständigkeitsbereich. Die vorgestellte Interviewpassage ist aber zugleich auch ein Plädoyer für mehr Genügsamkeit – zumindest liegt die Interpretation nahe, dass nur diejenigen (vor allem jüngeren) Frauen ein Vereinbarkeitsproblem haben, die maßlose Ansprüche hegen. Zwar wird mit dem Hinweis auf die Problematik der Vereinbarkeit eingestanden, dass eine Mitgliedschaft in einem gemischt-geschlechtlichen Club von Vorteil für die eigene berufliche Karriere sein könnte – letztlich wird aber argumentiert, dass Frauen mit derlei (Karriere-)Ambitionen einem Trugschluss aufsitzen würden, weil sie die Problematik der Vereinbarkeit unterschätzten. Das ‚Karrieremodell einer Ministerin Hohlmeier' bleibt Fiktion und hat mit der realen Lebenspraxis von Frauen wenig zu tun. Damit gelingt es ihr hier, die Frauen wieder ein Stück weit ins gemeinsame Boot der weiblichen Gemeinschaft zu holen und karrierestrategische Erwägungen und Erwartungen über die männliche Mitgliedschaft in einem gemischt-geschlechtlichen Club abzuwerten – zumindest aber als unrealistische Anspruchshaltung zu rahmen.

3. Zusammenfassung

Die empirischen Ergebnisse unserer Untersuchung können zeigen, dass die ‚vergeschlechtlichte' Welt nach wie vor das Fundament weiblicher Zusammenschlüsse ist. In der weiblichen Gemeinschaft wird die *Differenz zwischen Frauen und Männern zum gemeinschaftsstiftenden Moment*. In Abgrenzung zu Männern können die Unterschiede zwischen Frauen, was ihre Arbeits- und Lebensbedingungen betrifft, auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.

Neben den positiv hervorgehobenen (und manchmal: auch beschworenen) ‚weiblichen' Verhaltensweisen sind die Frauen zugleich *‚strenge Kritikerinnen in eigener Sache'*. Auch dies ist ein Merkmal weiblicher Zusammenschlüsse. Schonungslos werden die eigenen Verhaltensweisen, Kompetenzen und auch Lebenserfahrungen – wieder in Abgrenzung zu Männern – in Frage gestellt, die Problematisierung der Differenz gewissermaßen noch eine Etage höher gefahren. Doch auch in dieser kritischen Selbstbetrachtung finden die Frauen ihren geteilten ‚gemeinsamen Grund'. Die gemeinsam geteilte Erfahrung des Andersseins hält das Kollektiv am Leben.

In weiblichen Zusammenschlüssen dokumentiert sich ein *Spannungsverhältnis zwischen einer (oftmals auch programmatisch formulierten) Verbundenheit einerseits und der erfahrungsgebundenen Einsicht in die Differenz der Frauen untereinander andererseits*. Die Frauen erfahren, dass Geschlechtzugehörigkeit allein nicht ausreicht, um Gemeinschaft zu verankern. Kurzum: Die Differenz in der Gemeinsamkeit bietet eine Menge Zündstoff und die Frauen sind findig in ihren Bemühungen, das weibliche Kollektiv zu retten, Widersprüche und Differenzen einzufangen und einzuebnen. Damit sind die Gruppen selbst eine hervorragende Stätte dafür, ‚Weiblichkeit' und ‚Frausein' zu pflegen und das kollektive ‚Wir' der weiblichen Gemeinschaft zu erhalten. Die Geschlechterdifferenz ist somit auch das Ergebnis einer sozialen Praxis und die jeweiligen Gruppen bieten – pointiert formuliert – eine passende Infrastruktur für den Prozess des Doing Gender (West/Zimmermann 1987).

Literatur

Behnke, Cornelia (1997): ‚Frauen sind wie andere Planteten'. Das Geschlechterverhältnis aus männliche Sicht, Frankfurt/New York:Campus

Bohnsack, Ralf (200): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. 4. Aufl. Opladen: Leske+Budrich

Kotthoff, Helga (1993): Kommunikative Stile, Asymmetrie und „Doing Gender". Fallstudien zur Inszenierung von Epert(inn)entum in Gepsrächen, in: Feministische Studien, 1993, Jahrg. 11, Nr. 2, 79-95

Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen: Leske+Budrich

West, Candace und Don H. Zimmermann (1987): Doing Gender, in: Gender & Society 1, 1987, 125-151

Frauenvorträge an der
FernUniversität
51

Leben und Werk der englischen Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft (1759-1797)

Karin Priester

Karin Priester

Leben und Werk der englischen Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft (1759-1797)

Vortrag und Diskussion am 14.03.2005 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität in Hagen

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte
Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission

Herausgeber: Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993	Heft 1
2.	Elvira Willems	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
3.	Ulrike Bohnenkamp	Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
4.	Margrit Kennedy	Eine andere Sicht der Dinge – weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994	Leider vergriffen∗
5.	Ellen Lorentz	„Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt“. Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern – heute – morgen. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
6.	Bärbel Rompeltien	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995	Heft 7
8.	Mechtild Jansen	Friedenspolitik von Frauen – Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995	Leider vergriffen∗
9.	Ursula Beer	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996	Heft 9
10.	Irmgard Vogt	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
11.	Birgit Schulte	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996	Leider vergriffen∗
12.	Claudia Weber	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997	Heft 12
13.	Elisabeth Klaus	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997	Heft 13
14.	Irmhild Kettschau	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 14

15.	Uta von Winterfeld	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
16.	Karin Scharfenorth	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998	Heft 16
17.	Renate Schusky	„Kräht ja doch kein Hahn danach…?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 17
18.	Hannelore Faulstich-Wieland	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 18
19.	Marlene Stein-Hilbers	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 19
20.	Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 20
21.	Bettina Paetzold	Alles nur Stress…? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 21
22.	Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 22
23.	Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 23
24.	Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 24
25.	Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer	Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999	Heft 25
26.	Irene Jung	„Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen“ – Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 26

27.	Herrad Schenk	Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluss und Askese. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 27
28.	Mechtild Jansen	Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben – Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 28
29.	Birgit Schulte	Die Grenzen des Frauseins aufheben – DIE BILDHAUERIBN MILLY STEGER 1881 – 1948. Hagen: FernUniversität 2000	Leider vergriffen*
30.	Birgit Schulte	Vom Mysterium zum Symbol weiblicher Anatomie: Die weibliche Brust im Spiegel der Kunst. Hagen: FernUniversität 2000	Heft 30 Sonderheft
31.	Gerlinda Smaus	Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 31
32.	Monika Frommel	(Straf-)Recht-Gewalt-Geschlecht – Gibt es eine Tendenz zu mehr egalitärem Recht? Hagen: FernUniversität 2001	Heft 32
33.	Natalia tallovskaja und Olga Iljina	Frauenleben in Russland. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 33
34.	Gisela Notz	Ehrenamtliches Engagement von Frauen. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 34
35.	Christa Wichterich	Die globalisierte Frau	in Vorbereitung
36.	Doris Maurer	Frauen und Salonkultur – literarische Salons vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hagen: FernUniversität 2001	Heft 36
37.	Birgit Schulte	Künstlerin im Schatten? Gabriele Münter (1877-1962). Hagen: FernUniversität 2002	Heft 37 in Vorbereitung
38.	Doris Maurer	„…des Schicksals Fügung in die eignen Hände nehmen.“ Leben und Werk Ricarda Huchs. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 38 in Vorbereitung
39.	Gisela Shaw	Schriftstellerinnen und die deutsche Einheit: Leben ohne Utopie. Hagen: FernUniversität 2002	Heft 39 in Vorbereitung
40.	Sabine Berghahn	Ehe als Übergangs(arbeits)markt? Wie das deutsche Erwerbs-, Sozial- und Unterhaltssystem der Gleichheit von Mann und Frau im Wege steht	Heft 40 in Vorbereitung
41.	Doris Maurer	„Es ist der Tod, gegen den ich anreite.“ Virginia Woolf (1882-1941) Leben und Werk	Heft 41
42.	Gisela Notz	„Frauenpolitik goes mainstreaming“ – historisch-kritische Aspekte zu einem modischem Thema	Heft 42

43.	Barbara Thiessen	„Das bisschen Haushalt…“- oder: Was hat die Putzfrau mit der Dienstleistungsgesellschaft zu tun?	Heft 43
44.	Renate Augstein	„Die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen – von 1975 bis heute“	Heft 44
45.	Birgit Schulte	„Sex-Paralysappeal. Weiblichkeitsentwürfe im Surrealismus“	Heft 45
46.	Monika Storm	„Adelige Frauenwelten und die Jahrtausend-wende“	Heft 46
47.	Gisela Shaw	„Hedwig Dohm (1831-1919): `Alles was ich schreibe; steht im Dienste der Frauen´	Heft 47
48.	Bärbel Rompeltien	Mobbing in Zeiten von Ich-AG und Wettbe-werb	Heft 48
49.	Monika Willer	Mozarts Nannerl	Heft 49
50	Renate Liebold	Verbundenheit und Differenz in weiblichen Zu-sammenschlüssen	Heft 50

*Die Titel Nr. 2 bis 5, 8, 10, 11, 15 und 29 sind leider vergriffen. Bei Interesse besteht für Sie allerdings die Möglichkeit, sich in der Gleichstellungsstelle eine Kopie anzufertigen. Kopie-vorlagen der vergriffenen Vorträge sind vorhanden.

Karin Priester

Leben und Werk der englischen Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 14.03.2005

0. Einleitung 8

1 Die Lebensbedingungen der Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert 9

2 Der Werdegang 12

3 Ein vielfältiges, umstrittenes Werk 16

4 Mary Wollstonecraft als Pionierin eines neuen weiblichen Lebensentwurfs − verdrängt und wieder entdeckt 18

5 Mary Wollstonecraft – ein weiblicher Werther? 20

6 Nachwirkung und Vermächtnis 24

Ausgewählte Literatur 27

Karin Priester

Leben und Werk der englischen Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft

0. Einleitung

Kaum eine Frauenrechtlerin des 18. Jahrhunderts hat soviel Bewunderung auf sich gezogen und gleichzeitig so viele Anfeindungen aushalten müssen wie Mary Wollstonecraft. Etliche Jahre vor der Wiederentdeckung ihres Werkes in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts widmete ihr Virginia Woolf einen Essay und schrieb über sie:

> „Viele Millionen sind gestorben und vergessen worden in den hundertunddreißig Jahren, die vergangen sind, seit sie begraben wurde; und doch, wenn wir ihre Briefe lesen und ihren Argumenten zuhören und ihre Experimente bedenken (…) und die überlegene und heißblütige Art wahrnehmen, mit der sie sich den Weg zum innersten Lebensquell bahnte, so ist ihre eine Form der Unsterblichkeit unzweifelhaft gewiss: sie lebt und wirkt, sie argumentiert und experimentiert, wir hören ihre Stimme und spüren ihren Einfluss noch jetzt unter den Lebenden.“[1]

Als Woolf in den 1920-er Jahren diese Zeilen schrieb, war der Einfluss ihrer Landsmännin indessen denkbar gering und es bedurfte eines intensiven Prozesses der Wiederentdeckung und Wiederaneignung der im ausgehenden 18. Jahrhundert international bekannten Mary Wollstonecraft. Nach ihrem frühen Tod erfuhren ihr Leben und Schaffen das, was im antiken Rom die ´damnatio memoriae´ genannt wurde – die Verbannung aus dem öffentlichen Gedächtnis. In der Restaurationszeit nach der Französischen Revolution und erst recht in der Phase des prüden Viktorianismus galt sie als Unperson, die allenfalls als abschreckendes Beispiel erwähnt werden durfte. Mehr noch als ihre Schriften war ein Stein des Anstoßes vor allem ihr Le-

[1] Woolf, Virginia: Der gewöhnliche Leser, Bd. II, hrsg. von Klaus Reichert, Frankfurt/M. 1990, S. 189

benswandel, der schon zu ihren Lebzeiten so gar nicht dem Ideal von Sittsamkeit und Häuslichkeit entsprochen hatte.

Als Frauenrechtlerin, Schriftstellerin und Pädagogin wurde Mary Wollstonecraft vor allem mit ihrem Werk *A Vindication of the Rights of Woman (*1792), (dt. *Eine Verteidigung der Rechte der Frau*), über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt und galt im ausgehenden 18. Jahrhundert als herausragende Anwältin für die Rechte der Frau. Wollstonecraft trat nicht nur als Literaturkritikerin, Journalistin und politische Schriftstellerin hervor. Auch als Autorin von heute vergessenen, weitgehend autobiographischen Romanen sondierte sie die Möglichkeiten und Grenzen eines selbstbestimmten Lebens als Frau unter den restriktiven ökonomischen und politischen Bedingungen ihrer Zeit. Dabei spielte weniger künstlerischer Ehrgeiz eine Rolle, sondern der Wunsch, mit fiktionalen Texten ein größeres Lesepublikum zu erreichen als dies mit theoretischen Abhandlungen möglich gewesen wäre. Auch andere Denker der Aufklärungszeit wie Diderot, Rousseau, Voltaire, Salzmann, dessen pädagogischen Ideen Mary Wollstonecraft nahe stand, und nicht zuletzt ihr späterer Ehemann, der Philosoph William Godwin, haben neben theoretischen und historischen Werken immer auch Texte in Romanform publiziert, sei es in volkserzieherischer Absicht oder um ihrer Kirchen- und Gesellschaftskritik mehr Resonanz zu verschaffen. Und selbst im jüngst vergangenen Jahrhundert trat ein Großintellektueller wie Jean-Paul Sartre mit den verschiedensten Textgattungen an die Öffentlichkeit.

1 Die Lebensbedingungen der Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich die Lage der Frauen der Unterschicht und auch der bürgerlichen Mittelschicht im Vergleich zu früheren Epochen noch verschlechtert. Der ungeheure, geradezu sprunghafte Bevölkerungsanstieg führte auf dem Arbeitsmarkt zu Verdrängungsprozessen, wie man sie auch in späteren Zeiten immer wieder erlebt hat. Vor allem die Frauen der bürgerlichen Mittelschicht waren davon betroffen, die mit Verweis auf ihre unabänderliche biologische Andersartigkeit auf den häuslichen Wirkungskreis eingeengt wurden.

Die ungleichen Lebensbedingungen von Mann und Frau zeigten sich vor allem in drei Bereichen: im Recht, in der Bildung und auf dem Arbeitsmarkt. Alle drei Aspekte stehen im Zentrum von Wollstonecrafts Werk. Nicht zuletzt waren aber ihre eigenen biographischen Erfahrungen der Auslöser für ihr Engagement.

Das bürgerliche Recht ihrer Zeit war geprägt von der patriarchalischen Bevorzugung der Männer. Das Ideal einer freien, auf Liebe und gegenseitigem Respekt beruhenden Partnerwahl wurde nur von einer kleinen, aufgeklärten Minderheit vertreten, und von politischen und zivilbürgerlichen Rechten der Frau war man noch weit entfernt. Frauen hatten weder politisch eine Stimme noch rechtlich die Möglichkeit, über ihren Besitz zu verfügen. Scheidungen waren verpönt und gingen ökonomisch und gesellschaftlich zu Lasten der Frauen, denen der Makel einer sittlich ´Gefallenen´ anhaftete. Neben den bürgerlichen Moralvorschriften standen zunehmend auch Versuche, den noch zaghaften Emanzipationsbestrebungen von Frauen entgegenzuwirken durch die Betonung ihrer physiologischen Andersartigkeit, welche die Einnahme bestimmter ´frauenspezifischer´ Rollen und Verhaltensmuster quasi naturhaft nach sich zöge.

Dennoch wurden die Rolle der Frauen und ihr Ort in der Gesellschaft gerade im 18. Jahrhundert zu einem dauernden Gegenstand der Erörterung, denn die gesellschaftliche Ordnung war im Umbruch und machte auch vor dem weiblichen Geschlecht nicht halt. In einer Fülle von Schriften erörterte man Gedanken über die Physiologie der Frau, ihre vermeintliche Schwäche, ihre geringere Vernunftbegabung und, daraus resultierend, ihre von Natur aus gegebene Unfähigkeit, an öffentlichen Dingen mitzuwirken.

Das Thema der Frauen- und Mädchenbildung war keineswegs neu, und als Mary Wollstonecraft jenes Buch, auf dem vor allem ihr Ruhm beruht, in Angriff nahm, konnte sie auf zahlreiche Vorläuferinnen oder Zeitgenossinnen zurückgreifen, die bereits mit diesem Thema an die Öffentlichkeit getreten waren. Für Deutschland ist hier die Schriftstellerin Sophie von La Roche zu nennen, die schon 1771 mit ihrem Roman ´Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim´ hervorgetreten war und sich bei der Herausgabe von Frauenzeitschriften mit pädagogischem Inhalt engagierte.

Zudem lag die formale Bildung der Frauen des Bürgertums, für die Wollstonecraft vor allem schrieb, im Argen. Das Schulwesen blieb privater Initiative überlassen; an weiterführende oder gar wissenschaftliche Bildung von Frauen war nicht zu denken. Immer wieder beklagt

Wollstonecraft daher die immense Unbildung von Frauen der mittleren und unteren Schichten, was negative, aber keineswegs biologisch-naturhaft verankerte Eigenschaften fördere: Eitelkeit, hohle Geschwätzigkeit, Oberflächlichkeit, die übermäßige Konzentration brach liegender Energien auf das äußere Erscheinungsbild und allgemein die Einengung auf den begrenzten häuslichen Wirkungskreis. In ihrem Werk über die Rechte der Frau schreibt sie: „Wann hört man von Frauen, die aus der Dunkelheit ausbrechen und mutig Anerkennung auf der Grundlage ihrer großen Fähigkeiten oder kühnen Tugenden fordern? Wo findet man sie?“

Anzumerken ist aber, dass Wollstonecraft sich nur selten und dann eher ambivalent über die Frauen der Unterschicht äußerte. Das große Heer der Manufakturarbeiterinnen oder Landfrauen, gar nicht zu reden von den subproletarischen Massen der Prostituierten, Dienstmägde, Köchinnen, Wäscherinnen oder Hökerinnen kommen in ihren Werken nur als negative Hintergrundfolie vor. Das 18. Jahrhundert ist die Zeit der Emanzipation des aufstrebenden Bürgertums aus den Fesseln des Feudalismus und Absolutismus, und Mary Wollstonecraft vertritt vorrangig die Interessen dieses ´dritten Standes´. Dass die Stellung eines Menschen in der Gesellschaft auf individueller Leistung und nicht auf Privilegien der Geburt und Herkunft beruhen solle, ist für sie selbstverständlich. Allerdings fordert sie, dass dieses Projekt auch Frauen die Möglichkeit eröffnen müsse, ihren Lebensentwurf in die eigenen Hände zu nehmen. Der vierte Stand dagegen und damit die ´soziale Frage´ werden erst im 19. Jahrhundert ins Zentrum der politischen Auseinandersetzungen rücken.

Nicht zuletzt hatte sich vor dem Hintergrund demographischer Entwicklungen und einer sprunghaft steigenden Bevölkerungszahl in Wollstonecrafts Jugend der Arbeitsmarkt für Frauen drastisch verengt. Frauen, die vordem in Handwerk und Gewerbe tätig gewesen waren, wurden zunehmend von Männern verdrängt. Besonders ungünstig aber war die Lage für die Frauen aus der bürgerlichen Mittelschicht, die Wollstonecrafts eigentliche Zielgruppe waren. Ihnen blieb an ´ehrbaren´, gesellschaftlich akzeptierten Betätigungsfeldern nur der Bereich als Gesellschafterinnen, Gouvernanten, Erzieherinnen oder Schulmeisterinnen in kleinen, privat betriebenen Schulen, Tätigkeiten mithin, die wenig formale Bildung voraussetzten, mit der angenommenen weiblichen Natur vereinbar waren und überdies Männern keine Konkurrenz machten.

Selten hatten Frauen, die weder von ihren Familien unterhalten wurden noch in den sicheren Hafen einer Ehe fliehen wollten, damals so wenige Chancen, ein selbst bestimmtes Leben führen zu können. Selten aber auch hat eine Frau die wenigen Chancen so konsequent und

zielstrebig, ja mitunter geradezu verbissen, gesucht und genutzt wie Mary Wollstonecraft. Trotz viel persönlichen Ungemachs und der lebensgeschichtlichen ´Urerlebnisse´ gesellschaftlicher Ungerechtigkeit und geschlechtsspezifischer Benachteiligung kam ihr eine Entwicklung doch sehr entgegen: Der rasante Aufstieg des Presse- und Verlagswesens. Die Zahl der Schreib- und Lesekundigen war gerade im damaligen England bemerkenswert hoch. Es gab öffentliche Büchereien, Lesesäle, preiswerte Buchausgaben, und die Nachfrage nach Übersetzungen, Romanen, philosophischen und politischen Abhandlungen oder Pamphleten, nach historischen Werken und pädagogischen Schriften war groß in einer Zeit, die von den Ideen der Aufklärung ebenso beflügelt wurde wie von der geistigen Unruhe in einer Zeit des Umbruchs und dem individuellen Willen nach Aufstieg durch Bildung.

2 Der Werdegang

Mary Wollstonecraft wuchs als Tochter eines verarmten Seidenwebers in einer kinderreichen Familie unter materiell und psychisch schwierigen Bedingungen auf und hatte nur die für die Mädchen ihrer Schicht damals übliche Volksschulbildung genossen. Die in jeder Hinsicht angespannten familiären Verhältnisse waren dazu angetan, früh den Geist des Widerstandes und ein scharfes Gespür für gesellschaftliche und geschlechtsspezifische Ungerechtigkeit in ihr zu wecken: ein alkoholabhängiger, jähzorniger, wirtschaftlich unfähiger Vater und eine unterwürfige Mutter, die jenen Typ der Dulderin verkörperte, den Wollstonecraft Zeit ihres Lebens ebenso ablehnte wie die eitlen, geschwätzigen, vergnügungssüchtigen Damen der ´guten´ Gesellschaft. William Godwin, ihr späterer Mann und Verfasser der ersten Biographie über ihr Leben, schreibt:

> „[Marys] Vater war ein Mann von hitzigem, leicht aufbrausenden Temperament, der bald übermäßig freundlich, bald grausam sein konnte. In seiner Familie gebärdete er sich als Tyrann, und seine Frau scheint die erste und unterwürfigste seiner Untertanen gewesen zu sein. (…) Die Tyrannei in ihrer Erziehung verursachte [Mary] manches

> Herzeleid. Zur ergebenen und widerstandslosen Untertanin eines Despoten war sie nicht geschaffen.“[2]

Die psychischen Belastungen in der Familie Wollstonecraft müssen ungewöhnlich groß gewesen sein. Mary, aber auch zwei ihrer Geschwister, waren im Laufe ihres Lebens immer wieder von psychotischen Schüben, nervlichen Zusammenbrüchen und Depressionen bedroht. Sie selbst unternahm zwei Selbstmordversuche und galt bei allen, mit denen sie näheren Umgang pflegte, als übersensibel, launisch, widersprüchlich mit Neigungen zu Selbstmitleid und Hysterie. Erst vor dem Hintergrund dieser belastenden Familiengeschichte und ihrer psychischen Auswirkungen sind aber die ungewöhnlichen Energien, die rebellische Auflehnung und das frauenpolitische Engagement der Wollstonecraft zu verstehen.

Wirtschaftlich war sie, die die damals übliche Früh- und meist auch Konvenienzehe als Versorgungsinstitution für sich ablehnte, schon mit sechzehn Jahren auf sich gestellt und bahnte sich als Autodidaktin ihren Weg. Während ihrer kurzen Tätigkeiten als Gesellschafterin und als Gouvernante in einem Adelshaushalt hatte sie die entwürdigenden Bedingungen persönlicher Abhängigkeit kennen gelernt und machte sich daraufhin selbständig. Als Schulmeisterin sammelte sie in einer von ihr gegründeten Schule pädagogische Erfahrungen und stand geistig unter dem Einfluss des englischen Dissent, einer protestantischen, sozialkritischen Reformbewegung, die sich für die Hebung der Volksbildung als Voraussetzung für politische Teilhabe einsetzte. Diese ´Puritaner´ standen nicht nur im Gegensatz zur anglikanischen Hochkirche und dem gesellschaftlichen Establishment, sondern waren als unliebsame, häufig progressive Minderheit politischer Diskriminierung und zahlreichen Benachteiligungen im Bildungswesen und bei der Berufswahl ausgesetzt. Der Einfluss namhafter ´Dissidenten´ auf den intellektuellen Werdegang der jungen Mary Wollstonecraft kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Im Umfeld dieser oppositionellen Minderheit erfuhr sie geistige Anregung, politische Bildung und berufliche Förderung.

Vor dem Hintergrund der sozialen Verhältnisse, die mit Beginn der industriellen Revolution in den Städten zu unvorstellbarer Not, moralischem Elend, zu Trunksucht und Verzweiflung

---

[2] Godwin, William: Erinnerungen an Mary Wollstonecraft, in: Wollstonecraft, Mary: Das Unrecht an den Frauen oder Maria. Ein Fragment, dt. Frankfurt/M.-Berlin 1993, S. 196 f.

führten, setzten sich die Dissidenten für ein umfangreiches Erziehungsprogramm ein. Da ihre eigenen Kinder von den staatlichen Universitäten ausgeschlossen waren, hatten einzelne Geistliche schon im 17. Jahrhundert für ein Selbsthilfeprogramm in den eigenen Reihen gesorgt und kleine Privatakademien in ihren Häusern eingerichtet. Im 18. Jahrhundert sprossen viele solcher Akademien aus dem Boden, die nicht nur eine Notlösung, sondern auch eine inhaltliche Alternative zum traditionellen Bildungs- und Universitätsbetrieb sein wollten. Mit einem lebens- und praxisnahen Lehrangebot kamen sie den Bedürfnissen der bürgerlichen Schichten entgegen.

Mary Wollstonecraft teilte nachdrücklich die Forderung der Dissidenten nach Tagesschulen, auch wenn die allgemeine Schulpflicht für Jungen und Mädchen in England noch rund einhundert Jahre auf sich warten ließ. Auch eine größere Lebensnähe und Praxisorientierung versuchte sie in ihrem Unterricht zu verwirklichen. Gegen bloßes Auswendiglernen oder den Frontalunterricht plädiert sie vor allem in den Fächern Religion, Geschichte und Politik für die ´sokratische Methode´ (Maieutik) in offenen Unterrichtsgesprächen, in denen die Kinder durch Impulse dazu gebracht werden, sich ihres schon vorhandenen Wissens bewusst zu werden und es zu formulieren. Aktives Lernen, nicht passives Rezipieren, lautet ihre Devise. Handlungsorientierung im Unterricht soll nicht nur die Selbsttätigkeit, sondern auch die moralische Urteilsfähigkeit der Kinder fördern. Zudem trat sie, damals ihrer Zeit weit voraus, schon für die Koedukation im Primarbereich ein, was damals als so kühn galt, dass sich selbst engagierte Feministinnen von dieser Forderung distanzierten.

Nach der Veröffentlichung ihres ersten, stark autobiographischen Romans *Mary, A Fiction* und einer Schrift zur Mädchenerziehung war Wollstonecraft ab 1787 als Verlagsassistentin, Journalistin und Übersetzerin in London tätig. Als sie sich im Alter von achtundzwanzig Jahren entschloß, nur noch von ihrer Feder zu leben, war sie sich der historischen Bedeutung dieses Schrittes bewusst: „Ich werde die erste einer neuen Art sein…“ Auch wenn dies etwas übertrieben ist, so verlangte ein solcher Schritt doch Mut und Entdeckergeist. Es galt, sich auf einem für Frauen weitgehend noch unbekannten Terrain zu bewegen, sich die ganze Grammatik neuer Verhaltens- und Denkweisen anzueignen, ohne sich als Frau zu verleugnen. Mutig war dieser Schritt aber auch in ökonomischer Hinsicht, denn als junge, noch unbekannte Verlagsassistentin gehörte sie zu wachsenden Zahl der ´hack writer´, der schlecht bezahlten Lohnschreiber und Zeilenschinder.

Mary Wollstonecraft hat zeit ihres Lebens immer in materiell angestrengten und unsicheren Verhältnissen gelebt. Schon als Gouvernante bekam sie neben Kost und Logis kaum mehr als ein Taschengeld. Als pädagogische ´Kleinunternehmerin´ hatte sie den rauen Wind des Marktes mit all seinen Schwankungen und die Abhängigkeit von Vermietern und zahlungsunwilligen Kunden kennengelernt. Obwohl sie immer wieder großzügig von ihrem Verleger unterstützt wurde, blieben sie und auch ihr späterer Mann William Godwin hoch verschuldet und lebten in vergleichsweise bescheidenen Verhältnissen.

In London verkehrte Mary Wollstonecraft im Kreis gesellschaftskritischer Künstler und Intellektueller, die mit den Idealen der Aufklärungsphilosophie und bald schon mit der französischen Revolution sympathisierten. Von besonderem Einfluss waren der unitarisch-dissidentische Theologe und politische Schriftsteller Richard Price sowie der in London lebende, damals sehr erfolgreiche Schweizer Maler und Schriftsteller Heinrich Füssli, der es in seiner Wahlheimat England unter dem anglisierten Namen Henry Fuseli zu Rang und Ansehen gebracht hatte. Mit ihm verband sie eine einseitige, enttäuschende Liebesbeziehung. Wollstonecrafts unerwiderte Liebe zu Füßli zeigt aber auch einen anderen Wesenszug als den der aufklärererischen Intellektuellen – ihre Neigung zu romantischem Überschwang, die Faszination durch entgrenzende, ekstatische oder symbiotische Erlebnisse, sei es in der Natur oder in persönlichen Liebesbeziehungen. Nicht zuletzt zeigt sich hier auch schon ihr Hang zu einer mystischen Religiosität jenseits von kirchlicher Bindung und theologischer Festlegung. Mary Wollstonecraft war immer eine sehr emphatische Frau, deren ausgeprägte, aber auch kultivierte Empfindsamkeit ebenso zum ausgehenden 18. Jahrhundert gehört wie ihr aufklärerischer Reformwille.

Zwischen 1792 und 1795 lebte Wollstonecraft in Frankreich und wurde Augenzeugin der französischen Revolution in der Phase der Jakobinerherrschaft und des blutigen Terrors. In Paris pflegte sie auch mit einigen Deutschen Umgang, die dem Fanal des revolutionären Aufbruchs gefolgt waren, darunter mit dem früh verstorbenen Weltreisenden, Schriftsteller und Jakobiner Georg Forster (1754-1794) und dem schlesischen Gelehrten Gustav Graf von Schlabrendorf (1750-1824). Politisch galt ihre Sympathie und die ihrer angelsächsischen Freunde dem bürgerlich-liberalen Flügel der Girondisten. Sie stand den Ideen des liberalen Philosophen und Mathematikers Condorcet[3] nahe, der schon 1790 für die Zulassung der Frau-

[3] Mit vollem Namen: Marie-Jean-Antoine-Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet (1743-1794)

en zum Bürgerrecht plädiert hatte. Condorcet war zum Zeitpunkt von Wollstonecrafts Ankunft in Paris noch als Präsident der Nationalversammlung tätig und kämpfte für das Ziel der ´Nationalerziehung´ im Rahmen eines staatlichen Bildungssystems. Politisch stand er auf der Seite der gemäßigten Girondisten und wurde nach dem Sieg des radikalen Flügels der Jakobiner 1794 eines der zahlreichen prominenten Opfer der Revolutionswirren. Auch andere Menschen aus Wollstonecrafts Pariser Bekanntenkreis mussten fliehen oder wurden, wie Graf Schlabrendorf, inhaftiert. Sie selbst konnte sich nur durch die Scheinehe mit ihrem amerikanischen Geliebten Gilbert Imlay der Verfolgung als ´feindliche Ausländerin´ entziehen, da Frankreich zwar im Krieg mit England stand, die USA aber zu seinen Verbündeten zählte.

Auch im revolutionären Frankreich, vor allem im Zentrum des Geschehens, in Paris, erhoben Frauen ihre Stimme und forderten ihre Anerkennung als gleichberechtigte Bürgerinnen. Zahlreiche feministische Clubs, Komitees und Vereinigungen schossen aus dem Boden. Um so verwunderlicher ist es, dass die damals schon über die Grenzen ihres Landes hinaus als Frauenrechtlerin berühmte Wollstonecraft keinen Kontakt zu den revolutionären französischen Feministinnen wie Olympe de Gouges oder Théroigne de Méricourt hatte und deren Nähe auch nicht suchte. Mary Wollstonecraft war keine politische Aktivistin, sondern fand ihre Wirkungsmöglichkeiten eher im Bereich publizistischer und schriftstellerischer Tätigkeit. Überdies war sie in ihrer Pariser Zeit absorbiert von privaten Problemen, fand aber doch Zeit, an ihrer Abhandlung *Eine historische und moralische Sicht der Französischen Revolution und ihrer Auswirkung auf Europa* zu arbeiten. Von diesem ursprünglich mehrbändig geplanten Werk ist 1794 nur der erste Band erschienen. Die Turbulenzen in ihrem Leben mit Imlay, die Geburt der Tochter Fanny und die raschen Veränderungen der politischen Lage ließen ihr nicht die Zeit, dieses Werk zu vollenden, das den Anspruch hatte, die Ursachen und das Fortschreiten der Revolution zu ergründen und moralphilosophisch zu kommentieren.

3 Ein vielfältiges, umstrittenes Werk

Als politische Schriftstellerin trat Wollstonecraft 1790, damals noch in London, hervor mit einer Kampfschrift gegen den konservativen Politiker und Theoretiker Edmund Burke (1729-1797), der mit seiner berühmten Rede an die Wähler seines Wahlkreises in Bristol (1794) zum

heute noch nachwirkenden Klassiker und Theoretiker der repräsentativen, auf dem freien Mandat des Abgeordneten beruhenden Demokratie wurde. Gegen diesen entschiedenen Gegner der Revolution und Anwalt der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung nahm Wollstonecraft die von der französischen Revolution ausgehenden Impulse auf und trat für universale Menschen- und Bürgerrechte, für politisch-soziale Reformen, für Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit in ihrem Lande ein.

International bekannt wurde sie als Vorkämpferin für die Rechte der Frau und als eine der führenden weiblichen Intellektuellen ihrer Zeit zwei Jahre später mit ihrem Werk *A Vindication of the Rights of Woman*. Der ihren Forderungen nahe stehende Pädagoge und Philanthrop Christian Gotthilf Salzmann (1744-1811) übersetzte es wenig später ins Deutsche. Vor dem Hintergrund der sozialen und rechtlichen Lage der bürgerlichen Frauen im ausgehenden 18. Jh. plädiert Wollstonecraft vor allem für deren Recht auf Bildung als Voraussetzung für berufliche Tätigkeit und individuelle Selbstbestimmung. Unter dem Einfluss von John Locke und der Aufklärungspädagogik tritt sie für eine vernunftgemäße, praxis- und lebensnahe Erziehung ein. Diese habe – im Gegensatz zu den Postulaten Rousseaus – auf drei Ebenen anzusetzen: der Sinnesschärfung durch die Erfahrung der Dinge, der emotionalen und charakterlichen Bildung sowie der Einübung der Verstandestätigkeit.

Ihr besonderes Interesse gilt der Rolle der Frau als Staatsbürgerin und gleichberechtigte Partnerin des Mannes. Das Verhältnis der Geschlechter müsse von gegenseitigem Respekt geprägt werden durch bessere Bildungschancen für Frauen als Voraussetzung für ihre gesellschaftliche Anerkennung, berufliche Entfaltungsmöglichkeit und staatsbürgerliche Gleichstellung. Als Vertreterin des aufstrebenden Bürgertums vertritt Wollstonecraft das pädagogische und gesellschaftstheoretische Ideal individueller Autonomie. Selbständigkeit, auch in ökonomischer Hinsicht, Selbsttätigkeit, Lebenstüchtigkeit, Handlungsorientierung im Unterricht und ein öffentliches Schulwesen für alle lauten ihre Ziele. Besonderen Wert legte sie auf die Verbesserung der Lage der Frau durch Förderung ihrer Bildung, ihrer Selbstentfaltung und Anerkennung als gleichberechtigte Partnerin des Mannes in Ehe und Familie.

4 Mary Wollstonecraft als Pionierin eines neuen weiblichen Lebensentwurfs − verdrängt und wieder entdeckt

In die Zeit ihres Aufenthalts in Paris fällt Wollstonecrafts Liebesbeziehung zu dem amerikanischen Abenteurer und Geschäftsmann Gilbert Imlay, aus der ihre uneheliche Tochter Fanny hervorging. Nachdem Imlay sie schon bald verlassen hatte und sie in ihrer Heimat wegen ihres damals als skandalös geltenden Lebenswandels, ihrer progressiven Thesen und ihres frauenpolitischen Engagements öffentlicher Anfeindung und Diffamierung ausgesetzt war, unternahm Wollstonecraft zwei Selbstmordversuche. Vielen, die Wollstonecraft kannten, fiel ihre übergroße Sensibilität, ihre Neigung zu Hysterie und allgemein ihre psychische Labilität auf. Immer wieder schwankte sie zwischen manisch-euphorischen Phasen und tiefer Verzweiflung und Depressionen, die durch ihren Hang zum Selbstmitleid noch verstärkt wurden.

Die Frau, die nach außen die Rolle der erfolgreichen Autorin und international bekannten, wenn auch umstrittenen Frauenrechtlerin vertrat, hatte in der Wahl ihrer Partner nur selten eine glückliche Hand. Die tiefen Widersprüche in ihrem Leben und ihrem Verhalten haben daher immer wieder zu Irritationen im Urteil über sie geführt.

In den Augen der ´guten´ Gesellschaft mit ihrer Vorstellung von erstrebenswerten weiblichen Eigenschaften wie ´züchtig´, ´sittsam´, ´tugendhaft´ galt Wollstonecraft als Mutter eines unehelichen Kindes und ausgehaltene Geliebte eines amerikanischen Abenteurers nun und auch später in ihrer Heimat als ´gefallene´ Frau. Mit der Verunglimpfung ihres Lebenswandels hofften ihre zahlreichen Gegner, sie als Publizistin mundtot machen und ihre Forderungen diskreditieren zu können.

Diese heute kaum noch nachvollziehbare Härte im Umgang mit unkonventionellen Frauen des Bürgertums – weniger des Adels, wo Frauen ungleich mehr Freiheiten genossen − führte Wollstonecraft nach ihrer Rückkehr aus Frankreich zu einer realistischeren Einschätzung der bürgerlichen Ehe. Nachdem sie in ihrer Jugend eine entschiedene Gegnerin der bürgerlichen Ehe mit ihren Fesseln und Restriktionen gewesen war und im revolutionären Frankreich das Modell einer offenen Beziehung ohne ´Trauschein´ erprobt hatte, musste sie in ihren letzten Lebensjahren erkennen, dass dies im so viel prüderen England ihrem bürgerlichen Tod und der massiven Einengung ihrer Wirkungsmöglichkeiten gleichgekommen wäre.

In ihrem letzten Lebensjahr heiratete sie daher den gesellschaftskritischen, radikalen Philosophen und Schriftsteller William Godwin (1756-1836). Aus dieser Ehe ging Wollstonecrafts zweite Tochter, Mary Godwin, hervor, die nach ihrer Heirat mit dem Dichter Percy B. Shelley als Verfasserin des bis heute bekannten, häufig verfilmten Erfolgsromans *Frankenstein* bekannt wurde. Bei der Geburt dieser Tochter starb Mary Wollstonecraft im Alter von nur 38 Jahren am Kindbettfieber und teilte damit das Schicksal vieler Frauen ihrer Zeit, die bei der Niederkunft Opfer der medizinischen und naturwissenschaftlichen Unkenntnis wurden.

Die kurze, nur ein Jahr dauernde Ehe mit William Godwin brachte zwei Menschen mit höchst unterschiedlichem Temperament zusammen, deren intellektuelle und politische Gemeinsamkeiten aber doch die Spannungen in dieser Beziehung aufwogen. Zum gemeinsamen Hintergrund gehört, dass auch Godwin, der Sohn eines Pastors einer Kongregation von protestantischen Dissentern, stark von den geistigen Impulsen des englischen Dissent geprägt war. Er gehörte zu den englischen Sympathisanten mit der französischen Revolution und war 1793 mit seinem politisch-philosophischen Hauptwerk *Political Justice* hervorgetreten. Zu seinen zentralen Forderungen gehörte die Ablehnung von Eigentum und Besitz in jeder Form. Auch die Ehe war für ihn, der zu den entschiedensten Ehegegnern seiner Zeit gehörte, nichts anderes als ein Besitzverhältnis.

Godwin war als Philosoph der radikalere von beiden und propagierte ein anarchistisches Gesellschaftsmodell. Gegen alle herrschenden Autoritäten in Staat, Kirche und Militär gerichtet, vertrat er lange vor seinen Nachfahren im 20. Jahrhundert einen vollständig auf Selbsttätigkeit, Selbstbestimmung und Selbstorganisation zielendes Gesellschafts- und Erziehungsmodell und gilt im pädagogisch-schulischen Bereich als Anwalt der Entschulung und des Lernens durch Selbsttätigkeit und Erfahrung. Dem gegenüber nehmen sich Wollstonecrafts Ideen gemäßigter und, in heutigen Begriffen formuliert, sozialstaatlicher aus. Gegen die Utopie einer staatsfreien, entschulten Sphäre des Lernens setzte sie realistischer und zeitgemäßer die Forderung nach Beschulung für alle. Gemeinsam war beiden aber die Forderung nach größerer Lebensnähe des Unterrichts und seiner Ausrichtung an der Praxis.

Ähnlich wie der Philanthrop Salzmann in Deutschland trat Wollstonecraft für das Erlernen lebender statt toter Sprachen ein, für mehr Geographie und andere ´Realien´, die den Bürger und die Bürgerin zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft machen. Lernen und Leben sollten nach Art der ´erlebten Pädagogik´ (Salzmann) durch Projekte, Exkursionen, Erkundigungen in der Natur und andere Formen der konkreten Anschauung und unmittelbar sinnlichen

Erfahrung aneinander angenähert werden. Salzmann war der Begründer eines philanthropischen Erziehungs- und Schulmodells in Schnepfenthal bei Gotha am Rande des Thüringer Waldes. Er kannte und schätzte nicht nur die Schriften der Wollstonecraft, sondern sorgte auch für deren Übersetzung ins Deutsche.

Ein weiterer Aspekt war den Aufklärungspädagogen des 18. Jahrhunderts wichtig – die Körperertüchtigung. Was in der heutigen Zeit eines allgemein verbreiteten Körper- und Gesundheitsbewusstseins, oft sogar eines wahren Körperkults, selbstverständlich erscheinen mag, war es damals keineswegs. Und auch hier waren Frauen in besonderer Weise eingeengt durch körperfeindliche Tätigkeiten wie die sitzende Lebensweise und eine bewegungsfeindliche Kleidermode. So war etwa am Schnepfenthaler Philanthropin der Mitarbeiter Salzmanns, Johann Christoph Friedrich GutsMuths (1759-1839), in Deutschland der Begründer der Körperbildung. Er förderte das Schulturnen, das pädagogische Spiel und führte den Schwimmunterricht in der Schule ein.

Auch Mary Wollstonecraft, die die exaltierte, einengende Kleidermode ihrer Zeitgenossinnen immer ablehnte, schlichte, bewegungsfreundliche Kleidung und eine natürliche Frisur bevorzugte, plädierte an vielen Stellen für die Körperertüchtigung von Frauen, könne sich doch ein gesunder Verstand nur in einem gesunden Körper ausbilden. Geschwächt durch mangelnde Bewegung und eine falsche Auffassung von Sittsamkeit, erlange der weibliche Körper keine rechte Grazie und Schönheit. Während Knaben an der frischen Luft herumtollen können, würden schon kleine Mädchen in ihrem Bewegungsdrang eingeengt und ihre Glieder ´wie mit chinesischen Schnüren´ gefesselt, was nicht nur die Muskeln, sondern auch die Nerven schwäche.

5 Mary Wollstonecraft – ein weiblicher Werther?

Eines ihrer letzten Werke, die *Reisebriefe aus Skandinavien*, geschrieben während einer dreimonatigen Reise durch Nordeuropa, war sehr erfolgreich und fand vor allem bei den englischen Romantikern große Beachtung. Wollstonecraft ist eine außergewöhnlich vielseitige Schriftstellerin, die mit der ganzen Unbefangenheit der Autodidaktin immer wieder neue

Themen aufgriff und neue Arten des Schreibens erprobte. Am stärksten ist sie dort, wo sie auf eigene Erfahrungen zurückgreifen kann, am schwächsten dagegen in ihren fiktionalen Werken, vielleicht gerade deswegen, weil es ihr nicht um Fiktion und künstlerischen Gestaltungswillen, sondern um biographische Selbstverständigung ging. Mary Wollstonecraft war keine Künstlerin, auch wenn ihr das Skandinavienbuch gerade bei der nachwachsenden Generation der englischen Romantiker viel Lob und Bewunderung eintrug. Hier fanden sie eine emotionale Gestimmtheit, einen romantisierenden Blick und in der Verbindung von Sublimem und Alltäglichem eine neue Ästhetik des Schreibens, die sie als kongenial empfanden.

Das Buch zeigt Wollstonecraft als eine Autorin mit romantischem Empfindungsvermögen und mystisch-religiösen Neigungen, aber auch als scharfe Kritikerin des neuen, bürgerlich-liberalen Geldadels, der sich nach der französischen Revolution herausgebildet hatte. Ungewöhnlich scharf prangert sie die negativen Tendenzen der neuen Zeit an: Bestechung, Wirtschaftsbetrug, Korruption, Falschspielerei, die Geschmacklosigkeit der Neureichen, die ungenierte Demonstration ihres schnell und häufig skrupellos erworbenen Reichtums. Auch hier verarbeitet sie ihre eigenen, negativen Erfahrungen, vor allem die mit ihrem einstigen Geliebten Imlay, dem Inbegriff des wendigen, stets neue, auch fragwürdige Abenteuer suchenden Geschäftemachers.

Der Reiz dieses Buches liegt in der Mischung von Stilebenen und Betrachtungsgegenständen. Ginge es nur um die Ergüsse einer empfindsamen Seele und mystischen Naturschwärmerin, so wäre es heute kaum noch lesbar. Wäre es dagegen nur ein nüchterner Reisebericht mit langatmigen Passagen zur Landeskunde und Geschichte Skandinaviens, wo wäre es heute nur noch von historischem Interesse. Aber der hohe, erhabene Ton, den Wollstonecraft in ihren autobiographischen Schriften häufig anschlägt, steht neben den exakten sozialhistorischen und politischen Beobachtungen der aufmerksamen, sozialkritischen Journalistin und trägt zur Lebendigkeit des Textes bei.

Die Wollstonecraft traf mit diesem Buch den neuen, nachrevolutionären Zeitgeist. Nicht zuletzt zeigt es aber auch, wie stark sie und mit ihr eine ganze Generation ehemals revolutionär gestimmter Intellektueller und Künstler inzwischen desillusioniert waren von den Auswirkungen der französischen Revolution auf ganz Europa. Von den hochfliegenden Idealen einer sozial gerechteren Gesellschaft war in der Praxis wenig geblieben. An die Stelle des alten Erbadels, so hebt sie gerade in ihrem letzten, noch vollendeten Werk kritisch hervor, sei nur ein neuer Adel getreten: der des Geldes und der skupellosen Bereicherungssucht.

Mary Wollstonecrafts Gesellschaftsbild war auf eigentümliche Weise liberal und zugleich vormodern. Gegen den nach der Französischen Revolution sich ausbreitenden Marktliberalismus und den Aufstieg einer neureichen Schicht von Spekulanten, Revolutionsgewinnlern und dubiosen Geschäftemachern vertrat sie das eher an Rousseau gemahnende Ideal ökonomischer Selbständigkeit, aber auch Selbstbescheidung in bäuerlichen oder handwerklichen Klein- und Familienbetrieben. Dem raschen gesellschaftlichen Wandel stand sie am Ende ihres Lebens eher skeptisch gegenüber und vertrat – gewiss einseitig und vorschnell – die These, mit der Französischen Revolution habe sich, bis auf den Austausch der Eliten, im Grunde nichts verändert. Obwohl sie nie ein egalitäres Menschen- und Gesellschaftsbild vertreten hatte, wurden die geistesaristokratischen Töne in ihrer letzten großen Veröffentlichung lauter, geprägt von der Überzeugung, einer kleinen, auserwählten Elite von Ausnahmemenschen anzugehören, die nicht mitschwimmen wollen im Strom der neuen Zeit. Als habe sie die konservative Frauenpolitik im 19. Jahrhundert vorausgeahnt, äußerte sie sich auch zunehmend illusionslos zur Lage der Frau und fragt beispielsweise, ob eine Verstandesbildung ihrer Tochter Fanny nicht eher schaden als nützen werde in einer Welt, wie sie nun einmal ist.

Wollstonecraft war eher eine Moralistin als ein ´politischer Kopf´. Politisches Handeln blieb ihr nicht nur fremd, sondern Politik galt ihr geradezu als ´schmutziges Geschäft´, als eine Sphäre des Egoismus, der Interessendurchsetzung, der Korruption und Intrige, der Gier nach Macht und Bereicherung. In den letzten Jahren ihres Lebens griff sie seismographisch die Veränderungen im Bewusstsein vieler Zeitgenossen auf, sie sich, enttäuscht vom Gang der Revolution, von der Politik und den hochfliegenden Zielen einer moralischen Menschheitsverbesserung abwandten und in der Rückkehr zur Religion, im romantischen Naturerleben und später in biedermeierlicher Häuslichkeit Zuflucht fanden.

Das Skandinavienbuch bereichert das Bild dieser Autorin, deren Werk als Einheit von Theorie und gelebter Praxis auch in ihren Widersprüchen lebendig bleibt, um eine gesellschaftskritische Dimension, die gerade heute wieder aktuell ist.

Wollstonecrafts Mann William Godwin, der ihre Fähigkeiten, aber auch ihre psychische Labilität und übergroße Sensibilität wie kaum ein anderer aus nächster Nähe beobachten konnte, hat seine Frau mit Goethes romantischem Anti-Helden verglichen, als er sie einen weiblichen Werther nannte, einen Menschen mithin, der an sich und der Welt leidet und daran zerbricht:

> „An einem Menschen von harter, unempfindlicher Natur prallen die Pfeile des Missgeschicks oft stumpf oder ohnmächtig ab. Und es gibt wieder andere, die zwar keineswegs hart und unempfindlich zu nennen sind, aber in ihrer anpassungsfähigen und heiteren Veranlagung stets die gute Seite der Dinge sehen. Stürzen sie einmal, sind sie sofort wieder auf den Füßen, um ihren Weg mit dem gleichen Eifer, der gleichen Hoffnung und der gleichen Fröhlichkeit fortzusetzen wie zuvor. Andererseits begegnen wir nicht selten Menschen, die mit der erlesensten und feinsten Empfindsamkeit ausgestattet sind und deren Seelen aus fast zu feinem Stoff scheinen, um die Wechselfälle des menschlichen Lebens zu ertragen. Menschen, für die jede Freude Verzückung ist und jede Enttäuschung unbeschreibliche Qual. Dieser Charaktertypus wird vom Autor der ´Leiden des jungen Werther´ fein gezeichnet, und so gesehen war Mary ein weiblicher Werther.“[4]

Über Goethes Werther, diese europaweite Kultfigur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, hat der englische Romantiker William Hazlitt geschrieben, er sei ein einziges gewaltsames und erschütterndes Paradox. Auch Mary Wollstonecraft hat etwas Erschütterndes: eine Frau, die zu keiner inneren Einheit fand. Fast ertrinkend in Empfindsamkeit, immer auf der Suche nach mystischer Ekstase, dünnhäutig und häufig fortgetragen von ihren Stimmungen, ging sie in ihrem Gefühlsüberschwang, an dem sie gelitten hat, bis an die Grenze des Pathologischen. Sie probte den Aufstand gegen das vorherrschende Frauenbild und sehnte sich doch zugleich nach familiärer Geborgenheit. Am Ende ihres Lebens herrschen eine pessimistische Lebenseinstellung und existentielle Zukunftsunsicherheit vor.

[4] Godwin, op.cit., S. 242 f.

6 Nachwirkung und Vermächtnis

Wollstonecrafts letztes Lebensjahr brachte zwar die intellektuell und menschlich viel versprechende Ehe mit William Godwin, wurde aber zugleich überschattet von ihrer zweifellos ungewollten Schwangerschaft. Bei der Geburt ihres zweiten Kindes starb sie, wie erwähnt, an den Folgen des Kindbettfiebers. Mangelnde medizinische Kenntnisse und katastrophale hygienische Standards waren die Ursache für diese Infektionskrankheit, von der bis zu den Erkenntnissen des österreichischen Arztes Ignaz Semmelweis (1818-1865) zahlreiche Frauen hingerafft wurden. Auch dies gehörte zu den Lebensbedingungen der Frauen im 18. Jahrhundert mit Auswirkungen bis weit ins 19. und 20. hinein: den Risiken des weiblichen Körpers durch fehlende sexuelle Aufklärung und kaum zugängliche Verhütungsmittel ausgesetzt zu sein, Schwangerschaft und Niederkunft als Ursache von oft lebensbedrohlichen Gefahren erleben zu müssen. Einerseits war Wollstonecraft zu prüde und zurückhaltend, andererseits war die Zeit noch nicht reif für eine öffentliche Debatte dieses damals, zumal in England, als äußerst brisant geltenden Aspekts der ´Rechte der Frau´, auch wenn schon zu ihrer Zeit erste Initiativen zu einer sexuellen Volksaufklärung unternommen wurden.

Nach ihrem frühen Tod war Mary Wollstonecraft lange Zeit vergessen; ihr Werk wurde während der Restaurationszeit im prüden, viktorianischen England erfolgreich verdrängt und sie selbst in die Nähe einer moralisch leichtfertigen Lebedame und ausgehaltenen Mätresse gestellt. Erst in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde sie als Vorkämpferin für die Emanzipation der Frau, zugleich als Pionierin eines neuen, Beruf und Familie miteinander verbindenden weiblichen Lebensentwurfs, wieder entdeckt. Ihr Werk liegt inzwischen in einer englischen Gesamtausgabe vor, und zahlreiche Biographien im englischsprachigen Raum zeugen vom lebhaften Interesse am Leben und Werk dieser mutigen, unkonventionellen Frau.

Mary Wollstonecraft kann in unsere zunehmend arbeitsteiligen Raster nur schwer eingeordnet werden. Weder war sie Künstlerin noch Pädagogin, weder Philosophin noch Historikerin oder politische Theoretikern. Und doch war sie von allem etwas. In nur zehn Jahren, zwischen 1787 und 1797, ihrem Todesjahr, schrieb sie über pädagogische, politische und historische Gegenstände, verfasste das viel gerühmte Skandinavienbuch, arbeitete für ihren Broterwerb als Literaturkritikerin und Übersetzerin und trat mit zwei autobiographischen Romanen her-

vor. Zugleich rang sie während ihrer kurzen Verbindung mit Imlay und später in ihrer Partnerschaft mit Godwin um ein Verhältnis der Geschlechter zueinander, in dem romantische Emphase in Einklang gebracht werden könnte mit gegenseitigem Respekt in geistiger Arbeitsgemeinschaft.

Die große Zeit ihrer Wiederentdeckung waren die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts, als die neue oder zweite Frauenbewegung das Interesse an frauenpolitischen Vorläuferinnen schärfte. Nicht nur das Leben und Wirken von Mary Wollstonecraft, auch das anderer engagierter Frauen des 18. Jahrhunderts wie z.B. Olympe de Gouges oder Théroigne de Méricourt, wurden aufgearbeitet und einem größeren Publikum zugänglich gemacht. Es mag an der Quellenlage liegen oder an anderen Gründen, aber keine hat so viele Kommentare ausgelöst und so viele Schriften hervorgerufen wie Mary Wollstonecraft. In rascher Folge erschienen zwischen 1970 und 2000 fast Jahr für Jahr zahlreiche Biographien über die englische Feministin, zuletzt die umfangreiche, akribische Arbeit von Janet Todd.

Aber so weit gespannt und widersprüchlich wie das Leben und Werk der Wollstonecraft sind auch die Urteile über sie und schwanken zwischen Zuschreibungen wie pedantisch, oberlehrerhaft, bourgeois auf der einen und revolutionär, rebellisch, zukunftsweisend auf der anderen Seite. Wieder andere waren hingerissen von ihrem Charme, beeindruckt von ihrer sensiblen Intelligenz und dem ´Glamour´, der ihr Leben umgab. Konnte man sich ´gelehrte Frauen´ damals nur als unattaktiven Blaustrumpf vorstellen, so hatte Mary Wollstonecraft nichts davon.

Schon zu Lebzeiten war sie nicht nur als Autorin, sondern auch als Person umstritten und blieb lange angefeindet, besonders nach ihrem Tod. Messalina hat man sie genannt, Xanthippe, Hyäne in Petticoats, männermordend, zänkisch, rechthaberisch, geltungssüchtig, ja sogar heuchlerisch. Auch wenn Wollstonecraft, die selbst als erste unter ihren Launen und Gemütsschwankungen litt, zweifellos unbequem und wetterwendisch im Umgang war, so entsprechen diese gehässigen Attribute doch eher den Klischees, mit denen unkonventionelle, selbständige, geistig aktive Frauen, die überdies noch ihren Erfolg der eigenen Leistung und nicht ihrer Herkunft verdankten, bedacht wurden.

Wo Leben und Werk so sehr ineinander übergehen wie bei Mary Wollstonecraft, wird ein abschließendes Urteil über sie kaum möglich sein, und das gilt auch für die Einschätzung ihrer Rolle in der Geschichte der Frauenbewegung. Aber in einer Zeit, in der es, zumal in Deutschland, immer noch schwer ist, beruflichen Erfolg, Mutterschaft und Familie miteinander zu

verbinden, erscheint sie als eine überaus mutige, konsequente und beherzte Frau, deren Gedanken, vor allem im Bereich der Erziehung, weder veraltet noch von der Realität eingeholt sind, sondern in großen Teilen immer noch als Aufgabe vor uns stehen.

Ausgewählte Literatur:[5]

Burke, Edmund: *Betrachtungen über die Französische Revolution,* dt. von Friedrich Gentz, Frankfurt/M. 1967

Forster, Georg: *Im Anblick des großen Rades, Schriften zur Revolution*, hrsg. von Ralph Rainer Wuthenow, Darmstadt-Neuwied 1981

Füßli, Heinrich: *Briefe,* hrsg. von Walter Muschg, Basel 1942

Godineau, Dominique: *Die Frau der Aufklärung,* in: Vovelle, Michel (Hg.): *Der Mensch der Aufklärung,* Frankfurt/M. 1996

Godwin, William: *Erinnerungen an Mary Wollstonecraft*, in: Wollstonecraft, Mary: *Das Unrecht an den Frauen oder Maria, Ein Fragment,* dt. Frankfurt/M-Berlin 1993

Harpprecht, Klaus: *Lust der Freiheit, Deutsche Revolutionäre in Paris*, Reinbek bei Hamburg 1989

Hivet, Christine: *Voix de femmes, Roman féminin et condition féminine de Mary Wollstonecraft à Mary Shelley,* Paris 1997

Moritz, Karl Philipp: *Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782*, Frankfurt/M.-Leipzig 2000 (Erstausgabe 1783)

Priester, Karin: *Mary Shelley, die Frau, die Frankenstein erfand*, München 2001, TB-Ausgabe München 2003

Priester, Karin: *Mary Wollstonecraft, Ein Leben für die Frauenrechte,* Biographie, München 2002

Sunstein, Emily W.: *A Different Face: the Life of Mary Wollstonecraft,* New York 1975

Todd, Janet M./**Butler,** Marilyn (Hg.): *The Works of Mary Wollstonecraft,* 7 Bde., London 1989

Todd, Janet M.: *Mary Wollstonecraft, A Revolutionary Life,* New York 2000

Wollstonecraft, Mary: *Eine Verteidigung der Rechte der Frau*, hrsg. von Joachim Müller und Edith Schotte, dt. von Edith Schotte, Leipzig 1989

Wollstonecraft, Mary: *Reisebriefe aus Südskandinavien*, hrsg. von Ingrid Kuscynski, dt. von Susanne Thurm, Leipzig 1991

Wollstonecraft, Mary: *Das Unrecht an den Frauen oder Maria, Ein Fragment*, aus dem Englischen übertragen und mit einem Vorwort versehen von Ingrid von Rosenberg, Frankfurt/M.-Berlin 1993, Reihe ´Die Frau in der Literatur´, Ullstein-Buch Nr. 30299

Woolf, Virginia: *Der gewöhnliche Leser, Essays,* Bd. II, hrsg. von Klaus Reichert, Frankfurt/M. 1990

[5] Für eine umfassendere Bibliographie auf dem Stand von 2002 verweise ich auf mein Buch über Mary Wollstonecraft.

Behnke, Cornelia (1997): *‚Frauen sind wie andere Planteten'*. Das Geschlechterverhältnis aus männliche Sicht, Frankfurt/New York:Campus

Bohnsack, Ralf (200): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. 4. Aufl. Opladen: Leske+Budrich

Kotthoff, Helga (1993): *Kommunikative Stile, Asymmetrie und „Doing Gender"*. Fallstudien zur Inszenierung von Epert(inn)entum in Gepsrächen, in: Feministische Studien, 1993, Jahrg. 11, Nr. 2, 79-95

Meuser, Michael (1998): *Geschlecht und Männlichkeit*. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen: Leske+Budrich

Die Gleichstellungsbeauftragte informiert

FernUniversität in Hagen

Frauenvorträge an der FernUniversität

Tod und Weiblichkeit in der Musik der Jahrhundertwende

Melanie Unseld

MELANIE UNSELD

Manuskript zu einem Vortrag am 5. September 2007 im Hagener Krematorium anlässlich der Wiederaufstellung der restaurierten Plastik *Die Trauernde* von Karl Albiker. Die Ausführungen basieren auf den Ergebnissen der Dissertation der Autorin, die 2001 unter dem Titel *„Man töte dieses Weib!" Tod und Weiblichkeit in der Musik der Jahrhundertwende* bei J. B. Metzler (Stuttgart/Weimar) erschienen ist. Der hier abgedruckte Vortragstext wurde bewusst im Stil der gesprochenen Rede belassen und verzichtet daher im Wesentlichen auf Fußnoten, Verweise etc. Wer sich eingehender mit dem Thema beschäftigen möchte, sei auf dieses Buch verwiesen.
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

ISSN 1438-9606

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte / Ulrike Schultz, VINGS

Gestaltung: Reinhard Rollbusch

Herausgeber: Der Rektor

© 2007 FernUniversität in Hagen und die Autorin

Melanie Unseld

Tod und Weiblichkeit in der Musik der Jahrhundertwende

Tod und Weiblichkeit wurden von Sigmund Freud als die beiden „unergründlichsten Rätsel der westlichen Kultur" bezeichnet. Was den Tod anbelangt, ist diese Aussage nicht besonders überraschend: Der ***Tod*** ist das empirisch nicht erfahrbare, individuell nicht erinnerbare und doch lebensbestimmende, da lebensbeschließende Phänomen. Er ist der Gegensatz schlechthin – zum lebenden, denkenden und fühlenden Menschen, zum kognitiv erfahrbaren Raum. Der ***Tod*** definiert Zeiträume – Lebenszeiten – und markiert zugleich den Beginn der Zeitlosigkeit. Er lässt die Lebenden nicht nur als Trauernde, als Klagende zurück, sondern auch als Zweifelnde. Und doch liegt im ***Tod,*** wie der belgische Dichter Maurice Maeterlinck schreibt, der Schlüssel zum Verständnis des Lebens: „Das Leben ist ein Geheimnis, der Tod ist der Schlüssel, der es öffnet. Aber derjenige, der den Schlüssel im Schloss umdreht, verschwindet für immer in dem Geheimnis."

Wenn nun aber Sigmund Freud auch die ***Weiblichkeit*** zu den unergründlichsten Rätseln der westlichen Kultur zählt, wenn er damit die Weiblichkeit auf die gleiche Ebene des Rätselhaften stellt wie den Tod, so ist das bemerkenswert. Denn was für den Tod per se einsichtig ist, muss für die Weiblichkeit erst definiert werden. Dennoch: Freud war sich mit vielen seiner Zeitgenossen einig, dass das ***Weib*** – also nicht die (alltägliche) Frau, sondern der kreatürliche Begriff ***Weib*** – ein Rätsel sei. Der Wiener Literat Peter Altenberg notiert beispielsweise, an das ***Weib*** adressiert: „Du mußt mir sein […] ein unentwirrbar Rätselvolles!"

Wenn aber ***Tod*** und ***Weiblichkeit*** gleichermaßen als rätselhaft begriffen werden, übernehmen sie auch ähnliche metaphorische und symbolische Funktionen: Sie verweisen auf die individuellen und gesellschaftlichen Grenzen des Menschen – oder besser: des Mannes – und zugleich auf die Standortbestimmung der eigenen, bürgerlichen Kultur. Anders gesagt: Die Welt und das eigene Selbstverständnis werden mit Hilfe dieses rätselhaften Doppelmotivs in Gegensätze aufgesplittet: hier das Vertraute – dort das Rätselhafte, hier das Eigene – dort das Fremde,

hier Leben – dort Tod, hier Mann – dort Weib. Und wie sich im Tod der Zweifel und die Angst des Menschen vor dem unbekannten Nichts bündelt, so konfrontiert auch das Weib, das Otto Weininger übrigens auch als „Nichts" bezeichnete, um 1900 den bürgerlichen Mann mit Zweifeln und Ängsten vor dem Fremden.

Wir wollen ein wenig nach dem Motivpaar **Weiblichkeit und Tod in der Musik der Jahrhundertwende** Ausschau halten und werden dabei nicht nur unerwartete Gemeinsamkeiten zwischen ästhetisch weit auseinander liegenden Werken aufdecken, sondern auch zu einem Punkt kommen, von dem aus man eine Grundstimmung dieser Epoche erkennen kann: Es ist die „Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit" der Jahrhundertwende, von der Hugo von Hofmannsthal spricht und die in den Frauenfiguren reflektiert wird, die eine besondere Beziehung zum Tod unterhalten. Das vielgestaltige Panorama der Epoche findet in dem Kaleidoskop an morbiden Weiblichkeitsprojektionen ein Pendant.

Da ist beispielsweise das soziale und politische Aufbegehren, die Emanzipationsbewegung, – die sich in der Figur der lebensuntüchtigen Gräfin Geschwitz, dem „Mannweib" aus Alban Bergs Oper *Lulu,* widerspiegelt; da ist das ätherisch unwirkliche Ideal der Frau, die von den Niederungen des Alltags möglichst weit entfernt ist – dargestellt in den fragilen Prinzessinnen Mélisande, Maleine oder den Rusalken und Undinen –; da ist die dekadent-schwüle Stimmung, die in fatalen Figuren wie der Salome zum Vorschein kommt, oder das Aufbrechen moralischer Grundfesten, personifiziert in den polyandrischen[1] Frauenfiguren wie Lulu oder Emilia Marty aus Leoš Janáčeks Oper *Die Sache Makropulos*.

Ich möchte Ihnen in meinem Vortrag einige Beispiele aus der Musikgeschichte zu diesen so eng mit dem Tod liierten Frauenfiguren der Jahrhundertwende und den Kreis der Ideen vorstellen, in dem sie entstanden sind. Wir werden Frauenfiguren begegnen, die als ***femme fragile*** eine stille Nähe zum Tod haben oder die als ***femme fatale*** die Männer zunächst sexuell anziehen, um sie dann in einen meist grausamen Tod zu stürzen. Wir werden aber auch

1 Polyandrie = Vielmännerei

realen Frauen begegnen, die sich mit diesen – zu allermeist von Männern – kreierten Frauenfiguren auseinandersetzen mussten, weil sie sie beispielsweise auf der Bühne verkörperten und dann in ihrer Lebensrealität mit den männlichen Imaginationen in Konflikt gerieten.

Es ist ein *europaweites* Phänomen, dass um die Jahrhundertwende so zahlreiche Musikwerke entstehen, die sich des Doppelmotivs in deutlicher Weise annehmen. Dabei sind Zentren und verschiedene Schwerpunkte zu erkennen. Lassen wir unseren Blick also zunächst einmal über die europäische Landkarte um 1900 schweifen, ein Europa der gerade noch stabilen Monarchien, aber auch der bereits massiven Auswirkungen der Industrialisierung und der sozialen und nationalen Unruhen. Unser Blick fällt zunächst auf das Zentrum der Habsburgermonarchie: Die Gruppe der Wiener Künstler erfährt durch die Psychoanalyse wesentliche Impulse. Zugleich ist hier die Reibung mit konservativen Kräften besonders groß – wesentlich stärker als beispielsweise in Prag, wo die politischen Vorzeichen auf Neubeginn stehen, begleitet von einem neuen kulturellen Selbstbewusstsein. Für die Wiener Künstler aber bedeutet diese Situation einerseits eine unermüdliche (und zum Teil durchaus auch selbstzerstörerische) Seelenanalyse, andererseits die schmerzhafte, da turbulent und mit vielen Skandalen ausgetragene Auseinandersetzung mit der Tradition.

In beiden Themenbereichen wird das ***Weib*** zum Sinnbild: sei es die Frau in Arnold Schönbergs *Erwartung,* die sich im düsteren Traumwald (der eigenen Psyche) verirrt, sei es das Weib in Schönbergs Streichsextett *Verklärte Nacht* (auf ein Gedicht von Richard Dehmel), um das der Kampf des Bourgeois mit dem Künstler entbrennt. Der Künstler kämpft in diesem Kampf nicht zuletzt auch um sein Selbstverständnis als Kunstschaffender. Denn das heroische Bild vom Genie, dem noch in der Beethoven-Ausstellung der Wiener Secession 1902 so ausgiebig gehuldigt wird, verliert an Überzeugungskraft, es wird ersetzt vom Bild des kunstschaffenden Asketen, der im ***Weib*** Gegenpol, Verlockung und Muse gleichermaßen zu finden hofft. Ohne Gegensätze kommen weder die ästhetischen Standpunkte

des Architekten Adolph Loos[2] noch des misogynen Philosophen Otto Weininger aus – beide übrigens mit enormem Einfluss auf Schönberg und seinen Kreis. Bereits der Titel von Weiningers Hauptwerk spiegelt etwa dieses Denken in absoluten Dichotomien wider: *Geschlecht und Charakter*. Im Stillen können Sie dazu die Geschlechterdichotomie Weib (Geschlecht) – Mann (Charakter) hinzudenken.

Aber kehren wir noch einmal zu der jungen Komponistengeneration um Schönberg zurück. Auch sie sucht nach diesen Extremen – provoziert beispielsweise ihr Publikum durch extrem kurze Stücke für extrem großes Orchester (Bergs *Altenberg-Lieder*) – und findet sogar ein reales Vorbild für die Konstellation Genie – Weib in Gustav Mahler, dem damals noch unverstandenen Großen, der mit der jungen, lebenslustigen und durchaus einem Jugendstilideal entsprechenden Alma Schindler verheiratet war. Hier reichen sich ideelle Konzepte mit konkreter Lebensrealität die Hand – nicht unbedingt zum Vorteil der beteiligten Personen, die an den extremen Anforderungen nicht selten scheitern, wie das Beispiel Alma Schindler eindrucksvoll zeigt. Ihre Kreativität war mit der Heirat mit Mahler zum Erliegen gekommen, Mahler hatte sie vor die Wahl Hochzeit oder Komponieren gestellt. Das Aufgeben des Komponierens ist ihr von der Nachwelt oft als (charakterliche wie künstlerische) Schwäche ausgelegt worden; ihre Stilisierung als Muse ging Hand in Hand mit der auf diese Weise angeblich so offenbaren geringen kompositorischen Begabung. Diese Interpretation freilich übersieht, wie wirkungsmächtig die ästhetischen Konzepte von Nietzsche, Weininger und vielen anderen auf die reale Lebensgestaltung der einzelnen Menschen – Männern wie Frauen – waren. Sich als junges, hochbegabtes Mädchen in einer Gesellschaft zu behaupten, die ernsthaft darüber diskutiert, ob Frauen überhaupt eigenkreativ sein können, bedarf ein übergroßes Maß an Selbstbewusstsein, das wiederum nicht mit den Weiblichkeitsbildern der Jahrhundertwende in Einklang zu bringen war.

2 Er gilt als einer der Pioniere der Moderne in der mitteleuropäischen Architektur und als energischer Gegner des Jugendstils und dabei insbesondere auch seiner österreichischen Variante, der Wiener Secession.

Aber kehren wir zu unserem europäischen Überblick zurück:
Ein weiteres Zentrum findet sich im französischsprachigen Raum. Hier erheben die Symbolisten eine Form von Weiblichkeit zum Ideal, die außerhalb jeder Realität zu stehen scheint. Es sind zarte Prinzessinnen, fragile Wesen aus einem unbekannten Land, die in die harte Menschenwelt geworfen werden, um dort zu sterben, nicht ohne die Hinterbliebenen auf ihre Herzlosigkeit hinzuweisen. Andererseits ist der Typus des Dandys ein Geschöpf der französischen Jahrhundertwende. Überfeinerung aller Sinne und die lebensuntüchtige ***l'art pour l'art-***Haltung rufen erotisiert-düstere Weiblichkeitstypen auf den Plan. An deren überbordender Sexualität wird das dekadente und endzeitbewusste Selbstbild des männlichen Gegenübers offenbar.

Eine besondere Nuance trägt auch die russische Kunst bei. Hier verbinden sich die Exotismen, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch nationale Identität zu stiften vermochten, mit einem Weiblichkeitsbild, das in Märchen, Sagen und Allegorien seinen Ursprung findet: Die unschuldig geopferte Jungfrau aus Igor Strawinskys Skandal-Ballett *Le Sacre du Printemps* oder die verführerische und machtbewusste Zarin von Schemacha aus Nikolai Rimski-Korsakows Oper *Der goldene Hahn* sind dafür Beispiele. Beide Male trifft man den Tod in unmittelbarer Nähe dieser Frauenfiguren an, und auch hier werden mit dem Doppelmotiv von Weiblichkeit und Tod Ideen transportiert, die weit über den dramaturgischen Gemeinplatz einer auf der Bühne sterbenden Frau hinausgehen.

Nun wird Ihnen womöglich der Kopf brummen wegen der vielen Komponistennamen, Operntiteln und Frauenfiguren – beenden wir also an dieser Stelle unseren Panorama-Blick auf die Musikgeschichte der Jahrhundertwende und fokussieren ein wenig stärker einzelne Details. Ich möchte Ihnen dabei zunächst die ***Figur der femme fragile*** vorstellen: Sie gehört zu den populärsten Formen der Weiblichkeit um 1900, da ihr ätherisch-zerbrechliches Wesen aufs beste mit den Weiblichkeitsvorstellungen des Jugendstil, des Impressionismus und des Symbolismus korrespondiert. Die *femme fragile* ist ein körperlich zartes Wesen, zerbrechlich und einem frühen Tod geweiht. Und

sie ist vor allem eines: still – totenstill möchte man sagen. Wenn wir uns die bildlichen Darstellungen der *femme fragile* vor unser inneres Auge holen, können wir diese Stille buchstäblich sehen. Sie steht meist abgewandt mit lang wallendem Haar und Kleid in der Natur, ihr Mund ist geschlossen, sie spricht nicht, klagt nicht, weint nicht, obwohl ihr Schicksal offensichtlich ein schweres ist. Denken Sie beispielsweise an die Ophelia-Figuren, an die zahlreichen Mélisande- und Undine-Figuren u.v.m.

Und die Stille, die von der Aura dieser Frauenfiguren ausgeht, ist in der Tat ein Phänomen, das in unserem Zusammenhang besonders interessant ist: Die Stille ist für den Menschen Sehnsuchtspunkt und Angstraum gleichermaßen, der Tod hat diesen Raum immer schon bewohnt, um die Jahrhundertwende bekommt er mit der *femme fragile* eine stille Mitbewohnerin. Für die Musik stellt die Stille aber eine Herausforderung dar, denn Musik ist zunächst vor allem Klang. Aber wenn wir beobachten, dass ein Komponist wie Claude Debussy gerade während der Komposition seiner Oper *Pelléas et Mélisande* und im Zusammenhang mit der Figur der Mélisande eine „musique de silence“ („Musik der Stille“) entwickelte, sollten wir hellhörig werden.

Gehen wir also dem Phänomen der Stille ein wenig nach und lesen in einen Text aus dem Jahr 1882 hinein: „Wenn ein Mann inmitten *seines* Lärmes steht, inmitten seiner Brandung von Würfen und Entwürfen: da sieht er auch wohl stille zauberhafte Wesen an sich vorübergleiten, nach deren Glück und Zurückgezogenheit er sich sehnt, – es sind die Frauen. Fast meint er, dort bei den Frauen wohne sein besseres Selbst: an diesen stillen Plätzen werde auch die lauteste Brandung zur Todtenstille und das Leben selber zum Traume über das Leben.“ Sie werden das Zitat erkannt haben: Friedrich Nietzsche, aus der *Fröhlichen Wissenschaft*. Was er hier an idealer Weiblichkeit entwarf, prallte zwar unmittelbar an der wesentlich geräuschvolleren Realität ab, beschreibt aber gleichwohl ein Weiblichkeitsbild, dem das Bürgertum des ausgehenden 19. Jahrhunderts durchaus real huldigte: die Frau in der Distanz, jenseits des eigenen aktiven Lebens, stilisiert als das Andere, der Gegenpol zum männlichen Selbst, in der Passivität verharrend - und letztlich in der Zusammenschau mit der Stille und dem Anderen auch immer in der Nähe

des Todes gedacht. Eine tristaneske Todessehnsucht klingt dabei an, wenn das Andere (die Frau) zum Sehnsuchtsort stilisiert, die existentielle Stille, mithin der Tod, dabei in Kauf genommen wird.

Nietzsche, einer der wichtigsten und einflussreichsten Vordenker der Moderne, modelliert hier an einem Weiblichkeitsentwurf, der – in vielerlei Schattierungen – um die Jahrhundertwende ein europaweites Echo fand. Er konnte sich dabei auf ein dichtes Beziehungsgeflecht stützen, das sich in der abendländischen Kultur um die Begriffe Schweigen, Tod und Weiblichkeit gebildet hatte. Denken Sie beispielsweise an das *Mulier tacet in ecclesia*. Das Schweigen (im sakralen und im öffentlichen Raum) gehörte wesentlich zur weiblichen Sozialisation des christlichen Abendlandes. Das Stillsein, als Ausdruck der hierarchischen wie intellektuellen Unterlegenheit, war implizite wie explizite gesellschaftliche Norm für Frauen noch bis in die Moderne. Die Frau wurde dabei – da sie weder über sich selbst noch über ihr Denken und Fühlen Auskunft geben durfte – zur Unbekannten. Denn „im Schweigen […] entsteht eine enigmatische Komplexität, an der sich die Sprache vergeblich abarbeitet."[3]

Wie fundamental die Vorstellung von Weiblichkeit und Stille in die gesellschaftlichen Vorstellungen des Bürgertums eingegraben waren, wird dann deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, welche erdbebenartigen Auswirkungen das Aufbegehren gegen das Schweigegebot zeitigte: Die Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts richtete sich just gegen dieses auferlegte Schweigen-Müssen und beendete damit endgültig die Aura der Stille. Damit aber forcierte sie jene Irritationen der männlichen Identität, die für die Kultur der Jahrhundertwende zum wesensbestimmenden Faktor wurde. Auch in der Musik sind diese Vibrationen zu spüren. Und auffallenderweise kommt dabei der Stille eine zentrale Bedeutung zu – für die Musik als akustische Kunst eine besondere Herausforderung.

3 Kamper, Dietmar und Wulf, Christoph (Hg.): Schweigen. Unterbrechung und Grenze der menschlichen Wirklichkeit. Berlin 1992, S. 2

Kommen wir zu Debussy zurück, denn eine der wichtigsten dieser „verstummenden“ Frauenfiguren ist in seiner Oper *Pelléas et Mélisande* zu erleben. Die Vorlage zu dieser Oper stammt von Maurice Maeterlinck; dessen gleichnamiges Drama ist – kurz gesagt – eine symbolistische Variante des Tristan-Stoffes. Und Richard Wagners Oper *Tristan und Isolde* ist dann auch der musikalische Hintergrund, vor dem Debussy seine Oper komponierte – freilich in Verweigerungshaltung. Denn Debussy kehrt mit seiner Oper dem französischen *wagnérisme* den Rücken und vertont Maeterlincks Drama, das so deutliche Spuren des Tristan-Stoffes aufweist, in bewusster Abkehr von Wagners *Tristan*.

Gleichwohl gibt es gemeinsame Eckpunkte: Sowohl bei Wagner als auch bei Debussy kulminiert die fatale Dreiecksgeschichte zwischen einer Frau und zwei Männern im Tod des jungen Geliebten, ermordet durch den älteren, rechtmäßigen Ehemann, und schließlich im überhöhten „Opfertod“ der Frau. In Debussys Figurenkonstellation heißt dies konkret: Pelléas wird von seinem Halbbruder Golaud, der zugleich König und Ehemann Mélisandes ist, aus Eifersucht getötet. Mélisande bleibt zurück, stirbt einen unerklärlichen Tod. Im Vergleich zu Isoldes klangmächtigem Liebestod wird hier in vielen Schattierungen eine größtmögliche Stille auskomponiert: Zunächst legt Debussy den gesamten letzten Akt, in dem Mélisande stirbt, in einem beständigen Decrescendo an. Während Wagners *Tristan* in einer finalen Apotheose endet, scheint bei Debussy die Musik geradezu zu versickern: Die Oper endet in der Stille par excellence, nämlich genau genommen in einer Pause. Denn bezeichnenderweise folgen dem Schlussakkord, der bereits im dreifachen Piano ausklingt, fünf Viertel Pause.

Für die anderen Darstellungsarten der Stille, die Debussy zur Ausgestaltung von Mélisandes Tod subtil ins Gewebe der Partitur einfügt, müssen wir genauer hinhören, buchstäblich, denn es ist eine Pause, in der sich der Tod ereignet. Mélisandes Todesmoment ist die schiere Verweigerung des großen Bühnentods, nicht nur im Sinne Wagners, sondern auch der gesamten Operngeschichte: An keiner Stelle gibt es einen klaren Hinweis im Libretto darauf, wann Mélisande tatsächlich stirbt. Auch auf der Bühne gibt es nichts zu sehen, kein Zubodensinken der

Sterbenden, da Mélisande während des gesamten letzten Akts regungslos auf einem Bett aufgebahrt liegt. Wirklich deutlich aber wird der Moment von Mélisandes Tod nur in der Musik: In der Oboe, Mélisandes ureigenem Instrument, erklingt kurz zuvor ein leises Fragment ihres Themas, das aber bereits im zweiten Takt mit der Vortragsanweisung *morendo* (ersterben) ins Nichts gleitet. Es folgt eine Generalpause – und dies ist Mélisandes Tod. Dies ist für die Opernkonventionen eigentlich eine Unmöglichkeit: Lassen Sie vor Ihrem inneren Ohr all die sterbenden Frauen auf der Opernbühne Revue passieren – und es sind viele Frauen, die hier sterben! – aber alle singen bis zum Schluss, ja legen in ihren Schlussgesang (wie zum Beispiel Isolde) die ganze Schönheit und Kraft ihrer Stimme. Und Mélisande? Nichts! Kein Singen, keine Gestik – nichts! Ihr Tod ist eine Generalpause – ist die absolute Stille! - ist die komplette Verweigerung des „normalen" Bühnentods.

Und Debussy geht sogar noch weiter: er spinnt ein ausgeklügeltes Netz an Generalpausen über die gesamte Partitur. Immer dann, wenn Mélisandes Charaktereigenschaften als *femme fragile* aufgezeigt werden sollen, schweigt die Musik! In diesen Pausen wird ihre Zartheit hörbar, die an der Rauheit ihrer Umwelt zerbricht. Sie ist eine jener typisch symbolistischen Traumfiguren, die gerade durch ihr Schweigen die Alltagswelt verunsichern, und deren Schweigen doch die eigentlichen Wahrheiten über die Welt mitteilt. In Maeterlinck erkannte Debussy dabei einen Geistesverwandten, denn das Schweigen war für den belgischen Symbolisten gleichsam Zentrum seiner Ästhetik und Philosophie. Da die Sprache nicht hinter die Geheimnisse der Welt blicken könne, war es für Maeterlinck das Schweigen, das den eigentlichen, letztgültigen Sinn auszudrücken vermochte. Er schrieb: „Die Worte, die wir sprechen, haben nur dank des Schweigens, in das sie eingebettet sind, einen Sinn."

Kommen wir von dieser stillen Frauenfigur zu einer ganz und gar anderen Kategorie: der ***femme fatale,*** sozusagen den lautesten, schrillsten Frauenfiguren, die die Kultur der Jahrhundertwende aufbietet, um das Rätsel Weib darzustellen (von des Rätsels Lösung – das werden Sie bemerkt haben – ist weiterhin keine Rede). Felix Salten (als Schöpfer der Bambi-Figur bis heute noch weithin bekannt) beschrieb diesen Typus 1903 mit folgenden Zeilen:

Ein schlankes, schmiegsam-biegsames Weib
mit einem schwülen Feuer in den dunklen Blicken,
mit einem grausamen Mund …
Rätselhafte Gewalten
scheinen in diesem lockenden Weibe zu schlummern,
Energien, Heftigkeiten, die nicht mehr zu stillen wären,
wenn einmal in Brand geriete,
was zu bürgerlichem Verglimmen gezwungen wird.

Die wohl prominenteste Figur aus dieser Kategorie ist die *Salome,* die zwischen 1880 und 1920 eine ungeheure Popularität erlangte: Salome wurde zum Thema in Opern, Balletten, Schauspielmusiken, Erzählungen, Romanen, auf Bildern, in Filmen und auf Kitschpostkarten – bis hin Robert Stolz Salome-Schlager von 1920 und zu einem Phänomen wie der Tänzerin Mata Hari. Betrachten wir eine dieser Salome-Figuren näher, die gleichnamige Oper von Richard Strauss, die 1905 in Dresden uraufgeführt und sofort zum Skandal wurde: Salome tanzt einen berauschenden Tanz, König Herodes kann kein Auge von ihr lassen. Sie umgarnt ihn mit verlockenden Bewegungen, begleitet von Strauss' schwül-klangsinnlicher Musik. Doch als sie ihren Lohn für den Tanz fordert, erschauert Herodes: Die junge Frau verlangt den Kopf des Propheten Jochanaan. Und schließlich wendet sich Herodes vollends ab, wenn Salome selbstvergessen und in höchster Ekstase mit dem blutenden Haupt verliebte Zwiesprache hält – „Man töte dieses Weib!", befiehlt der Herrscher.

Salome muss sterben, da sie die Grenzen der Moral überschritten hat. Doch wie kam es dazu? War es nicht Herodes, der die zunächst widerstrebende Prinzessin zum Tanzen aufforderte? Waren es nicht seine Blicke, die aus dem kindlichen Wesen ein begehrenswertes Weib machten? Und war es nicht die Weigerung Jochanaans, Salome anzusehen, die die Prinzessin zur Verzweiflung brachte? „Warum hast du mich nicht angesehn, Jochanaan? […] Hättest Du mich gesehn, du hättest mich geliebt …", sagt Salome zu dem abgeschlagenen Haupt. Und ist nicht ohnehin Macht mit im Spiel: die weltliche und die religiöse Macht, die versinkende und die neu heranbrechende – beide irritiert durch die Macht des Weiblichen?

„Man töte dieses Weib!“ – Wenn Herodes, der sonst so zögerliche und ängstliche Herrscher, kurzentschlossen den Tod Salomes befiehlt, stirbt mehr als nur die Prinzessin von Judäa. Mit großer Vehemenz wird auch der Einfluss des Weiblichen, das Verführerische und Undurchschaubare, das Verlockende und Verderbenbringende ausgelöscht.

Musikalisch geschieht dies übrigens auf verblüffende Weise: Salome gehört zu Strauss’ expressionistischen Opern, die die Tonalität bis an die Grenze der Antonalität (aber nicht darüber hinaus!) führt. Das exotische Sujet rechtfertigte dieses tonale Wagnis, musikalische Exotismen spielten sich schon immer am Rande der westeuropäischen Harmonik ab. Und so schwelgt Strauss während fast der gesamten Oper in harmonikalen Experimenten, um dann, nachdem Herodes sein »Man töte dieses Weib!« hinausgeschleudert hat, in ganz wenigen Takten zu einem reinen C-Klang zurückzukehren. Deutlicher kann man die Überwindung der Verlockung musikalisch nicht ausdrücken: Ordnung und Gesetzmäßigkeit in reinem C!

Es besteht eine eigentümliche Allianz, die zwischen Salome und dem Tod besteht: Die junge, verführerische Frau steht mitten im Leben und doch ganz nahe am Abgrund des Todes. Ihr Verlangen ist todbringend – für Jochanaan wie für sie selbst. Herodes hält sie dabei den Spiegel vor: Die Tage seiner Macht sind gezählt, auch er steht als Herrscher am Rande des Abgrunds. Diese reizvolle Verbindung von vibrierend-sinnlicher Weiblichkeit und der Kälte des Verfalls und des Todes ist für viele Künstler der Jahrhundertwende attraktiv. Es ist die Faszination des Geheimnisumwobenen. Daher rührt auch die Attraktivität der biblischen Geschichte der Salome, die erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts derart mit den Attributen weiblicher Verführung und morbider Lust angereichert wird, dass ihre (nunmehrige!) Hauptperson zum Sinnbild des dekadenten Frauentyps avancieren konnte.

Mit Salome verwandt sind übrigens andere grausame Prinzessinnen wie *Turandot,* über die Ferruccio Busoni eine Schauspielmusik und eine Oper schrieb (1911 und 1917) und die für Giacomo Puccini zum Schlusspunkt seines Opernschaffens wird (1926). Auch die Titelfigur aus Oscar Wildes *Geburtstag der Infantin,* die Franz Schreker 1908 zu einer Pantomime und Alexander von Zemlinsky

1922 zu einer Oper *(Der Zwerg)* inspirierte, gehört in diese Reihe.

Diese exotisch-orientalischen Prinzessinnen, die verführerischen Tänzerinnen à la Salome, waren auf den Bühnen derart erfolgreich, dass sie auch – in verschiedenen Beispielen – ins reale Leben „übersetzt" wurden. Ich möchte Ihnen dazu nur ein Beispiel geben, in dem die Nähe von Illusion und Realität zu einer unheilvolle Alliance verschmolz: Die als Mata Hari auftretende Tänzerin war eigentlich eine Bürgerliche, Margaretha Gertrude Zelle. Sie griff das veritable Salome-Fieber ihrer Zeitgenossen auf, gab sich als orientalische Tänzerin aus und sorgte mit pseudo-orientalischen Tänzen und entsprechend luxuriös-freizügiger Bekleidung europaweit für Furore. Berühmt und sexuell hochattraktiv wurden ihr zahlreiche Liaisons mit namhaften und einflussreichen Männern nachgesagt. Macht und Einfluss wuchsen mit ihrem Erfolg, sie wurde zur Bedrohung – ihr aktives Handeln, ihre sexuelle Präsenz und ihre Macht waren damit, ähnlich wie in Strauss' *Salome* für die moralischen Vorstellungen der Gesellschaft nicht mehr tragbar, ihr gewaltsamer Tod unabdingbar. Mata Hari wurde 1917 wegen angeblichen Hochverrats zum Tode verurteilt und hingerichtet. Der Tod ist auch hier – grausam real – der treueste Begleiter des „Rätsel-Weibes".

Halten wir an dieser Stelle inne und kehren abschließend zu einer grundsätzlichen Frage zurück, die nach so vielen „Rätsel-Frauen" auf der Hand liegt: Wenn ebenso vergeblich wie wortreich und kunstvoll um eine Definition des Weiblichen gerungen wird, ist dann eine Lösung des Rätsels ***Weib*** überhaupt intendiert? Ist das Nicht-Enträtseln-Können nicht vielmehr das Eigentliche, und damit die Unbekannte nicht vielmehr Mittel, das eigene, fremdgewordene Antlitz im Spiegel zu betrachten? Ist sie nicht Möglichkeit zur Frage nach sich selbst, zur Selbstvergewisserung? Virginia Woolf legt schon 1929 diese umgekehrte Blickrichtung offen, wenn sie über die Dichter und Autoren reflektiert, die über Frauen schreiben: „Als ich las, was er über Frauen schrieb, dachte ich nicht an das, was er sagte, sondern an ihn selbst." Hier behauptet sich – bei aller Fremdheit, die dem Thema Weiblichkeit und Tod eigen ist – die Realität. Und zwar vor allem die

des schaffenden Künstlers hinter der Maske seiner Weiblichkeitsinszenierungen.

In der Rätselhaftigkeit, die die Künstler ihren Frauenfiguren einschreibt, ist viel von der Irritation erkennbar, die die Künstler selbst erfasst hat: Alle Frauenfiguren, die Hand in Hand mit dem Tod durch die Musikgeschichte der Jahrhundertwende defilieren, reagieren auf den Taumel der Irritationen, der die Zeitspanne des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg erfasst. Hugo von Hofmannsthal beschreibt, beispielhaft für seine Generation, im Jahre 1906 dieses Gefühl der Unsicherheit: „Aber das Wesen unserer Epoche ist Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit. Sie kann nur auf Gleitendem ausruhen und ist sich bewußt, daß es Gleitendes ist, wo andere Generationen an das Feste glaubten."

Auch Joris-Karl Huysmans, der französische Romancier der *décadence,* diagnostiziert für seine Zeit eine spezifische Unsicherheit und Unruhe: „Die Jahrhundertwende" sei, so schrieb er „von Unsicherheit und Unruhe erfüllt." Dieses Epochenbild, das in sich die Momente von Dekadenz und Aufbruch vereinigt, das mit dem Schwankenden sympathisiert und gleichzeitig um letztgültige Definitionen ringt, spiegelt sich im Doppelmotiv von Weiblichkeit und Tod wider. Die Epoche umspannt dabei den Abschied von der romantischen Klangwelt bis hin zur Moderne. In diesem historischen wie ästhetischen Bogen taucht das Doppelmotiv von Tod und Weiblichkeit in einer großen Fülle und Vielfalt auf, von der die erwähnten Werke nur einen kleinen Ausschnitt darstellen. Es entfaltet sich aus der romantischen Liebes- und Todessehnsucht, reichert sich mit lustvoll-morbiden, dekadenten und modernen Elementen an, und gelangt schließlich zu einem Punkt, an dem das ***Ewig-Weibliche*** endgültig zu Grabe getragen wird, in Alban Bergs *Lulu*. In dieser Figur bäumt sich ein letztes Mal jene Vehemenz auf, mit der sich die Künstler der Jahrhundertwende der Macht des Weiblichen auslieferten – um das Weib schließlich dem Tod preiszugeben.

Die Gleichstellungsbeauftragte informiert

Frauenvorträge an der FernUniversität

Kerstin Dörhöfer

Genderaspekte in der Architektur

FernUniversität in Hagen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Genderaspekte in der Architektur	1
Was ist Architektur?	3
Zur Zweckmäßigkeit	5
Zur Festigkeit	15
Zur Schönheit	16
Die Partizipation von Frauen an der Architektur	21
Fazit	28
Verzeichnis der Abbildungen	29

Autorin: KERSTIN DÖRHÖFER

Manuskript zum Vortrag an der FernUniversität in Hagen am 1. April 2009
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

ISSN 1438-9606

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
Redaktionelle Bearbeitung:	Ulrike Schultz
Gestaltung:	Reinhard Rollbusch
Bildbearbeitung:	Ulrike Martin
Herausgeber:	Der Rektor

© 2009 FernUniversität in Hagen und die Autorin
Das Copyright der Abbildungen liegt bei der Autorin

KERSTIN DÖRHÖFER

Genderaspekte in der Architektur

Ergebnisse der Architektur sind Bauwerke und Gebäudeensembles aus verschiedenen Epochen, in verschiedenen Stilen, aus verschiedenen Materialien und in verschiedenen Dimensionen. Sie stehen uns als fest gefügte, relativ standhafte und dauerhafte Gebilde aus Holz, Stein, Stahl, Beton und Glas gegenüber. Sie bilden Räume und enthalten Räume, deren Wände uns umgeben und uns beeinflussen. Wo immer Gebautes steht, befinden wir uns in Produkten der Architektur. Mit ihr sind wir auf Schritt und Tritt konfrontiert, mehr als mit jeder anderen Kunst, mit der wir uns bewusst auseinandersetzen, sei es Musik, Literatur, Malerei, Skulptur, Theater oder Film. Produkte der Baukunst umgeben uns stets, man muss sie nicht aufsuchen, man kann ihnen nicht einmal ausweichen.

Bauwerke treten uns als materielle Artefakte gegenüber, die sächlich sind. Genderaspekte enthüllen sie nicht. Was sollte schon an Steinen, Stahl und Glas männlich oder weiblich sein? Was an Konstruktionen, Statik und Tektonik? Was an Formen und Farben? Architektur als Disziplin zwischen Kunst und Ingenieurwissenschaft scheint frei zu sein von Genderaspekten, die sozial bedingt und folglich eine Frage der Gesellschaftswissenschaft sind.

So könnte man meinen, die Untersuchung von Genderaspekten in der Architektur beschränke sich darauf, nach der Gleichberechtigung der Geschlechter in der Gestaltung der Umwelt, also im Prozess der Herstellung architektonischer Produkte zu fragen. Haben Frauen als Rezipientinnen von Architektur, als Nutzerinnen von Bauten, als Handelnde im Raum, als Expertinnen des Alltags gleiche Mitspracherechte wie Männer, wenn es um die Artikulierung von Bedarf und Bedürfnissen geht? Haben sie ebenso viel Einfluss auf das Bauen wie diese? Wie hoch ist ihr Anteil an den Grundeigentümern, den Baufirmen, Bauherren und Investoren? Wie hoch der an den politischen Interessengruppen, an den Lobbyisten, Baustrategen und Politikern, an der planenden Elite? Wie hoch ist der Anteil der Architektinnen und – die klassische Frage: Bauen sie anders? Haben sie andere Gestaltungsziele als ihre männlichen Kollegen?

Dies alles sind brennende Fragen zur jeweiligen Partizipation der Geschlechter an der Produktion von Räumen und Baulichkeiten. Doch mir soll es bei meinen Ausführungen nicht vorrangig um die Gleichberechtigung in der Teilnahme von Frauen am Planungs- und Bauprozess gehen, obwohl die seit Beginn der Frauenbewegung – der alten wie der neuen – immer ein wesentliches Ziel war. Mir geht es vor allem um die Inhalte der Architektur als Baukunst und wissenschaftliche Disziplin, die scheinbar keinerlei Genderaspekte aufweisen. Ich will sie im Folgenden herausarbeiten und zeigen, dass die Architektur nicht nur viele Aspekte des „Gender“, sondern selbst des „Sex“ enthält.

Was ist Architektur?

Dafür ist es erforderlich, zunächst einmal zu klären, was unter Architektur verstanden wird. Wie bei anderen Künsten gehört auch zur Baukunst das „Kunst wollen“, also die feste Absicht, ein künstlerisches Produkt herzustellen – nicht nur eine praktische Behausung. Von anderen Künsten aber unterscheidet sich die Architektur dadurch, dass sie nicht frei von Zwecken, dass sie anwendungsorientiert ist. Das macht sie in den Augen der Anhänger der freien Künste minderwertig, in den Augen der Vertreter der Architektur aber zum Dach aller Künste. Abgesehen von diesen Hierarchisierungen ist wichtig, dass zur Architektur sowohl die Kunst als auch die Nützlichkeit gehören.

Vitruv, der um 25 v. Ch. das erste Lehrbuch zur Architektur schrieb, definierte die Baukunst mit den drei Begriffen „utilitas, firmitas, venustas“ – Zweckmäßigkeit, Standhaftigkeit, Schönheit.[1] Diese Definition wurde seither in jeder Architekturtheorie und -lehre aufgegriffen, in der Renaissance, als Vitruvs „Zehn Bücher zur Architektur“ in neuere Sprachen übersetzt wurden, ebenso wie in den folgenden Bauepochen. Der französische Schriftsteller und Philosoph Denis Diderot beschrieb 1765 in seinem für lange Zeit maßgeblichen Werk „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“ in Anlehnung an Vitruv die Architektur folgendermaßen: „Die ganze Kunst ist in drei Wörtern enthalten: Festigkeit (solidité) oder Sicherheit, Angemessenheit (convenance) und Symmetrie.“[2] Auch wenn jüngste Stilrichtungen der Architektur – wie der Dekonstruktivismus oder der „Blob“ – diese drei Kategorien in Frage stellen, so gelten sie doch insgesamt noch immer:

1 Diese Definition findet sich im dritten Kapitel des ersten Buches von Vitruvs Werk „De Architectura Libri Decem“, der einzig erhaltenen Schrift der Antike über Architektur. Im deutschsprachigen Raum gibt es einen Nachdruck der Übersetzung von August Rode, die 1796 in Leipzig erschien. Vitruv: Baukunst, Bd. 1 und 2, Basel 1995

2 Zit. nach Lothar Juckel: Berliner Stadtreparaturen. In: Stadt. Zeitschrift für Wohnungs- und Städtebau Heft 3/1984, S. 1.

- Bauwerke haben einem Zweck, einer Funktion, einem Nutzen zu dienen.
- Die Konstruktion von Bauwerken folgt den Prinzipien der Erdanziehung, sie sollten stabil sein, ein Fundament haben und ein Tragwerkssystem, das mindestens mit einer etwa einhundertjährigen wirtschaftlichen Amortisation kompatibel ist.
- Und last but not least sollten Bauwerke ästhetischen Ansprüchen genügen, mehr als das: Sie sollten Maßstäbe für die Schönheit der baulich und räumlich gestalteten Umwelt setzen, eben kunstvoll sein.

Diese drei Grundkategorien – Zweckmäßigkeit, Standhaftigkeit und Schönheit – gelten für alle Sektoralbereiche des Bauens. Sie scheinen sächlich zu sein, neutral, human im allgemeinen Sinne und nicht geschlechtlich differenziert oder gar hierarchisiert. Doch zum einen wirft die Kategorie Zweckmäßigkeit oder Angemessenheit sofort die Fragen danach auf, wofür etwas zweckmäßig und für wen etwas angemessen oder bequem sein solle. Dies ist also eine sozial – und somit auch geschlechtlich – orientierte Kategorie. Zum anderen kann in einer Gesellschaft, zu deren Strukturprinzipien die Zweigeschlechtlichkeit gehört, nichts davon unberührt bleiben. Alles ist davon durchdrungen, also auch die Definition von Architektur und die der drei Kategorien. Wer hat die Definitionsmacht darüber, was zweckmäßig, stand- und dauerhaft und schön ist? Ich will alle drei Kategorien im Einzelnen überprüfen.

Zur Zweckmäßigkeit

Jedes Bauwerk hat eine Funktion, daraus ergeben sich die Sektoralbereiche der Architektur wie Verkehrsanlagen, Industrie- und Gewerbebauten, Infrastruktureinrichtungen, Gebäude für den Handel etc. Eine der wichtigsten städtischen Funktionen ist das Wohnen. An der Zweckmäßigkeit von Wohnarchitektur lassen sich Genderaspekte besonders gut überprüfen, weil hier die Geschlechter oft zusammenleben und eng verbunden sind – mehr als in anderen Sektoralbereichen.[3]

Der Wohnungsbau ist ein relativ junger Aufgabenbereich der Baukunst, die sich noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein vorwiegend mit Repräsentationsbauten befasste, weniger mit profanen Gebäuden für den Alltag. Erst mit der Moderne in den 1920er Jahren wurde der Wohnungsbau zur allgemeinen Aufgabe der Architekten, nachdem die gesonderte städtische Funktion Wohnen im 19. Jahrhundert entstanden war und mit der Industrialisierung eine große Wohnungsnot einherging. Für die breite Masse der Bevölkerung musste eine Lösung gefunden werden, der sich die Wohnungsreformer seit etwa 1850 und die sozial engagierten, avantgardistischen Architekten insbesondere in der Weimarer Republik widmeten – wobei das Engagement der alten Frauenbewegung und der Pionierinnen in der Architektur nicht zu unterschätzen ist, wie jüngste Forschungen ergeben haben.[4]

Vieles sollte nach dem ersten Weltkrieg, der Not und Elend noch erhöht hatte, in kurzer Zeit zugleich erreicht werden: der Ausgleich der sozialen Diskrepanzen, die Schaffung einer bezahlbaren Wohnung für alle Haushalte, die ökonomisch rationale Herstellung vieler Wohnungen, die Kostenersparnis durch Flächenersparnis, durch Typisierung und Normierung. Zugleich sollte ein gewisser

3 Die folgenden Ausführungen sind eine überarbeitete Fassung meines Textes „Wohnarchitektur: Abbild und Reproduktion von Geschlechterverhältnissen“. In: Christina Altenstraßer, Gabriella Hauch, Hermann Kepplinger (Hg.): gender housing. Geschlechtergerechtes bauen, wohnen, leben. Innsbruck, Wien, Bozen 2007, S. 39 – 58

4 Vergl. Ulla Terlinden, Susanna von Oertzen: Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 – 1933. Berlin 2006.

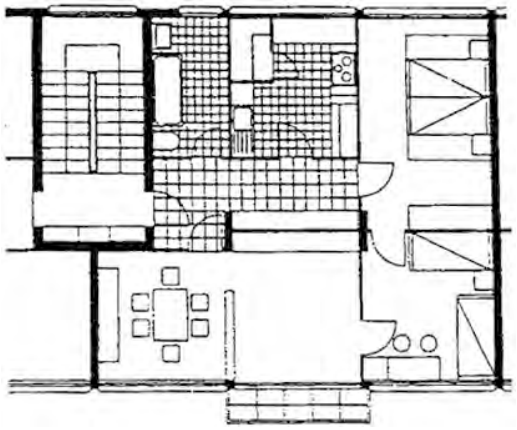


Abb. 1: Apartmentgrundriss Weißenhofsiedlung Stuttgart, Mies van der Rohe 1927

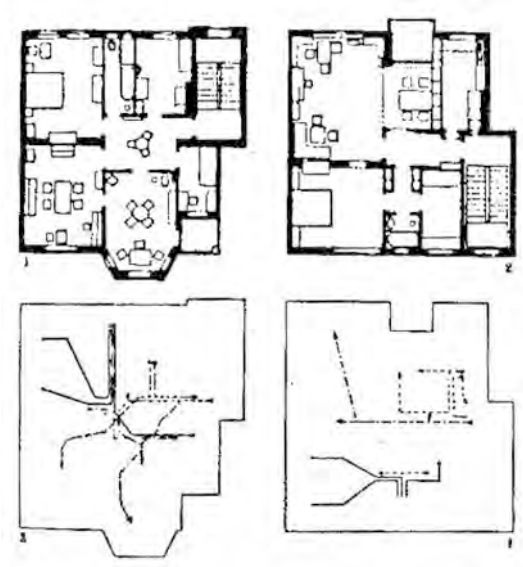


Abb. 2: Grundrissstudien, Alexander Klein 1928

Ausstattungsstandard nicht unterschritten werden, sollten Licht, Luft und Sonne in alle Wohnungen dringen, Wohnsiedlungen eingebettet in Grün sein, um Hygiene und Gesundheit zu sichern. Das beengte proletarische Hausen der großen Masse der Stadtbevölkerung in Stube-Küche-Wohnungen und Mietskasernen sollte durch die „Neue Wohnung" abgelöst werden. Die Rationalisierung der Wohnung, ihres Zuschnitts und ihres Grundrisses, war eines der Hauptziele der Wohnungsreformbewegungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ein Beispiel für die „Neue Wohnung" ist das Apartment, das Mies van der Rohe für die Stuttgarter Weißenhofsiedlung im Rahmen der Werkbundausstellung 1927 entwarf. (Abb. 1)

Nach dem Vorbild bürgerlicher Lebensweise entstanden ein großes Wohn- und Esszimmer mit Balkon zur Sonnenseite, ein Elternschlafzimmer mit Ehebett, ein kleines Kinderzimmer und Küche und Bad als Nasszellen zur Nordseite. Die Räume waren von einem Wohnungsflur aus zugänglich, der als interne Erschließungs- und Pufferzone zum Treppenhaus fungierte, so dass eine abgeschlossene Wohneinheit mit allen erforderlichen Funktionen für eine Kleinfamilie – Eltern und zwei Kinder – entstand. Alexander Klein fertigte 1928 Grundrissstudien, wie diese Neue Wohnung normiert und typisiert werden konnte, um Zeit und Kosten sparend in Tausenden von Exemplaren wie am Fließband hergestellt zu werden. (Abb. 2)

Er ging von einer durchschnittlichen Dreizimmerwohnung in einem typischen Mietshaus der Jahrhundertwende aus und organisierte sie so um, dass sie den Gestaltungsprinzipien der Neuen Wohnung folgte: Wohnzimmer, Essplatz, Loggia und Küche bildeten den Gemeinschaftsbereich der Familie, dem der Intimbereich mit Elternschlafzimmer, Bad und Kinderzimmer – abgeschirmt durch einen kleinen Zwischenflur – gegenüberlag. Ganglinien zeigten die Wege zwischen den Raumfunktionen vorher und nachher auf, denn mit der Rationalisierung des Wohnungsgrundrisses wurde die der Hausarbeit verbunden.

Dafür setzte sich insbesondere die Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky ein, die durch die Rationalisierung der Hausarbeit Zeit- und Kraftaufwand der Hausfrau reduzieren wollte, um es ihr zu ermöglichen,

neben ihren häuslichen Pflichten einer Berufstätigkeit nachzugehen. Sie entwarf dafür eine bis ins Kleinste durchdachte Arbeitsküche, die der Prototyp aller späteren Einbauküchen wurde. (Abb. 3)

Abb. 3: Frankfurter Küche, Margarete Schütte-Lihotzky 1927

Der Wohnungsgrundriss folgte seit der Erfindung der Neuen Wohnung stets dem gleichen Ordnungsmuster: Das Wohnzimmer diente dem Feierabend vor allem für den berufstätigen Familienvater, das Elternschlafzimmer neben dem erholenden Schlaf der Reproduktion der nächsten Generation, die in den kleinen Kinderzimmern ihre Disziplinierung für das spätere Berufsleben einüben sollte; die Nasszellen Küche und Bad dienten der Hausarbeit, die der Frau oblag, auch wenn sie berufstätig war. Diese Nasszellen waren aus Gründen der Flächen- und Kostenersparnis immer öfter innen liegend, ohne natürliche Belüftung, Belichtung und Besonnung und ohne Blick nach draußen. Meist waren sie auch ohne Verbindung zu den anderen Räumen der Wohnung, also ohne Kommunikation, denn Hausarbeit sollte unsichtbar, nicht zu hören und zu riechen sein. Diese Raumorganisation der Neuen Wohnung galt als funktional, zweckmäßig und angemessen.

Wurde die Neue Wohnung in den 1920er und 1930er Jahren erst erfunden und nur in relativ wenigen Gebäuden und Siedlungen realisiert, so fand sie in den drei Nachkriegsjahrzehnten sowohl im öffentlich geförderten sozialen wie im privat finanzierten Wohnungsbau hohe Verbreitung. Je größer die Wohnsiedlungen wurden, desto mehr wurden diese normierten und typisierten Wohnungen aneinander gereiht und aufeinander gestapelt. Als Beispiele stehen dafür die randstädtischen Großsiedlungen der 1970er Jahre mit Tausenden von Wohneinheiten insbesondere der industriell vorgefertigten Plattenbauweise. (Abb. 4)

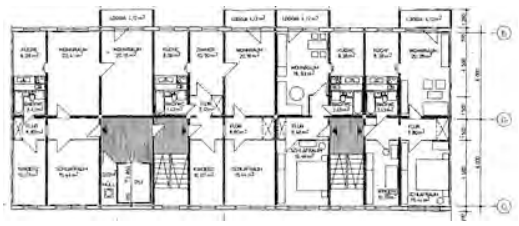


Abb. 4: Grundrisse eines Elfgeschossers in Berlin-Hohenschönhausen, 1982 – 89

Die Raumfunktionen waren festgeschrieben und hierarchisiert. Eine andere Nutzung – ein Ausbrechen aus diesen fest gefügten Normen – war nicht möglich. Der Zuschnitt der Wohnungen – die großen Räume für Repräsentation, Freizeit, Ruhe und Erholung, die kleinen für Hausarbeit und Kindererziehung – orientierte sich an männlicher Lebenswelt und privilegierte sie, obwohl der Mann außerhalb des Hauses tätig und viele Stunden nicht

anwesend war. Das Leitbild der bürgerlichen Kleinfamilie, in der der Vater als Ernährer der Familie galt und die Mutter als zuständig für Heim und Kinder, wurde in den Nachkriegsjahrzehnten im wörtlichen Sinne versteinert, zementiert oder in Beton gegossen. Die Wohnarchitektur spiegelte die gesellschaftlichen Zuordnungen der Geschlechter wider.

Wie die Hausarbeits- und Reproduktionsräume in der Wohnung an den Rand gerückt und immer kleiner wurden, so rückten die Wohnsiedlungen immer mehr an den Rand der Städte. Da sich das Wohnen nicht auf den Grundriss der Wohnung und das Wohngebäude beschränkt, sondern die Lokalisierung der Wohnsiedlungen – also den städtebaulichen Aspekt – einschließt, wurde die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auch in der Stadtstruktur sichtbar. Die städtische Funktionstrennung spiegelte die Rollenzuschreibungen, die Arbeitsteilungen und die Hierarchien zwischen den Geschlechtern ebenfalls. Was Margarete Schütte-Lihotzky an Kraft- und Zeitaufwand der Hausfrau durch die rationalisierte Arbeitsküche einsparen wollte, wurde durch die städtischen Entfernungen und langen Wege zu Arbeitsplätzen, Bildungsstätten, Gesundheitseinrichtungen, Geschäften und Behörden völlig konterkariert.

Die feministische Kritik an dieser Wohnarchitektur setzte in den 1970er Jahren ein. Sie entzündete sich zuerst und vor allem an den randstädtischen, massierten und monofunktionalen Großsiedlungen. Sie sprach von einer dreifachen Verbannung der Hausfrauen: an den Stadtrand in eine „reine Wohnsiedlung“ (wie der Begriff in der Baunutzungsverordnung lautet), dort in eine „abgeschlossene Wohneinheit“ (so die statistische Definition von Wohnung) und darin in die „Nasszelle“, insbesondere in die normierte Arbeitsküche von sechs Quadratmetern, in der sie – damaligen Untersuchungen zufolge – täglich fünf bis sechs Stunden bzw. ein Drittel ihres Lebens verbrachten.[5]

5 H. G. Carina zit. in Kerstin Dörhöfer: Reproduktionsbereich Wohnen. In: Adelheid von Saldern (Hg.): Bauen und Wohnen in Niedersachsen während der fünfziger Jahre. Hannover 1999, S. 181 – 198, hier. Zit. S. 183

Die räumliche, funktionale und soziale Segregation der Städte wurde in den 1970er Jahren von vielen bemängelt. Da sie auch zur Segregation der Geschlechter geführt hatte, die sich im alltäglichen Aufbruch der männlichen Erwerbsbevölkerung an die Arbeitsstätten und in die Geschäftszentren und im Zurückbleiben des weiblichen Teils der Wohnbevölkerung niederschlug, bezeichneten kritische Planer und Architekten die randstädtischen Wohnsiedlungen als „Schlafstädte“ und die dort tätigen Hausfrauen als „grüne Witwen“. Doch feministische Expertinnen wiesen nach, dass es „Schlafstädte“ nur für Männer waren und „grüne Witwen“ wenig Grün genießen konnten, weil sie in den Wohneinheiten für höchst lebendige Männer und Kinder sorgten. Ihre eigene Berufstätigkeit mussten sie dafür hintanstellen.

Die ersten Forderungen von Soziologinnen, Planerinnen und Architektinnen waren deshalb städtebauliche: die Durchmischung der Stadt, die Ausstattung der Wohngebiete mit allen erforderlichen Infrastruktureinrichtungen – auch mit Arbeitsstätten und Weiterbildungseinrichtungen, kurze Wege und bessere Anbindungen an den öffentlichen Personennahverkehr. Die Forderungen zielten auf bauliche Maßnahmen, die Frauen eine größere Wahlfreiheit in ihren Lebensdispositionen ermöglichen sollten.

In diese Richtung ging auch die Kritik an der Wohnarchitektur, weil sie dem Leitbild der patriarchalischen Familie mit einer ideologisierten „weiblichen Normalbiographie“ als Gattin, Hausfrau und Mutter folgte und dies durch ihr normiertes, starres Ordnungsschema, die Festlegung von Raumfunktionen und Raumhierarchien stets von neuem reproduzierte. Auch die Wohnungen sollten größere Wahlfreiheit in der Nutzung bieten. Sie sollten die Isolation der Hausfrau aufheben und die Wichtigkeit der Reproduktionsarbeit für die Gesellschaft räumlich sichtbar machen, und sie sollten ein Zimmer für sie allein enthalten, um auch der Hausfrau eine räumliche Trennung von Arbeit und Erholung zu ermöglichen.

Architektinnenwettbewerbe, die in den 1990er Jahren in mehreren Städten stattfanden, nahmen eine Fülle von Forderungen in ihre Ausschreibungen auf, vor allem aber die Enthierarchisierung und flexible Nutzung der Räume.

Abb. 5: Grundriss- und Nutzungsalternativen, Frauen-Werk-Stadt Wien, Elsa Prochazka 1994

Ein Beispiel dafür ist der Entwurf von Elsa Prochazka für die „Frauen-Werk-Stadt“ in Wien 1994. (Abb. 5)

Die flexible Anpassung der Räume an sich wandelnde Lebensformen war das Ziel aller Architektinnenwettbewerbe. Zugleich sollte deutlich werden, dass Reproduktionsarbeit Raum braucht und alle erwachsenen Haushaltsmitglieder einbezogen werden sollten. Die Vitruv'sche Architekturkategorie der Zweckmäßigkeit wurde in diesen Projekten als „frauengerecht“ interpretiert. Die „Frauengerechtigkeit“ der Wohnarchitektur war darum bemüht, das Leben von Hausfrauen zu erleichtern und größere Freiheiten der Nutzung gemäß verschiedener Lebensweisen und Lebensstationen zu gewährleisten. Die städtebaulichen Ensembles sowie die Ausstattung der Wohngebäude und die Grundrisse der Wohnungen spiegeln darin ein anderes Verständnis vom Verhältnis der Geschlechter, sie spiegeln den Wunsch nach Gleichberechtigung.

Mittlerweile hat sich vieles verändert, nicht zuletzt durch die feministische Kritik, die das standardisierte Familienmodell in Frage stellte, vor allem aber durch den demografischen Wandel. Doch überprüft man den neueren Wohnungsbau, so zeigt sich darin noch immer die alte, versteinerte Ideologie.

Der Sektoralbereich Wohnen ist ein besonders gutes Beispiel dafür, wie sich Genderaspekte in der Architektur offenbaren. Er unterlag immer ganz besonders den Anforderungen der „utilitas“ oder „convenance“, also der Funktionalität und Angemessenheit. Doch wie sich gezeigt hat, ist diese Kategorie der Architektur im Sektoralbereich Wohnen geschlechtsspezifisch geprägt und ihre Ausformung oder räumliche Gestaltung ein Ergebnis von sozialen Zuschreibungen.

Doch auch in anderen Sektoralbereichen lassen sich Genderaspekte nachweisen, denn die Zweckmäßigkeit ist stets an sozialen Belangen orientiert. Ich will ein zweites Beispiel vorstellen, das gegenwärtig hoch aktuell ist: neue Einrichtungen des Handels, in denen sich das Geschlechterverhältnis in der Architektur ebenfalls spiegelt.

Seit zirka zwanzig Jahren verbreitet sich ein Bautyp wie kein anderer: die Shopping Mall.[6] Dieser Bautyp wurde zuerst in den USA in den Suburbs an Kreuzungen der Highways errichtet. Sein Grundprinzip wurde von dem österreichischen Architekten Victor Gruen und seiner Frau Elsie Krummeck entwickelt.[7] Victor Gruen erfand das „Hantel- oder Hundeknochenprinzip“, nach dem zwei große „Magnetstores“ am Ende und Anfang einer mittleren, überdachten Durchwegung die attraktiven Anziehungspunkte bilden. Zwischen ihnen liegen am Verbindungsweg viele kleine Filialisten, die beim Pendeln zwischen den Magneten „abgenagt“ werden. Mit dem Wachstum von Shopping Malls diversifizierte sich das innere Wegenetz zu L-, T-, U- und X-Formen. Doch das Prinzip blieb: Die Kundschaft wird über einen meist auffällig gestalteten Haupteingang in die Mall hinein gesogen und mäandriert durch die Einrichtung, bis sie selbst und ihr Geldvorrat erschöpft sind. (Abb. 6)

Abb. 6: Shopping Center Eastgate, Berlin-Marzahn, ECE 2005

Im Gegensatz zur Passage des 19. Jahrhunderts, die ein Raum des Hindurchgehens, des Passierens, war, der verschiedene städtische Punkte wie Theater, Kirchen und repräsentative Plätze miteinander verknüpfte, ist es der ökonomische Sinn der Shopping Mall, die Menschen in den Innenraum hinein zu locken und drinnen zu halten. Sie befinden sich darin wie in einer Sackgasse und wandeln auf vorgegebenen Wegen, durch die sie mittels Leuchtkörpern an Wänden und Decken sowie Linienführungen am Boden gelenkt werden. (Abb. 7)

Abb. 7: GesundbrunnenCenter, Berlin-Wedding, ECE 1997

Architektur und alle Einrichtungen sind raffiniert ausgetüftelt, ein Schein von Glanz und Luxus soll Wohlbefinden vermitteln. Sie schaffen Atmosphären der Wohlhabenheit und vermitteln Träume. Leuchtkörper, Spiegelungen, Durchblicke, Galerien und Rolltreppen, die in der Diagonale den Raum durchqueren, verwirren die Sinne bis zum durchaus von den Betreibern beabsichtigten Kaufrausch. (Abb. 8)

Abb. 8: Gropius Passagen, Berlin-Neukölln, Manfred Pechthold 1997

6 Kerstin Dörhöfer: Shopping Malls und neue Einkaufszentren. Urbaner Wandel in Berlin. Berlin 2008.

7 Anette Baldauf: Shopping Town USA. Victor Gruen, der Kalte Krieg und die Shopping Mall. http://www.eurozine.com/articles/2007-05-25-baldauf-de.html

Abb. 9: Ring-Center I, Berlin-Friedrichshain , ECE 1995

Die Architektur der Shopping Mall ist eine Architektur der Verführung. Psychologen sind die Gehilfen der Investoren und ihrer Architekten. Konsumforscher ermitteln durch Bodenschwellen, Videokameras und hauseigene Kreditkarten das Kaufverhalten und die Ausgabefreude der Kunden. Die Kunden sind zumeist weiblich. Der „gläserne Kunde" ist eine Kundin – oder, wie es im englischen Sprachraum heißt, *„A woman's place is in the mall."*[8] (Abb. 9)

Das hat seine Hintergründe in der den Frauen zugewiesenen Rolle als Hausfrau, Gattin und Mutter, in der es ihnen oblag und oft noch obliegt, sich um die Reproduktion der Familie und die Pflege des Heims zu kümmern. Mit zunehmender Warenproduktion verlagerten sich viele Tätigkeiten aus dem Haushalt in den Konsumbereich. Das Einkaufen wurde zum Teil der Reproduktionsarbeit und traditionell zur Aufgabe der Frauen. Der Kaufhausgründer Selfridges in London sah darin sogar eine Brücke, Frauen aus dem Heim, in das sie im 19. Jahrhundert verwiesen waren, herauszulocken in die Halböffentlichkeit des Warenhauses. Er pries sich als Befreier der Frauen mit den Worten: *„I helped to emancipate women. (...) I came along just at the time when they wanted to step out on their own"*.[9] Die Warenhäuser wurden durch die Shopping Malls verdrängt, ihre Zunahme in Quantität und Größe brachte deren Niedergang, wie an den zur Zeit bedrohten Warenhausketten zu erkennen ist. Die Shopping Malls beanspruchen immer mehr Platz in den Städten, rücken immer mehr in die Zentren, zerstören die historischen Quartiere und alten Einkaufsstraßen. Sie saugen die städtische Öffentlichkeit hinein in ihren Innenraum und privatisieren das, was einst urban war. Der emanzipatorische Inhalt der Urbanität, der mit Neugier, Entdeckerlust, Bildung und Toleranz verbunden ist, geht dadurch verloren. Und da es vor allem die Frauen aufgrund ihrer überlieferten Aufgaben sind, die in die Shopping Malls mittels aller Anordnungen und Arrangements hineingelockt werden, werden sie in die

8 John Fiske zit. in Kerstin Dörhöfer, 2008, S. 171

9 Vergl. Kerstin Dörhöfer: Passagen und Passanten, Shopping Malls und Konsumentinnen. In: Jan Wehrheim (Hg.): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps. Wiesbaden 2007, S. 55 – 73, hier zit. S. 60

Architektur der Sackgasse hinein- und aus der Öffentlichkeit und Urbanität herausgeführt, die sie doch gerade erst im Zuge der Frauenbewegung erobert hatten.

Zugespitzt lässt sich die These formulieren, dass Shopping Malls gesamtgesellschaftliche Einrichtungen sind, die die Bestrebungen der Frauenbewegung um Teilnahme an Öffentlichkeit und Selbstbestimmung konterkarieren. Sie locken die Frauen als Konsumentinnen in ihren Privatraum und manipulieren ihr Verhalten, ihre Wege, ihre Bedürfnisse, ihre Lebensvorstellungen. Durch alle Arrangements, Angebote und Anordnungen verweisen sie sie auf die traditionelle Rolle der Sorgenden für Mann, Familie und Heim, der sie doch durch Ausbildung und Beruf zu entfliehen suchen. Die Shopping Mall und ihre Architektur sind in ihrer Zweckmäßigkeit ein subtiles Instrument des „back lash“ in der Emanzipation. Da sie für viele Frauen – vor allem der älteren Generation und vor allem in den Großsiedlungen am Stadtrand – noch immer die Brückenfunktion à la Selfridges haben, werden sie gerne besucht. Sie haben den Vorteil des Wetterschutzes und der Synergieeffekte vieler Angebote auf einem Raum, was bei der Erledigung notwendiger Einkäufe für den Haushalt Zeit erspart. Doch auf die Zweckmäßigkeit der Reproduktionsarbeit in privaten Haushalten zielen die Shopping Malls nicht, ihre Zweckmäßigkeit ist die Effektivität und Rentabilität der Investitionen der Betreiber und Geschäftsleute, die im Gegensatz zur Kundschaft und zum Verkaufspersonal meist männlich sind wie übrigens auch das Wachpersonal, das von Galerien und Brücken, die die mittlere Durchwegung überspannen, hervorragende Kontrollblicke hat. Ihre Entwurfsgrundlage wird deshalb auch als „Alcatraz-Prinzip“ bezeichnet.

Damit ist in diesen Einrichtungen des Handels, die derzeit die europäischen Städte vereinnahmen, das alte Geschlechterverhältnis wieder induziert: Den Frauen obliegt die Versorgung des Haushalts, die Pflege und Verwöhnung seiner Mitglieder (wozu auch ihr eigenes Äußeres gehört), die Männer üben die Anordnungen und Kontrollen aus. Die Zweckmäßigkeit dieser Architektur ist nicht minder geschlechtsspezifisch ausgerichtet als die der Wohnarchitektur. (Ist es ein Zufall, dass neuerlich eine Gefängnisassoziation auftaucht, nachdem die Frauen der Küchen-

zelle von sechs Quadratmetern, in der sie ein Drittel ihres Lebens verbrachten, entflohen sind?)

Bei genauer Analyse lassen sich Genderaspekte in allen Sektoralbereichen der Architektur entdecken. Alle Bauwerke offenbaren in ihrer räumlichen Organisation, in ihrer Funktionalität, das Verhältnis der Geschlechter, den Stand der Gleichberechtigung und Emanzipation oder den der Hierarchie und Dominanz. Das Bild der Gesellschaft sei auf den Boden geschrieben, hat der Soziologe Chombart de Lauwe gesagt. In Abwandlung lässt sich postulieren: Das Geschlechterverhältnis ist in Grundrisse eingezeichnet. Im Sektoralbereich Wohnen zeigte sich die beschränkte Raumverfügung von Frauen und ihre innerhäusliche wie städtische Verortung, im Sektoralbereich Handel und Konsum das Bemühen um die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung alter Geschlechterordnungen.

Die Zweckmäßigkeit des Bauwerks ist der wichtigste Indikator für Genderaspekte in der Architektur, weil sie mehr als die beiden anderen Kategorien – Festigkeit und Schönheit – sozial bestimmt ist. Die scheinbare Sachlichkeit von Baukörpern und physisch-materiellen Räumen, Steinen und Beton, Formen und Konstruktionen verliert sich, betrachtet man die jeweiligen Funktionen und Zwecke.

Zur Festigkeit

Konstruktion, Materialien, Tektonik, Statik, Technologie sind Begriffe, die Festigkeit, Standhaftigkeit und Dauerhaftigkeit von Bauwerken bedeuten. In ihnen Genderaspekte auszumachen, ist ungleich schwerer als in der Funktionalität und Zweckmäßigkeit von Bauwerken. Dass die genannten Begriffe eher männlich konnotiert sind als weiblich, liegt daran, dass Männer in den damit verbundenen Berufsfeldern lange Zeit allein und noch heute stärker vertreten sind. Doch hier soll es ja nicht um die Partizipationsanteile gehen, sondern um die inhaltlichen Aussagen, die geschlechtsspezifische Indikatoren enthalten. Die lassen sich mit der Konstruktion und Festigkeit eines Gebäudes kaum in Verbindung bringen, ihrem Wesen nach ist diese architektonische Kategorie sächlich. Unstrittig ist, dass die Standhaftigkeit erwartet wird, auch wenn im Zuge des Dekonstruktivismus in der Architektur seit den 1980er Jahren oder der amorphen Architektur, also des „Blob“, seit den 1990er Jahren von einigen Architekten Destabilität, Explosivität oder Beweglichkeit der Gebäude postuliert und damit die „firmitas“ in Frage gestellt wird. Aber ein Gebäude, das nicht Standhaftigkeit und Solidität verspricht, ist beängstigend, ein zusammenbrechendes eine Katastrophe. Konstatieren lässt sich, dass insbesondere langfristige Standhaftigkeit und Dauerhaftigkeit durch aufwändige Konstruktionen und wertvolle Materialien erreicht werden, die vor allem im Repräsentativbau angewandt wurden, bei Bauwerken also, die Macht und Herrschaft vertreten. Die aber sind in der langen Baugeschichte weniger mit dem weiblichen Geschlecht verknüpft. Doch das ist nicht eigentlich eine Frage von Standhaftigkeit und Festigkeit, sondern von Symbolhaftigkeit und verweist damit auf die dritte Kategorie, mit der Vitruv die Architektur definierte: die venustas.

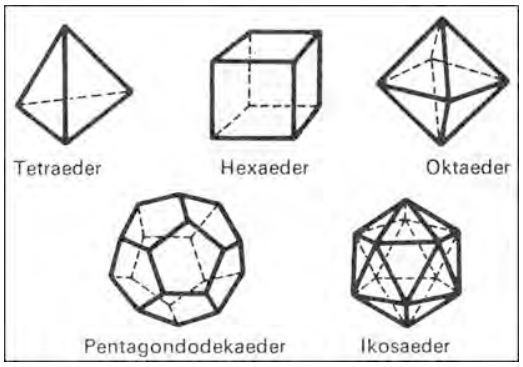


Abb. 10: Platonische Körper

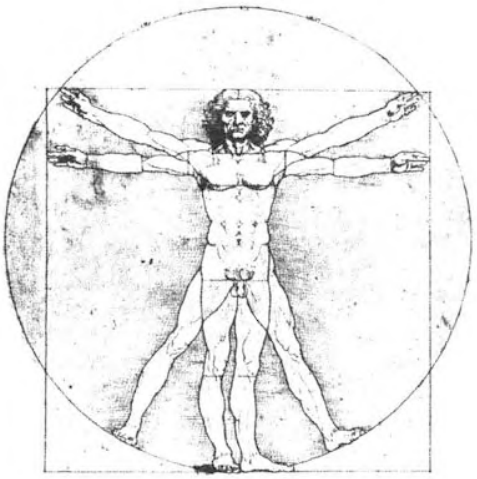


Abb. 11: Proportionsstudie, Leonardo da Vinci um 1500

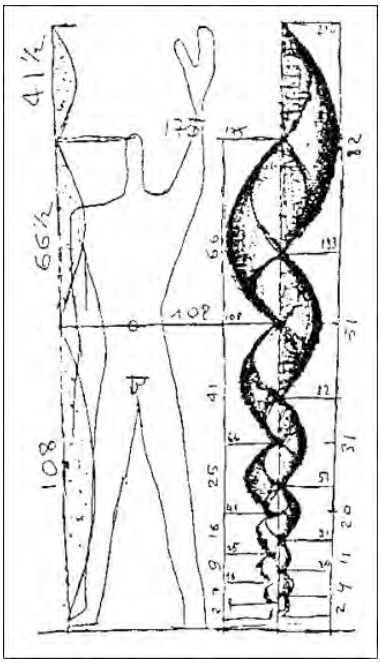


Abb. 12: Proportionsfigur Modulor, Le Corbusier um 1950

Zur Schönheit

Während Zweck und Konstruktion bestimmbare Größen sind und ganz pragmatisch festgelegt werden können, ist Schönheit weit schwerer zu fassen. Die Philosophie widmet sich der Frage, was Schönheit ist, seit Jahrhunderten – bis heute. Die griechischen Philosophen – insbesondere Platon – leiteten die Schönheit von den Ideen als das ewig Gültige und Gute ab.[10] Die Ideen haben gegenüber dem Alltäglichen, Vergänglichen Bestand, sie wurden in Zahlen und in den fünf regelmäßigen platonischen Körpern versinnbildlicht. (Abb. 10)

Die geometrischen Grundformen standen für Harmonie in der Baukunst. Vitruv und die Übersetzer seiner Architekturbücher in der Renaissance verbanden die geometrischen Grundkörper als Ausdruck von Idee und Vernunft, Geist und Rationalität mit dem menschlichen Körper. Viele haben diese Verbindung in Bildern dargestellt, von Leonardo da Vinci stammt die berühmteste Zeichnung dazu. (Abb. 11)

Sie symbolisiert, dass der Mensch das Maß des Bauens sei und durch seine Proportionen Schönheit in der Architektur geschaffen würde. Die Figur ist eingefügt in die idealen geometrischen Figurationen Kreis, Quadrat und gleichschenkeliges Dreieck, das entsteht, wenn in das Quadrat die Diagonalen eingefügt werden. Ihr Schnittpunkt bildet den Mittelpunkt des Quadrates, der im Geschlecht der Figur liegt. Der Mittelpunkt des Kreises liegt in ihrem Nabel. Diese Vorstellung der Identität von Idee, Geist, Vernunft, Rationalität, Geometrie und harmonischer Proportion in der Architektur setzte sich über die Jahrhunderte und verschiedene Bauepochen fort. Sie ist bis in die Gegenwart prägend. Le Corbusiers Proportionsfigur „Modulor“ bildet das Maß für die Architektur (Abb. 12), die geometrischen Grundkörper bilden die Struktur der Stadt (Abb. 13, siehe S. 17).

10 Genauere Ausführungen dazu s. Kerstin Dörhöfer: Frauenhaus und Herrensitz. Ergebnisse aus Architektur und Städtebau. In: Wie männlich ist die Wissenschaft? Hg. Von Karin Hausen und Helga Nowotny. Frankfurt am Main 1986, S. 255 – 278

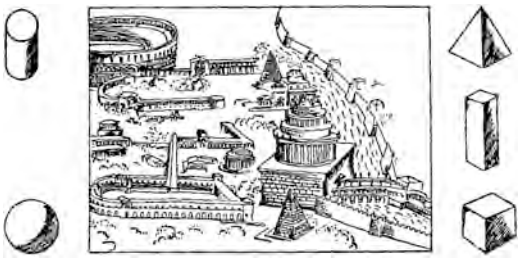


Abb. 13: Stadtvision, Le Corbusier 1922

Durch die Versinnbildlichung der ratio in diesen Figurationen und Proportionen entsteht die Schönheit der Baukunst. Doch wie diese Zeichnungen schon zeigen, die nur Beispiele für viele andere sind, ist der Mensch als Maß des Bauens der Mann, bei ihm lag über Jahrhunderte die Definitionsmacht der Architektur. Schönheit der Baukunst wird androzentrisch definiert, weil Mathematik und Geometrie, woraus sie entsteht, der ratio entspringen; und Geist und Vernunft sind männlich konnotiert.

Auch die Moderne in Architektur und Städtebau machte den Rationalismus zu seiner Grundlage. Er galt als ästhetisches Gestaltungsprinzip ebenso wie als Prinzip der Konstruktion und Zweckmäßigkeit, der Funktionalität. Der „rationale Funktionalismus“, wie die dominante Stilrichtung des modernen Bauens bezeichnet wird, bestimmte den Entwurf der Neuen Wohnung ebenso wie die avantgardistischen Architekturen der anderen Sektoralbereiche. Vermittelt über die Rationalität und ihre hintergründige Zuordnung haften also über viele Bauepochen hinweg geschlechtsspezifische Konnotationen der Schönheit, der ästhetischen Formgebung, an.

Obwohl sich vieles verändert hat, begegnen uns auch in der jüngeren Vergangenheit und in der Gegenwart des Bauens diese Zusammenhänge immer wieder. Nachdem der Rationalismus der Moderne im „Bauwirtschaftsrationalismus“ der Nachkriegsjahrzehnte, insbesondere beim Großsiedlungsbau der 1960er/70er Jahre verkommen war, leitete die Postmoderne eine neue Richtung ein. Die immer gleichen typisierten, normierten und standardisierten Wohnungen, deren Grundkonzept im neuen Bauen der 1920er Jahre erfunden wurde, hatten im Massenwohnungsbau den baukünstlerischen Anspruch verloren. Für Grundrisse gab es kaum neue Ideen, die Frage nach der Zweckmäßigkeit wurde – trotz des gesellschaftlichen Wandels insbesondere durch die sozialen Aufbrüche in den 1970er Jahren – nicht mehr gestellt, sondern das Schema F = Familie weiterhin zugrunde gelegt. An den Fassaden zeigte sich die stete Wiederholung der immer gleichen inneren Organisation in entsprechender Langweiligkeit. Die Postmoderne wollte statt der normierten Grundrisse und gerasterten Fassaden wieder mehr Baukunst und statt rationaler Funktionalität Fiktionalität, eine narrative, Assoziationen wach rufende

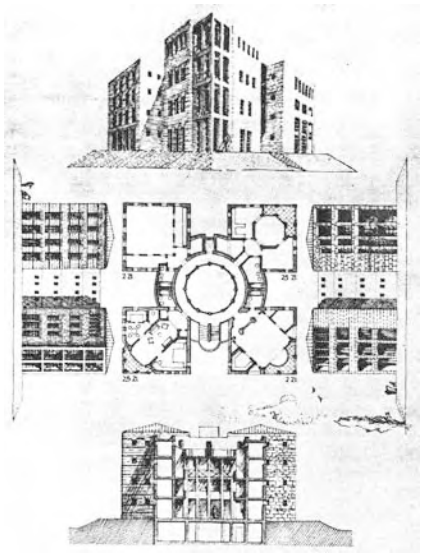


Abb. 14: Entwurf einer Stadtvilla, Berlin-Tiergarten, Rob Krier 1980

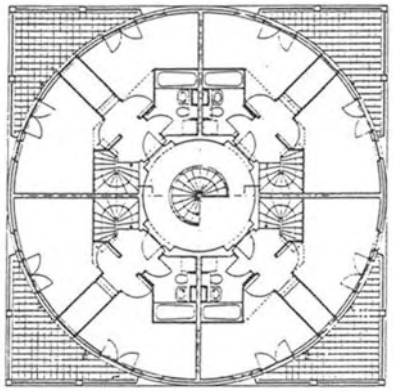


Abb. 15: Wohnungsgrundrisse, Berlin-Tegel, Antoine Grumbach 1987

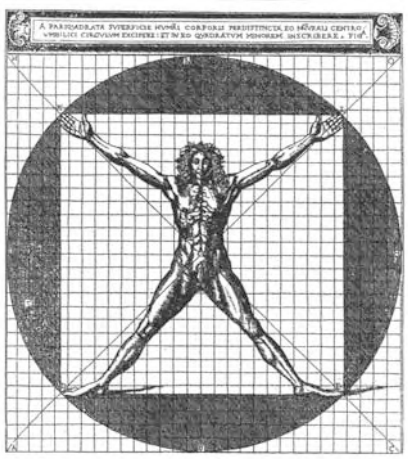


Abb. 16: Vitruvianische Figur, Cesariano 1521

Architektur. Sie stellte Gestaltung und Formgebung vor die Zweckmäßigkeit im Grundriss. Ihre Architekten wollten zu Recht der pervertierten Moderne etwas entgegensetzen, aber sie setzten nicht beim gesellschaftlichen Wandel an, der neue Wohnformen und Grundrisslösungen erforderlich machte, sondern sie bezogen sich nur auf die Form, die Gestaltung. Sie verfolgten baukünstlerische Ambitionen, die vor allem die „venustas“ im Fokus hatten. Dabei knüpften sie an die architekturtheoretische Tradition an, die mittels geometrischer Figurationen Harmonie und Schönheit der Bauwerke lehrten. Hatten diese geometrischen Figurationen in früheren Bauepochen nur die Repräsentationsarchitektur geprägt, so wurden sie nun für die Wohnarchitektur, die Architektur des Alltags, herangezogen. (Abb. 14)

Kreis, Quadrat, Oktogon und gleichschenkeliges Dreieck bestimmten die Formen der Räume. Was sich nicht veränderte, war ihre Funktionsfestschreibung, Hierarchisierung und die Marginalisierung der Räume für die Hausarbeit im Vergleich zu denen für die Erholung und Repräsentation. Das Spiel der Formen löste sich von der Funktion, der Zweckmäßigkeit des Wohnens im ausgehenden 20. Jahrhundert, es wurde zur l’art pour l’art. Die Form bestimmte die Funktion, das häusliche Leben. Ein Beispiel des Pariser Architekten Antoine Grumbach für ein Wohngebäude in Berlin-Tegel zeigt, wie Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, Angemessenheit und Bequemlichkeit einem ästhetischen Gestaltungswillen wichen. (Abb. 15)

Die Vitruv’schen Regeln der Architektur, nach denen der Mensch das Maß des Bauens sei und dessen Harmonie und Schönheit durch die idealen geometrischen Grundfiguren bestimme, hatten sich 2.000 Jahre später in die Wohnarchitektur eingeschrieben. (Abb. 16)

Der Mensch als Mann und die Geometrie als Symbolisierung seines Geistes bestimmten nun den Wohnalltag der Bewohner und Bewohnerinnen. Zweckmäßigkeit und Schönheit, Funktionalität und rationale Ästhetik drifteten völlig auseinander und spiegelten doch zugleich männliches Dominanzverständnis in beiden architektonischen Kategorien.

Die Postmoderne breitete sich auch in anderen Sektoralbereichen des Bauens aus und bestimmte deren Gestaltung, in der der Shopping Malls dominiert sie bis heute. Doch nirgendwo wurde das so bedeutsam wie im Wohnungsbau aufgrund von dessen Relevanz im alltäglichen Leben aller, aber insbesondere des nach wie vor mit Privatheit und Reproduktionsarbeit verhafteten weiblichen Geschlechts.

Die Zuschreibungen in der griechischen Philosophie von Geist und Rationalität an das männliche Geschlecht und von Chaos und Emotionalität an das weibliche haben sich Jahrhunderte lang gehalten. Sie haben sich in der Architekturlehre und ihren Schönheitskriterien fest eingeschrieben und traditionell fortgesetzt, sind aber nur mit den Kenntnissen ihrer Ursprünge wahrzunehmen und zu entdecken. Der gesellschaftliche Wandel macht sie kaum noch erlebbar und glaubhaft, dennoch senden sie subtil ihre Signale.

Deutliche Signale senden Architekturformen, die ich nur der Vollständigkeit halber erwähnen will. Sie stellen eine Zweigeschlechtlichkeit aufgrund anatomischer Unterschiede in baulichen Figurationen dar, ohne den feinsinnigen Hintergrund der Schönheit durch Rationalität zu verfolgen, die an den männlichen Geist gebunden ist und dadurch Genderaspekte zu erkennen gibt. Von frühen Nachbildungen des fruchtbaren weiblichen Körpers als Tempelgrundriss in Malta (Abb. 17) bis hin zu erigierenden Gebilden der Skyscraper gab und gibt es Anspielungen auf männliche und weibliche Körpermerkmale. (Abb. 18)

Abb. 17: Tempelgrundriss, Malta 4000 v. Ch.

Abb. 18: Bankgebäude Swiss-Re, London, Norman Foster 2004

Hier finden sich die eindeutigsten und simpelsten Aussagen zu geschlechtsspezifischen Aspekten in der Architektur, die sich auf das biologische Geschlecht beziehen. „Building Sex“ hat der US-amerikanische Architekturtheoretiker Aaron Betzky sein Buch zu dieser Thematik genannt[11]. Der Symbolgehalt dieser Gebilde ist nicht zu übersehen. Drängt sich nicht der Vergleich auf, dass die Shopping Mall den Uterus, das Bankgebäude den Phallus baulich-räumlich abbilden? Ihre Formensprache ist deutlich, doch den architekturtheoretischen Hintergründen,

11 Aaron Betsky: Building Sex. Men, Women, Architecture, and the Construction of Sexuality. New York 1995.

die Vitruv und andere für die Schönheit formuliert haben, entsprechen sie nicht, da sie dem Entwurf den Körper, nicht den Geist zugrunde legen.

Die Partizipation von Frauen an der Architektur

Die einseitige männliche Zuschreibung und Vereinnahmung der „ratio“ ging zu Ende, als Frauen Zugang zu Studium und Beruf der Architektur erhielten. Die Beteiligung von Frauen als Professionelle an der mehr als fünftausendjährigen Baugeschichte ist jung: Sie umfasst erst einhundert Jahre. Erst 1909 wurde Frauen der Zugang zum Studium an den Technischen Hochschulen und somit zur Architektur erlaubt. Nach langem, heftigem Drängen regelte ein ministerieller Erlass vom 14. April 1909 das Studium von Frauen an Technischen Hochschulen.

Zwei Jahre zuvor hatte die erste Architektin in Deutschland – Emilie Winkelmann – ein Atelier eröffnet, ohne Diplom. Zwei Jahre später gab es den ersten weiblichen Diplom-Ingenieur – Elisabeth von Knobelsdorff (1877 – 1959). (Abb. 19) Sie war in vielem die Erste: die erste Studentin und die erste Absolventin des Architekturstudiums, sie war das erste weibliche Mitglied des Architekten- und Ingenieurvereins und die erste Regierungsbaumeisterin. Sie eröffnete Frauen damit den Zugang zu den Bauämtern im Staatsdienst.

Emilie Winkelmann (1875 – 1951) (Abb. 20) hatte von 1902 – 07 ausnahmsweise als Gasthörerin die Technische Hochschule in Hannover besucht, weil sie durch ihre Zeichnungen überzeugte, die sie schon im Baubetrieb ihres Großvaters gefertigt hatte und nach denen bereits Gebäude wie die Ziegel- und Tonwerke in Aken errichtet worden waren. (Abb. 21) Ihr Werk ist höchst umfangreich und umfasst alle Bausparten.

Abb. 19: Elisabeth von Knobelsdorff (1877 – 1959)

Abb. 20: Emilie Winkelmann (1875 – 1951)

Abb. 21: Ziegel- und Tonwerke, Aken, Emilie Winkelmann, ca. 1901

Abb. 22: Städtisches Mietshaus, Berlin- Charlottenburg, Emilie Winkelmann 1909 –10

Abb. 23: Villa, Berlin-Charlottenburg, Emilie Winkelmann 1925 – 26

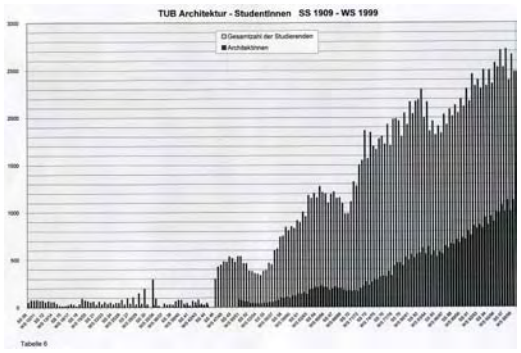


Abb. 24: Anzahl der Architekturstudentinnen an der TU Berlin 1909 – 1999

Neben Fabriken entwarf sie Schulen, ein Festsaal- und Theatergebäude, Pensionen und Hotels, ein großes städtisches Mietshaus (Abb. 22), Landhäuser und Villen (Abb. 23), Ausstellungsbauten, ein Studentinnenheim, das Haus für den „Deutschen Lyceum-Klub“, eine Frauenheimstätte, ein Krankenhaus, ein „Haus der Freundschaft“ für Konstantinopel, Einfamilienhäuser, ein Gebäude für küchenlose Wohnungen, Bebauungspläne, sogar eine Brücke wird genannt. Viele dieser Entwürfe wurden realisiert. Zudem baute sie Gutshäuser um, deren Anzahl 60 betragen haben soll, und versah sie mit Wagen- und Maschinenhallen. Als erste selbständige Architektin in Deutschland legte sie einen furiosen Start hin.

Nachdem Emilie Winkelmann und Elisabeth von Knobelsdorff den Anfang gemacht hatten, stieg die Zahl der Architekturstudentinnen kontinuierlich (Abb. 24). Gegenwärtig liegt der Anteil der Absolventinnen bundesweit – schwankend zwischen den Ländern – bei etwa 45%, beträgt also fast die Hälfte aller Studierenden der Architektur. Doch der Anteil der in den Kammern eingetragenen Architektinnen sackt auf 25% ab. Als Selbständige sind gegenwärtig rund 20% eingetragen.[12] Die Präsenz von Frauen in der Architektur zeigt sich aber weniger am Anteil der Personen als am Anteil des Werks von Architektinnen am Gebauten sowie am Umfang und der Art der Bauaufgabe. Der Berliner Architekturführer „Neue Architektur, Berlin 1990 – 2000“ listet 769 Projekte auf, von denen 16,4% unter Beteiligung von Architektinnen entstanden, 1,3% von Architektinnen, die allein firmieren.[13] Dies gibt einen Hinweis auf die nächsten Hürden, die sich nach Studium und Einstieg in den Beruf stellen: die Gründung des eigenen Büros, das Erlangen von Aufträgen sowie – noch eine Stufe weiter – die Wahrnehmung des Werks durch die Fachwelt oder gar die allgemeine Öffentlichkeit. Erst Veröffentlichungen in der Presse und in Architekturbüchern sowie Besprechungen in Fachzeitschriften lassen die Leistungen von Architektinnen erkennbar werden. Sie sind die Voraussetzung für die Aufnahme in die Baugeschichtsschreibung.

12 Bundesarchitektenkammer e.V.: Bundeskammerstatistik nach Geschlechtern, Stand 1.1.2009. www.bak.de

13 Neue Architektur. Berlin 1990 – 2000. Hg. vom Förderverein Deutsches Architekturzentrum, Berlin 1997

Mein Forschungsprojekt über die Pionierinnen in der Architektur hat ergeben, dass die Wahrnehmung des Werks von Architektinnen nicht die Realität widerspiegelt.[14] Ihr Oeuvre ist viel umfangreicher als es erscheint, und das ist nicht eine Frage der Qualität oder Innovation, sondern eine Frage des Interesses und der Konnotationen, die mit dem weiblichen Geschlecht verbunden werden. Diese Konnotationen weisen den Beiträgen von Architektinnen per se eine geringere Bedeutung zu. Künstlerische und theoretische Arbeiten erhalten weniger Beachtung und Wertschätzung, wenn sie von Frauen stammen. Das ist tief in der Geschichte verwurzelt und gilt nicht nur für die Architektur. Alle kennen die weit verbreitete Fotografie von 1932, die elf Bauarbeiter beim Frühstück auf einem Stahlträger zeigt, der hoch über New York schwebt. (Abb. 25) Doch wer kennt schon die Aufnahme, die 22 Jahre zuvor – 1910 – entstand und die Tochter eines Berliner Baumeisters bei Reparaturarbeiten auf dem Dach des Berliner Rathauses zeigt?[15] (Abb. 26) Im langen Rock ist sie auf die letzte Sprosse einer Leiter geklettert, und schon der Blick in die Tiefe auf dem Bild verursacht Schwindel. Diese beiden Bilder stehen symbolisch für die unterschiedliche Wahrnehmung, Einschätzung und Erinnerung der Leistungen von Männern und Frauen.

Abb. 25: Bauarbeiter in New York, 1932

Abb. 26: Bauarbeiterin auf dem Berliner Rathaus, 1910

So erging es auch den mutigen Frauen, die als erste die Profession eroberten. Noch bevor sie überhaupt zum Studium der Architektur zugelassen wurden, bevor also eine berufliche Tätigkeit und somit Anschauungsmaterial zur Überprüfung vorhanden waren, sprach ihnen Karl Scheffler, der einflussreichste Kunstkritiker seiner Zeit, jegliche Fähigkeit zu baukünstlerischem Schaffen ab. In seiner Studie über „Die Frau und die Kunst“ von 1908 stellte er fest, *„daß die Frau am eklatantesten in den Kämpfen versagt, die die genaueste Beschränkung, den stärksten Sinn für Form und das reinlichste Stilgefühl fordern: in der Musik und in der Architektur. Da die Frau des Abstrakten unfähig ist, so ist sie auch des Mathematischen unfähig; unter den Zeitkünsten ist aber keine so sehr auf Abstraktion und Mathematik gegründet wie die Musik; unter den Raum-*

14 Kerstin Dörhöfer: Pionierinnen in der Architektur. Eine Baugeschichte der Moderne. Tübingen 2004

15 Illustrierte Frauen-Zeitung 2 / 1910, S. 17

künsten keine mehr als die Baukunst. Es gab denn auch niemals einen schöpferischen Komponisten oder Architekten weiblichen Geschlechts." Er konstatierte, „daß die Frau der Baukunst ganz fernbleiben muß."[16] Bei der Frage, ob die Frau zum Architektenberuf befähigt sei, ging es nicht nur um die Talente, die dafür vorausgesetzt und beim weiblichen Geschlecht bezweifelt wurden, es ging auch nicht nur darum, ob der Bauberuf dem „schwachen Geschlecht" zuzumuten sei. Vor dem Hintergrund der herrschenden Ideologie einer Bipolarität der Geschlechter, die gerade im 19. Jahrhundert neu formuliert und biologisch begründet worden war, ging es auch um die Frage, was bei der konstatierten (und konstruierten) Gegensätzlichkeit der Geschlechter an räumlichen Gestaltungen zu erwarten sei. Welcher Formensprache würde sich diese neue Spezies „Architektinnen" bedienen? Würde ihr „Anderssein", ihre weibliche Identität, nicht zwangsläufig andere Bauweisen erwarten und befürchten lassen? Würde die Architektur „feminisiert"? Und umgekehrt: Welche Folgen könnte die Ausübung dieses Berufes auf die Geschlechtsidentität der Frau haben? Würde sie „vermännlicht"?

Otto Bartning, der zu den modernen, fortschrittlichen Architekten zählte, von denen man doch eine gewisse Aufgeschlossenheit gegenüber den Bildungs- und Berufswünschen von Frauen hätte erwarten können, gab 1911 in einem Artikel mit dem Titel „Sollen Damen bauen?" eine entschiedene Antwort auf diese Fragen: *„Wir wollen nicht verkennen, ... dass der weibliche Sinn für den Wert des Unwesentlichen und das Gewicht der Unwägbarkeiten zur Ergänzung männlicher Konsequenz unentbehrlich sein kann. ... Wenn aber das Unwesentliche herrscht über das Wesentliche, wenn das erfreuliche Rosengeflecht der angenehmen Einfälle den Grundgedanken überwuchert und erstickt, dann ist solche Baukunst feminin. ... Mag nun in dieser Bauweise die Frau den Wettbewerb mit dem Manne vielleicht aufnehmen können, so ist dies keine Stärke unserer heutigen Frau, sondern eine Schwäche unserer heutigen Architektur. Drum bedarf es zur Gesundung unsrer Baukunst wahrlich keiner weiblichen Architekten, sondern höchst mannhafter Männer, so dass die*

16 Karl Scheffler: Die Frau und die Kunst, Berlin 1908, S. 57, S. 49.

Entscheidungen und Fortschritte wieder wie von jeher auf dem Gebiete monumentaler Architektur erfolgen. ... Und solches Schaffen ist und bleibt männlich, gleich wie die Schöpfung eines Dramas, einer Sinfonie männlich ist. Als Mitarbeiterin kann die Frau dem Architekten nützlich sein, gleichwie das ganze Leben auf dieser Ergänzung aufgebaut ist, und die architektonisch begabte Frau wird sich zum unentbehrlichen Mitarbeiter des Architekten machen, aber nimmermehr zum Architekten selbst, zum Baumeister schlichtweg."[17]

In dieser Argumentation zeigte sich, dass eine fest gefügte Geschlechterideologie die reale Entwicklung überschattete. Diskutiert wurde über eine potentielle Fähigkeit – „Was können Frauen in der Architektur leisten?" –, wobei die wirklich vorgelegten Arbeiten der ersten Architektinnen ignoriert wurden. Die Realität und ihre Wahrnehmung fanden nicht gleichzeitig statt. Statt des genauen Hinsehens wurde Projektion betrieben.

Die potentielle Fähigkeit bezog sich auf die Frau als „Raumkünstlerin". Mit dieser Wortschöpfung wurde von der tatsächlichen Arbeit einer Architektin abgelenkt, die Konstruktionen entwickelte und Materialien bestimmte, statische Berechnungen anstellte, mit Baubetrieben über Kalkulationen und Termine verhandelte, auf Baugerüsten herumturnte und Handwerker anwies, die also in die Phalanx der Baumeister einzudringen wagte.

Die „Raumkünstlerin" war für die Innenausstattung und das Heim zuständig und stand somit in der Tradition ihrer Tätigkeit als Hausfrau, als die sie schon immer für dessen Ausgestaltung zu sorgen hatte. Das Äußere, Konstruktive und Rationale sollte die Domäne des Mannes bleiben, weil die Frau dabei keine Talente zeige; der Zugang zur Profession wurde ihnen da gewährt, wo sie sich mit dem Inneren des Wohnhauses, seiner praktischen Ausgestaltung und der Schaffung einer emotionalen Sphäre befassten. Den Architekten wurde der Umgang mit harten Materialien zugesprochen, den „Raumkünstlerinnen" der mit weichen, den Männern die eckige, den Frauen die gekurvte, schmiegsame Linienführung. So wurden Formgebung und Architektur über soziale Zuweisungen hinaus

17 Otto Bartning in Die Welt der Frau 27 / 1911, S. 431

zu einem Ergebnis biologischer Konditionen der Geschlechter, zu natürlichen Gegebenheiten erklärt. Das erlaubte den Schluss, dass es zwar eine eigene „weibliche" Formensprache gäbe, die aber nicht bedrohlich sei und die Geschlechtsidentität der Frauen nicht erschüttere. Damit blieb die Geschlechterordnung gewahrt und eine Arbeitsteilung aufrechterhalten, die der Tradition folgte, auch wenn Frauen in die Profession eindrangen: die Architektin für das Innen, der Architekt für das Außen, sie für die Dekoration, er für die Konstruktion, sie für das Gefühlvolle, er für das Rationale, sie als Mitarbeiterin, er als Chef.

Neben den individuellen Demütigungen und beruflichen Behinderungen der Pionierinnen durch diese Zuschreibungen und Einordnungen ist das allgemeine gesellschaftliche Bild, das dadurch gezeichnet wurde, von tiefer und langfristiger Wirkung. Die polarisierte und hierarchisierte Zweigeschlechtlichkeit wurde gleichsam auf die Architektur übertragen. Bauliche Elemente und architektonische Gestaltungen wurden vergeschlechtlicht und hierarchisiert. Nunmehr gebunden an Baukörper und Räume aus Stein und anderen dauerhaften Materialien wurden sie sächlich und somit scheinbar neutral, unbeteiligt. Und doch waren ihnen diese Konnotationen eingeschrieben, sie sind es – viele Zitate architektonischer Beschreibungen verraten es – bis heute.

Das war nicht neu, doch es verschärfte sich, als Frauen in das Baugeschehen aktiv eingriffen, als sie sich anschickten, den Beruf zu erlernen und an der Gestaltung der baulichen und räumlichen Umwelt selbst mitzuwirken, als sie Konkurrentinnen wurden. Der Versuch des Verdrängens vom Markt gelang weniger als das mentale Verdrängen der Leistungen.

Das Bild, das durch die Rezeption gezeichnet wurde, das ja eine Projektion war und auf einer verzerrten Wahrnehmung der Realität beruhte, setzte sich tiefer und dauerhafter im gesellschaftlichen Bewusstsein fest als die wirklich realisierten Bauwerke der Pionierinnen, als die von ihnen wirklich verwendeten Materialien, Konstruktionen und Formen. Die Architektinnen, auch wenn sie in der damaligen Presse Erwähnung fanden, wurden in keiner späteren Baugeschichtsschreibung genannt, ihre Werke

nicht mehr vorgestellt. Die Personen und ihre Arbeit gerieten für viele Jahre in Vergessenheit und wurden erst im Zuge der neuen Frauenbewegung wieder erforscht und präsentiert. Aber die irrealen Zuschreibungen blieben haften und mit ihnen die hierarchisierten Bewertungen des Männlichen und des Weiblichen sowie der Arbeit von Männern und Frauen.

Fazit

Dennoch haben Architektinnen, die nun seit einhundert Jahren an der Gestaltung der Umwelt mitwirken, nicht nur bewiesen, dass sie alle Bereiche der Architektur beherrschen, das gilt nicht nur für die Sektoralbereiche, sondern auch die von Vitruv aufgestellten Kategorien, die die Architektur definieren. Dass Architektinnen ein besonderes Augenmerk auf die Erfüllung der Zweckmäßigkeit legen, haben sie vor allem im Wohnungsbau bewiesen. Dass sie die Erfordernisse für Standhaftigkeit und Dauerhaftigkeit von Gebäuden, also Konstruktionen, Technik und Materialverwendung, beherrschen, ist eine Voraussetzung für Bauaufträge, und eine Architektin der Gegenwart, Zaha M. Hadid, hat darin der Baukunst durch ihre „fliegenden“, explosiven Gebäude sogar neue Wege gewiesen. Vor allem aber haben Architektinnen den Nachweis geführt, dass Bauformen keinem Geschlecht angehören – und seien sie noch so geometrisch und rational. Sie haben somit die traditionellen Genderaspekte in der Architektur gründlich in Frage gestellt, auch wenn es sich dabei nach wie vor um einen Aushandlungsprozess handelt.

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1: Apartmentgrundriss Weißenhofsiedlung Stuttgart, Mies van der Rohe 1927

Abb. 2: Grundrissstudien, Alexander Klein 1928

Abb. 3: Frankfurter Küche, Margarete Schütte-Lihotzky 1927

Abb. 4: Grundrisse eines Elfgeschossers in Berlin-Hohenschönhausen, 1982 – 89

Abb. 5: Grundriss- und Nutzungsalternativen, Frauen-Werk-Stadt Wien, Elsa Prochazka 1994

Abb. 6: Shopping Center Eastgate, Berlin-Marzahn, ECE 2005

Abb. 7: GesundbrunnenCenter, Berlin-Wedding, ECE 1997

Abb. 8: Gropius Passagen, Berlin-Neukölln, Manfred Pechthold 1997

Abb. 9: Ring-Center I, Berlin-Friedrichshain, ECE 1995

Abb. 10: Platonische Körper

Abb. 11: Proportionsstudie, Leonardo da Vinci um 1500

Abb. 12: Proportionsfigur Modulor, Le Corbusier um 1950

Abb. 13: Stadtvision, Le Corbusier 1922

Abb. 14: Entwurf einer Stadtvilla, Berlin-Tiergarten, Rob Krier 1980

Abb. 15: Wohnungsgrundrisse, Berlin-Tegel, Antoine Grumbach 1987

Abb. 16: Vitruvianische Figur, Cesariano 1521

Abb. 17: Tempelgrundriss, Malta 4000 v. Ch.

Abb. 18: Bankgebäude Swiss-Re, London, Norman Foster 2004

Abb. 19: Elisabeth von Knobelsdorff (1877 – 1959)

Abb. 20: Emilie Winkelmann (1875 – 1951)

Abb. 21: Ziegel- und Tonwerke, Aken, Emilie Winkelmann, ca. 1901

Abb. 22: Städtisches Mietshaus, Berlin-Charlottenburg, Emilie Winkelmann 1909 –10

Abb. 23: Villa, Berlin-Charlottenburg, Emilie Winkelmann 1925 – 26

Abb. 24: Anzahl der Studentinnen an der TU Berlin 1909 – 1999

Abb. 25: Bauarbeiter in New York, 1932

Abb. 26: Bauarbeiterin auf dem Berliner Rathaus, 1910

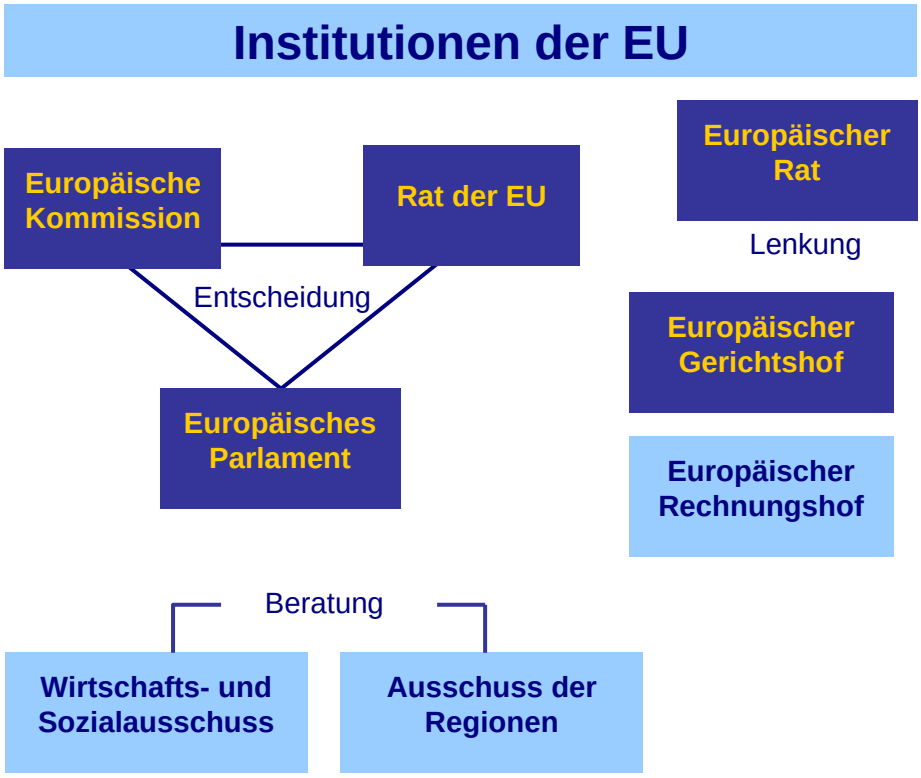
Ulrike Schultz

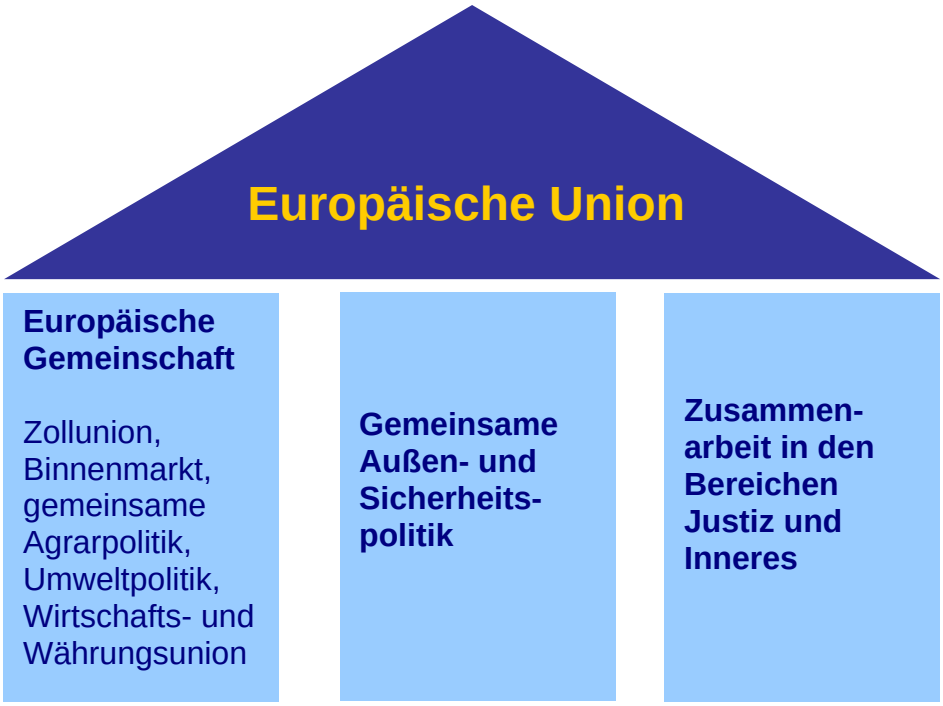
Folien des Vortrags:

Frauen in Europa

Auswirkungen des Europarechts auf die Rechtsstellung von Frauen in Deutschland

am Dienstag, 11. Mai 2004, in der Reihe „Frauen im Gespräch“, FernUniversität Hagen





http://www.dadalos-d.org/europa/grundkurs1/grundkurs_1.htm
http://www.dadalos-d.org/deutsch/default.htm

Weg zur EU

Mai 1948 erster Haager Kongress für die europäische Einheit

1949 Europarat

April 1951 Unterzeichnung des Vertrags über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) Pariser Vertrag

25. März 1957 Römische Verträge: die Verträge über die Einrichtung einer Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und einer Europäischen Atomgemeinschaft (EAG) von den **sechs** EGKS-Mitgliedstaaten unterzeichnet, zum 1. Januar 1958 in Kraft

1965 Fusionsvertrag, in Kraft 1967: Schaffung gemeinsamer Institutionen für EAG, EGKS und EWG

1969 Europäische **Politische** Zusammenarbeit
Haager Gipfelkonferenz

1973 Umweltpolitisches Aktionsprogramm

1976 Die Einführung von ***Direktwahlen*** **für das Europäische Parlament**, 1978 ratifiziert, 1. Direktwahl 1979

Vertragsrevisionen:

1. Einheitliche Europäische Akte von 1986, in Kraft seit 1.7. 1987
Supranationalisierung, Ausdehnung des Integrationsbestandes:
Umweltpolitik, Forschungs- und Technologiepolitik sowie Regionalpolitik
Binnenmarkt bis Ende 1992.
Modifikation und Ergänzung der bestehenden Entscheidungsmodi:
Einführung eines neuen Entscheidungsverfahrens mit Abstimmungen im Ministerrat mit qualifizierter Mehrheit sowie wesentlich weitreichendere Einflussmöglichkeiten für

das bis zu diesem Zeitpunkt nur beratende Funktionen wahrnehmende Europäische Parlament

2. Maastricht Vertrag von 1991, in Kraft seit 1.11.1993
EU-Vertrag
seit 1995 15 EU-Mitgliedstaaten
echte Mitentscheidungsbefugnisse des Parlaments
Entscheidungen mit qualifizierter Mehrheit im Rat möglich
Einrichtung des Ausschusses der Regionen
Wirtschafts- und Währungsunion, Europäische Zentralbank
Sanktionsmöglichkeiten EuGH
Ausweitung Gemeinschaftsverantwortlichkeit Forschungs- und Technologiepolitik, Umweltpolitik und Regionalpolitik
neue Bereiche: zum Beispiel Verbraucherschutzpolitik, Ausbildung
Protokoll Sozialpolitik

3. Amsterdamer Vertrag von 1997, in Kraft seit 1. Mai 1999
revidierter EG-Vertrag

Grundrechtscharta: Europäischer Rat, Nizza von 2000/2001, in Kraft seit 1.1.2003

Euro 1.1. 2002 aufgrund des EU-Vertrages

01. März 2002 verfassungsgebender Konvent unter Giscard d´ Estaing, Arbeiten abgeschlossen am 10. Juli 2003
13.12.2003 vorläufiges Scheitern der Verhandlungen zu einem Verfassungsvertrag

25./26.März 2004 letzter Gipfel

1.5.2004 Osterweiterung

offene Themen, z.B.:

Abgestufte Integration

Stabilitäts- und Beschäftigungspakt

Problem Stimmengewichtung im Rat

Mehrheitsprinzip

Exklusive EU-Kompetenzen	Kompetenzteilung zwischen EU und Mitgliedsstaaten	Begrenzte EU-Kompetenzen	Keine EU-Kompetenzen
▪ Marktregulierung/ Binnenmarkt ▪ Fischerei ▪ Währungsunion ▪ Außenhandel ▪ Landwirtschaft ▪ Zollunion	▪ Regionalpolitik ▪ Wettbewerbspolitik ▪ Industriepolitik ▪ Umweltpolitik ▪ Arbeitsbedingungen ▪ Verbraucherschutz ▪ Energiepolitik ▪ Verkehrspolitik ▪ Währungspolitik ▪ Außenpolitik	▪ Gesundheit ▪ Bildung ▪ Verteidigung ▪ Bekämpfung grenzüber-schreitender Verbrechen ▪ Sozialpolitik	▪ Menschen- und Bürgerrechte ▪ Länderinterne Verbrechens-bekämpfung ▪ Wohnungs-baupolitik

Ursprüngliche EWG-Politiken

Entwicklung des Rechts der Gleichbehandlung von Frauen und Männern in der EG

1958: Art. 119 EWG-V (jetzt Art. 141 EG-V) Gleicher Lohn für gleiche Arbeit

In **Wirtschaftsgemeinschaft** arbeits- und sozialrechtliche Vorschriften zunächst eher unverbindlich.

1972 Bedeutung der **Sozialpolitik** hervorgehoben auf Pariser Gipfel

1974 Sozialpolitisches Aktionsprogramm

1975 Entgeltrichtlinie (75/117/EWG)
Gleicher Lohn für gleiche Arbeit

1976 Gleichbehandlungs- und Zugangsrichtlinie (76/207/EWG)
Erweiterung des Gleichbehandlungsgrundsatzes auf Zugang zum Beruf, Berufsausbildung, allgemeine Arbeitsbedingungen

1979 Richtlinie soziale Sicherheit (79/7/EWG)
Richtlinie zur Gleichbehandlung im Rahmen der gesetzlichen Sozialversicherung sowie der betrieblichen Sozialversicherung

Europäischer Sozialfonds
Maßnahmen zugunsten von Frauen: Sondermaßnahmen Ausbildung, Erleichterung des Zugangs zu Berufen, in denen sie unterrepräsentiert sind

1979 Ad-hoc-Untersuchungsausschuß zur Situation der Frauen in den Mitgliedstaaten

1981 Beratender Ausschuß für Chancengleichheit von Frauen und Männern bei der Kommission

1. Aktionsprogramm zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen auf dem Arbeitsmarkt 1982 – 1985 5 Mio ECU
Abbau von Hemmnissen für Frauenerwerbstätigkeit

bestehende Rechtsvorschriften ergänzen, zusätzliche Maßnahmen in Form von „positiven Aktionen“ entwickeln

1984 Ausschuß für die Rechte der Frau im Europäischen Parlament

1986 Richtlinie zur Verwirklichung des Grundsatzes der Gleichbehandlung von Frauen und Männern in selbständiger Erwerbstätigkeit (86/613/EWG)

2. Aktionsprogramm zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen (1986 – 1990)
Chancengleichheit am Arbeitsplatz im Bereich der neuen Technologien
Gerechtere Verteilung der Pflichten und Rechte in Beruf, Familie und Gesellschaft
Auf- und Ausbau Expertinnen- und Frauennetzwerke

Sozialcharta 89
Aktionsprogramm zur Anwendung der Gemeinschaftscharta der sozialen Grundrechte

3. Aktionsprogramm zur Förderung der Chancengleichheit von Männern und Frauen 1991 – 1995
Entwicklung und Anwendung des rechtlichen Rahmens zur Chancengleichheit
Förderung der Integration von Frauen auf dem Arbeitsmarkt
Verbesserung der Stellung der Frau in der Gesellschaft

1992 Mutterschutzrichtlinie (92/85 EG)
Richtlinie zum Schutz Schwangerer am Arbeitsplatz

1992 Empfehlung des Rates zur Kinderbetreuung, Bericht zur Umsetzung von Kommission angenommen 1998

Gemeinschaftsinitiative NOW (New Opportunities for Women)

1994 Netzwerk IRIS für Ausbildungsmaßnahmen von Frauen

1994 Verankerung des Prinzips der Chancengleichheit in den Europäischen Strukturfonds

seit 1995 Kommissarsgruppe zur Chancengleichheit

1996 Richtlinie zum Elternurlaub (96/34/EG)

4. Aktionsprogramm zur Chancengleichheit von Männern und Frauen 1996- 2000
30 Mio ECU
Gender Mainstreaming! Chancengleichheit als Querschnittsaufgabe in alle Politikbereiche, Aktionsprogramme und Finanzprogramme der Eu sowie sämtliche Ebenen der EU.
Aktionsprogramme 1-3 nur für Kommission bindend, nicht für die Politik der Mitgliedstaaten, jetzt Einfluß auf nationale, regionale und lokale Ebenen

1997 Erster Jahresbericht der Kommission zur Chancengleichheit für Frauen und Männer

Sozialpolitisches Aktionsprogramm der Europäischen Gemeinschaft 1995 – 1997
Veränderung der nationalen Systeme der sozialen Sicherheit und Besteuerungssysteme so verändern, dass Frauen und Männer eigene, nicht vom Partner abgeleitete Rechte zuerkannt werden.

Verhaltenskodex der Kommission zum Grundsatz der Lohngleichheit Dezember 1995

1997 Beweislastrichtlinie 97/80/EG

5. mittelfristiges Aktionsprogramm Chancengleichheit 2001 – 2005 Gender Mainstreaming

Weißbuch zur Strukturreform der EU
Schwerpunktbereiche u.a. Vorhaben zur Frauenförderung, Verbesserung der Beschäftigungs- und Aufstiegsmöglichkeiten

Haushaltsrichtlinien für die Gleichstellung von Frauen und Männern (Anna Diamantopoulou, Vizepräsidentin der Kommission)

Antidiskriminierungsrichtlinien:
2000 Rassendiskriminierungsrichtlinie (2000/43/EG)
Richtlinie zur Anwendung des Gleichbehandlungsgrundsatzes ohne Unterschied der Rasse oder ethnischen Herkunft
Frist zur Umsetzung bis 19.7. 2003, BMI zuständig, Zeitrahmen nicht eingehalten

2000 allg. Diskriminierungsrichtlinie (2000/78/EG)
Richtlinie zur Festlegung eines allgemeinen Rahmens für die Verwirklichung der Gleichbehandlung in Beschäftigung und Beruf (Rahmenrichtlinie)
Verbot einer Diskriminierung aufgrund von Alter, Behinderung, Religion, Weltanschauung und sexueller Ausrichtung in Beschäftigung und Beruf
Frist zur Umsetzung bis 2.12.2003, BMFSFJ zuständig, Zeitrahmen nicht eingehalten

23.9. 2002 Gleichbehandlungsrichtlinie (2002/73/EG)
Zur Änderung der Richtlinie 76/207/EWG –Verbot der Diskriminierung aufgrund des Geschlechts
Frist zur Umsetzung bis 5.10.2005

Equal Opportunities Report 2000-2002 der Generaldirektion für Personalfragen der Kommission und des Gleichstellungssekretariats des EP: magere Forschritte seit 1999, anstehende Herausforderungen

November 2003 **Richtlinienvorschlag** der Kommission an Rat und Parlament zur Verwirklichung des Grundsatzes der Gleichbehandlung von Frauen und Männern beim **Zugang zu und bei der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen (**Unisextarife bei Versicherungen)
Am 30.März 2004 vom Europäischen Parlament verabschiedet, am 6. Juni 2004 im Ministerrat zur Entscheidung

02.März 2004 Entschließung zur Gleichstellung des EP (stärkere Einbeziehung von Frauen in Entscheidungsprozesse, Quoten)

Entwicklung der Rechtstellung von Frauen in Deutschland

1949 Grundgesetz Art. 3 Abs. 2

1957 1. Gleichberechtigungsgesetz, in Kraft seit 1.7.1958
Kündigungsrecht des Ehemanns für Arbeitsverhältnisse der Frau aufgehoben
elterliche Gewalt statt väterlicher, aber Stichentscheid des Vaters
Leitbild der Hausfrauenehe in § 1356 BGB
Güterstand Zugewinngemeinschaft

1977 1. Gesetz zur Reform des Ehe- und Familienrecht, in Kraft seit 1.1.1977
Zerrüttungsprinzip bei Scheidungen anstelle von Verschuldensprinzip
Paritätisches Ehemodell in § 1356 BGB

Arbeitsrecht: bis 1955 (Urt. des BAG) **Lohnabschlagsklauseln** für Frauen; tarifvertraglich verankert noch bis Anfang 80er Jahre Leichtlohngruppen

1969 Teilzeitarbeit und Beurlaubung aus familiären Gründen für Beamtinnen, 1974 ausgedehnt auf Beamte

1979 Gesetz zur Einführung eines Mutterschaftsurlaubs (Einführung Mutterschaftsurlaub, Kündigungsverbot, Lohnersatzleistungen)

1980 Arbeitsrechtliches EG-Anpassungsgesetz
§§ 611a, b, 612 Abs. 3 BGB

1985 Beschäftigungsförderungsgesetz
Maßnahmen für Berufsrückkehrerinnen

1986 Bundeserziehungsgeldgesetz

ab Mitte der 80er: EuGH Rechtsfigur der mittelbaren Diskriminierung

1989 Frauenfördergesetz NRW
Quote mit Öffnungsklausel:
Bevorzugung von Frauen in den Bereichen, in denen sie unterrepräsentiert sind,

bei gleicher Qualifikation, Eignung und Leistung, wenn nicht in der Person eines Mitbewerbers liegende Gründe überwiegen.
1995 Kalanke Urteil des EuGH gegen Bremische Quote
1997 Marschall Urteil des EuGH Bestätigung der NRW-Quote

1992 Nachtarbeitsbeschluß des BVerfG zum Nachtarbeitsverbot für Arbeiterinnen

1992 BAG Frage nach Schwangerschaft bei Einstellung unzulässig
1994 EuGH keine Anfechtung bei Beschäftigungsverboten

1994 Änderung des Arbeitszeitrechts
Aufhebung der Beschäftigungsverbote für Frauen

1994 2. Gleichberechtigungsgesetz des Bundes (Frauenfördergesetz des Bundes, Beschäftigtenschutzgesetz, Änderung der §§611a, b, 612 Abs. 3 BGB, Bundesgremienbesetzungsgesetz)

1996 Rechtsanspruch auf Kindergartenplatz

2001 Reform des Erziehungsgeldgesetzes
Erziehungsgeld, Elternzeit, Rückkehr auf gleichwertigen Arbeitsplatz

2001 Recht auf Teilzeitarbeit nach Teilzeit- und Befristungsgesetz (TzBfG)

2001 Bundesgleichstellungsdurchsetzungsgesetz für den Öffentlichen Dienst, Nachbesserung des Frauenfördergesetzes des Bundes

2001 Vereinbarung zur Förderung der Chancengleichheit in der Privatwirtschaft, kein Gleichstellungsgesetz

2002 Urteil des BVerwG: Meistergründungsprämie NRW: Es bestätigt das Recht (und die Pflicht) des Staates, Frauen durch spezifische Regelungen im Subventionsbereich zu fördern

1999 630-Mark-Gesetz für ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse (EuGH: Urlaub, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall)
2003 Hartz-Konzept: Minijob-Gesetz und Gleitzone, Ich-AGs

Zukünftige Auswirkungen der neuen Gleichbehandlungsrichtlinie

Alle **Rechts- und Verwaltungsvorschriften diskriminierungsfrei** gestalten
Alle **Bestimmungen** in Arbeits- und Tarifverträgen, Betriebsordnungen und Statuten der freien Berufe, der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen

Präventive Maßnahmen der Arbeitgeber:
Maßnahmen ergreifen, um allen Formen der Diskriminierung aufgrund des Geschlechts vorzubeugen
Erweiterung der Personal- und Organisationsentwicklung,
(Gleichbehandlung der Geschlechter als Führungs- und Querschnittsaufgabe, Fortbildung der Führungskräfte, gleichstellungsorientierte Personalplanung und Arbeitsorganisation)

Klage und Schlichtung bei vermuteter Diskriminierung

Verbandsklage, prozessuale Unterstützung
D muß sicherstellen, dass *Verbände, Organisationen und andere juristische Personen (…) sich entweder im Namen der beschwerten Person oder zu deren Unterstützung und mit deren Einwilligung an den (…) Gerichts- und/oder Verwaltungsverfahren (…) beteiligen können.*

Schadensersatz
Bei Verstößen muß der betroffenen Person der Schaden *tatsächlich und wirksam ausgeglichen oder ersetzt* werden, *wobei dies auf eine abschreckende und dem erlittenen Schaden angemessene Art und Weise geschehen muß.*

Gleichbehandlungsstelle
Aufgabe: Verwirklichung der Gleichbehandlung aller Personen ohne Diskriminierung aufgrund des Geschlechts zu fördern, zu analysieren, zu beobachten und zu unterstützen.
Unabhängige Untersuchungen zum Thema Diskriminierung durchzuführen
Unabhängige Berichte zu veröffentlichen und Empfehlungen zu allen Aspekten vorzulegen, die mit diesen Diskriminierungen in Zusammenhang stehen

Definitionen zu unmittelbarer und mittelbarer Diskriminierung

Die Gleichstellungsbeauftragte informiert

FernUniversität in Hagen

Frauenvorträge an der FernUniversität

Falten oder Facelifting? Das Bild des Alters in Kunst und Alltagskultur

Birgit Schulte

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Prolog: Botox oder das Bildnis des Dorian Gray	1
2. Definitionsfragen: Die Lebensalter	4
3. Bedrohung: Krankheit und Tod	12
4. Status: Wohlstand oder Abstieg	15
5. Ansichten: Bildliche Alterungsprotokolle	22
6. Realität: Schönheit ohne Norm	25
7. Falten oder Facelifting: Jugenderhalt als Lebensaufgabe	30
8. Verfall und Vollendung: Fremdbild und Selbstbild	37

Dr. BIRGIT SCHULTE

Vortrag an der FernUniversität in Hagen am 16. Februar 2004

Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

ISSN 1438-9606

Redaktion: Ulrike Schultz, ZFE / Gleichstellungsstelle

Gestaltung: Reinhard Rollbusch, ZFE

Herausgeber: Der Rektor

© 2005 FernUniversität in Hagen und die Autorin

BIRGIT SCHULTE

Falten oder Facelifting? Das Bild des Alters in Kunst und Alltagskultur

Die Kunst hat zu allen Zeiten Bilder des alten Menschen geschaffen. Nicht nur im Museum, auch in unserer Alltagskultur, in Zeitungen, Zeitschriften, im Fernsehen und besonders in der Werbung, begegnen wir Bildern vom Alter, die Zeugnis ablegen von unserem kollektiven und individuellen Umgang mit dem Altern. Verschiedene Aspekte, die sich aus überlieferten und aus heutigen Bildern herauslesen lassen, lassen sich in acht kaleidoskopischen Betrachtungen vor Augen führen:

1. Prolog: Botox oder das Bildnis des Dorian Gray
2. Definitionsfragen: Die Lebensalter
3. Bedrohung: Krankheit und Tod
4. Status: Wohlstand oder Abstieg
5. Ansichten: Bildliche Alterungsprotokolle
6. Realität: Schönheit ohne Norm
7. Falten oder Facelifting: Jugenderhalt als Lebensaufgabe
8. Verfall und Vollendung: Fremdbild und Selbstbild

1. Prolog: Botox oder das Bildnis des Dorian Gray

Vor gut 100 Jahren lebte in England ein junger Mann von zwanzig Jahren, dessen faszinierender Schönheit sich kaum jemand entziehen konnte. Er geriet unter den Einfluß eines dekadenten, zynischen Dandys, der ihm einredete, ewig jung und schön bleiben zu wollen. Mit geradezu religiöser Inbrunst sprach der junge Mann den Wunsch aus, an seiner Stelle möge ein Bildnis altern, das ein Künstler von ihm gemalt hatte. Er sei bereit, dafür seine Seele zu geben. Das Schicksal gewährte ihm seinen Wunsch. Erst im Laufe seines immer lasterhafter ausschweifenden Lebens in gleichmäßig makelloser Schönheit und Jugend, wurde sich der junge Mann zunehmend seines Identitätsverlustes bewußt. Eines Tages bemerkte er mit Entsetzen, daß sein Portraitbild sich kontinuierlich

verwandelte. Das gemalte Alter Ego unterlag einem körperlichen und seelischen Verfall. Eines Tages, viele Jahrzehnte später, stach der immer noch junge Mann in Selbsthaß und Lebensüberdruß auf das häßliche Bildnis ein, um diesem Spiegelbild seines Innern nicht länger standhalten zu müssen. Damit aber zerstörte er sein wahres Ich. Als seine Diener ihn fanden, sahen Sie an der Wand ein herrliches Portrait ihres Herrn, in all seiner wunderbaren, erlesenen Jugend und Schönheit. Auf dem Fußboden lag ein Toter, ein Messer im Herzen. Er war verwelkt, voller Runzeln und von abstoßendem Aussehen.

Der junge Mann, namens Dorian Gray, entstammt dem berühmten Roman von Oscar Wilde (1854 – 1900), dessen moralische Erzählung „Das Bildnis des Dorian Gray" (1890/91) sich gegen einen bedingungslosen Ästhetizismus richtete, bei der die Einheit von Körper und Seele verloren geht.

Die Erzählung läßt sich fortsetzen: Ein Zeitsprung führt in das Jahr 2002 und über den Atlantik nach Westen, in die USA. In einem Hotel in Las Vegas findet eine rauschende Party statt. Attraktive Frauen und Männer jeglichen Alters, feiern ausgelassen mit Champagner. Von Zeit zu Zeit verschwindet der Eine oder die Andere von ihnen in einem Nebenzimmer, um nach einer halben Stunde entspannt und scheinbar verjüngt wieder in das Party-geschehen einzutauchen. Was geschieht dort hinter den Kulissen? – Während es vor 100 Jahren noch eines Künstlers bedurfte, um ein Idealportrait von sich herstellen zu lassen und danach seine Seele zu verkaufen, ist heute ein Schönheitschirurg zu Diensten, der mit Hilfe einer kleinen Injektion und gegen stattliches Honorar den Gästen zwar nicht ewige, doch eine circa drei bis vier Monate anhaltende Jugend gewährleistet. Wiederholungen dieses Vorganges sind, glaubt man/frau den Aussagen des Schönheitsexperten, unbegrenzt möglich.

Diese zweite Geschichte aus der Gegenwart stammt von Paul Nassif, einem Schönheitschirurgen aus Beverly Hills. Im Gegensatz zu Oscar Wildes Roman ist Nassifs Geschichte keine Fiktion. Er selbst ist Veranstalter der sogenannten Botox-Cocktail-Parties in teuren Hotels im Westen Amerikas. Sein Verjüngungsmedium ist das biologische Gift Botulinum Toxin des Bakteriums Clostri-

dium Botulini, das „Wunder aus der Spritze", wie der Vorsitzende des US-Verbandes für Schönheitschirurgie, Malcolm Paul schwärmt.[1]

Wer also schöner und jünger werden will, muß sich vergiften lassen. Das Bakteriengift, das Muskeln bis zum Exitus lähmen kann, hemmt lediglich ein wenig die Signalübertragung zwischen Nerven und Muskelzellen. Falten und Runzeln verschwinden von Stirn, Augenpartie oder Hals. Abgesehen von möglichen Blutergüssen, Übelkeit oder hängenden Lidern besteht der kleine Nachteil darin, „daß die leicht paralysierten Muskeln nicht länger dem Innenleben in seiner vollen emotionalen Fülle gewachsen sind, also etwa die vor Angst, Schreck, Wut oder Zorn zerfurchte Stirn als Ausdrucksmittel entfällt.

Ganz Hollywood stöhnt bereits unter dem Ausdrucksmangel seiner erst subkutan und dann expressiv geglätteten Stars. Ein Regisseur wie Martin Scorsese, der auch schon mal gern eine Zornesfalte sehen möchte, muß sich mit permanent verklärten Mienen zufriedengeben und fühlt sich bereits zum Drehen im Wachsfigurenkabinett verdammt."[2] Der Regisseur von „Moulin Rouge", Baz Luhrmann, klagte ebenfalls über Botox-Mißbrauch durch Schauspielerinnen, deren Mimik völlig ausgelöscht ist.[3] – Die groteske Hollywood-Szenerie ist ein Symptom des Umgangs mit dem Alter in unserer Zivilisation. Heute gilt das Postulat: Jede und jeder kann so jung erscheinen, wie sie oder er sich machen läßt.

1 Vgl.: Eine Biowaffe gegen Falten, in: Frankfurter Rundschau, 6. März 2002; Gift glättet schlaffe Haut, in: Frankfurter Rundschau, 23. April 2002.

2 Jordan Mejias: Update. Habe ich auch nur eine einzige Runzel im Gesicht? in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. Februar 2002.

3 Vgl.: Frankfurter Rundschau, 6. Februar 2002; Vgl.: Pressemitteilung einer Schönheitsklinik (sic!) in Baden-Baden: „Bakteriengift kann niemals Psychotherapie ersetzen." – Zit. nach: Aufgespießt, in der Frankfurter Rundschau, 25. April 2002.

2. Definitionsfragen: Die Lebensalter

Was – welche Eigenschaft oder welchen Zustand – bezeichnet eigentlich das Adjektiv ‚alt'? Ein Neugeborenes mit seiner verschrumpelten Haut kann bereits ganz schön alt aussehen. Oder ist ein dreijähriges Kind schon ‚alt'? In unserem Sprachgebrauch ist es dies bereits, denn schließlich formulieren wir: es ist drei Jahre ‚alt'. Sind oder werden wir also von Geburt an alt? Oder doch erst später? Ab wann genau? Bevor wir alt sind oder werden, sind wir qua definitionem jung. Doch bis zu welchem Alter sind wir jung? Wer definiert und bestimmt, ab wann das Alter beginnt? Die Gesellschaft? Das Individuum selbst?[4]

Bild 1:
„Wenn ich einmal alt bin, werde ich Privat-Rentner"; Werbeanzeige der deutschen Versicherungswirtschaft, 1999

Wenn Kinder klein sind, möchten Sie gerne schnell groß, sprich: älter werden. Der Wunsch nach dem Älterwerden läßt allerdings mit zunehmendem Alter deutlich nach. ‚Alt' ist interessanterweise ja nicht nur der Gegensatz von ‚jung', sondern auch von ‚neu'. Dem Alter scheint daher das Konservative innezuwohnen. Im Zuge der allgemeinen Beschleunigung in unserer Gesellschaft veraltet das Neue immer schneller. Möglicherweise wird dieses Phänomen auf den Alterungsprozeß übertragen.[5]

Ginge es nach der Versicherungsbranche, so wäre es nie zu früh, an das Alter zu denken. Eine Werbung mit einem bebrillten Baby, das über seine zukünftige Rente sinniert, übermittelt uns die Botschaft, daß wir die Angst vor dem Alter bereits mit der Muttermilch einsaugen, sprich: verinnerlichen müssen. (Abb. 1) Die Relativität unserer körperlichen Existenz bewirkt, wie Freud erkannte, eine tiefe Kränkung und fundamentale Verunsicherung. Wie ein Menetekel schwebt die Angst vor dem Alter über unserem Dasein, augenscheinlich von Geburt an. Von Beginn an müssen wir uns mit dem Alter auseinandersetzen und uns darauf vorbereiten – intellektuell, physisch und auch materiell.

4 Vgl.: Norbert Bolz: Die alterslose Gesellschaft. Oder: Warum wir den Begriff des Alters neu definieren müssen, in: Die Macht des Alters. Strategien der Meisterschaft, Ausstellungskatalog Berlin, Bonn, Stuttgart 1998/99, S. 216 – 218.

5 Vgl.: Bolz, 1998/99.

Ab wann ist man/frau eigentlich ‚alt'? Diese Frage kann weder epochenübergreifend noch ein für allemal beantwortet werden.[6] Eine historische Überlieferung kann diese Feststellung illustrieren: als Ludwig der XIV. im Jahr 1684 seine zweite Ehe einging, bezeichnete seine Braut, Madame des Maintenon, den Sonnenkönig als ‚Greis'. Der französische Herrscher war 47.[7] Die Anekdote belegt, daß das Alter eine soziale Konstruktion ist, die wesentlich von der durchschnittlichen Lebensdauer abhängt. Früher war die Lebenserwartung so gering, daß entweder der Tod die Menschen aus ihrem aktiven Erwerbsleben – zum Beispiel als Schumacher oder Spinnerin im 17. Jahrhundert – herausriß oder die Spanne zwischen dem Ende des aktiven Daseins und dem Lebensende sehr kurz war. (Abb. 2)

Bild 2:
Quiringh van Brekelenkam: Alter Schuhmacher und spinnende Frau, 1653, Öl auf Holz; Deutscher Privatbesitz

Heute scheiden Millionen von Menschen in reifem Alter aus dem Berufsleben aus, ohne wirklich alt zu sein, wie das elegante Paar aus einer LBS-Zeitschrift. (Abb. 3) „Männer und Frauen verfügen heute über eine zusätzliche disponible Lebenszeit von zwanzig Jahren (zwischen dem 60. und 80. Lebensjahr), das heißt, eine Zeit, die so lang ist wie Kindheit und Adoleszenz zusammen."[8] Für Frauen, die im Durchschnitt länger leben als Männer, gilt dies in ganz besonderem Maße.

Bild 3:
Entspannter Dialog eines älteren Paares; in: LBS-aktuell, Juli/August 2001

6 WHO-Definition: 60 – 75 Jahre = ältere Menschen, 75 – 90 Jahre = alte Menschen, älter als 90 = Hochbetagte, über 100 = Langlebige. Die durchschnittliche Lebenserwartung von Frauen in Deutschland beträgt 78,8 Jahre, die von Männern 72,6 Jahre (Daten für 1997); für 2003 Geborene beträgt die Lebenserwartung bereits 81,1 bzw. 75,1 Jahre. Im Jahr 2050 werden 30% der deutschen Bevölkerung älter als 60 Jahre sein, 50% älter als 48 Jahre. Quelle: Frankfurter Rundschau, 10. Dezember 2003, S. 28.

7 Vgl.: Antoine Prost und Gérard Vincent (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens. Bd. 5: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Augsburg 1999, S. 284.

8 P. Paillat, zit. nach: Prost, Vincent, 1999, S. 287.

Bild 4:
Christian Faul: o. T., 1996, Öl auf Pappelholz

Bild 5:
"When I'm eighty-four", Modefotografie eines weiblichen Senior-Models, 1997

Doch wer und wie sind sie eigentlich, diese Anderen, die Alten? Wie sieht es eigentlich aus, das Image, das Bild vom Alter? Zahllose Bilder aus Kunst, Werbung und Alltagsleben machen deutlich, daß es *das* Bild vom Alter nicht gibt. Tatsächlich existieren viele Facetten und gegensätzliche Beschreibungen dieses Zustandes: ob eine zahnlose, aufgedunsene, apathische Alte auf einem zeitgenössischen Gemälde von Christian Faul, oder die Mode-Fotografie eines attraktiven weiblichen Senior-Models – zwei Frauen jenseits der 80, doch geradezu antithetische Positionen verkörpernd. (Abb. 4 und 5)

Selten sehen wir eine ‚neutrale' Schilderung des alten Menschen. Irgendeine Bedeutung oder Bewertung scheint in den Darstellungen sowohl früherer Jahrhunderte als auch der aktuellen Gegenwart immer mit zu schwingen. Da das Alter überwiegend negativ bewertet und angstbesetzt war und ist, taugen die Alten, das heißt die das Altsein verkörpernden Menschen, kaum als Identifikationsobjekt. – Doch wodurch gewinnen wir unsere Vorstellungen vom Alter?

Das Bild vom Altern, das Image des Alters, das jeder von uns im Kopf hat, ist individuell geprägt. Irgendwann registrieren wir als Kind, daß es Menschen gibt, die vor uns auf der Welt waren. Diese Erkenntnis beziehen wir zuerst auf unsere Eltern. Jede/r von uns erinnert sich sicher daran, daß uns, in einem Alter, als wir noch nicht bis zehn zählen konnten, die 30jährige Mutter unglaublich alt vorkam. Wie uralt erst müssen uns die vielleicht 60jährigen Großeltern erschienen sein? Waren Sie noch aktiv und rüstig, haben sie mit uns gespielt und erzählt, oder waren sie bereits hinfällig oder krank? Haben wir womöglich den qualvollen Sterbeprozeß eines Familienmitglieds miterlebt als Kind? Diese ersten Eindrücke prägen unsere individuelle Vorstellung vom Alter und vom Ende des Lebens gewiß nicht unwesentlich. Das Gemälde aus der Renaissance von Domenico Ghirlandaio wie die aktuelle Werbeanzeige, mit ihrem innigen Großvater-Enkel-Verhältnis, veranschaulichen positiv besetzte Wunschvorstellungen des Generationenverhältnisses innerhalb der Heile-Welt-Familie. (Abb. 6 und 7)

Bild 6:
Domenico Ghirlandaio: Bildnis eines alten Mannes mit einem Knaben, um 1488, Tempera auf Holz; Paris, Louvre

Bild 7:
Zeitschriften-Werbeanzeige für Kachelöfen; in: Das Haus, 7-8/2001

Bild 8:
Jan Miense Molenaer: Bildnis der Familie Ruychaver-van der Laen – Die Vier Lebensalter und die fünf Sinne, um 1630, Öl auf Leinwand; Amsterdam, Museum van Loon

Familienbildnisse bieten die Gelegenheit zu einer kombinierten Schilderung sämtlicher Lebensalter, vom Baby bis zum Greis. Sie erfreuten sich vom Barock bis ins 19. Jahrhundert großer Beliebtheit. Die Harmonie zwischen allen Altersstufen wird auf einer solchen Bühne des Lebens propagiert, wie in dem Gemälde Jan Miense Molenaers von 1630. (Abb. 8)

Bild 9:
Patchwork-Kleinfamilien und Singles; in: Das Haus, 7-8/2001

In der Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts ist dieser Typus des Großfamilien-Portraits kaum noch anzutreffen. Seit einigen Jahrzehnten dominieren in unserer westlichen Gesellschaft zunehmend die Patchwork-Kleinfamilien sowie Paar- oder Single-Haushalte, die somit auch unsere Wahrnehmung bestimmen. (Abb. 9) Maximal zwei Altersstufen werden hier zusammen gesehen. Scheinbar haben die Generationen innerfamiliär weniger miteinander zu tun.

Das Wunschbild einer harmonischen Verständigung zwischen den Generationen ist überwiegend in der eher realitätsfernen oder realitätsbeschönigenden Werbung anzutreffen. Gleiche Interessen und dieselbe Vitalität von Jung und Alt, suggeriert eine britische Schuhreklame, in der zwei Twens eine rüstige Mitt-Siebzigerin hüpfend flankieren. (Abb. 10)

Bild 10:
Zeitungs-Werbeanzeige für Church's-Footwear; in: Die Zeit, Nr. 10, 1. März 2001

Die Realität bildet dagegen die Fotografie einer Nachrichtenagentur ab, auf der ein junger Punk auf einer Bank zwischen zwei alten Damen sitzt. (Abb. 11) Obwohl zwei der drei Personen, der Junge und eine der Frauen, mit derselben Tätigkeit beschäftigt sind, dem Essen, bestimmt Isolation anstatt Kommunikation die Atmosphäre.

Bild 11:
Junger Punk und zwei alte Frauen auf einer Bank; 90er Jahre des 20. Jh.

Bild 12:
Anthonis van Dyck: Susanna und die beiden Alten, um 1625, Öl auf Leinwand; Alte Pinakothek München

Das Thema des Altersunterschieds, besonders bei dem ungleichen Paar, fasziniert Künstler wie Betrachtende seit Jahrhunderten. Bei dem Paar-Motiv kommt der Aspekt der Erotik ins Spiel. Als abschreckendes Sittenbild im Rahmen der christlichen Morallehre fungierte die Darstellung der biblischen Geschichte der keuschen Susanna mit den beiden begehrlichen Alten, deren lasterhafte Begierde durch Hinrichtung bestraft wird. (Abb. 12)

Bild 13:
Dessous-Werbeanzeige mit dem alten Posträuber Ronald Biggs und zwei Dessous-Models, 2001

Der Lächerlichkeit preisgegeben wird hingegen der greise Posträuber Ronald Biggs, den eine britische Wäschefirma in ihrer Werbung als grotesk-würdelose Assistenzfigur für zwei mit phallischen Polizei-Schlagstöcken agierende, frivole Dessous-Models mißbraucht. (Abb. 13)

Wesentlich seltener als die Kombination des alten Mannes mit der jungen Schönen, war und ist bis heute, in der Realität wie im Bild, die Paarkonstellation der alten Frau mit jungem Liebhaber anzutreffen. In einem niederländischen Genrebild von Godfried Schalcken aus dem späten 17. Jahrhundert, lockt eine Greisin einen Papagei mit einem Leckerbissen, was als Anspielung auf ihr Verhältnis zu dem jungen Kavalier zu verstehen ist.[9] (Abb. 14)

Bild 14:
Godfried Schalcken: Alter Frau und junger Kavalier mit Papagei, 1675-80, Öl auf Holz; Privatbesitz Deutschland

Zu einem Kultfilm avancierte 1971 der Kino-Publikumserfolg „Harold und Maude“. (Abb. 15) Er rührte an ein grundsätzliches und tragisches Tabu, das er mit wunderbarer Leichtigkeit zu demontieren suchte: dürfen Menschen, die der Großelterngeneration angehören, eine vitale Sexualität leben, die sich in der Liebe zu einem oder einer Jüngeren manifestiert? Während alten Männern sexuelle Wünsche noch zugestanden werden, so erscheinen diese bei älteren Frauen als geradezu obszön. Moralische Be- und Entwertungen, im Zusammenhang mit Sexualität im Alter, sind noch heute deutlich geschlechtsspezifisch geprägt. – Doch möglicherweise sind Bilder von ungleich alten Liebespaaren generell so schwer zu ertragen, weil in ihnen die Liebe auf Zeit krass in Erscheinung tritt. Sie zerstören die Illusion unbegrenzter Partnerschaft, indem sie uns in der Gestalt des älteren Partners mit dem nahenden Ende des Lebens konfrontieren.[10]

Bild 15:
Film-Still aus: „Harold und Maude“, 1971, mit Bud Cort und Ruth Gordon

9 Das Wort Vogel stand damals substantivisch für das männliche Geschlechtsorgan, das abgeleitete Verb für die Ausübung des Geschlechtsverkehrs. – Vgl.: Bilder vom alten Menschen in der niederländischen und deutschen Kunst 1550 –1750, Ausstellungskatalog Braunschweig 1993, S. 192.

10 Vgl.: Micha Hilgers: Es bleibt ihnen nur eine Liebe auf Zeit. Paare mit großem Altersunterschied stellen die Illusion unbegrenzter Partnerschaft in Frage: Zumutung und Tabu-Bruch, in: Frankfurter Rundschau, 20. Februar 2001.

3. Bedrohung: Krankheit und Tod

In dem Wort ‚Alter' bzw. ‚Lebensalter', egal mit welcher Zahl es verbunden wird, ist das Attribut ‚alt' schon enthalten, es ist ihm eingeschrieben. Der Alterungsprozeß ist auf diese Weise stets mitgemeint. Man/frau könnte insofern davon ausgehen, daß Altern ein normaler, ein natürlicher Prozeß ist, dem wir alle – ja was eigentlich? – unterliegen, ausgeliefert sind. Diese Verben der Niederlage und Unterwerfung bezeichnen nur allzu deutlich, daß Altern negativ bewertet ist. Warum sollte es sonst bekämpft werden, wie ein Gegner? Dies suggeriert die inzwischen allgegenwärtige Wortschöpfung „ANTI-Aging". Wogegen werden hier eigentlich die medizinisch-biologisch-chemischen Waffen aufgefahren?[11] Gegen die Natur, die biologische Uhr? Gegen das Unausweichliche, den biologischen Skandal des Todes? Gegen die Bedrohung durch die beängstigende Endlichkeit des Fleischlichen?[12] Oder letztlich gegen das Image von Verfall, Krankheit, Tod, Armut und Einsamkeit, das niemand gerne verkörpern möchte? „Angst ist also sicherlich ein wesentlicher Punkt für die negative Besetzung des Alters, denn die einzige Alternative, die wir haben, heißt: vorzeitig sterben oder altern. Beide Wege sind nicht sonderlich attraktiv." [13]

Bild 16:
Hans Schäufelein: Der Tod und die Lebensalter, Einblattholzschnitt, um 1517

Die Angst vor dem Alter, in Verbindung mit der zur Neige gehenden Lebenszeit, ist als Bildthema in der gesamten Kunstgeschichte bis heute präsent. In einem Lebensalter-Holzschnitt von Hans Schäufelein (Abb. 16) geht es um das Ablaufen der biologischen Uhr, um den menschlichen Alterungsprozeß, der den Menschen um 1500 wie heute noch bedrohlich erscheint.

11 Ärzte und Wellnessangebote verstehen unter Anti-Aging-Konzepten ein Bündel medizinisch überwachter Maßnahmen, u. a. auch „Coaching für das Lifestyle Management".

12 Vgl.: Florian Rötzer: Unsterblichkeit und Auferstehung von den Toten, in: Die Macht des Alters, 1998/99, S. 232 – 237.

13 Utz Jeggle: Sexualität im Alter, in: Späte Freiheiten. Geschichten vom Altern. Neue Lebensformen im Alter, hrsg. von Cornelia Foerster u. a., München 1999, S. 49 – 56, ebd. S. 51.

Mit drastischer Realistik, gestaltete der italienische Renaissancekünstler Giorgione 1508 das Bild einer alten Frau, die schicksalsergeben auf sich weist, mit einem Zettel in der Hand, dessen Inschrift „col tempo“ – „mit der Zeit“ lautet. (Abb. 17) Die den Betrachter fixierende Alte wird zum lebendigen Beispiel der zerstörenden Macht der Zeit. Die Vanitas, die Vergänglichkeitssymbolik begegnet uns in Gestalt eines berührenden Menschenbildes.

Bild 17:
Giorgione: La Vecchia, um 1507/08; Venedig, Gallerie dell’ Academia

Nichts ist so sicher wie das Ende des Lebens. Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis, richteten die Menschen zu Zeiten, als der christliche Glaube noch das Fundament ihrer Lebensgestaltung bildete, ihre Hoffnung auf den gütigen Gottvater, als den Herrn über Leben und Tod, um dessen Thron sich die guten Menschen nach ihrem Tod versammeln. Die patriarchale Religion imaginierte Gott als bärtigen alten Mann, beispielhaft in einem Gemälde von Jacob de Wet von 1647 (Abb. 18). – Seit rund 100 Jahren wird dagegen der Wunsch, das Alter beziehungsweise den Tod aufzuhalten, zunehmend auf die ‚Halbgötter in Weiß‘ projiziert, die somit bildwürdig wurden.

Bild 18:
Jacob Willemsz. de Wet: Die vierundzwanzig Ältesten vor dem Thron Gottes, 1647, Öl auf Leinwand; Kopenhagen, Statens Museum for Kunst

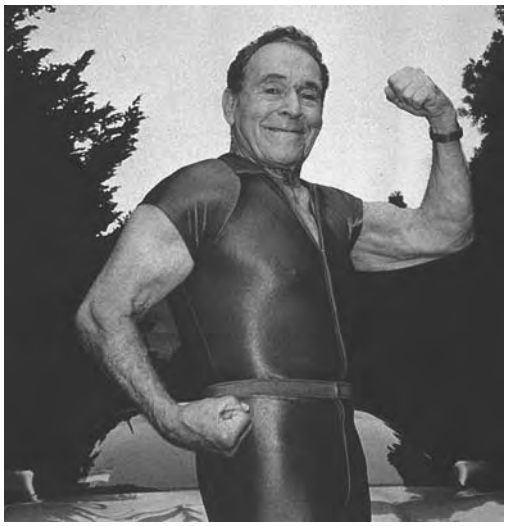


Bild 19:
Jack LaLanne, der Begründer des Bodybuilding, im Alter von 83 Jahren, 1998

Inzwischen setzt sich die Einsicht durch, daß eigene Aktivität ebenfalls dem Alterungsprozeß Einhalt gebieten kann und Alter nicht unausweichlich mit Verfall gleichgesetzt werden muß. „Gott hat uns kein Alterslimit gesetzt, nach dem wir nicht mehr hart an unserem Körper trainieren sollen. (...) Alte Leute fühlen sich alt, sobald man ihnen sagt, daß sie es sind. Die Menschen sterben nicht wegen ihres hohen Alters, sie sterben aufgrund von Disziplinlosigkeit,"[14] propagiert der Begründer der Bodybuilding-Bewegung, der 83-jährig stolz seinen gestählten Körper vorführt (Abb. 19). Indem die Selbstverantwortung an die Stelle des Schicksals tritt, beziehungsweise das Schicksal aktiv gestaltet wird, wird das Altsein und vor allem das damit unter Umständen verbundene Gebrechlich-Sein mit der Schuldfrage verbunden.

Bild 20:
Zeitschriften-Anzeige zur Vorsorgeuntersuchung für Darmkrebs, gesponsort von der Felix Burda-Stiftung für Krebsforschung;
in: Das Haus, 7-8/2001

Doch selbst dann, wenn der Mensch sportlich aktiv ist, gewährleistet dies nicht den sicheren Schutz vor Krankheit. Der attraktive Sechziger mit den grauen Schläfen greift einen Golfball, der, laut Anzeigentext, „genauso groß ist wie der unentdeckte Tumor in seinem Darm". (Abb. 20) Das weitverbreitete Zeitschrifteninserat schürt die Angst vor tödlichem Krebs im Alter und propagiert entsprechende Gesundheitsvorsorge.

Bild 21:
Hogli: Karikatur „Früher war die doch mal in unserem Alter!", o. J.

Schließlich müssen wir einsehen, daß Verleugnung und Verdrängung des Alterungsprozesses und seiner unangenehmen bis bedrohlichen Begleiterscheinungen keine Lösung ist, wie uns die Karikatur über die beiden Vierzigerinnen, mit ihrer Behauptung „Früher war die doch mal in unserem Alter!", ironisch vorführt (Abb. 21).

14 Jack Lalanne, der Begründer der Bodybuilding-Bewegung, im Alter von 83 Jahren, in einem Interview mit Tom Kummer; in: Süddeutsche Zeitung, Magazin vom 13. März 1998, o. S..

4. Status: Wohlstand oder Abstieg

Neben dem physischen Status des alternden oder alten Menschen, ist der gesellschaftliche Status nicht minder wesentlich bei der Einschätzung des individuellen Wohlbefindens und der negativen oder positiven Bewertung dieser Lebensetappe. Kriterien sind die materielle Situation einerseits und andererseits die sozialpsychologischen Faktoren der Akzeptanz, Anerkennung und Integration.

Der lebenslange Prozeß des Alterns ist im Grunde genommen gekoppelt an eine ständige Wertschöpfung, betrachtet man/frau ihn unter dem Aspekt der Wissensvermehrung und des Erkenntnisgewinns. Schließlich ist das Alter des Menschen einzigartig: unter den Lebewesen überlebt nur der Mensch sein Reproduktionsalter. Seine Aufgabe ist demnach die Vermittlung von Kulturleistungen an die nachfolgende Generation.[15] Die Träger und Trägerinnen dieses Wissens waren besonders in früheren Gesellschaften hoch geachtet. Der Typus des gelehrten Heiligen, wie in einer Darstellung des heiligen Hieronymus von Abraham Bloemart aus der Barockzeit um 1630, (Abb. 22) findet seine Fortsetzung im 20. und 21. Jahrhundert in den Bildnissen mächtiger Wissenschafts-, Wirtschafts- oder Politikvertreter. Beispielsweise zeigt ein fotografisches Portrait Konrad Adenauers von Chargesheimer aus dem Jahr 1954, den einflußreichen Politiker im sogenannten „biblischen Alter" und inszeniert ihn mittels kontrastreich dramatischer Ausleuchtung als Ikone. (Abb. 23)

Bild 22:
Abraham Bloemaert: Der Heilige Hieronymus bei Kerzenlicht lesend, um 1630, Öl auf Leinwand; Milwaukee, Wisconsin, Sammlung Alfred und Isabel Bader

Bild 23:
Chargesheimer: Konrad Adenauer, 1954, Fotografie, Gelatinesilber; Köln, Museum Ludwig

15 Vgl.: Ursula Eymond, Raimund Beck: Dem Alter ein Bild geben, in: Späte Freiheiten, 1999, S. 33 – 34.

Bild 24:
Rembrandt Harmensz. van Rijn: Die lesende Prophetin Hannah, 1631, Öl auf Holz; Amsterdam, Rijksmuseum

Die Zuschreibung von Bildung und Wissen galt zwar hauptsächlich, aber nicht ausschließlich dem männlichen Geschlecht. Den alttestamentarischen Propheten waren Prophetinnen zugesellt, die ebenfalls religiöse Weisheiten verkündeten. Rembrandt schilderte beispielsweise 1631 die lesende Prophetin Hannah. (Abb. 24) Weisheit und Wissen, auch wenn sie heute eine immer kürzere Halbwertzeit zu besitzen scheinen, sammeln sich in alten Männern und Frauen, deren Erinnerung und Lebenserfahrung von Jüngeren produktiv genutzt, sozusagen recycelt werden kann.[16]

Bild 25:
Mitarbeiterin des Senior Experten Service, Bonn, in der Entwicklungshilfe

Die Weitergabe von Qualifikationen, von persönlichen Kompetenzen, beruflichem Know-How und Erfolgswissen, organisieren heute gesellschaftliche Initiativen wie der „Senior Experten Service“ (gegr. 1983) oder „Alt hilft jung“ (gegr. 1986), in der sich Männer wie Frauen engagieren, wie etwa eine Seniorin in der Entwicklungshilfe aus einer politischen Broschüre. (Abb. 25)

16 Vgl.: Bazon Brock: Warum diese Ausstellung? In: Die Macht des Alters, 1998/99, S. 11-21.

Die Wertschätzung der Altersweisheit drückt sich in gesellschaftlichen Positionen aus, in denen der alte Mensch die Chance hat, sein Wissen weiterzugeben sowie Einfluß zu nehmen. Den „Regentinnen des Altmännerhauses zu Haarlem“ im 17. Jahrhundert, wie sie Frans Hals 1664 schilderte (Abb. 26), mögen heute die Vertreterinnen und Vertreter des Landesseniorenausschusses der DAG entsprechen. (Abb. 27) Gesellschaftliche und politische Einflußnahme ist im Alter möglich und wertet diese Lebensphase maßgeblich auf, in der Eigen- wie in der Fremdwahrnehmung.

Bild 26:
Frans Hals: Die Regentinnen des Altmännerhauses zu Haarlem, 1664, Öl auf Leinwand; Haarlem, Frans Hals-Museum

Bild 27:
VertreterInnen des Landes-Seniorenausschusses Berlin-Brandenburg innerhalb der DAG, Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, Bonn

Bild 28:
Ferdinand Georg Waldmüller: Großmutter mit drei Enkeln, 1854

Im 19. Jahrhundert hütete die Großmutter die Enkelschar, von Malern wie Ferdinand Georg Waldmüller 1854 als Idyll festgehalten. (Abb. 28)

Bild 29:
Zeitungsanzeige der Bundesanstalt für Arbeit; in: Frankfurter Rundschau, 17. September 2001

Im 21. Jahrhundert tritt eine habilitierte Frau Mitte 50 als Gründerin einer internationalen Universität in Vorbildfunktion auf. „50 plus. Die können es – kompetent, leistungsstark, flexibel", wirbt die Bundesanstalt für Arbeit mit einer hoch qualifizierten Frau für ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer.[17] (Abb. 29)

17 Anzeige in: Frankfurter Rundschau, 17. September 2001.

Im Gegensatz hierzu, fanden und finden sich arme alte Menschen auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie. Altersarmut ist ein Faktum, auch im rentenversicherten Zeitalter. Hiervon zeugen sozialpolitische Aktionen, die mittels Anzeigen Spendensammlungen für alte Menschen unterhalb des Existenzminimums propagieren. (Abb. 30)

Bild 30:
Plakat der Aktion ‚Pro Senectute' – ‚Für das Alter': „Das Alter geht uns alle an", Sammlung in der Schweiz 1997

Während in einem solchen Kontext die Abhängigkeit betagter Personen von sozialpolitischem Engagement und von der Großzügigkeit ihrer Mitmenschen vor Augen geführt wird, gewinnt im Unterschied hierzu das Medien-Bild von den mobilen, reisenden, ergo finanziell unabhängigen Alten zunehmend an Raum. (Abb. 31)

Bild 31:
Senioren-Paar auf Reisen mit Koffern, Fotografie, o.J.

Bild 32:
Zeitschriften-Werbeanzeige für Bundeswertpapiere, mit älterem Paar in ‚Titanic-Pose'; in: ADAC Motorwelt 5/2001

Daß mobile Freiheit auch eine materielle Basis braucht, spiegelt die Bundesbank-Werbung mit dem eleganten älteren Paar in Titanic-Pose. (Abb. 32) Insofern wird die hier dargestellte Reise-Freiheit des Alters sich für die meisten Menschen jenseits der sechzig kaum verwirklichen lassen. Sie bleibt für viele eine unerreichbare Wunschvorstellung, die beispielsweise in einer fiktiven PR-Vision kulminiert. Ein derart konstruiertes Alters-Stereotyp in der Werbung ist unglaubwürdig und bietet daher kein Identifikationsmodell. Doch Jugend beziehungsweise Jugendlichkeit ist ein so genannter „Promotion Faktor" in allen Marktsegmenten.[18]

Bild 33:
Verkehrsschild „Elderly People"

Traurige Realität mag dagegen die Gefährdung der mit zunehmendem Alter langsameren Generation durch hochmobile Mitmenschen sein, die ein Verkehrsschild veranschaulicht, das zur Rücksichtnahme auf ‚elderly people' auffordert. (Abb. 33) Die amerikanische Altersmedizin unterscheidet im Hinblick auf Mobilität dementsprechend zwischen den ‚go-gos', den ‚slow-gos' und den ‚no-gos'.[19]

18 „Gerade weil die mediale Verkultung von Jugend keinerlei Deckung in der Realität hat, erzeugt sie einen ästhetischen Mehrwert, der mit beliebigen Inhalten kombinierbar ist." – Hartmut Böhme: Soviel Jugend war nie, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Samstagsbeilage, Nr. 221, 22. September 2001.

19 Vgl.: Markus Borchelt: Droge Mobilität, in: Späte Freiheiten, 1999, S. 99-102.

Extrem widersprüchliche Bilder prägen die Wahrnehmung der gesellschaftlich-sozialen Situation vom Dasein im Alter. Die eine alte Frau muß den Inhalt einer Mülltonne inspizieren, um für ihren Lebensunterhalt zu sorgen – Altersarmut ist überwiegend weiblich.[20] (Abb. 34)

Bild 34:
Alte Frau an der Mülltonne, Fotografie, o. J.

Die Andere, die Privilegierte, studiert mit ihrem Partner das Angebot der Webseiten im Internet. (Abb. 35) Zwar hat das eine Bild dokumentarischen Charakter und das andere ist ein inszeniertes Image der Telekom-Werbung, doch spiegeln beide unterschiedliche gesellschaftliche Realitäten. Verluste wie Gewinne, Altersarmut wie Wohlhabenheit im Alter existieren nebeneinander. Wiederum läßt sich feststellen, daß wir uns *das* Bild von den Alten und vom Leben im Alter nicht machen können.

Bild 35:
Werbeanzeige der Deutschen Telekom für Internet-Schnupper-Seminare: „Sie kennen das Leben und bald die ganze Welt", März 2001

20 Von allen deutschen Haushalten sind 20% kaufkraftschwach, bei allein stehenden Frauen sind es 31,6%. Quelle: Frankfurter Rundschau, 10. Dezember 2003, S. 28.

5. Ansichten: Bildliche Alterungsprotokolle

Bild 36:
Wilhelm Leibl: Drei Frauen in der Kirche, 1882,
Tempera auf Mahagoni; Kunsthalle Hamburg

Womöglich weil die Definition des Alters derart komplex anmutet, ließen sich die Künstler von den äußerlich wahrnehmbaren, altersbedingten Verwandlungen des Menschen stets faszinieren. Eines der bekanntesten Beispiele vergleichender Alterungsphasen-Bilder ist Wilhelm Leibls Gemälde "Drei Frauen in der Kirche", von 1882. (Abb. 36) Die drei demütig Betenden in der Kirchenbank, ein junges Mädchen, eine reife Frau und eine Greisin, verkörpern das Generationenverhältnis und bringen zum Ausdruck, daß die mit dem biologischen Alter zusammenhängenden Veränderungen und Einschränkungen als ‚gottgegeben', als unvermeidbares Schicksal akzeptiert wurden.

Bild 37:
Zeitungs-Werbeanzeige der Sparkasse im
Zusammenhang mit der Rentenreform,
in: Westfalenpost, 18. August 2001

Eine aktuelle Zeitungsanzeige der Sparkasse greift die alte Bildtradition auf. (Abb. 37) Der Alterungsprozeß eines smarten Jünglings wird durchdekliniert bis zum Greis am Stock. Dessen Finger formen das Victory-Zeichen, denn es wird behauptet, daß das Alter Gewinn bringt. Die zeitgenössische Altersstufen-Werbung verkündet ergo, im Gegensatz zu der früheren Schicksalsergebenheit, die Botschaft: „Jeder ist so alt wie er sich fühlt," – beziehungsweise wie er es sich leisten kann.

Reizvoll ist die künstliche Imagination des Alters, in Form des temporären Rollenspiels, dessen Eingriffe problemlos rückgängig zu machen sind. Ein Paradebeispiel der Maskerade des Alters bietet die Doppelrolle Marlene Dietrichs in dem Film ‚Zeugin der Anklage' von 1958. (Abb. 38) In diesem Thriller trat der Star als verführerische junge Schönheit wie als abstoßend häßliche Alte auf. Das tatsächliche Alter der Dietrich zum Zeitpunkt der Dreharbeiten betrug 57 Jahre – dies wußte die Diva, im Zusammenspiel mit Maske, Kamera und Regie, perfekt zu kaschieren.

Bild 38:
Marlene Dietrich als 57jährige in ihrer Doppelrolle in dem Film ‚Zeugin der Anklage', 1958

Heute bieten uns die digitalen Bildmedien die Möglichkeit, unser Abbild in die Zukunft zu versetzen, das heißt unsere potentielle, individuelle Altersphysiognomie kennenzulernen. Per computergenerierter Bildmanipulation durchlief eine junge Frau im Zeitraffer einen Alterungsprozeß über zwei Generationen, um eine Vorstellung von ihrem zukünftigen Gesicht zu gewinnen. (Abb. 39) Wie realistisch die Imagination ausgefallen ist, wird sie erst in 50 Jahren beurteilen können.

Bild 39:
Computergenerierte Alterungsimagination einer 38jährigen Frau; in: Chrismon, August 2001

Der äußerlich sichtbare Alterungsprozess wird erheblich von den Lebensumständen geprägt. Davon legen zwei Portraitfotografien einer afghanischen Frau ein beeindruckendes und berührendes Zeugnis ab. In einem Flüchtlingslager ließ sich ein Foto-Journalist 1984 von den irisierend grünen Augen einer 13-jährigen Paschtunin faszinieren, die er 17 Jahre später wiederfand. (Abb. 40) Das Gesicht der inzwischen 30jährigen ist gezeichnet durch ein hartes Leben in den Kriegswirren, mit Flucht und Verfolgung sowie dem Verlust mehrerer Familienangehörigen.

Bild 40:
Steve McCurry / dpa-Fotografie:
Portrait der Afghanin Scharbat Gula als Mädchen von etwa 13 Jahren und als erwachsene Frau mit 30 Jahren, aufgenommen in einem Flüchtlingslager, 1984/2001

Bild 41:
Hannah Wilke: Super-T-Art, Detail, 1974, Performalistisches Selbstportrait mit Christopher Giercke, 1 von 20 Silbergelatineprints; Scharlatt Family, Los Angeles

Bild 42:
Hannah Wilcke: Intra-Venus Series # 3, 9. August 1992, Performalistisches Selbstportrait mit Donald Goddard, Teil eines Triptychons, C-Print; Ronald Feldman Fine Arts, New York

Früher wie heute, war und ist die Selbstbetrachtung eine wesentliche künstlerische Strategie, um die physischen Wandlungen zu dokumentieren und mit ihnen vertraut zu werden. Einige Künstler geben sich als sachliche Chronisten, die akribisch ihren Alterungsprozeß aufzeichnen. Die amerikanische Performance-Künstlerin Hannah Wilke (1940 – 1993) rückte in ihrem gesamten Schaffen den eigenen Körper selbstbewußt in den Blickpunkt. Ihre künstlerische Auseinandersetzung mit dem Alter, verbunden mit dem Wissen um das nahende Lebensende, beeindruckt durch ihre dramatische Inszenierung. In ihrem frühen fotografischen Selbstbildnis von 1974, verschmelzen die Attitüden von Keuschheit und Provokation. (Abb. 41) Als zwei Jahrzehnte später Lymphknotenkrebs die makellose Schönheit der Künstlerin zerstört, verfolgt sie nichtsdestotrotz konsequent ihre Selbstdarstellungen weiter. (Abb. 42) Sie greift die früheren Posen auf, doch unter den dramatisch geänderten Vorzeichen erlischt zunehmend der erotische Aspekt. Schönheitsnormen werden rigoros verneint. Hannah Wilke entwickelt eine völlig neue Körpersprache, einen eindringlichen visuellen Code für die Tabu-Themen Krankheit, Schmerz, Altern, Sterben und Tod und versucht somit, das Unvermittelbare authentisch zu offenbaren. Ihre Selbstinspektionen sind eine unübertroffen starke, normenzerstörende und überzeugende Demonstration menschlichen Selbstbehauptungswillens gegenüber dem Altern, dem krankheitsbedingten Verfall und dem drohenden Lebensende.

6. Realität: Schönheit ohne Norm

Schönheitsideale wandeln sich mit den Zeiten. Die üppig-schönen, jungen Grazien des 17. Jahrhunderts, von Peter Paul Rubens (Abb. 43), nehmen sich neben Helmut Newtons glatten, kühlen Beauties des 20. Jahrhunderts, deren perfekte Körper keinerlei Andeutung von Speck oder Orangenhaut erkennen lassen (Abb. 44), aus heutiger Sicht wie Negativbeispiele beginnenden Verfalls aus. Vor diesem Hintergrund stellt sich die vergleichende Frage, welche Schönheitsideale für das Alter früher galten und heute aktuell gelten?

Bild 43:
Peter Paul Rubens: Die drei Grazien, 1639, Öl auf Leinwand; Madrid, Prado

Bild 44:
Helmut Newton: Sie kommen, 1981, Fotografie, Gelatinesilber; Museum Ludwig Köln, Stiftung Gruber

Bild 45:
Jacques de Gheyn II: Der Neid (Invidia), um 1600, Feder in Braun, grau laviert; Hamburger Kunsthalle, Kupferstichkabinett

Bild 46:
Francisco de Goya y Lucientes: Linda Maestra! – Schöne Meisterin! (Los Caprichos Nr. 68), 1799, Kaltnadelradierung; Hamburger Kunsthalle, Kupferstichkabinett

Alter wurde generell und wird überwiegend immer noch mit nachlassender Schönheit in Verbindung gebracht, ergo mit Häßlichkeit gleichgesetzt. Allerdings läßt sich feststellen, daß Schönheitsideale und -normen im wesentlichen für das weibliche Geschlecht festgelegt wurden. Die häßliche Alte entwickelte sich zu einem schematischen Bildtypus. Ihre Gestalt wurde zu allen Zeiten als abstoßend geschildert und überdies mit dem Bösen identifiziert. Die viel zitierte und bildlich dargebotene, häßliche Alte, deren ausgezehrter Körper nackt zur Schau gestellt wurde, personifizierte Laster und Hexerei, wie eine Allegorie des Neides von 1600 (Abb. 45) oder die Hexenmeisterin von Goya von 1800 illustrieren (Abb. 46).

Wertfreien Darstellungen der nicht mehr den jugendlichen Schönheitsnormen entsprechenden alten Frau, widmeten sich im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert Fotografinnen wie Gundula Schulze oder Herlinde Koelbl. Mit ungeschönten, doch einfühlsamen Portraitfotografien, charakterisieren sie die alten Frauen als individuelle Persönlichkeiten. (Ab. 47 und 48) Haltung, Körper und Mimik sprechen von dem gelebten Leben. Die von langer Lebenszeit geprägte Physiognomie des Alters besitzt tatsächlich ein faszinierendes Moment. Trotz der gravierenden Zeichen des physischen Verfalls strahlen die portraitierten Frauen eine große Würde aus. Alte Körper und Gesichter, die der Normschönheit entwachsen sind, zeugen um so deutlicher von den Eigenarten des Individuums, je mehr der Verlust der äußerlichen Wohlgestalt sich bemerkbar macht.

Bild 47:
Gundula Schulze el Dowy: Tamerlan, 1984, Fotografie, Gelatinesilber; Museum Ludwig Köln, Sammlung Uwe Scheid

Bild 48:
Herlinde Koelbl: Nina, aus dem Fotozyklus ‚Starke Frauen', 1996, Fotografie; Besitz der Künstlerin

Bild 49:
Balthasar Denner: Alte Frau, um 1720, Öl auf Leinwand; Wien, Kunsthistorisches Museum

Bild 50:
Stefan Moses: Annette Kolb, 1963, aus der Serie ‚Die großen Alten', s/w-Fotografie

Rund zweieinhalb Jahrhunderte liegen zwischen einem barocken Gemälde von Balthasar Denner (Abb. 49) und einer Fotografie von Stefan Moses (Abb. 50). Die unzähligen Falten und Runzeln der ausdrucksvollen Frauengesichter fügen sich zu mannigfaltigen Strukturen zusammen. Eine derart lebendige Faltenlandschaft läßt sich lesen als die Schrift der in die äußere Körperhülle eingeschriebenen Zeit. Erlebtes und Erfahrenes graben sich als Lebensspuren ein, so daß derartige Gesichter eine Geschichte zu erzählen scheinen. Insofern können Falten, die ungeliebten Ausweise des Alters, auch faszinieren, wovon die große Beliebtheit der Abbildung von charaktervollen Greisenköpfen in der bildenden Kunst bis heute zeugt.

Was die Gesellschaft und die Bilder lange ausgeblendet beziehungsweise lächerlich gemacht oder sogar als unsittlich gebrandmarkt haben, ist heute Gegenstand der Forschung wie der Bilder: die Liebe und Erotik im Alter.[21] Sie wird nicht nur in der Werbung propagiert und behauptet, sie wird auch offener gelebt. Die Ikea-Reklame reproduziert das normierte Stereotyp des jugendlichen, einander begehrenden Liebespaares und überträgt es auf ältere Menschen, wobei sogar ein Detail wie der Teenager-Pferdeschwanz zitiert, jedoch der nicht mehr normengerechte, alte Körper vorenthalten wird (Abb. 51).

Bild 51:
‚Frisch Verliebte', Werbeanzeige des Möbelhauses Ikea, 1999

Authentischer und realitätsnäher als dieses überragene Stereotyp, mutet das von dem Künstler Andres Serrano aufgenommene Doppelportrait des nackten alten Paares an, das von einer innigen Vertrautheit der Seelen und Körper und von der Akzeptanz des gemeinsamen Altwerdens spricht (Abb. 52).

Bild 52:
Andres Serrano: Budapest – The Lake, 1994, Cibachrome; Paula Cooper Gallery, New York

21 Vgl.: Jeggle, 1999.

7. Falten oder Facelifting: Jugenderhalt als Lebensaufgabe

Bild 53:
Manuela Barth, Barbara U. Schmidt: The Ultimate Game Girl, 2001, Collage; in: Kunstzeitung, August 2001

Altern wird heute nicht mehr als natürlich erlebt beziehungsweise akzeptiert. Dieses Faktum demonstrieren auch die heute hoch im Kurs stehenden, zur ewigen Jugend verdammten Game Girls, die virtuellen Barbie-Nachfolgerinnen, mit ihrer künstlichen Körpergestaltung. (Abb. 53) Jedoch erleben wir diese uniformen Norm-schönheiten als seelen- und ausdruckslose Konstrukte.

Bild 54:
Zwei alte Frauen im Badeanzug am Strand, aus einem Artikel über Alte als touristisches Marktpotenzial; in: Frankfurter Rundschau, 12. Mai 2001

Sympathischer als derartige Cyborgs muten vergnügte alte Damen im Badeanzug an, die ihr Dasein zu genießen scheinen. (Abb. 54) Die Vermutung liegt nahe, daß sie zu ihrem alternden Körper stehen. Sie entblößen ihre Falten, ihre Pfunde und ihre Altersflecken. Dennoch trifft das Attribut ‚häßlich' auf beide Damen nicht zu, und diese Feststellung kann uns anregen, unseren gängigen Schönheitsbegriff zu hinterfragen.

Die Angst vor dem Alter, die Ablehnung des Alterungsprozesses und seiner äußerlich-sichtbaren Manifestationen ist keineswegs neu. Jugend scheint und schien schon immer *das* erstrebenswerte Gut überhaupt zu sein. Der mediale, über Bilder vermittelte Kult der Jugend setzte bereits früh ein.[22] Wie wir aus der Kunstgeschichte ablesen können, hat sich schon die frühe Neuzeit, die Renaissance, die Wiedergewinnung der Jugend mittels eines Wunders herbeigesehnt: Lucas Cranach imaginierte im Jahr 1546 einen prachtvollen Jungbrunnen, in dem Häßliche, Kranke und Altersschwache Schönheit, Kraft und Jugend wiedergewinnen können. (Abb. 55) Bezeichnenderweise handelt es sich ausschließlich um weibliche Gestalten, die nach dem Bad in paradisischer Nacktheit dem Becken entsteigen, um von Herren jedweden Alters als verführerische Gefährtinnen empfangen zu werden.

Bild 55:
Lucas Cranach: Der Jungbrunnen, 1546;
Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Gemäldegalerie

Auch in die heutigen ‚Jungbrunnen', begeben sich vorwiegend die weiblichen Mitglieder unserer Gesellschaft. Sie unterziehen sich verschiedenen Wellnessprogrammen, beispielsweise der Wassergymnastik (Abb. 56), die Fitness und Gesundheit, zumindest ein gesteigertes Wohlbefinden versprechen. Die verjüngende Wirkung tritt allerdings augenscheinlich nicht umgehend ein, zumindest ist ein Jungbrunneneffekt äußerlich nicht in dem Maße sichtbar wie bei Cranach.

Bild 56:
Fotografie: Wassergymnastik älterer Menschen mit Bällen;
in: WAZ-Reisejournal vom 7. April 2001

Dagegen löst das Zeitungsfoto aus einem Reisejournal der WAZ bei vielen Betrachtenden Heiterkeit aus. Diese Beobachtung unserer Erheiterung angesichts der Wassergymnastik-Szene, vermittelt die Erkenntnis, daß die Tätigkeit, der sich die alten Frauen widmen, offenbar nicht im Einklang mit unserer Erwartungshaltung steht. Sportliche Betätigung wird mit Jugend, weniger mit dem Alter in Verbindung gebracht. In unseren Köpfen existiert offensichtlich eine Vorstellung, welche Tätigkeiten dem Alter adäquat sind und welche mit dem Alter weniger oder gar nicht im Einklang stehen.

Wieder einmal müssen wir erkennen, daß wir mit relativ fixen Zuschreibungen an das Alter leben. Den Zustand ‚Alter' haben wir persönlich von uns abgespalten. Das Alter ist nicht Teil von uns, sondern wir erleben und schildern es

22 Vgl.: Böhme, 2001.

als etwas Fremdes. Die alten Menschen sind ‚die Anderen'.

Bild 57:
Buchtitel: Forever young, von Ulrich Strunz, 2001

Nicht zuletzt aus diesem Grund, wird heute die ‚Machbarkeit' von Jugend als konkrete Utopie gehandelt, davon profitiert unter Anderen der Anti-Aging-Papst Ulrich Strunz. (Abb. 57) Das Projekt Anti-Aging erfährt riesigen Zulauf, weil es auf der einen Seite, bei den Abnehmerinnen und Abnehmern, Hoffnung auf ewige Jugend schürt und den Tod ausblendet, und weil, auf der anderen Seite, die Anbieter damit sehr viel Geld verdienen können.[23] In der Anti-Aging-Branche macht sich Goldgräberstimmung breit.

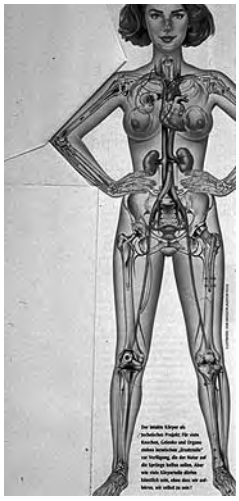


Bild 58:
Der intakte Körper als technisches Projekt; in: Bodycheck, Broschüre anläßlich der Ausschreibung des 3. Deutschen Studienpreises der Körber-Stiftung zum Thema Körper, Frühjahr 2001

Biologie wird immer weniger als Schicksal, sondern als mangelhafter Versuch der Natur begriffen. Künstliche Körperoptimierungen, seien sie medizinisch notwendig oder persönlichen Verjüngungswünschen geschuldet, verändern unser äußeres Erscheinungsbild, steigern bestenfalls auch Wohlbefinden und Vitalität. Zwangsläufig ändert sich dadurch die Selbstwahrnehmung, da Körper und Identität von einander nicht zu trennen sind.
Der intakte Körper ist ein medizinisch-technisches Projekt. (Abb. 58)

23 Vgl. z. B. die in 2000/2001, auflagenstarken Bestseller: Ulrich Strunz: Forever Young; Iris Berben: Älter werde ich später.

Die Methoden, Schönheit zu produzieren, Gesundheit wiederzubringen sowie Jugendlichkeit vorzuspiegeln, nehmen rasant zu und erzeugen entsprechende gesellschaftliche Desiderate – geschürt durch öffentliche Vorbilder und Idole wie beispielsweise in Deutschland Iris Berben. (Abb. 59) Im Angebot sind Reparatur, Umbau und Neuschöpfung des Körpers. Entsprechend steigt der menschliche Wille zur Selbstverformung. Die Grenzen zwischen Natur und medizinischen Kulturtechniken verfließen. Die Symbiose von Körper und Technik ist bereits Realität. Die Mehrzahl der Menschen lebt mit technischen Artefakten: Zahnprothesen, Brillen, Hüftgelenkimplantate, Hörgeräte oder Kontaklinsen, die altersbedingte Degenerationserscheinungen mildern, gehören zum Alltag.

Bild 59:
Buchtitel: Iris Berben: Älter werde ich später, 2001

Zwar können Falten beeindrucken – doch der Ehrlichkeit halber müssen wir bekennen, daß sich die Faszination eher auf die Wahrnehmung der Falten Anderer als auf die eigenen bezieht. Da Jugend zum Erscheinungswert ersten Ranges avanciert ist, bedienen sich nicht wenige Frauen und auch einige Männer, vorzugsweise der Verschleierungstaktik des Facelifting, um die Spuren des Alters zu retuschieren. Ob die Runderneuerung ihre Attraktivität steigert, mag dem individuellen Urteil überlassen bleiben. Deutlich wird allerdings, im Nebeneinander der Portraitfotografien von Leni Riefenstahl sowie Hildegard Knef (Abb. 60), im Vergleich mit einer anderen, 114-jährigen Schaupielerin (Abb. 61), daß letztere, die Ungeliftete, sich ein größeres Maß an Ausdrucksfähigkeit und Lebendigkeit des Mienenspiels bewahrt hat. – Altern in Würde basiert nicht zuletzt auf der persönlichen Akzeptanz der biologischen Prozesse und ihrer Auswirkungen sowie deren Integration in ein sich kontinuierlich veränderndes Selbstbild. Der Körper und besonders das Gesicht sind unser Medium gegenüber der Welt und Spiegel unserer Lebensweisen und Lebenseinstellung.

Bild 60:
Leni Riefenstahl und Hildegard Knef, dpa-Fotografien; in: Frankfurter Rundschau, 22.8.2001 und Westfalenpost, 25.8.2001

Bild 61:
Jeanne Louise Calment, die älteste Filmschauspielerin aller Zeiten, im Alter von 114 Jahren

Bild 62:
Cindy Jackson: homepage

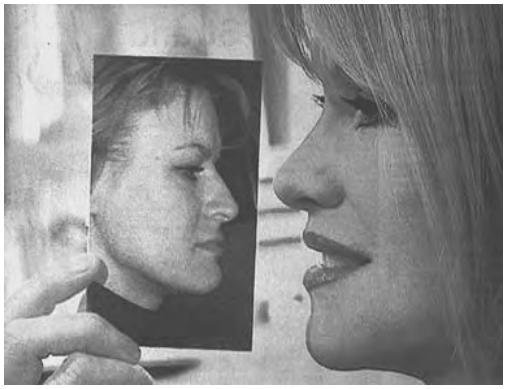


Bild 63:
Cindy Jackson: Vergleich ihres Gesichtsprofils vor und nach ihren Schönheitsoperationen, 1979/2002

„Mit 35 sah sie besser aus als mit 25, und mit 45 besser als mit 35. Bevor ich sie traf, hätte ich nie geglaubt, daß es für irgend jemand möglich sei, immer wieder um Jahrzehnte jünger auszusehen."[24] Die Fakten, die eine Journalistin hier mit be- bzw. entgeisterten Worten beschreibt, umreißt den wohl spektakulärsten Fall von Anti-Aging Self-Design. Die 1955 in den USA geborene, in London lebende Cindy Jackson, beschloß im Alter von 33 Jahren, ihr Äußeres zu optimieren und zu verjüngen. Im Jahr 1988 formulierte sie ihren persönlichen Wunschzettel: große, wache Augen; eine kleine feminine Nase; hohe Wangenknochen; üppige wohlgeformte Lippen; perfekte weiße Zähne; einen schmaleren Kiefer und ein schmaleres Kinn; Ausradieren frühzeitiger Gesichtsfalten und Akne-Narben; ein makelloser Teint; eine ausgeprägte Taille und einen flachen Bauch; sich der Reiterhosen und der Cellulite entledigen; schlankere Schenkel und schmalere Knie gewinnen; die durch eine Gewichtsreduktion von 50 Pfund bedingte Schlaffheit loswerden; und schließlich – last but not least – niemals ein von einem anstrengenden Leben gezeichnetes Gesicht ertragen müssen. Mit diesen Zielvorstellungen vor Augen, begann Frau Jackson mit der Arbeit an ihrem Körper, den sie ausdrücklich als „Rohmaterial" bezeichnet. Die ‚plastische' Arbeit vollzog sich in folgenden Schritten: mehrfach Augenlider liften, mehrfach Nase umformen, Wangenimplantate einsetzen, Lippen aufpolstern, Zähne überkronen, Kinn verkleinern, Kiefer umformen, Gesicht liften, Brustimplantate einsetzen, Brustimplantate herausnehmen, Haut abschleifen, chemisches Hautpeeling, Körperfett-Transfer, Fettabsaugung, Laserbehandlung und vieles mehr. Bisher unterzog sie sich in 16 Jahren 47 Operationen, neun davon unter Vollnarkose. (Abb. 62 und 63)

24 „She looked better at 35 than she did at 25, and better at 45 than she did at 35. Before I met Cindy Jackson, I would never have believed it possible for anyone to actually get younger looking by the decade." Eileen Spence-Moncrieff, Goodlife Magazine; zit. nach: www.cindyjackson.com, November 2003.

Die Biographie Cindy Jacksons gibt Aufschluß über das Motiv ihre Re-Designing: „Als ich sechs Jahre alt war, kauften meine Eltern mir eine Barbie-Puppe, die meinen Ausbruchs-Phantasien Nahrung gab," bekennt sie auf ihrer homepage. „In meiner Vorstellung träumte ich von dem glücklichen und glamourösen Leben meiner Puppe. Mittels Barbie konnte ich den Blick auf ein alternatives Schicksal erhaschen."[25] Ausdrücklich subsummiert Jackson ihre chirurgischen Eingriffe unter dem Motto „Das Barbie-Experiment". Ihr Vorbild, die Barbie-Puppe, hat inzwischen, in immer gleicher, langweiliger Perfektion und Schönheit, ihren 50. Geburtstag gefeiert. (Abb. 64) Frau Jackson, die 2005 eben dieses Alter erreicht hat und zwischen ihren Operationen die Society mit ihrer Anwesenheit beglückt sowie als Frontfrau einer Rockband singt, ist daher gleichfalls zu zeitloser, artifizieller Schönheit verdammt. Daher plant sie weiterhin diverse Eingriffe, um ihr jugendlich-attraktives Aussehen beizubehalten. Auf fast unglaubliche Weise demonstriert sich an dieser Frau, wie ein durch kommerzielle Interessen – in diesem Fall eines Spielwarenkonzerns – geprägtes Frauen-Image, Einfluß auf ein Individuum gewinnen kann, so daß dieses keine Kosten und Schmerzen scheut, sich zur real-existierenden, immer-jugendlichen Puppe umgestalten zu lassen.

Bild 64:
Blonde Barbie-Puppe, Archivbild ddp;
in: Frankfurter Rundschau, 26. Juli 2002

25 www.cindyjackson.com. – „When I was six years old my parents bought me a Barbie doll, which served to fuel my escapist fantasies. In my imagination I dreamed of a happy and glamorous life for my doll. Through Barbie I could glimpse an alternative destiny." – Und weiter: „Since no one had ever done this before, I had no role models to follow. In fact I was told that it wasn't even possible, as there are three rules in cosmetic surgery: 1) You can't make a plain person attractive, 2) You can't change bone structure, 3) You can't take more than 10 years off a face. I broke all three rules and set a world record. I also wanted to look convincingly natural, not plastic or "done." In the beginning there was a lot of trial and error, and taking one step forward and two steps back. But I never gave up and eventually got there in the end. Now it doesn't matter that I never got to be a cheerleader!" – Vgl. die Kommentare auf der homepage, bspw.: „Her metamorphosis began in 1988. From that point on, Cindy began to completely redesign her face and body … A living breathing doll brought to life by a surgeon's scalpel. Since 1988 she has had just about every op going to transform herself from farm girl to blonde bombshell … Living doll Cindy boasts an IQ of 164 and Mensa membership to counter any bimbo image." Paula Jones, Sunday Magazine, auf: www. cindyjackson.com.

Bild 65:
Jocelyne Wildenstein, ca. Mitte 30, Anfang der 80er Jahre, vor den Eingriffen der plastischen Chirurgie, mit Kind und ihrem Mann, dem Schönheitschirurgen

Bild 66:
Jocelyne Wildenstein, 55 Jahre, 2000, nach den Eingriffen der plastischen Chirurgie

„Ich würde nicht sagen, daß ich mich sehr stark verändert habe."[26] Ein vergleichender Blick auf die Metamorphose der Frau, die dies von sich behauptet, läßt stark an deren Selbstwahrnehmung zweifeln. (Abb. 65 und 66) Die 1945 geborene Jocelyne Wildenstein ist laut eigener Aussage süchtig nach plastischer Chirurgie. Auch ihre Verjüngungs- und Verschönerungswünsche beziehen sich auf ein Vorbild: die Frau, die lange Jahre in Afrika zubrachte, möchte einer afrikanischen Wildkatze ähneln. Die Klatschpresse tituliert sie wahlweise wohlwollend als „Catwoman" oder boshafter als „Bride of Wildenstein", angelehnt an den Frankenstein-Mythos. Von der lebendigen Wildheit ihres Raubkatzenidols weit entfernt, präsentiert sich die OP-Süchtige erstarrt im pseudo-animalischen Habitus.

Beide Frauen, Jackson wie Wildenstein, bedienen sich des ‚Anti Aging Self-Design', um den ihrer Meinung nach unzureichenden Körper und die ungeliebten Züge zu modifizieren. Ihre Modelle und Leitbilder sind alternativ synthetischen oder tierischen Ursprungs. Die Frauen liefern sich der Macht populärer Bilder oder auch literarischer Metaphern aus. Unwillkürlich drängt sich beim Anblick der Retorten-Frauen die Frage auf, ob der Schein noch dem Sein entspricht. Oder wandelt sich zwangsläufig ihr Sein mit dem veränderten Äußeren?

Ergänzend muß noch hinzugefügt werden, daß auch Männer sich zu derartigen Umgestaltungen verführen lassen. Cindy Jackson, alias Barbie, suchte per Internet einen Mann, der sich zu Ken umoperieren lassen wollte. Sie hat ihn gefunden.

26 Jocelyne Wildenstein, in der Zeitschrift „Hello", Nr. 627, 5. September 2000, S. 84 – 89.

8. Verfall und Vollendung: Fremdbild und Selbstbild

Unsere Vorstellungen und Bilder vom Alter sind äußerst ambivalent, denn die alltäglichen Wahrnehmungen in unserer visuellen Kultur konfrontieren uns mit extrem gegensätzlichen Beobachtungen: eine Werbung mit negativer Aussage (Abb. 67) steht beispielsweise einem positiv konnotierten Bildagentur-Foto gegenüber. (Abb. 68) Welchem Bild vom Alter und seiner funktionellen Befindlichkeit wir persönlich Glauben schenken, hängt mit den Beobachtungen und Erfahrungen im eigenen Lebensumfeld zusammen. – Übrigens muß sich man/frau bei all diesen Bildern aus Kunst und Alltagskultur vor Augen halten, daß sie zumeist von Produzenten gemacht werden, die das präsentierte Alter noch nicht erreicht haben. Bilder älterer Menschen, sofern sie nicht dokumentarischen Charakter besitzen, sind also weniger Darstellungen, denn Vorstellungen vom Alter. Und – nota bene: auch Befragungen unter älteren Personen haben ergeben, daß diese alten Menschen, wie die Jüngeren, ein stereotypes Bild von anderen Älteren haben – ungesund, unmodern, uninteressant –, sich selbst aber nicht dieser Gruppe zugehörig fühlen.[27]

Bild 67:
Zeitschriften-Werbeanzeige für ein Medikament zur Durchblutungssteigerung gegen Ohrensausen; in: HörZu, August 2001

Bild 68:
Foofie Harlan, Mitglied der Senioren-Cheerleader-Gruppe ‚The Poms' aus Sun City, USA, im Alter von 77 Jahren, 1991

27 Vgl.: Susanne Frohriep, Hans W. Jürgen, Robin Lohmann: Das Bild des Alters in der Werbung, in: Späte Freiheiten, 1999, S. 115 – 119, ebd. S. 119.

Bild 69:
Zeitschriften-Werbeanzeige für einen Treppenlift; in: ADAC Motorwelt, 3/2001

Bild 70:
Zeitschriften-Werbeanzeige für Bundeswertpapiere, mit älterem Paar auf einem Motorrad; in: ADAC Motorwelt 3/2001

Aller Abwehr zum Trotz: Altern hat Zukunft. Dies suggeriert – abgesehen von der Statistik – die Bilderflut unserer Alltagskultur, via Werbung, Internet, Film und Printmedien.[28] Die Lebenserwartung, wie auch die Erwartungen an das Leben nehmen zu. In allen Medien werden wir mit attraktiven, anschaulichen, mehr oder minder beweglichen Vorbildern konfrontiert. (Abb. 69 und 70) Das unreflektierte Kopieren dieser allgegenwärtigen Vorbilder ist allerdings keine Gewähr für zufriedenes Altern. Erfolgversprechender scheint eine bewußte Integration des Alterungsprozesses in das persönliche Dasein. Altern ist genuin ein genetisch vorgeprägter, natürlicher Vorgang, der durch äußere Einflüsse modifiziert wird. Mit dem Alter zu leben und diese Lebensphase wohlüberlegt auszufüllen, erscheint demnach sinnvoller, als GEGEN-Maßnahmen im Wortsinne von ANTI-Aging zu entwickeln. Nicht als Verfall, sondern in einem ganzheitlichen Sinne sollte Alter verstanden werden: als Möglichkeit zur individuellen Vollendung. Ein positives Selbstbild läßt sich entwickeln, wenn diese Phase a priori als wertneutral betrachtet und anerkannt wird, daß dieser letzte Lebensabschnitt, wie alle vorausgegangen, Vor- und Nachteile hat.[29]

1999 riefen die Vereinten Nationen das Jahr des Alters aus, unter dem Motto: „Towards a society for all ages." Wie sehr der demographische Wandel als globale gesellschaftliche Aufgabe begriffen wird, demonstrierte der UN-Alters-Gipfel in Madrid im April 2002, dessen Postulat lautete, ältere Menschen nicht als Problem, sondern als

28 Vgl.: Paul B. Baltes: Altern hat Zukunft. Unsere Gesellschaft kommt in die Jahre, frönt aber dem Jugendkult. Und verpasst eine Chance, in: Die Zeit; Nr. 14, 7. März 2002.

29 Im Widerspruch zu der in der Anti-Aging-Terminologie enthaltenen Negativbeurteilung und Abwertung des Alters, scheint die Beobachtung zu stehen, daß heute zunehmend mit dem Alter positive Vorstellungen verbunden werden. Vgl. die Kombination von Alter mit Attraktivität und Kreativität, mit Glück und Freude, bei der webadresse „senjoy". Die „Neuen Alten" oder „Jungen Alten" werden inzwischen auch als die „Neue Generation" oder „Die 4. Generation" apostrophiert. Die derzeitigen Benennungen für die Älteren, die zumeist aus Amerika stammen, sind entweder neutral oder positiv konnotiert: Mid Ager, Best Ager, Golden Oldies sowie Kurzworte wie Selpies (Second Life People) oder Woopies (Well off older People, das heißt frei übersetzt: Ältere, die gut drauf sind).

Ressource wahrzunehmen.[30] Im 21. Jahrhundert wird in der westlichen Welt die Altersgruppe zwischen 55 und 75 rund ein Drittel der Bevölkerung stellen, also alles andere als eine Randgruppe sein.

Daher ist es nur konsequent, wenn in unserer Kultur Bilder vom Altern, von alten Frauen und Männern, von Verfall und Vollendung, einen immer größeren Raum einnehmen. Auf der einen Seite demonstrieren realitätsnahe Bilder – in Dokumentationen, aber auch in der Bildenden Kunst –, auf differenzierte Weise alle denkbaren negativen wie positiven Facetten dieser Lebensphase. Auf der anderen Seite spiegeln idealisierende Darstellungen – generiert durch die Werbung – unsere Wunschvorstellungen. Das mannigfaltige Bilderangebot, dem wir kaum ausweichen können, zwingt uns zur Orientierung. Vielleicht beinhaltet Altern folglich auch, im Laufe des Lebens zu lernen, das Selbstbild von den Fremdbildern abzugrenzen und das Ich nach einem individuell geformten Bild zu vollenden.

30 Vgl.: Frankfurter Rundschau, 8. April 2002: Extra-Seite: Altersgipfel der UN.

Die Gleichstellungsbeauftragte informiert

FernUniversität in Hagen

Frauenvorträge an der FernUniversität

Eine Entdeckungsreise: Füllhorn, Waage, Schwert – Justitia ist eine Frau

Barbara Degen

Inhaltsverzeichnis

		Seite
Eine Entdeckungsreise: Füllhorn, Waage, Schwert – Justitia ist eine Frau		1
1.	Die Räume der Gerechtigkeit – Ein Grundriss (ab 21000 v.Chr.)	3
2.	In Ruhe und in Bewegung – Die ägyptische Gerechtigkeitsgöttin Maat (4000 v. Chr. – 1. Jh. n. Chr.)	6
3.	Die Natur der Gerechtigkeit – Der geschützte Ort (Griechenland 3. Jh. v. Chr. – 3. Jh. n. Chr.)	9
4.	Ich bin Justitia – Gerechtigkeit ist Frauenstärke in kultureller Vielfalt (Rom 8. Jh. v. Chr. – 4. Jh. n. Chr.)	12
5.	Im Zentrum die Weisheit – Gerechtigkeit wird eine Tugend (Das frühe Mittelalter 4. – 11. Jh. n. Chr.)	15
6.	Wisse die Wege – Frauen als Baumeisterinnen der mittelalterlichen Welt (11. – 14. Jh.)	18
7.	Die Stadt der Frauen – Christine de Pizan, eine Poetin der Gerechtigkeit (1365 – 1430)	21
8.	Das Verdienst der Frauen – Frauen klären über Recht und Gerechtigkeit auf (15. – 18. Jh.)	24
9.	„Mann kannst du gerecht sein? – Eine Frau stellt Dir diese Frage" – Revolutionszeiten 18./19. Jh.	27
10.	„Schwestern zerreißt eure Ketten! – Menschenrechte haben kein Geschlecht" (1850 – 1933)	30
11.	Justitia weint – Prophetinnen, Zeuginnen, Angeklagte – der deutsche Faschismus	32
12.	Die Luft, die uns trägt, die Erde, die uns verbindet – Die weltweite Suche nach Gerechtigkeit ab 1946	34
	Literatur	37

Autorin: BARBARA DEGEN

Manuskript zum Vortrag an der FernUniversität in Hagen am Mittwoch, 17. Januar 2007
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

ISSN 1438-9606

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte / Ulrike Schultz, VINGS

Gestaltung: Reinhard Rollbusch

Herausgeber: Der Rektor

© 2007 FernUniversität in Hagen und die Autorin

BARBARA DEGEN

Eine Entdeckungsreise: Füllhorn, Waage, Schwert – Justitia ist eine Frau

Anfang 2007 wurde an der Fernuniversität in Hagen die Wanderausstellung „Füllhorn, Waage, Schwert – Justitia ist eine Frau“ gezeigt. Sie führt in die Gerechtigkeitsgeschichte aus frauengeschichtlicher Sicht ein und wurde vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert und im Rahmen meiner ehrenamtlichen Arbeit für den Verein „Haus der Frauengeschichte e.V., Bonn“[1] konzipiert. Die wissenschaftliche Beraterin war Annette Kuhn, die ab 1986 den ersten Lehrstuhl in der Geschichte der Bundesrepublik für Frauengeschichte innehatte. Ihre „Chronik der Frauen“ ist heute das Standardwerk frauengeschichtlicher Forschung (Kuhn 1992). Die Historikerinnen Belinda Bergfeld und Silke Dombrowsky haben an der Ausstellung mitgearbeitet (www.justitia-ausstellung.de). „Justitia“ hat sich inzwischen auf Wanderschaft begeben und hofft, viele Frauen und Männer zu treffen, die sich für ihre Geschichte interessieren. Die Begegnung mit der Symbolgeschichte der Frauen gelingt nach meiner Erfahrung dann besonders gut, wenn die Aussagekraft der Gerechtigkeitsbilder und die historischen Stimmen der Frauen mit den eigenen Gerechtigkeits- und Geschichtserfahrungen verknüpft werden. BesucherInnen können entdecken, wie viel an Frauenstärke in den Gerechtigkeitsbildern zu sehen ist, und sie können sich bewusst machen, welchen Eigenbeitrag Frauen, Frauengruppen und die Frauenbewegung und sie selbst für die Demokratie und die Entwicklung eines frauengeschichtlichen Bewusstseins leisten.[2]

Bild 1:
Gerechtigkeitsbrunnen in Frankfurt/Main, 18./19.Jh., vor dem Rathaus

1 Der gemeinnützige Verein hat es sich zum Ziel gesetzt, in Deutschland ein „Haus der Frauengeschichte“ zu errichten. Die Autorin ist stellvertretende Vorsitzende des Vereins.

2 So wurde an der Fernuniversität Hagen auch die Arbeit von Ulrike Schultz gewürdigt; in den Vitrinen waren ihre Bücher und Schriften ausgestellt. Sie ist nicht nur eine kluge und kompetente Schreiberin über viele europäische Probleme des Rechts, sie gehörte in der „neuen“ Frauenbewegung auch zu den Frauen, deren Augenmerk sich auf die historische Dimension von Recht richtet (Battis/Schultz 1990). Damit verbindet sie historische, juristische und soziologische Ansätze.

Ich selbst wollte mir bei der Konzeption der Ausstellung *ein Bild machen*, die Frage für mich beantworten, warum die Gerechtigkeit als Frau dargestellt wird. Ich wollte herausfinden, warum Justitia für mich die umfassende Verkörperung von Gerechtigkeit ist und in welcher Beziehung sie zu den männlichen Repräsentanten von Gerechtigkeit wie Gottvater und seinem Sohn Christus, dem Erzengel Michael, dem weisen Richter Salomon, dem Roland vor vielen Rathäusern, Moses u.v.m. steht. Justitia schien mir die beide Geschlechter umfassende Summe aller positiven Gerechtigkeitserfahrungen und -hoffnungen in der jeweiligen Zeit zu sein. Außerdem faszinierte mich bei meinem Blick in die Frauengeschichte, dass selbst in den tyrannischsten und kriegerischsten Zeiten, z.B. während der Hexenverfolgungen und im Faschismus die Sehnsucht und die Hoffnung auf eine friedliche, gewaltfreie und liebevolle Welt nie verschwunden war und immer wieder an Gerechtigkeitssymbolen – eng verbunden mit einer positiven Idee des weiblichen Körpers – dargestellt wurde.

Die Ausstellung besteht aus 12, chronologisch geordneten Tafeln und beruht auf dem Denkansatz der Spirale. Immer wieder treffen Frauen in der Geschichte auf ähnliche Fragen, Fragen von Geburt, Leben, Liebe und Tod, Fragen von Frieden und Krieg und vor allem auf die Frage, wie die Beziehungen untereinander, zu den Kindern und zwischen den Geschlechtern sind und wie sie verbessert werden können. Immer wieder schöpfen sie aus ihren eigenen Erfahrungen über Recht und Unrecht Kraft, um die Wünsche nach Gerechtigkeit neu zu formulieren, in jeder Zeit und in jedem Raum scheinbar vertraut und doch immer wieder neu. Sie haben die Fähigkeit, Gewaltspiralen zu durchbrechen und Erfahrungen von Ungerechtigkeit in die Hoffnung auf Gerechtigkeit zu verwandeln.

Ein vertiefender Begleitkatalog zu der Justitia-Ausstellung ist in Vorbereitung und soll im Frühjahr 2008 erscheinen.

1. Die Räume der Gerechtigkeit – Ein Grundriss (ab 21000 v.Chr.)

Die Frau als Schöpferin des Lebens, als enge Verbündete mit dem Kosmos, als Ernährerin, als diejenige, die Kultur schafft und die bei dualistischen Gegensätzen eine vermittelnde, klärende, aber auch eine konsequente und oft unerbittliche Haltung einnimmt, dieser Grundgedanke durchzieht die gesamte Symbolgeschichte der Gerechtigkeit. Die Ausstellung macht dies an sechs Bildern auf der Eingangstafel deutlich. Sie enthalten verschiedene Aspekte unseres Bildes über Gerechtigkeit, der Schöpfungskraft der Frauen, der Verbindung zwischen Himmel und Erde, des Kreislaufs zwischen Geburt, Tod und neuem Leben, der Weitergabe von Liebe und Macht, der Balance zwischen scheinbar unvereinbaren Positionen und der Hoffnung auf eine bessere Welt und der Hoffnung auf Schutz. In der Ausstellung nennen wir diese umfassende Gerechtigkeitsidee „das mütterliche Gerechtigkeitsprinzip“. Das ist ein anderer Begriff von Mütterlichkeit, als wir ihn im Alltag benutzen, eine Mütterlichkeit, die nicht zwischen sex und gender trennt, sondern sich als soziale, verantwortungsvolle Haltung zur Welt definieren lässt. Die Kernelemente eines solchen Gerechtigkeitsverständnisses sind:

Bild 2:
Die Frau von Laussel, ca. 21.000 v. Chr., St.-Germain-en-Laye/Frankreich, Musée des Antiques Nationales

– die Einheit von alltäglichen Regeln, Recht und Gerechtigkeit
– Weisheit, Liebe und gerechtes Handeln
– die Fähigkeit zu bestrafen, ohne auszugrenzen und zu vernichten und
– die gerechte Verteilung und Weitergabe des Wissens und der Macht.

Im Zentrum der ersten Tafel steht die Frau von Laussel, etwa um 21 000 v.Chr. geschaffen. Sie zeigt, dass in dieser Zeit Kulturentwicklung und Frauenkörper untrennbar miteinander verbunden waren. Mit der linken Hand weist sie auf ihr Schoßdreieck und ihren Bauch, in der rechten trägt sie das Mondhorn mit Einkerbungen, die als Menstruationskalender interpretiert werden. Das Mondhorn ist die Urform für das Füllhorn, das Symbol des immer wieder neu erschaffenen Lebens. Die Erkenntnis, dass Frauen Leben, Lust und Glück schaffen und an andere weiter-

geben, ist auch die Geburt der Gerechtigkeitsidee, einer Idee der Hoffnung.

Frauen sind die Schöpferinnen der ersten Arbeitstechniken, der primären sozialen Beziehungen und der frühesten symbolischen Deutungen unseres Daseins, so formuliert es Annette Kuhn (Kuhn 1992). Um diese Kulturleistung zu schaffen, bedarf es einer Weltsicht, die das beobachtete Universum und die Vorgänge im biologischen und sozialen Leben der Menschen in Einklang bringt. Die sog. Adorantin[3], eine Frau mit erhobenen Armen, steht in der Ausstellung für dieses Wissen. Auf ihrem Kopf sind mehrere Vögel, mit die ältesten Gerechtigkeitssymbole. In Ägypten wurden sie in dem Symbol der Maat-Feder[4] aufgenommen. Die Figur der Adorantin steht fest auf einem Sockel, ihre Arme mit den ausgestreckten Händen geben der Figur eine ausgeglichene Haltung, die an das spätere Symbol der Waage erinnern. Die Waage, das Symbol des Ausgleichs, aber auch des Ungleichgewichts, ist hier in der Haltung eines Frauenkörpers vorweggenommen.

Neben den Bildern von Frauen, finden sich in der Kunst der Zeit vor Chr. unendlich viele *Beziehungsbilder,* Bilder von Menschen in den urzeitlichen Höhlen, Paarbilder von Frauen, von Männern und Frauen und Mutter-Kind-Bilder, die diese besondere Beziehung würdigen. Mit zu den schönsten Zeugnissen gehören die ägyptischen Isis-Statuen, die Vorbild für die christlichen Muttergottes-Bilder sind. Für die ÄgypterInnen waren der Gebärsockel als Fundament, der Thron, die Krone und die Waage wichtige Zeichen für die sozialen Beziehungen zu den Müttern und innerhalb der Gesellschaft. Der Gebärsockel hatte eine besondere Bedeutung. Auf ihm stand die Göttin Maat im sog. Jenseitsgericht. Tod, ein gerechtes Leben, Tag und Nacht wurden in einem engen Zusammenhang zueinander gedacht, die Kreisläufe genau erforscht. Der Mensch ging im Tod einen neuen Weg in die mütterliche Erde, um sich selbst und der Menschheit ein gedankliches Weiter-

3 von „adorare“ (lat.) anbeten, vergöttern, verehren

4 Maat war in Ägypten sowohl ein umfassendes Gerechtigkeitsprinzip, das die gesamte Gesellschaft durchdrang und leitete, als auch eine Göttin. Sie wurde symbolisiert durch eine Frau mit Feder auf dem Kopf oder nur als Feder.

leben zu ermöglichen. Das Nähren des Kindes an der Brust der Mutter ist das Symbol für die Weitergabe des Lebens, des Wissens und der sozialen Fähigkeiten, die enge Verbindung zwischen Mutter und Kind zeigt den sozialen Schutzraum der Mutter.

In einem mittelalterlichen Text von 1410 trägt die weibliche Figur der Weisheit in dieser Tradition ein Spruchband: *Von Anfang an und vor allem Heiligen bin ich die Schöpferin*. Die Vorstellungen von Maat in Ägypten und Weisheit im Mittelalter wirken erstaunlich ähnlich.

In unserer Kultur- und Gerechtigkeitsgeschichte spielt ein zentraler Aspekt der Weisheit, die Unterscheidung zwischen Gut und Böse, eine große Rolle. Im nächsten Bild wird gezeigt, dass der Ausgleich zwischen diesen Kräften, das Gleichgewicht im Christentum, eng mit der Figur der Maria und dem Bild der Waage verbunden ist. Wie in unzähligen anderen Bildern steht Maria hier in der Mitte eines Torbogens, der – ähnlich wie das mandelförmige Vulva-Zeichen, die Mandorla[5] – den Augenblick der Geburt und damit der Gerechtigkeitshoffnung zeigt.

Wie kaum eine andere Künstlerin der Gegenwart hat sich *Niki de Saint Phalle* in der Gestaltung ihres Tarot-Gartens in der Toskana mit den Fragen von Gerechtigkeit beschäftigt. Ihr Auferstehungsbild zeigt ein jüngstes Gericht, das von den uns geläufigen Mustern abweicht. Ein schöner weiblicher Engel mit leuchtenden Flügeln und Brüsten, auf die zwei Herzen aufgemalt sind, bläst ein Lied für die Toten und fordert die Menschen auf, einheitlich zu denken und zu erinnern. Zu dem Bild schreibt die Künstlerin: *In diesem Bild stehen drei Figuren aus dem Grabe auf, die eines Kindes, einer Frau mittleren Alters und eines alten Menschen. Sie stellen die drei Teile unseres Selbst dar, die sich zu einem Ganzen fügen müssen. Der Engel fordert uns auf, nicht über andere zu richten, sondern uns zusammen zu schließen, aufzuerstehen und eine Einheit zu werden.* (de Saint Phalle 1997).

5 Mandorla (ital. für *Mandel*) ist ein Fachbegriff aus der Kunstgeschichte und bezeichnet eine Gloriole oder Aura rund um eine ganze Figur.

2. In Ruhe und in Bewegung – Die ägyptische Gerechtigkeitsgöttin Maat (4000 v. Chr. –1. Jh. n. Chr.)

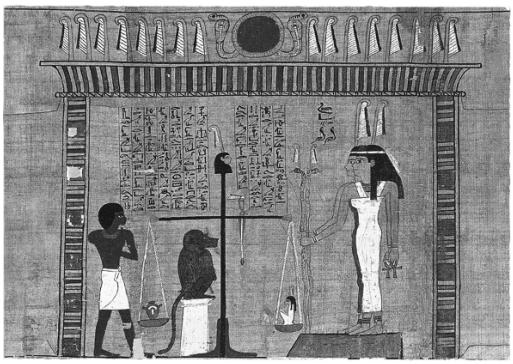


Bild 3:
Die Abwägung von Maat und Herz/Verstand vor der doppelten Maat, Gemälde auf einem Papyrus, um 1500 v. Chr., Paris, Louvre

Ich bin Isis, die Herrin aller Länder
Ich gab und erließ Gesetze für die Menschen
Die niemand ändern kann
Ich machte das Recht stärker als Gold und Silber
Ich vereinigte Mann und Frau
Ich verhängte Strafen für die Ungerechten
Ich gewährte Gnade den Bittenden
Mit mir obsiegt das Recht

Die ägyptische Kunst und die Weisheitstexte geben uns eine Fülle von Hinweisen auf die Gerechtigkeitsvorstellungen im alten Ägypten. In ihrem Zentrum steht die Maat, gleichzeitig Göttin, Lebensprinzip und Richtschnur für das alltägliche Handeln. Sie war allgegenwärtig, saß auf Handelswaagen, tauchte in den Namenskartuschen und den Texten von und über die HerrscherInnen auf, schmückte die Brust der Richter und war untrennbar mit der starken Stellung der Frauen verbunden. Die Gesetze, das Recht, die Gerechtigkeit, ihre Symbole Waage, Feder und Schlange und das Verständnis von Geburt, Leben, Tod und der Wichtigkeit der Frauen lassen sich für die ägyptische Kultur aus heutiger Sicht kaum begrifflich trennen. Berühmt sind die sog. Totenbilder, bei denen das Herz, in Ägypten einheitlich mit dem Verstand gedacht, mit der Maat abgewogen wird.

Sie sind eng verbunden mit Bildern von Geburt, wie das Geburtsbild in einem Torbogen aus dem Geburtstempel von Dendera zeigt. Die Frau gebiert mit Hilfe der doppelten Göttinnen Hathor, die ihr als Hebammen zur Seite stehen. Die Frau sprengt mit dem neuen Leben gleichzeitig die alten Mauern, die trotzdem noch stabil sind. Hathor war die wichtigste Liebes- und Geburtsgöttin, der die ältesten Tempel geweiht wurden. Die Hoffnungsvorstellungen lassen sich auch nicht trennen von Bildern über die Weitergabe von weiblichem Wissen und Macht an männliche Herrscher. So wird Isis als Lebensbaum dargestellt, die den Pharao säugt, und auf dem Thronsessel wird der Pharao Tutanchamun von einer Frau inthronisiert und gesalbt.

Das Bild der Totenwaage ist das Vor-Bild für die christlichen Bilder des jüngsten Gerichts. Bei näherem Hinschauen offenbaren sich jedoch große Unterschiede. So sorgt die Maat z.B. dafür, dass die Waage ausgeglichen ist und Herz und Verstand, Diesseits und Jenseits, Tag und Nacht nicht getrennt, sondern zusammen gedacht werden. Die Schlangen als Symbol des Lebens und der Erneuerung sind überall präsent und haben keine negative, sondern eine positive, das Leben symbolisierende Bedeutung. Nicht zuletzt ist die Göttin, eine Frau, das Maß aller Dinge. Die Feder verweist auf die alte Verbindung zu den Mutter, Schöpfungs- und Vogelgöttinnen. Maat ist die Herrscherin über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, über die Erinnerungen und die Beurteilung eines Menschen, über die Grenzen, aber auch über die vielfältigen Möglichkeiten seines Lebens. Maat ist der gerechte Alltag, leicht wie eine Feder. Das Schiff, die Sonnenbarke, auf dem Maat oft das Steuer in der Hand hält, zeigt das Prozesshafte des ägyptischen Denkens.

Die ägyptischen Weisheitstexte und die Liebeslyrik betonen die enge Verbindung zwischen einem harmonischen und liebevollen Geschlechterverhältnis, einer Achtung der mütterlichen Prinzipien und der Idee von Gerechtigkeit für eine glückliche Gesellschaft. Zitate aus der Zeit des Neuen Reiches (um 1500 v. Chr.) ergänzen in der Ausstellung die Bildaussagen. In einem Liebeslied heißt es:

Mein Herz
Hält deinem Herzen die Waage
Nicht kann ich mich abwenden
Von deiner Schönheit

Und die ägyptischen Weisheitstexte formulieren:

Ich habe die Maat groß gemacht, die er liebt,
denn ich habe erkannt, dass er von ihr lebt.
Auch meine Speise ist sie, ich schlucke ihren Tau
Indem ich eines Leibes mit ihm bin.

Sei gegrüßt große Mutter
Mögest du mich umfangen
In Gemeinschaft der Gelobten
Mögest du mich bergen
In dir für immer

Ich komme zu dir mit Maat
Ich tat kein Unrecht auf Erden

Ich bin Hathor
Mein Herz ist wie das eines Löwen
Ich bin erschienen als Hathor, die Urzeitliche
Die Allherrin, die von der Wahrheit lebt

Die Gerechtigkeit aber wird ewig sein.

3. Die Natur der Gerechtigkeit – Der geschützte Ort (Griechenland 3. Jh. v. Chr. – 3. Jh. n. Chr.)

Die große Mutter der Gerechtigkeit war im antiken Griechenland Themis. Sie hatte nach der Vorstellung der GriechInnen drei Töchter, Dike (Recht/Gerechtigkeit), Eirene (Frieden) und Eunomia (Gute Ordnung). Daneben verkörperten eine Vielzahl von Göttinnen verschiedene Facetten von Gerechtigkeit und waren für unterschiedliche Aspekte zuständig. Die griechische Urmutter Gaia (Erde) war ihre Ahnin. Die Zuteilende, die Vergeltung, die Rettung, die gute Vollendung, das Unabwendbare, die Rache, der Streit, die Spenderin, die Volksherrscherin (Laomedeia), die Klugheit, die gut Sprechende, die niemals Fehlende, das Schicksal, die Spinnerin, das sind nur einige Namen griechischer Göttinnen, die neben Hera, Demeter, Aphrodite, Athene und den Musen für Ausgleich und Gerechtigkeit, aber auch für Vergeltung und Strafe sorgten (Hesiod 1999). Im Zentrum stand das gesellschaftliche Gleichgewicht dieser Gerechtigkeitsaspekte, das durch Frauen verkörperte Allgemeinwohl.

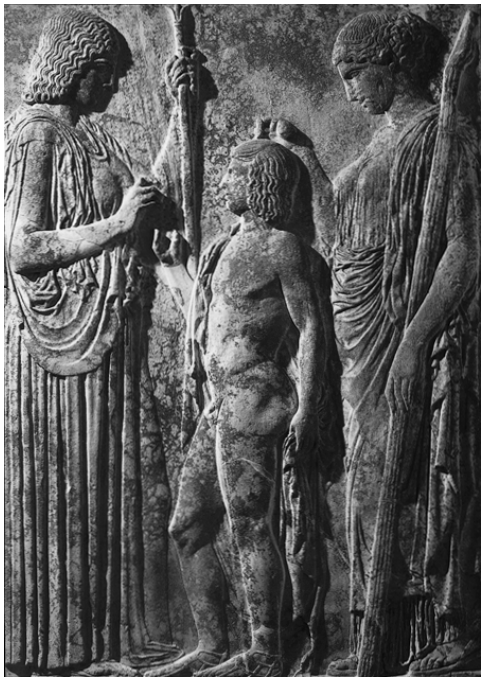


Bild 4:
Demeter/Ceres und ihre Tochter Persephone mit Triptolemos, Athen, Nationalmuseum

Für alle Fragen menschlichen Schicksals und der Beziehungen wurden Frauen als Göttinnen gedacht. Zeus war nur – die griechischen Dichtungen und Theaterstücke zeigen es eindrucksvoll – seinem Anspruch nach oberster Herrscher, seine Taten waren bestimmt und wurden beeinflusst durch das Handeln der Göttinnen und der irdischen Frauen. Männer mussten sich legitimieren und bewähren, um an dem Herrschaftswissen der Frauen teilzuhaben. Zerschnitten sie dieses Band zu den Frauen, drohte den Menschen und dem Gemeinwesen Gefahr. Tyrannen konnten die Macht an sich reißen.

Auch die griechische Kunst zeigt ausschließlich starke Frauen und ihr Wirken, die sehr verehrt, aber auch wie die Amazonen bekämpft wurden. Hier entstanden viele unserer Denk- und Handlungsmuster von Frauenliebe und Frauenverachtung, sie spiegeln sich vor allem in den Mythen wider.

Frauen waren in der Vorstellung der GriechInnen auch die Stadtgründerinnen und Schutzpatroninnen der Städte, die

Stadtgöttin Tyche ist dafür ein Beispiel. Sie trägt auf ihrem Kopf das Stadttor, genau über ihrem Scheitel steht das Eingangstor zur Stadt. Die symbolische Verbindung von Stadt und Frauenkörper wird in ihrer Darstellung besonders deutlich. Das Bild dieser Gleichsetzung prägt die gesamte abendländische Geschichte. Vergewaltigung, List/Verführung und der Angriff auf Körper und Ehre, das waren die beiden Elemente mit denen Städte und Frauen aus patriarchaler Sicht besiegt werden konnten. Die Eroberung Trojas – als geschichtliches Ereignis mehr als zweifelhaft – hat im 8. Jh. v. Chr. durch die Illias von Homer zum ersten Mal diesen Zusammenhang als Dichtung besungen.

Neben der Herausbildung einer dualistischen Geschlechterpolarität waren die GriechInnen jedoch auch MeisterInnen der Vereinheitlichung der Geschlechter. Griechische Götter wie Apoll wurden mit weiblichem Körper dargestellt, die Göttin Athene war die Göttin der Weisheit, der Frauen- und Männerkünste, von der Webkunst bis zur Kunst, Waffen herzustellen, sie war die Schutzpatronin der Stadt und das verbindende Element zwischen den Geschlechtern. Ihre Mutter Metis (die Klugheit) war nach Hesiod vor ihrer Geburt von Zeus verschluckt worden, so dass Athene aus einem doppelten Körper, dem Leib ihrer Mutter und dem Kopf von Zeus geboren werden konnte. Dieser Mythos reiht sich in die vielfältigen Versuche in der Geschichte ein, die Gebärfähigkeit und Schöpfungskraft der Frauen durch Männer zu „vereinnahmen“.

Im antiken Athen wurden die Aufgaben der Geschlechter arbeitsteilig gesehen. So war die Vertretung in der Polis, die nach den Gerechtigkeitsvorstellungen der Frauen und Göttinnen zu erfolgen hatte, und die Kriegsführung Aufgaben der Männer. Eine griechische Stele von 337/336 v. Chr. zeigt eine Frau als Repräsentantin des Volkes, die einen Mann als Vertreter des Volkes krönt und inthronisiert. Mit Solon (6. Jh. v. Chr.) begann eine Entwicklung zu frauenfeindlichen Gesetzen, die von der römischen Gesetzgebung weiterentwickelt wurden. Diese Gesetze waren Versuche, die starke Stellung der Frauen zu zerstören.

Die bis heute weitererzählten Mythen und Geschichten zeugen davon, dass die matriarchale Basis der griechischen und abendländischen Kultur unzerstörbar war. Eine der beliebtesten Erzählungen behandelt die Entstehung der Zivilisation und der Gesetze. Es ist die Geschichte von Demeter (bei der Römern hieß sie Ceres) und ihrer Tochter Kore/Persephone. Ovid formulierte im 1. Jh. v. Chr.: *Ceres durchfurchte zuerst mit krummer Pflugschar die Scholle. Gab dem Land zuerst die Feldfrucht und mildere Nahrung. Gab auch Gesetze zuerst*. (Ovid 1998). Demeter war für die Fruchtbarkeit der Erde verantwortlich und damit die Lebens- und Überlebensgöttin der klassischen Antike. Ihre Tochter war Kore, „das Mädchen", die sinnbildlich und tatsächlich die Säulen der Tempel, also der heiligen Orte, trug. Sie verkörpert die Zukunftshoffnung des matriarchalen Wissens. Auf dem Relief werden Demeter und Kore/Persephone, die Repräsentantinnen des Lebens und der Zivilisation, mit ihren Herrschaftsstäben gezeigt. Sie segnen und beschützen den jungen Königssohn Triptolemos, der in ihrem Auftrag einen Herrschaftsstab erhält und das Wissen über die „neolithische Revolution", den Getreideanbau und die Zähmung der Tiere und die Gesetze der Zivilisation, verbreiten und in alle Welt hinaustragen soll.

Den Zusammenhang zwischen der Idee der Gerechtigkeit mit der Nutzbarmachung der Natur, dem menschlichen Körper und Geist und dem sozialen Zusammenleben im antiken Griechenland verallgemeinerte die griechische Philosophin Aesara von Lukanien (ca. 2. Jh. v. Chr.) in ihrem Essay über *die Natur der Gerechtigkeit:*

Die Natur scheint mir dem Gesetz und der Gerechtigkeit als Vorbild gedient zu haben und das sowohl im einzelnen Haus, als auch in der Stadt. Wenn man den Spuren in sich selbst folgt und wirklich sucht, wird man eine Entdeckung machen: Das Gesetz und die Gerechtigkeit sind in uns, denn sie sind ordentliche Vorkehrungen der Seele.

Bild 5:
Münze der Kaiserin Livia (58 v. Chr. – 29 n. Chr.) als Justitia

4. Ich bin Justitia – Gerechtigkeit ist Frauenstärke in kultureller Vielfalt (Rom 8. Jh. v. Chr. – 4. Jh. n. Chr.)

Die starke Kaiserin Livia, Ehefrau des Kaisers Augustus, war die erste Frau, die selbstbewusst „Ich bin die Gerechtigkeit" formulierte und ihr Bild als Justitia auf Münzen prägen ließ. Auch Bildmünzen mit der Aufschrift *Aequitas (Gleichheit), Sieg (Viktoria) und Friede (Pax)* gibt es von ihr. Sie ist damit die Erfinderin unserer modernen Justitia, der starken, selbstbewussten Frau, die Durchsetzungskraft, Ausgleich und Befriedung menschlicher Beziehungen repräsentieren will und soll.

Selbstbewusste Herrscherinnen, die sich ihrer Macht und der Wichtigkeit ihrer Gerechtigkeitsideen bewusst waren, hat es natürlich schon vor ihr gegeben, die Pharaoninnen und Königinnen in Ägypten, die starken Prophetinnen im jüdischen Leben, die Herrscherinnen vieler Völker der Antike. In Rom war die Aufgabe, ein riesiges Weltreich zu verwalten und zusammenzuhalten, jedoch besonders groß. Das ging im Bewusstsein vieler einflussreicher Frauen nur dann, wenn die kulturelle Vielfalt der Religionen, Gesetze und Sitten, also die Gesetze der Mütter, geachtet wurden. Dazu gehörte auch, das geistige Erbe der Frauen zu bewahren und den Göttinnen die ihnen zukommende Ehre zu erweisen. Dass Münzen und Bilder ein besonders wichtiges Mittel zur Verbreitung dieser Gedanken war, hatten vor Livia u.a. schon die ptolomäischen Herrscherinnen erkannt. Sie ließen auf die Rückseite ihrer Münzen Füllhörner prägen, das Symbol für den Gedanken, dass kulturelle Vielfalt und die Begegnung zwischen den Kulturen das wichtigste Element für Frieden und Wohlstand ist.

Füllhörner sind auch immer ein Symbol dafür, dass Frauen aus der Fülle ihrer Erfahrungen Wissen weitergeben und dass diese Quelle der Weisheit scheinbar unerschöpflich ist. Die Symbole, wie die Taube, die Schale, das Füllhorn, der Brunnen und das Lebenszeichen Ankh „verstanden" viele, auch wenn die Sprache und Sitten fremd waren. Livia pflegte diese Tradition der Bildsprache und ließ eine Statue von sich als Ceres mit Füllhorn anfertigen. Füllhörner finden sich auch auf den sog. Matronensteinen,

die in der rheinischen Provinz um 200/300 n.Chr. massenhaft errichtet wurden. Sie nehmen den alten Gedanken der Verbindung von drei Frauen auf und zeigen zwei ältere Frauen in einheimischer Tracht und in ihrer Mitte eine jüngere Frau, die manchmal auf einem Sockel sitzt. Oft haben alle drei Frauen Früchte in ihrem Schoß. Manchmal quillt daraus Wasser wie aus einem Brunnen, als *Wasser des Lebens*. Im keltischen Kulturkreis gibt es diese Reliefs auch mit Kleinkindern im Schoß.

Auch der Thron und die Löwensymbolik als Ausdruck weiblicher Stärke, blieben in Rom erhalten. Nach Dike, der griechischen Göttin von Recht und Gerechtigkeit, sind die Digesten, die römischen Gesetze genannt. Sie war auch Astraea, die Himmelgöttin, die als Sternbild im Sternbild der Jungfrau mit der Waage in Verbindung gebracht wird.

Wenn sie (die Frauen) uns gleichgestellt sind, so sind sie uns überlegen, so begründete Cato d.Ä. (234 – 149 v. Chr.) die frauenfeindliche Gesetzgebung im antiken Rom. Wenn die Frauen schon die symbolische Ordnung beherrschten, sollte nach dem Willen vieler römischer Rechtsgelehrter und Rechtsetzer wenigstens ihre reale Macht eingeschränkt werden.

Aber das römische Weltreich scheiterte an der Arroganz derjenigen männlichen Repräsentanten, die statt auf die friedliche Verbindung der Völker auf militärische Macht setzten, die die Fremden nur als Barbaren und nicht als Träger eigener Kulturen wahrnehmen konnten. Frauenfeindliche Gesetze sind eine Widerspiegelung einer solchen Haltung. Das Christentum verdankte seinen überraschend schnellen Siegeszug den Frauen, die die Botschaft von Frieden und Nächstenliebe verbreiteten. Die matriarchale Gerechtigkeitssymbolik wurde ins Christentum übernommen. Die Weiblichkeit Gottes und die Überwindung des Geschlechterdualismus wurden zu einer zentralen Fragen in den ersten frühchristlichen Jahrhunderten. In einer frühchristlichen Hymne an Gott aus dem 2. Jh. n. Chr. wird die Hoffnung auf die geschlechtliche Einheitlichkeit Gottes und den Ausweg aus zerstörerischen Dualismen in den Bildern und in der Sprache der Muttergöttinnen beschrieben:

Ich bin nämlich die Erste und die Letzte
Ich bin die Geehrte und die Verachtete
Ich bin die Dirne und die Ehrbare
Ich bin die Frau und die Jungfrau
Ich bin die Mutter und die Tochter ...

5. Im Zentrum die Weisheit – Gerechtigkeit wird eine Tugend (Das frühe Mittelalter 4. – 11. Jh. n. Chr.)

Bild 6:
Barmherzigkeit und Wahrheit, Handschrift 9. Jh., Stuttgart, Landesbibliothek

Seit Tausenden von Jahren sind in der Kunstgeschichte Doppelpaare von sich liebenden Frauen bekannt (Meixner 1995). Das Mittelalter übernahm das Bild für die Gerechtigkeitsikonographie. Hintergrund ist das Bildmotiv der *Maria Heimsuchung*. Es findet sich auf unzähligen Kirchenaltären, Türen und Skulpturen im Zusammenhang mit der biblischen Geschichte einer Begegnung. Maria weiß, dass sie schwanger ist und besucht ihre Cousine Elisabeth, die ebenfalls schwanger ist. Beide Frauen erkennen sich und damit den Zustand der jeweils anderen und freuen sich. Diese gemeinsame Freude der *Guten Hoffnung* und die Liebe zueinander und zu den künftigen Kindern ist die Grundlage zu dem Text auf der Handschrift: *Barmherzigkeit und Wahrheit begegnen sich. Gerechtigkeit und Frieden küssen sich*.

Wie wichtig die Beziehung von Frauen untereinander für die Gerechtigkeitshoffnungen sind, daran lassen diese Bilder keinen Zweifel. Auch andere Tugenden wie Friede und Klugheit werden so dargestellt. Schon an diesen Bildmotiven wird deutlich, wie stark die Stellung der Frauen in der mittelalterlichen Welt ist. Trotz der überragenden Stellung von Maria als Mutter Gottes, sind die Frauen in der ikonographischen Welt keineswegs auf ihre Mutterschaft beschränkt. Sie lehren und belehren Männer, sie verkörpern nach wie vor den weiblichen Lebensbaum und stehen damit in der Tradition der ägyptischen Göttin Isis.

Im Mittelpunkt der Tugendlehre des Mittelalters steht die Weisheit, in der byzantinischen christlichen Welt als Hagia Sophia, die hl. Sophia verehrt. Auch die Kontinuitäten zu der Weisheit der Athene sind unübersehbar. Gerechtigkeit/Justitia galt als Kardinaltugend, die die gesamte Gesellschaft durchdringen sollte. Damit wurde auch der Gedanke der ägyptischen Maat unter anderen Vorzeichen wieder aufgegriffen. Nicht zufällig erinnern die mittelalterlichen Bilder des Jüngsten Gerichts bis heute an die ägyptischen Waagebilder, auch wenn sie eine andere kulturelle Bedeutung haben. *Die Elemente verändern sich untereinander, wie auf einer Harfe die Töne den Rhythmus*

ändern und doch den gleichen Klang behalten, heißt es im Buch der Weisheit 19,18. Die Vielfalt der Gerechtigkeitsbilder ist im Mittelalter fast unübersehbar, Justitia mit der Waage und dem Schwert ist nur eines davon. Manchmal wird Justitia z.B. als kleiner Hund dargestellt, der das Einhorn in den Schoß der Jungfrau treibt.

Die jüdischen Wurzeln des Christentums wurden im Andenken an die Prophetinnen des Alten Testamentes geehrt, und es wurde u.a. an die Richterin Debora gedacht, die Mutter und Retterin Israels:

Sie (die Richterin Debora) wohnte unter der Palme Deboras zwischen Rama und Beth-El auf dem Gebirge Ephraim. Und die Kinder Israels kamen zu ihr hinaus zu Gericht. (Buch der Richter 4,4 ff.)

Bewohner des offenen Landes gab es nicht mehr, bis du dich erhobst Debora, bis du dich erhobst, Mutter Israels (Buch der Richter 5,7)

Maria und Justitia verschmolzen oft zu einer Einheit. Auch die Amtskirche konnte trotz vielfältiger Entscheidungen und Kirchengesetze das Weiterleben der alten weiblichen Symbolordnung, der Symbolordnung weiblicher Gerechtigkeitsschöpfungen und richterlicher Macht, nicht verhindern. Die Urmutter Eva, beraten durch die schlaue Schlange, besaß die Unterscheidungskraft zwischen Gut und Böse (Genesis 3,4 – 6), wollte dieses Wissen an ihren Mann weitergeben und wurde deshalb verdammt. Die weibliche Unterscheidungskraft und Klugheit war für ein rein monotheistisch gewolltes Weltbild unerträglich. Es war auch in der Praxis nicht durchsetzbar. Christus, als Weltenrichter verehrt, krönt auf unzähligen Bildern immer wieder seine Mutter, als wollten die Bilder betonen, wer die eigentliche Herrscherin ist. Auf vielen Bildern hat er eindeutig weibliche Züge. Ihm und seinem Vater wurden Weisheit, Liebe, Fürsorge und Einfühlungsvermögen zugeschrieben. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft mittelalterliche Bilder den männlichen Alleinvertretungsanspruch immer wieder unterlaufen.

Weisheit, Gerechtigkeit und Klugheit sollten im mittelalterlichen Denken zur dominierenden Tugend sowohl von Frauen als auch von Männern werden. Maria und andere Frauen sorgten in ihrer Vermittlerinnenrolle dafür,

dass die Angst vor der todbringenden Verdammnis nicht zum Hauptelement der Gerechtigkeitslehre wurde.

Unter der einflussreichen Kaiserin Theodora (um 500 – 548) wurde in Konstantinopel die „Hagia Sophia“, die Kirche zur Heiligen Weisheit gebaut. In dieser Kirche wurde Theodora 525 mit Kaiser Justinian getraut. Justinian ist vor allem bekannt geworden, weil er die römischen Gesetzestexte, die Digesten, ordnete, zusammenfasste und neu formulierte und damit den Grundstein für die abendländische Rechtsentwicklung legte. Theodora setzte bei dieser Aus- und Neubewertungsarbeit zahlreiche Regelungen zugunsten von Frauen durch und revidierte damit frauenfeindliche Tendenzen und Bestimmungen des römischen Rechts.

6. Wisse die Wege – Frauen als Baumeisterinnen der mittelalterlichen Welt (11. – 14. Jh.)

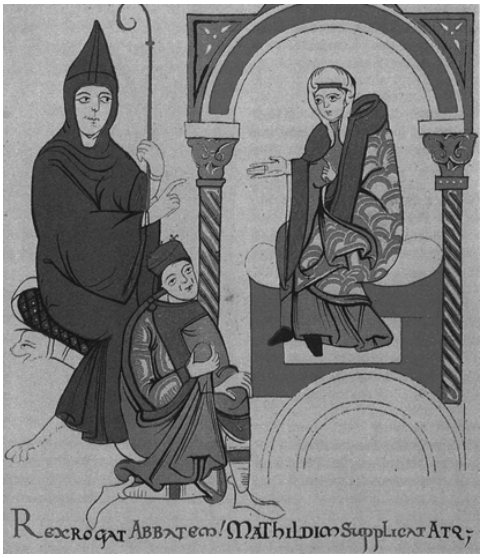


Bild 7:
Der Kniefall von Canossa, Miniatur, 12. Jh., Rom, Bibliotheca Apostolica Vaticana

Die Frauen, die im Mittelalter den Gerechtigkeitsdiskurs bestimmt und beeinflusst haben, sind kaum aufzuzählen. Sie reichen von den Mystikerinnen, den Beginen, den Beraterinnen von Kaisern und Päpsten über starke mittelalterliche Herrscherinnen bis hin zu Stadt-, Kirchen- und Klostergründerinnen, Äbtissinnen, Gutsherrinnen, Handwerkerinnen, Buchmalerinnen, Musikerinnen, Schriftstellerinnen Baumeisterinnen und Richterinnen. Die christlichen Legenden, Erzählgeschichten über die Heiligen, spiegeln den Kampf gegen Tyrannei und für Humanität in dieser Zeit wider und wurden als Gerechtigkeitsgeschichten weitererzählt und bekannt gemacht.

Mathilde von Tuszien ist eine dieser starken mittelalterlichen Frauen. Als Heinrich IV mit dem Kirchenbann belegt wurde, bat er seine Cousine Mathilde in dem berühmten Kniefall auf ihrer Burg Canossa 1077, sie möge beim Papst für ihn vermitteln. Mathilde war erfolgreich, der Kirchenbann wurde aufgehoben. Vermittelnd und belehrend, so sitzt sie innerhalb eines Torbogens in der Handschrift um 1115, die ihr Leben schildert. Die Marienfarben rot und blau umgeben sie. Ein zweiter Torbogen befindet sich unter ihren Füßen, in den Heinrich IV scheu seinen Fuß hineinsetzt. Der heilige weibliche Raum wird in dem Bild beschrieben und ikonographiert. Auch mächtige Männer müssen sich demütig hinknien, um daran teilzuhaben. Der Abt Hugo von Cluny spielt eine wichtige Rolle und weist, als Berater des Königs auf Mathilde. Wörtlich heißt es in der Vita der Mathilde:
Jetzt auf die Knie gebeugt sprach der König gewandt zu Mathilde: „Wenn du nicht jetzt viel Hilfe mir gibst, wird´ den Schild ich weiter nicht brechen, der Papst nämlich hat mich verworfen, mächt'ge Cousine bewirke, dass er auf das Neue mich segnet." Sie nun erhob sich, versprach es dem König, verließ ihn, stieg wieder hinauf in die Höhe, der König jedoch weilte unten.
Die Parallele zwischen der Gottesmutter Maria und der starken Cousine ist unüberhör- und unübersehbar.

Hildegard von Bingen (1098 – 1179) hatte eine Gerechtigkeitsvision, die ebenfalls bebildert und aufgeschrieben wurde (Scivias 1954). Übereinstimmend mit der Tugendlehre des Mittelalters hat hier die Gerechtigkeit verschiedene Gestalten. Sie ist die größte Figur, die den schwankenden Turm der Kirche stützt, die Weisheit inmitten des siebensäuligen Tempels, eine wehrhafte Ritterin mit dem Schwert und dem Herrschaftsstab und schließlich eine heilige Frau ebenfalls mit dem Schwert und mit drei Köpfen. Mit dem Bild von der Frau mit den drei Köpfen greift Hildegard ein altes antikes Bild einer Göttin auf, der Göttin Hekate. Sie war die Göttin der drei Wegkreuzungen und damit des Wissens, dass es immer verschiedene Weg gibt, die der Mensch gehen kann. Ein verschlüsselter Hinweis in den Zeiten der Kreuzzüge darauf, dass die wehrhafte Kirche auch andere Wege gehen kann als die des Krieges? Hildegard von Bingen lässt die Gerechtigkeit sprechen:
Die Gerechtigkeit spricht: Gott hat alle Dinge der Welt so eingerichtet, dass eins auf das andere Rücksicht nehme. Je mehr einer vom anderen lernt, wo er von sich aus nichts weiß, umso mehr wächst doch in ihm das Wissen.

Etwa 50 Jahre später wurden die germanischen Rechtstexte im Sachsenspiegel zusammengefasst. Wie bei zahlreichen anderen schriftlichen Kodifizierungen auch, versuchte der Autor neben authentischen Spiegelungen des Geschlechterverhältnisses auch frauenfeindliche Bestimmungen, wie die Gerichts- und Geschlechtervormundschaft für Frauen durchzusetzen. Zahlreiche Mittelalterbilder zeigen jedoch, wie selbstbewusst Frauen auch vor den Gerichten auftreten und sich für ihre Anliegen einsetzen.

Eine eigene Art von „Dreifaltigkeit“ zeigt Ambrogio Lorenzetti (14. Jh.) in seinen Fresken im Rathaussaal von Siena, dem Friedenssaal. Im Zentrum steht eine große Justitia auf einem Thron. Sie hält die Waagschalen im Gleichgewicht. Die Waage selbst wird gehalten von der gekrönten Weisheit über ihr, der obersten Herrscherin. Auf dem Richterstuhl unter diesen beiden Frauen sitzt die Eintracht. In ihrer linken Hand hält sie zwei Schnüre, die aus den Waagschalen kommen und die sie den Vertretern der Stadt überreicht. Das Gleichgewicht von politisch

klugem Handeln, der Weitergabe von Frauenmacht und die Hoffnung auf Recht und Gesetz und auf deren männliche Repräsentanten sind hier eindrucksvoll ins Bild gesetzt.

7. Die Stadt der Frauen – Christine de Pizan, eine Poetin der Gerechtigkeit (1365 – 1430)

Als Christine de Pizan 1405 das *Buch von der Stadt der Frauen* schrieb, hatte sie bereits eine erfolgreiche Karriere als Schriftstellerin und selbstständige Unternehmerin hinter sich. Bürgerkriege und der sog. 100jährige Krieg zwischen Frankreich und England prägten ihre Zeit. Intellektuelle Frauen wie Christine de Pizan litten unter der Frauenfeindlichkeit einer Wissenschaftsrichtung, die Frauen die Befähigung zur geistigen Betätigung generell absprach. Christine de Pizan widersprach wortgewaltig und konsequent. Ihr Buch sprengt den engen, auf männliche Lebensmuster und Erfahrungen konzentrierten Blick auf die Dinge und wird beiden Geschlechtern gerecht. Sie wurde zur größten und wichtigsten Gerechtigkeitsphilosophin des ausgehenden Mittelalters und des Übergangs zur Neuzeit.

Bild 8:
Der Bau der Stadt der Frauen, 15. Jh., London, British Library

Wie sie die Gerechtigkeitsgeschichte aus Frauensicht beschreibt und schildert ist bis heute beispielhaft. Das Buch von der Stadt der Frauen beginnt mit einer einfachen Geschichte: Die Schriftstellerin ärgert sich über die frauenfeindlichen Angriffe ihrer Zeit und ist fast schon verzagt und in ihrem Selbstbewusstsein als Frau tief gekränkt. Da erscheinen ihr drei gekrönte Frauen, die Frauen Vernunft, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit und helfen ihr, die Stadt der Frauen zu bauen, eine Stadt des Schutzes und der weiblichen Solidarität. „Baumaterial" sind die Geschichten vieler Frauen, die sie geschickt mit dem philosophischen Wissen und vor allem mit ihren eigenen Einschätzungen, Wertungen und Verallgemeinerungen mischt. Da sich Vernunft, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit nicht trennen lassen, Alltag, Geschichte und Wissen zusammengehören, ist das Buch bis heute aktuell und bezaubernd zu lesen.

Ich machte mich daran, mich selbst und mein Verhalten als Wesen weiblichen Geschlechts zu prüfen; und in ähnlicher Weise diskutierte ich mit anderen Frauen, die ich traf.

In Abgrenzung zu einer Diskussion, die Frauen als die Verführerinnen der Männer und Männer als ihre Opfer sah, fragte sie: *Wollen Frauen vergewaltigt werden?* Welcher Frau der Gegenwart kämen solche Gedanken

nicht bekannt vor? Christine de Pizan konnte ihr großes Werk nur schaffen, weil sie Unterstützung von anderen Frauen bekam, von Herrscherinnen, die ihrer Arbeit wohlwollend gegenüber standen, von den weisen Frauen in der Geschichte, von denen sie lernte und von den Frauen, die von ihr lernten. Frauen haben nach ihrer Theorie die Gerechtigkeit erfunden und zu den unzivilisierten Menschen gebracht, heilige Frauen waren Vorbild für gerechtes Handeln, und Maria ernannte sie zur obersten Herrscherin ihrer Stadt. Eine unreflektierte Zivilisationskritik ist ihr fremd.

Ihr Blick auf die Männer ihrer Zeit ist sowohl freundlich, als auch kritisch. Genau und präzise weist sie ihnen nach, wo sie Frauen, Männer und sich selbst schädigen und verletzen. Sie hat am deutlichsten und klarsten formuliert, dass das Unrecht gegenüber Frauen ein Spiegelbild politischer Tyrannei und einer inhumanen Gesellschaftsentwicklung ist. In der Tradition einer Hildegard von Bingen, spricht auch bei ihr die Gerechtigkeit aus dem Mund einer Frau:
Frau Gerechtigkeit spricht: Meine einzige Aufgabe besteht darin, zu urteilen, zu schlichten und Frieden nach dem gerechten Verdienst eines jeden zu stiften. Ich sorge dafür, dass jedes Ding an seinem Platz bleibt, ohne mich wäre nichts von Dauer ... Meine Aufgabe ist es, diejenigen Männer und Frauen, die die Orientierung verloren haben, aufzurichten und wieder auf den rechten Weg zu bringen. Und wenn sie im Irrtum befangen sind, so nähere ich mich ihnen (vorausgesetzt, sie sind klug genug, mich zu erkennen) insgeheim über den Verstand, wirke auf sie ein und predige ihnen, indem ich ihnen ihren Irrtum und ihre Fehlschlüsse vor Augen halte und ihnen die Ursache dafür nenne. Ferne lehre ich sie, das Sinnvolle zu tun und das Tadelnswerte zu meiden. (de Pizan 1405/ 1990)

Frau Gerechtigkeit gleicht in der Beschreibung von Christine de Pizan der antiken Figur der Medusa, die Athene auf ihrer Brust trug, das Sinnbild für Schutz und Verteidigung. Medusa ist eine wunderschöne Frau, der niemand ins Auge sehen kann, ohne zu erstarren. Frau Gerechtigkeit hat *einen so strengen Gesichtsausdruck, dass auch der Mutigste es mit der Angst zu tun bekommen konnte, wenn er ihr in die Augen blickte. Es schien als*

besitze sie die Fähigkeit, Übeltäter in Angst und Schrecken zu versetzen. Das Symbol der Frau Gerechtigkeit ist *eine Waagschale aus feinem Gold, die die Form eines runden Maßes besitzt. Sie trägt das Zeichen der Lilie der Dreifaltigkeit*. Das ist eine völlig andere Dreifaltigkeitstheorie als jene, die wir aus der kirchengeschichtlichen Überlieferung kennen, eine weibliche Dreifaltigkeit. Auf dem Bild auf Tafel 7 sind Christine und die drei Frauen gleichberechtigt und unhierarchisch dargestellt. Der geschlossene Raum der Begegnung und der halboffene Raum des Bauens auf freiem Feld sind voneinander getrennt und gleichzeitig verbunden, ein eigenständiges und visionäres Bild. An diesem Bild lässt sich im Vergleich entdecken, wie getrennt und gespalten unser heutiges Bild der öffentlichen und der privaten Sphäre ist.

Mit dem Bild der einen Waagschale und in vielen Geschichten machte Christine de Pizan darauf aufmerksam, dass die Waagschale auf Seiten der Frauen ins Ungleichgewicht zu geraten drohte, und füllte diese Waagschalen in ihrem Werk mit der Weisheit und der Geschichte der Frauen. *Betreibt den Ausbau Eurer Stadt, vermehrt die Anzahl der Bewohnerinnen und übt Euch in Heiterkeit und Rechtschaffenheit,* diesen Ratschlag erteilt sie am Ende ihres Buches allen Frauen.

8. Das Verdienst der Frauen – Frauen klären über Recht und Gerechtigkeit auf (15. – 18. Jh.)

Bild 9:
Gerichtsbild aus Friedrich von Spee, Cautio Criminalis, 1631

Eine Frau steht vor Gericht, selbstbewusst und würdevoll. Sie muss sich vor vielen Männern verteidigen. Im Hintergrund sieht die Betrachterin, was die Angeklagte erwartet, die Todesstrafe und Hinrichtung als Hexe. Entgegen der Realität der Hexenprozesse hat die angeklagte Frau männliche Begleitung und Schutz. Die Fenster des Raumes sind vergittert, nur der Blick in die fürchterlichen Konsequenzen dieses Tribunals sind offen.

Das ist eines der Bilder aus der Cautio Criminalis (von Spee 1631/1982) und wirft ein Licht auf eines der fürchterlichsten Kapitel der Europäischen Rechtsgeschichte. Über 350 Jahre hinweg – der Schwerpunkt der Hexenprozesse lag im 16./17. Jh. – brannten, vor allem in Deutschland, dem Kernland der Hexenprozesse, die Scheiterhaufen, wurden Frauen, aber auch Männer willkürlich denunziert, verhaftet, gefoltert und schließlich verurteilt und hingerichtet. Diese Prozesse fielen zusammen mit dem praktischen, theoretisch und wissenschaftsideologisch gewollten, Ausschluss der Frauen aus Justiz und Rechtwissenschaft. Weisheit, Schönheit, Klugheit, Mütterlichkeit und Erfahrungswissen vieler Frauen wurden jetzt in hysterisch aufgeputschter Atmosphäre zu Mängeln, zu einer gesellschaftlichen Gefahr erklärt. Selbst Kritiker wie Friedrich von Spee vertraten die Meinung, dass es Hexen gab und schlossen sich damit den Rechtswissenschaftlern und Juristen, den Henkern und Schöffen, den Männer der Obrigkeit in Kirche und Staat an.

Die Frauen – so die juristische und kirchenrechtliche Konstruktion – waren Ausführende des Teufels, hatten einen Teufelspakt geschlossen. Wenn man den Teufel bekämpfen wollte, mussten Frauen vernichtet werden. Jede Frau konnte eine Hexe sein. Kirche und weltliche Justiz handelten Hand in Hand. Mit dem Hexenhammer von 1487 wurde die Gefährlichkeit der Frauen und ihre Bekämpfung als christliche Aufgabe begründet. Die Carolina (1532) Karls V griff auf alte Rechtsvorstellungen in der Antike zurück und erklärte die Hexerei zum todeswürdigen Verbrechen. Ähnlich wie später im deutschen

Faschismus gab es einen umfassenden Konsens: Juristische Fakultäten schrieben Gutachten, Folterer erpressten Geständnisse, Kirchenvertreter hetzten, und Gerichte meinten, nach der Rechtslagen „keine andere Wahl zu haben." Die betroffenen Frauen wehrten sich, so gut es eben ging, passten sich dem Wahnsinn an und wurden dabei oft selbst krank, leisteten Widerstand und blieben auch unter der Folter unbeugsam. Sie denunzierten nun ihrerseits NachbarInnen und versuchten ihre Richter über ihre Unschuld aufzuklären.

Eine der berühmtesten dieser Frauen, Jeanne d'Arc warnte in ihrem Prozess im 15. Jh. ihre Richter:
Ich sage Euch, die ihr Euch meine Richter nennt, denn ihr ladet Euch eine schwere Last auf und ihr mutet mir zuviel zu.

Ihr mutet uns zuviel zu, wenn ihr das Recht in Unrecht verwandelt, das wurde die Konsequenz vieler politisch wacher Frauen aus diesen Erfahrungen. Herrscherinnen ließen sich als Justitia malen, Schriftstellerinnen forderten die Gleichheit der Geschlechter und gleiche Bildungschancen ein, Malerinnen zeigten ihren Zorn und ihre Verzweiflung über eine Fremdbestimmung, bei der sie sich selbst nicht wiederfanden. Sie malten sich als stolze, unbeugsame Frauen wie Artimisia Gentileschi (1593 – 1653). In ihrem bekannten Bild, in dem Judith Holofernes tötet, verknüpft sie ihre eigenen Vergewaltigungserfahrungen mit der Aufgabe, Tyrannen auch mit dem Schwert zu bekämpfen. Sie ist eine weitere Vertreterin der Position, dass das gesellschaftliche Gleichgewicht durch Tyrannen so empfindlich gestört wird, dass die Tötung im Extremfall gerechtfertigt sein kann. Schon Christine de Pizan hatte die Todesstrafe für Vergewaltiger für gerechtfertigt gehalten. Artimisia hat ihr Bild in den „Marienfarben" rot, blau, weiß gemalt. Diese Farben wurden nicht zufällig zu den Farben der französischen Revolution und der neuen Republik.

Aber es gibt in dieser Zeit auch ruhige, friedliche Bilder. Vermeer hat ein wunderschönes Hoffnungsbild gemalt. Eine schwangere Frau wägt vor dem Hintergrundbild des jüngsten Gerichts ihre Perlen ab. In sich versunken und nachdenklich, durch einen Schleier vor zudringlichen Blicken geschützt, scheint sie sorgfältig zu überlegen, was ihre Schätze wert sind. Der Innenraum, in dem sie steht,

ist nicht vergittert, helles Außenlicht beleuchtet diese Szene. Das Bild wirkt – um 1664 entstanden – wie ein humanes Gegenbild zu vielen Hexenbildern und lässt hoffen, dass Würde und Respekt vor den Frauen wieder zur gesellschaftlichen Normalität wird. Mit dem Friedensschluss von 1648 nach 30-jährigen schweren Religionskriegen tritt das Füllhorn in der Malerei des Barock einen neuen Siegeszug an, und selten gibt es so viele sich küssende Frauen wie in dieser Zeit; Friede und Gerechtigkeit und Gerechtigkeit und Klugheit begegnen sich auf den Bildern immer wieder in inniger Umarmung.

9. „Mann kannst du gerecht sein? – Eine Frau stellt Dir diese Frage“ – Revolutionszeiten 18./19. Jh.

Viele Motive und Bilder in der französischen Revolution wurden aus der Antike übernommen. Dazu gehört auch das Bild der Freiheit als Frau. Positive Vorstellungen von dem Freiheitshandeln der Frauen haben sich verbunden mit der Erinnerung an antike Mythen und Göttinnen. „Libertas“ war die römische Göttin der Freiheit, der auf dem Aventin-Hügel in Rom ein Tempel geweiht war. Sie war die Göttin der freigelassenen Sklaven und trug die Freiheitskappe und Zepter oder Lanze. Auf dem Bild von Nanine Vallain trägt sie die Farben der Revolution und der Republik, blau, rot und weiß, die Traditionsfarben von Maria, und hat ein antikes Kopfband um ihre Haare gelegt. Ob sie einen Herrschaftsstab oder eine Lanze trägt, ist nicht zu erkennen. Sie sitzt – wie eine matriarchale und antike Frauenfigur – in braunem Untergewand auf einem Thron, erdverbunden und aufrecht. Sie lehnt sich nicht mehr an und ist damit gleichzeitig fest verankert und frei und beweglich.

Bild 10:
Nanine Vallain, Die Freiheit, um 1790–93,
Museum der Revolution, Vizille

Die Bedeutung, die Frauen in der französischen Revolution für die Entwicklung demokratischer Staatsformen und der Menschenrechte hatten, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Auf ihrem „Marsch nach Versailles“ Anfang Oktober 1789 definierten sie ähnlich wie in unzähligen Frauenclubs ihre Forderung für das Allgemeinwohl nach Freiheit, Brot und Verfassung. Sie kommentierten das Revolutionshandeln der Männer, berieten und unterstützten sie, schrieben Flugblätter und Schriften und nahmen an allen revolutionären Ereignissen statt. Sie waren das unermüdliche Bewegungselement dieser Zeit.

Ihre heute bekannteste Vertreterin war Olympe de Gouges (1748 – 1793), die der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte 1791 die Erklärung der Rechte der Frau als Bürgerin entgegenhielt. 1792 warnte sie eindringlich vor dem blutigen Ausgang der Revolution in ihrer „Prognose Maximilian Robespierre betreffend“: *Jedes einzelne deiner Haare steht für ein Verbrechen*. Sie sah voraus, dass Leute wie er selbst ein Opfer einer derartigen Eskalation werden würden:

Um deine Freiheit ist es geschehen, wieder wirst du unter dem Joch der Tyrannen seufzen ... Paris wird nichts weiter sein, als eine von Menschenfressern bevölkerte Einöde.

Für ihr Freiheits- und Demokratieverständnis, das sich nicht in enge dualistische Bahnen wie Monarchie oder Republik pressen ließ, wurde sie 1793 hingerichtet. Sie war eine Provokation für alle eng und starr denkenden Revolutionäre. Ihr war bewusst, dass sie mit ihrem Verständnis von Politik nicht nur unbequem war, sondern auch zwischen allen Stühlen saß. In ihrer Flugschrift gegen Robespierre nannte sie sich selbst ein „amphibisches Lebewesen", ein Lebewesen, das halb im Wasser und halb auf der Erde lebt.

Ihre Schriften sind immer noch aktuell:
Mann, bist du fähig gerecht zu sein? Eine Frau stellt dir diese Frage; du wirst ihr doch nicht das Recht dazu absprechen wollen. Sag an, wer hat dir die selbstherrliche Macht verliehen, mein Geschlecht zu unterdrücken? Deine Kraft? Deine Talente? ... Suche, erforsche und unterscheide, wenn du es vermagst, die Geschlechter in jener von der Natur ausgebildeten Ordnung. Überall wirst Du sie vereint finden, überall arbeiten sie in harmonischer Eintracht an diesem unsterblichen Meisterwerk. Einzig der Mann hat sich aus der Ausnahme ein Prinzip zurechtgeschustert.

Neben Olympe de Gouges sind vor allem Mary Wollstonecraft mit ihrer „Verteidigung der Rechte der Frau" (1792) und Flora Tristan mit der „Arbeiterunion" (1843) diejenigen Frauen, die wir zitieren und lesen, weil uns der Ausschluss von den Menschenrechten bis heute umtreibt und beschäftigt – trotz formaler Gleichheit und Verfassungsansprüchen in vielen Ländern.

Die *tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung der Geschlechter*, inzwischen im Grundgesetz verankertes Verfassungsgebot (Art. 3 Abs. 2 GG), ist als zentrale gesellschaftliche Aufgabe weltweit nicht gelöst.

Wie stark die französische Revolution (und jede andere patriarchale Politik) auf ein anderes, weibliches Politikverständnis angewiesen war und ist, macht die Freiheits- und Gerechtigkeitsikonographie deutlich. Justitia hatte im 19. Jahrhundert „Hochkonjunktur". Bis heute heißt das

Symbol der französischen Republik Marianne, verweist also auf die weibliche Beziehung von Maria zu ihrer Mutter Anna. Auch die amerikanische Freiheitsstatue erinnert daran, dass Freiheit und Gerechtigkeit untrennbar zusammengehören.

Bild 11:
Plakat der englischen Frauenrechtlerinnen (Suffragetten), ca. 1910, aus: Chronik der Frauen, Dortmund 1992

10. „Schwestern zerreißt eure Ketten! – Menschenrechte haben kein Geschlecht“ (1850 – 1933)

Flora Tristan (1803 – 1843) war eine aufmerksame Beobachterin der Geschichte ihrer Zeit. Sie analysierte als erste, dass die Französische Revolution mit ihrem Anspruch, für alle Menschen gleiche Rechte zu schaffen, in zwei Punkten entscheidend versagt hatte, der verfassungsrechtlichen Gleichstellung der ArbeiterInnen und der Frauen. Sie sah das Elend der ArbeiterInnen in den Industriezentren und schlug – vor Marx und Engels – die weltweite Vereinigung der ArbeiterInnen vor. Frauen und ArbeiterInnen waren in ihrer Sicht natürliche Verbündete, sie sollten zusammen eine gerechte Welt schaffen, mit neuen Wohnmodellen für alt und jung, mit Kindergärten und Kinderkrippen für die Mütter, eine gerechte Welt mit neuen, humanen Rechten. So appellierte sie an die Frauen aller Stände, aller Altersgruppen, aller Meinungen, aller Länder:
Vereinigt Euch mit den Unterdrückten; mittels dieses legitimen und heiligen Bündnisses können wir auf gesetzliche Weise gegen die Gesetze und Vorurteile kämpfen, die uns unterdrücken.
Auch sie verknüpfte ihre Gerechtigkeitswünsche mit den Hoffnungen auf Liebe und Glück und beschrieb den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Bedingungen, der Armut, der Unzufriedenheit, dem Unglück und dem ungerechten Handeln. Das liest sich auch heute noch wie eine prophetische Vorausschau auf die kommenden Kämpfe der Arbeiter- und Frauenbewegung und der GlobalisierungsgegnerInnen. Ihre Einschätzung der französischen Revolution wurde im 19. und 20. Jh. zum Allgemeingut des politischen Denkens und Handelns vieler Frauen. Sie schlossen sich zusammen, waren Vorreiterinnen und mischten sich in die revolutionären Entwicklungen (z.B. in die Demokratiebewegung 1848 und die russische Revolution) ein, tauschten ihre Erfahrungen aus, redeten, argumentierten und schrieben, schrieben und schrieben. Das Schwert, das Buch und die Feder waren ihre Symbole und ihr Handwerkszeug.

In Deutschland griff Hedwig Dohm (1831 – 1919) das Gerechtigkeits-, Freiheits- und Friedensthema scharfzüngig auf. Stolz schreibt sie gegen die Rechtsungleichheit

zwischen den Geschlechtern:
Frauen wollen keine Gnadenbeweise und Privilegien, sie betteln nicht um Wohltaten und Almosen. Sie fordern Gerechtigkeit ... denn Menschenrechte haben kein Geschlecht.
Stolz rüttelte sie ihre Geschlechtsgenossinnen, das *immermüde Dornröschen* wach und teilte ihr Leiden und ihren Zorn an den patriarchalen Strukturen und Vertretern unverblümt mit:
*Das Unrecht wird aber nicht geringer, wenn ein Gesetz es sanktioniert hat, die Unterdrückung nicht weniger nichts würdig, sondern nur um so furchtbarer, wenn sie einen universellen, einen weltgeschichtlichen Charakter trägt. Es gibt kein Recht des Unrechts oder sollte kein's geben. So lange es heißt: der Mann **will,** und die Frau **soll,** leben wir nicht in einem Rechts-, sondern in einem Gewaltstaat.* (Dohm 1876/1986).
In *Der Frauen Natur und Recht* forderte sie als erste Deutsche das allgemeine Stimm- und Wahlrecht für Frauen und gab damit der europäischen Frauenbewegung ein wichtiges Signal für dieses elementare Grundrecht. Als alte Frau musste sie am Ende ihres Lebens noch die Gräuel des 1. Weltkrieges verkraften und schrieb auch darüber.

11. Justitia weint – Prophetinnen, Zeuginnen, Angeklagte – der deutsche Faschismus

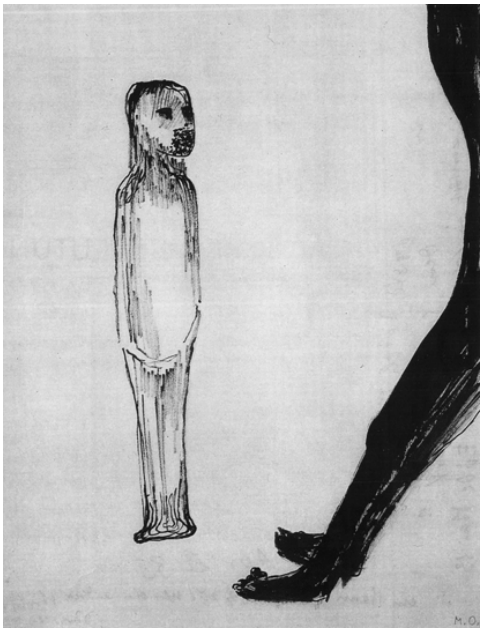


Bild 12:
Meret Oppenheim, Einer der zusieht, wie ein anderer stirbt, 1933, Kunstmuseum Bern

Im deutschen Faschismus starben nicht nur Millionen von Menschen, jüdische Opfer in den Konzentrationslagern, Alte, Schwache, Kranke und Unangepasste in den „Euthanasie"-Gaskammern und psychiatrischen Anstalten, politische, christliche, jüdische Widerstandskämpfer, Sinti und Roma, Homosexuelle und verurteilte Strafgefangene, fast die gesamte polnische männliche Intelligenz, Millionen junger Soldaten weltweit, Gefährdete und von Verfolgung bedrohte Menschen durch Selbstmord, es starb auch fast die Hoffnung auf Gerechtigkeit. Fassungslos sahen viele Frauen und Männer zu, wie ein selbsternannter „Männerstaat" Willkür und Gesetze in seinem Interesse so miteinander vermixte, dass aus Recht Unrecht, aus der Hoffnung auf eine bessere Zukunft Mord wurde. Fassungslos erfuhren nach 1945 viele, an was sie mitgewirkt hatten. Sie schwiegen, trauerten, waren verzweifelt oder auch unbelehrbar, schworen sich „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg" und mussten ohnmächtig der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik und der DDR, der Rehabilitierung der Täter, Hiroshima und der weltweiten Aufrüstung zusehen. *Graue Wüste ringsherum. Das Meer liegt erfroren am Strand ... Messer fliegen wie Vögel durch die Luft,* so formulierte es Meret Oppenheim in einem Gedicht 1944.

Die fast völlige Vernichtung von gesellschaftlich tradierten Gerechtigkeits- und Mütterlichkeitsvorstellungen verstört und belastet die politische Kultur, unsere Erinnerungen und die Demokratievorstellungen bis heute, so formuliert es der Ausstellungstext.

Juristinnen, die erst ab 1908 in Preußen Jura studieren und ab 1923 zu den juristischen Berufen zugelassen worden waren, wurden ab 1933 systematisch aus den qualifizierten juristischen Berufen, vor allem als Richterinnen, entfernt, die Zusammenschlüsse der Frauen vielfach aufgelöst. Eine der Konsequenzen der Frauen nach 1945 in Deutschland war der Zusammenschluss in sog. Frauenausschüssen, die nicht nur das Überleben sichern, sondern auch die politischen Konsequenzen aus der

(gedachten) Trennung zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit, zwischen Alltag und Recht ziehen wollten.

Sich an allen Ecken wundstoßen, Und ganz bleiben. Die verfolgte jüdische Dichterin Rose Ausländer hat dieser Tafel ihr Motto geliehen.

Das Bild von Meret Oppenheim zeigt, wie angesichts der ungeheuren menschlichen Katastrophe auch die Geschlechterfrage zweitrangig wird. Wer ist ZuschauerIn, wer ist Handelnder oder Handelnde, wer ist Opfer, wer TäterIn? Gleichzeitig zeigt ihr Bild jedoch, wie wichtig die Beachtung des Geschlechts ist. Wir rätseln, ist die kleine weiße Figur und die große schwarze männlich oder weiblich? Hat die schwarze Figur nicht Schleifchen an den Schuhen, ist sie also eine Frau? Und erinnert die kleine weiße Figur nicht an den männlichen Osiris aus dem ägyptischen Totengericht? Wer handelt und wer schaut zu? Wir sehen die Ohnmacht der Figur, ihre Verletzlichkeit, den Ruf nach Gerechtigkeit und Hilfe und wollen etwas über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der NS-Zeit erfahren, nicht zuletzt um für unser eigenes Geschlecht zu lernen.

Es gibt wenig positive, menschliche Gerechtigkeitssymbolbilder aus dieser Zeit. Gemalt wurden Solidaritäts- und Alltagsbilder aus den KZs, Bilder von Müttern und Kindern, Bilder der Hoffnung und der Verzweiflung. Frauen und Männer haben dort trotz extremer Bedingungen gemalt und gezeichnet, oft unter Lebensgefahr, oder sie haben später ihre Erinnerungen unter großen Schmerzen aufs Papier gebracht. Meret Oppenheim war selbst in die Schweiz geflohen, obwohl sie glaubte, nicht jüdischer Herkunft zu sein. Sie malte 1932/33 ein Waagebild, auf dem die eine Waagschale leer ist und in der anderen Waagschale ein Frauenkopf mit verbundenen Augen liegt. Selbst ein Füllhorn taucht auf einem ihrer Bilder von 1934 auf. Das Füllhorn ist allerdings winzig klein und muss gestützt werden. Der Titel des Bildes lautet: *Eine Minute ohne Gefahr*.

12. Die Luft, die uns trägt, die Erde, die uns verbindet – Die weltweite Suche nach Gerechtigkeit ab 1946

Bild 13:
Niki de Saint Phalle/Jean Tinguely, Die Gerechtigkeit, Tarotgarten, 80er/90er Jahre des 20. Jh.

Ich wurde geboren, als das Gemetzel des Zweiten Weltkriegs in vollem Gange war, und ein großer Teil meiner Jugend war geprägt vom Warten darauf, dass der Planet in Stücke flöge, weil jemand versehentlich auf einen Knopf gedrückt und die Atombombe gezündet hätte. Mit diesem weltweiten Szenario des Schreckens beginnt die chilenische Schriftstellerin Isabel Allende ihre 2003 geschriebene Autobiographie (Allende 2006).

Ich selbst bin ein Jahr älter als sie und 1941 inmitten des Herkunftslandes des Faschismus geboren. Die Schrecken meiner Kindheit und Jugend sind mir ebenso präsent wie ihr. Ich erinnere mich auch an die Frauenstimmen in meiner Umgebung – die Männer waren auf beiden Familienseiten entweder tot, verschollen oder im Kloster –, an die fürsorglichen Stimmen der Nonnen und Lehrerinnen, die für uns Mädchen eine klügere und bessere Erziehung wollten, an das Gewispere aus Angst und Hoffnung im Mai 1945, ob den Siegermächten und dem Waffenstillstand zu trauen wäre, was sie selbst zu befürchten hätten, und an das Schweigen über die Vergangenheit und die Trauer und den Schmerz, der in diesem Schweigen wohnte. Auch an die Bedürfnisse nach Trost und Neuorientierung erinnere ich mich gut. Keine der Frauen aus meiner Familie war vor mir jemals in einer politischen Partei, und doch empfinde ich in meiner Erinnerung ihre Stimmungen, ihre Handlungen, ihren Überlebenswillen als tiefen Ausdruck eines wachen politischen Bewusstseins. Mein eigenes Gerechtigkeitsbild war gespalten. Ich setzte mich für bessere Rechte ein und hatte gleichzeitig das Gefühl, mit meinem Beruf als Juristin habe dieses politische Engagement nur bedingt etwas zu tun.

Niki de Saint Phalle hat im Tarotgarten in der Toskana eine Justitia gestaltet, die dieses Spaltungsgefühl ausdrückt. Ihre Justitia ist eine große Mutter in Sträflingskleidung, ihre Brüste sind die Waagschalen. In ihrem Unterleib steckt, von Jean Tinguely geschaffen, der Schrecken der Ungerechtigkeit. Hinter Gittern und mit einem großen Schloss

versperrt sehen wir Totengerippe, Folterwerkzeuge, Fesseln und Hinrichtungsgegenstände. Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gehören untrennbar zusammen, so ließe sich die Figur interpretieren. Oder: Die Ungerechtigkeit muss den Frauenkörper durchwandern, um sich in Gerechtigkeit zu verwandeln. Oder: Die Ungerechtigkeit soll für immer fest verschlossen bleiben. Oder: Der schützende Raum, symbolisch als Inneres der Frau oder als Stadt gedacht, muss neu aufgebaut werden. Viele Frauen verstehen diese Aufbauarbeit als Vernetzungsarbeit und Handeln für Gleichberechtigung und eine gerechtere und friedlichere Welt.

In ihrer Installation „Das Netz“ greift die mexikanische Künstlerin Marta Palau das Motiv des Netzes auf. In der Kunstgeschichte ist es seit ca. 40 000 v. Chr. gegenwärtig, als Muster auf Steinen und in Höhlen, als Fischernetz, als zartes Spinnennetz und als Webkunst von Frauen. Die Globalisierung und weltweite Verbindung von Menschen auf allen Erdteilen, hat auch diesem Symbol einen neuen Hoffnungscharakter gegeben. *Die Zeit des Hasses, der Gewalt und des Krieges ist vorbei. Lasst uns geduldig sein, wir haben keine andere Wahl* schreibt die Friedensnobelpreisträgerin (2003) und Menschenrechtsanwältin Schirin Ebadi, und die Psychiaterin Judith Lewis Hermann, die die Folgen von Gewalt gegen Frauen mit den Folgen von politischen Folterungen verglichen und erstaunliche Parallelen feststellt hat, meint:
Durch die Verknüpfung von Integrität und Vertrauen in fürsorgliche Beziehungen wird auch das Bewusstsein wiederhergestellt, Teil einer menschlichen Gemeinschaft zu sein.

In Deutschland, dem Land der Vorbereitung und Planung der Verbrechen wurden die Konsequenzen von Faschismus und Krieg für eine demokratische Entwicklung kontrovers diskutiert. Viele Männer sehen bis heute keinen Zusammenhang zwischen den politischen Machtfragen in Politik, Beruf und Familie und der Gleichberechtigungsforderung. Da unterscheiden sich die West- und Ostmänner kaum voneinander. Frauen dagegen leisten unermüdliche Aufklärungsarbeit, über den Widerspruch zwischen der Verfassung, den Gleichberechtigungsgesetzen und der Realität, über die Auswirkungen und Gefahren der

Gewalt gegen Frauen und über die Notwendigkeit, die Wünsche nach Erwerbsarbeit aller Frauen, auch der Mütter zu respektieren. Die Liste lässt sich lange fortsetzen. Manchmal trägt diese Überzeugungs- und Vernetzungsarbeit Früchte, öffnen sich neue Füllhörner, wenn Väter sich mehr für ihre Kinder interessieren, wenn kluge Frauen in Führungspositionen gelangen, wenn die Armut bekämpft wird, wenn die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten zu einem gegenseitigen Lernen der Frauen führt und wenn Fragen wie Frauenhandel, Zwangsprostitution, Verstümmelungen von Frauen weltweit als Menschenrechtsfrage diskutiert werden. Das auf Frieden ausgerichtete Vertragsrecht, die Diskussion über Geschlechtergerechtigkeit und frauenfreundliche Gesetze sind in der gegenwärtigen weltweiten Demokratie- und Friedensdiskussion ein wichtiger Faktor. Weibliche Justizministerinnen, Regierungschefinnen und Richterinnen zeigen, dass die symbolische Stadt, der Raum des Schutzes und der demokratischen Entwicklung, der Vielfalt und der Begegnung mit Fremden, immer wieder neu aufgebaut werden kann und muss, die Netze neu geknüpft werden. Niki de Saint Phalle hat es so formuliert:
Die wahre Gerechtigkeit ist nicht blind. Sie bringt eine Vision der Universalität.

Literatur:

Allende, Isabel, Mein erfundenes Land, Frankfurt/Main 2006

Battis/Schultz (Hrsg.), Frauen im Recht, Heidelberg 1990

Die Bibel in gerechter Sprache, Gütersloh 2006

Von Bingen, Hildegard, Scivias (um 1150), Salzburg 1954

Degen, Barbara, Leuchtende Irrsterne – Das Branitzer Totenbuch, Frankfurt/Main 2005

Dohm, Hedwig, Der Frauen Natur und Recht (1876), Zürich 1986

Fischer, Irmtraut, Gotteslehrerinnen, Stuttgart 2006

De Gouges, Olympe, Schriften (1789 – 1793), Frankfurt/Main 1980

Hesiod, Theogonie (8.Jh.v.Chr.), Stuttgart 1999

Kuhn, Annette (Hrsg.), Die Chronik der Frauen, Dortmund 1992

Kuhn, Annette, Ich trage einen goldenen Stern, Berlin 2003

Meixner, Gabriele, Frauenpaare in kulturgeschichtlichen Zeugnissen, München 1995

Ovid, Metamorphosen, Zürich 1998

De Pizan, Christine (1405) Das Buch von der Stadt der Frauen, Hrsg. Margarete Zimmermann, München 1990

Röwekamp, Marion, Juristinnen – Lexikon zu Leben und Werk, Baden-Baden 2005

De Saint Phalle, Niki, Der Tarot Garten, Bern 1997

Pleister, Wolfgang/Schild, Wolfgang, Recht und Gerechtigkeit im Spiegel der Europäischen Kunst, Köln 1988

Recht Richtung Frauen, Beiträge zur feministischen Rechtswissenschaft, hrsg. Schweizerisches Feministisches Rechtsinstitut, Lachen/St. Gallen 2001

Von Spee, Friedrich, Cautio Criminalis, 1631/ München 2000

Tristan, Flora, Arbeiterunion (1843), Frankfurt/Main 1988

Wollstonecraft, Mary (1792), Die Verteidigung der Rechte der Frau, Leipzig 1989

www.justitia-ausstellung.de

Titelseite wird als separate PDF mitgeliefert

(Titelbild im Anschitt)

Inhaltsverzeichnis

Seite

„Hinab mit den Weibern zur Hölle“ – 1
Entwürfe guter und böser Weiblichkeit in Mozarts Opern

Literaturhinweise 35

Autorin: CORINNA LEMM-MIRSCHEL
Manuskript zum Vortrag an der FernUniversität in Hagen am 11. April 2011
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

ISSN 1438-9606

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte
Redaktionelle Bearbeitung:	Ulrike Schultz Anja Rudek
Gestaltung:	Reinhard Rollbusch
Titelbild:	Karl Friedrich Schinkel, Entwurf für das Bühnenbild zu Mozarts „Zauberflöte“, I. Akt, VI. Szene, Berlin 1816, Standort: München Theatermuseum
Herausgeber:	Der Rektor

© 2011 FernUniversität in Hagen und die Autorin

Corinna Lemm-Mirschel

„Hinab mit den Weibern zur Hölle“ – Entwürfe guter und böser Weiblichkeit in Mozarts Opern

‚Die Zauberflöte’ endet, wie ‚Don Giovanni’, mit einer Höllenfahrt: Die Königin der Nacht, ihre drei Damen und Monostatos versinken hinab in die Hölle, an den Ort, der, nach Meinung des misogynen Priesterbundes der Eingeweihten, für Frauen bestimmt ist, die die ihnen zugewiesene Sphäre verlassen. Der Ort der Verdammnis ist den Frauen bestimmt, die die ihnen von Männer auferlegten Grenzen überschreiten: „Entweiht ist die heilige Schwelle, hinab mit den Weibern zur Hölle“[1] (II, 5) schleudern die beiden Priester den drei Damen entgegen, die in das Hoheitsgebiet Sarastros eingedrungen sind.

Schon zuvor, bereits im ersten Akt, wurde deutlich, dass nicht nur weibliches Handeln, sondern auch weibliches Sprechen in diesem Männerbund diskreditiert wird: *„Ein Weib tut wenig, plaudert viel“,* konstatiert der Priester in der ‚Zauberflöte’ im Gespräch mit Tamino, und er fährt fort: *„du, Jüngling, glaubst dem Zungenspiel?“* (I, 15). So wird weibliches Sprechen apodiktisch als quantitativ zu viel, qualitativ zu wenig und zudem als unglaubwürdig abgewertet.

In Mozarts letzter Oper wird, wie in keiner seiner anderen Opern, ein bipolares Weiblichkeitsbild entwickelt und gezeigt. Polaritäten sind essentielle Bestandteile im Bedeutungssystem einer Kultur, deren gesellschaftliche Normen über Abgrenzungen, Differenzen und Ausgrenzungen etabliert werden. Die ‚Zauberflöte’ zeigt sowohl ein normatives weibliches Tugendideal, als auch den konträren Weiblichkeitsentwurf: Pamina ist die ideale Frau, die ihre Belohnung in Heirat und gesellschaftlichem Aufstieg erhält, die Königin der Nacht hingegen ist das „böse Weib“, das am Ende der Oper zerstört wird. Dabei wird die Königin im Laufe der Handlung nicht nur als Mensch und Herrscherin vernichtet, sondern auch als Mutter moralisch und mitleidlos verdammt.

Die Königin „plaudert nicht“, sondern redet und handelt eindeutig und zielgerichtet. Sie ist eine autonome Herrscherin, deren Bestre-

1 Sämtliche hier verwendete Textzitate entstammen Csampai, Attila/Holland, Dieter (Hg.): W. A. Mozart. Die Zauberflöte. Texte, Materialien, Kommentare. Reinbek bei Hamburg 1982.

Corinna Lemm-Mirschel

„Hinab mit den Weibern zur Hölle“ – Entwürfe guter und böser Weiblichkeit in Mozarts Opern

‚Die Zauberflöte’ endet, wie ‚Don Giovanni’, mit einer Höllenfahrt: Die Königin der Nacht, ihre drei Damen und Monostatos versinken hinab in die Hölle, an den Ort, der, nach Meinung des misogynen Priesterbundes der Eingeweihten, für Frauen bestimmt ist, die die ihnen zugewiesene Sphäre verlassen. Der Ort der Verdammnis ist den Frauen bestimmt, die die ihnen von Männer auferlegten Grenzen überschreiten: „Entweiht ist die heilige Schwelle, hinab mit den Weibern zur Hölle“[1] (II, 5) schleudern die beiden Priester den drei Damen entgegen, die in das Hoheitsgebiet Sarastros eingedrungen sind.

Schon zuvor, bereits im ersten Akt, wurde deutlich, dass nicht nur weibliches Handeln, sondern auch weibliches Sprechen in diesem Männerbund diskreditiert wird: *„Ein Weib tut wenig, plaudert viel“,* konstatiert der Priester in der ‚Zauberflöte’ im Gespräch mit Tamino, und er fährt fort: *„du, Jüngling, glaubst dem Zungenspiel?“* (I, 15). So wird weibliches Sprechen apodiktisch als quantitativ zu viel, qualitativ zu wenig und zudem als unglaubwürdig abgewertet.

In Mozarts letzter Oper wird, wie in keiner seiner anderen Opern, ein bipolares Weiblichkeitsbild entwickelt und gezeigt. Polaritäten sind essentielle Bestandteile im Bedeutungssystem einer Kultur, deren gesellschaftliche Normen über Abgrenzungen, Differenzen und Ausgrenzungen etabliert werden. Die ‚Zauberflöte’ zeigt sowohl ein normatives weibliches Tugendideal, als auch den konträren Weiblichkeitsentwurf: Pamina ist die ideale Frau, die ihre Belohnung in Heirat und gesellschaftlichem Aufstieg erhält, die Königin der Nacht hingegen ist das „böse Weib“, das am Ende der Oper zerstört wird. Dabei wird die Königin im Laufe der Handlung nicht nur als Mensch und Herrscherin vernichtet, sondern auch als Mutter moralisch und mitleidlos verdammt.

Die Königin „plaudert nicht“, sondern redet und handelt eindeutig und zielgerichtet. Sie ist eine autonome Herrscherin, deren Bestre-

1 Sämtliche hier verwendete Textzitate entstammen Csampai, Attila/Holland, Dieter (Hg.): W. A. Mozart. Die Zauberflöte. Texte, Materialien, Kommentare. Reinbek bei Hamburg 1982.

ben, die Tochter aus der Gefangenschaft zu retten, und deren Herrschaftsanspruch die männliche Machtposition und die Hegemonie des Männerbundes bedrohen. Sie ist das Negativbeispiel einer aktiven und gefährlichen Frau, während Pamina als passiver, nachgiebiger Frauentypus idealisiert wird. Pamina ist weit mehr „zum Leiden auserkoren“ als ihre Mutter, die Königin. Aber die ‚Zauberflöte’ zeigt nicht nur ein bipolares Weiblichkeitsbild, sondern auch eine ebensolche Geschlechterkonstellation.

Hier stehen sich gut und böse als divergente Gegensatzpaare nicht nur in den Weiblichkeitsentwürfen gegenüber, sondern der Kampf zwischen gut und böse wird ebenso als Geschlechterkonflikt in einem hierarchischen System zwischen dominierendem, guten Mann und zu dominierender, böser Frau dargestellt. In keiner anderen Mozart-Oper ist die Geschlechterhierarchie so sehr essentieller Bestandteil der Handlung.

Als Konsequenz dieser Rangordnung der Geschlechter wird in der ‚Zauberflöte’ in besonderem Maße die Subordination von Frauen unter männliche Vorherrschaft und Willkür dogmatisiert.

Die ‚Zauberflöte’ gehört zu den fünf in den Wiener Jahren zwischen 1781 und 1791 entstandenen Bühnenwerken, ohne die opere serie ‚Idomeneo’ (1781 für die Münchner Oper geschrieben) und ‚La Clemenza di Tito’(1791, Prag): Diese fünf Opernlibretti sind explizit für Mozart geschrieben worden, und die Librettisten haben eng mit ihm zusammengearbeitet. ‚Die Zauberflöte’ ist in Zusammenarbeit mit dem Schauspieler, Sänger, Dichter und Theaterdirektor Emanuel Schikaneder für dessen Theater[2] entstanden.

Bei der Untersuchung der Weiblichkeitsbilder in der ‚Entführung’[3], in ‚Figaro’[4], ‚Don Giovanni’[5] und ‚Così fan tutte’[6] zeigt sich eine existierende oder sich entwickelnde weibliche Allianz: Die Frauen, gleich in welcher Konstellation, ob Herrin – Dienerin, ob betrogene Frauen oder ob Schwestern, handeln gemeinsam und verfolgen einheitliche Ziele. Es geht um Liebesbeziehungen und um die Erfüllung der Herzens- und Liebeswünsche. Liebe ist das Movens

2 Das ‚Freihaustheater’ auf der Wieden.

3 Die Entführung aus dem Serail (1782), Textbuch Stephanie der Jüngere.

4 Le Nozze di Figaro (1785), Textbuch Lorenzo da Ponte.

5 Don Giovanni (1787), Textbuch Lorenzo da Ponte.

6 Così fan tutte (1790), Textbuch Lorenzo da Ponte.

der Figuren. Die Frauen treten selbstbestimmt für ihr Liebesglück ein und nehmen ihr Recht auf eigene Partnerwahl wahr. Hier geht es um das private Glück der Liebenden, in der ‚Zauberflöte' dagegen geht es um Macht, (Geschlechter-)Hierarchie und Dominanz. Hier werden die Königin der Nacht und Sarastro, die Antipoden des Geschlechterkonfliktes, im Kampf um die Macht gezeigt. Dabei ist die Königin explizit von einem Liebesthema ausgenommen, Sarastros erotisches Begehren Pamina gegenüber (*„Zur Liebe will ich dich nicht zwingen“* I, 18) wird zwar in mehr oder minder sublimierter Form, aber doch als Nebenthema, angesprochen.

In der ‚Zauberflöte' werden die beiden weiblichen Hauptfiguren hingegen mit ihren Handlungsweisen und Überzeugungen einander diametral gegenübergestellt, so dass zwei disgruente Weiblichkeitsbilder entstehen: Hier agieren die gute und die böse Frau. Die beiden Frauen, die als charakterlich entgegengesetzt gezeigt werden, sind als Mutter und Tochter miteinander familial verbunden, was zu einer besonderen Brisanz führt, da die Königin, die böse Frau, nicht nur als machtgierige Herrscherin, sondern auch als denaturierte Mutter dargestellt wird. Allerdings bilden Mutter und Tochter schon zu Beginn der Oper keine gemeinsame familiale Einheit mehr, da Pamina bereits vor Einsetzen der Handlung von Sarastro entführt worden ist. Es gibt kein gemeinsames Handeln der beiden Frauen und schon gar keine weibliche Solidarität, wie sie in den anderen Opern zu finden ist.

In der ‚Zauberflöte' wird nun im Verlauf der Handlung durch einen raffinierten und dramaturgisch geschickten Perspektivenwechsel das bipolare Frauenbild etabliert, das auf der einen Seite ideale, da subordinierte und angepasste Weiblichkeit und auf der anderen Seite zu vernichtendes weibliches Aufbegehren und Machtstreben zeigt.

Wissenschaftliche Untersuchungen sind stets von einem Erkenntnisinteresse geleitet und sie werden aus einem bestimmten Blickwinkel erforscht. So liegt hier der Blick auf den Libretti, die den Opern zugrunde liegenden Textbüchern, die unter dem Aspekt der Geschlechterforschung betrachtet werden.

Opernlibretti sind spezifische Theatertexte: Es sind literarische Werke, die oft einem Trivialitätsverdacht ausgesetzt sind. Die Hierarchisierung zwischen Libretto und Partitur, eben zwischen Text und Musik, zu der nicht zuletzt Mozarts viel zitiertes Diktum,

dass die Poesie „die gehorsame Tochter der Musik“ zu sein habe (Brief an seinem Vater vom 13.10.1781)[7], beigetragen hat, verstellt den Blick auf die Bedeutung eines Operntextbuchs. Mozart wusste allerdings, wie aus seinen Briefen an den Vater hervorgeht, sehr genau um die Bedeutung eines guten Operntextes, und er hat, wie aus den Aufzeichnungen und Briefen der Wiener Jahre hervorgeht, konstruktiv mit seinen Librettisten zusammengearbeitet und großen Einfluss auf Text, Dramaturgie und Handlung der Libretti genommen.

Die Handlung einer Oper, die dargestellte Geschichte, ist dem Libretto, dem gesungenen oder gesprochenen Text zugeordnet. Der Ablauf des Geschehens, die Beziehungen der Personen zueinander, i.e. der erzählbare Inhalt und Gehalt einer Oper, lassen sich nur an der im Textbuch sprachlich fixierten Handlung, dem narrativen Kontext, festmachen.

Das Libretto enthält als Handlungsträger somit die Ereignisfolge sowie die wesentlichen inhaltlichen Aussagen des Werks, und über den sprachlichen Text können die in der Oper enthaltenen und vertretenen Aussagen vom Publikum akzeptiert oder abgelehnt werden. Die Musik evoziert Emotionen und wirkt so auf die Gefühle und Auffassungen der Rezipienten. Über die evozierten und erlebten Gefühle können Projektionen und Imaginationen der

---

7 „Und ich weiß nicht, bei einer Oper muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein. – Warum gefallen denn die wälschen komischen Opern überall? – mit all dem Elend, was das Buch anbelangt! – sogar in Paris, wovon ich selbst Zeuge war. – Weil da ganz die Musik herrscht, und man darüber alles vergißt. Um so mehr muß ja eine Oper gefallen, wo der Plan des Stücks gut ausgearbeitet, die Worte aber nur blos für die Musik geschrieben sind und nicht hier und dort einem elenden Reim zu Gefallen (die doch bei Gott zum Werth einer theatralischen Vorstellung es mag sein was es wolle, gar nichts beitragen, wohl aber eher Schaden bringen) Worte setzen oder ganze Strophen, die des Componisten seine ganze Idee verderben. Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste, aber Reime – des Reimens wegen – das Schädlichste. Die Herrn, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mit sammt der Musik zu Grunde gehen. – Da ist es am besten, wenn ein guter Componist, der das Theater versteht und selbst etwas anzugeben im Stande ist, und ein gescheidter Poet als ein wahrer Phönix zusammen kommen. Dann darf einem vor dem Beifall des Unwissenden auch nicht bange sein. Die Poeten kommen mir fast vor, wie die Trompeter mit ihren Handwerkspossen! Wenn wir Componisten immer so getreu unsern Regeln (die damals, als man noch nichts besseres wußte, ganz gut waren) folgen wollten, so würden wir eben so untaugliche Musik, als sie untaugliche Bücheln, verfertigen.“ (Nohl, Ludwig (Hg.): Mozarts Briefe. Erstdruck Salzburg 1865. S. 326 – 328. Zitiert nach
http://www.zeno.org/nid/20007765487
[abgerufen am 27.02.2011]).

Oper wirklich werden. Aber nur die Verbindung von durch die Musik hervorgerufenen Empfindungen und sprachlichen, inhaltlichen Äußerungen des Textes führt letztlich zum Verständnis des Werks. Deshalb kommt dem Textbuch einer Oper keinesfalls eine marginale oder minore Bedeutung zu.

Gerade in der ‚Zauberflöte’ wird deutlich, wie wirkungsmächtig und bedeutungsvoll Sprache auch im Operntext ist. Hier wird ausdrücklich zwischen weisheitsvollem – männlichem – Reden[8] und Schweigen[9] auf der einen und weiblichem Geschwätz und Plaudern auf der anderen Seite differenziert. Zudem haben männliche Sprachhandlungen und Absichtserklärungen Priorität vor dem tatsächlichen Handeln; männliche Aussagen und Taten müssen nicht übereinstimmen, und Behauptungen werden ohne Nachweis zu Tatsachen, was sich an dem vom Priesterbund lediglich propagierten Verzicht auf Rache zeigt.

Bereits in der schon erwähnten ersten Begegnung Taminos mit dem Priester der Eingeweihten (I, 15) wird in den ausweichenden Antworten des Priesters deutlich, dass für das – männliche – Handeln Sarastros keine Begründungen angegeben werden müssen oder können. Der Priester äußert zwar den Wunsch, dass Sarastro seine Tat, die Entführung Paminas, legitimiert:

„O legte doch Sarastro dir
Die Absicht seiner Handlung für“,

Aber des Weiteren beruft er sich auf seine Schweigepflicht:

„Dies dir zu sagen, teurer Sohn,
Ist jetzt und mir noch nicht erlaubt. […]
Die Zunge bindet Eid und Pflicht!“

Tamino erfährt in diesem Gespräch nur, dass Pamina Gefangene Sarastros ist, auf seine Vorwürfe und Fragen erhält er keine Erklärungen und Antworten. Das hinhaltende Verhalten des Priesters und seine unbestimmten Antworten führen bei Tamino allerdings zusammen mit den vorgefundenen baulichen Gegebenheiten[10] –

8 II, 1 Sprecher. Großer Sarastro, deine weisheitsvollen
Reden erkennen und bewundern wir [...].

9 II, 5 Tamino (*zu Papageno*) Daß du nicht kannst das Plaudern lassen,
Ist wahrlich eine Schand’ für dich!

10 Die Szenenanweisung zum 15. Auftritt benennt als Bühnenbild drei Tempel der Weisheit, Vernunft und Natur.

er bewundert die Architektur und ist davon außerordentlich beeindruckt – zur Bereitschaft, sich den Prüfungen des Priesterbundes unterziehen zu wollen. Äußerlichkeiten und Verschweigen ersetzen Argumente. Die Architektur und das, was eben nicht gesagt wird, überzeugen Tamino sofort von den lauteren Motiven und Zielen des Priesterbundes.

Da nicht nur männliches weisheitsvolles Reden zu den Tugenden des Priesterbundes gehört, sondern auch Verschwiegenheit[11], entscheidet nicht nur Sprache über das fatale oder letale Schicksal der Personen, sondern auch das Gegenteil: Gezielt eingesetztes Schweigen, denn Taminos und Papagenos beharrliches Schweigen im zweiten Akt (II, 18), das von Pamina als ultimative Zurückweisung erfahren wird *„O, das ist mehr als Kränkung, mehr als Tod!“,* führt zu ihrem Selbsttötungsversuch.

Die Libretti der Mozartopern transportieren als Handlungsträger auch die Ideen ihrer Entstehungszeit, des späten 18. Jahrhunderts. Die Libretti spiegeln ihre Entstehungszeit wieder, können aber, wie die Musik, einen überzeitlichen Konsens mit dem Publikum verschiedener Epochen herstellen, wie die permanente Repertoirepräsenz und der Publikumserfolg zeigen. Offensichtlich stimmen die Opernsujets mit Grundansichten des Publikums überein. Die Zuschauer können sich und ihre Auffassungen in den Themen und Inhalten wiederfinden und ihre Meinungen, Ideen, Weltbilder und Normen wieder erkennen und in Bezug zu ihrer Realität setzen, die sich von der des ausgehenden 18. Jahrhunderts immer weiter entfernt (hat).

Die Mozart-Opern entstanden in einer Epoche, die eine bis heute wirksame Auffassung von Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie konstruiert und kanonisiert hat. Bis ins 18. Jahrhundert wurden die Unterschiede zwischen Frau und Mann als soziale Differenzen gesehen und aus der jeweiligen Rolle, Position und Aufgabe innerhalb einer ständisch orientierten Gesellschaft hergeleitet. Im ausgehenden 18. Jahrhundert bekommen Frauen und Männer aufgrund ihres biologischen Geschlechts und ihrer biologischen Funktion bestimmte Charaktereigenschaften und

---

I, 15 Tamino. Es zeugen die Pforten, es zeigen die Säulen,
Daß Klugheit und Arbeit und Künste hier weilen.

11 II, 1 Erster Priester. Er besitzt Tugend?
Sarastro. Tugend.
Zweiter Priester. Verschwiegenheit?
Sarastro. Verschwiegenheit.

Wesensmerkmale zugeschrieben. Diese Einteilung, oder besser: Zweiteilung, in sog. Geschlechtscharaktere führt nicht nur zu einer Polarisierung[12], sondern auch zu einer Hierarchisierung der Geschlechter. Der Körper entscheidet über die Fähigkeiten und seelischen Eigenschaften des Menschen.

Die Differenz und die Rangordnung zwischen den Geschlechtern und den ihnen normativ zugewiesenen Charaktereigenschaften werden als naturgegeben festgelegt und damit gerechtfertigt. Diese konträre Kodierung des Geschlechtersystems bleibt als zentrales Strukturprinzip bis weit ins 20. Jahrhundert erhalten und ist zum Teil bis heute wirkungsmächtig.

Sie kennen die einschlägigen Buchtitel: ‚Frauen sind von der Venus, Männer vom Mars’ (Originaltitel: Men Are from Mars, Women Are from Venus: The Classic Guide to Understanding the Opposite Sex) von John Grey oder ‚Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken’ von Allan und Barbara Pease (Originaltitel: Why Men Don't Listen and Women Can't Read Maps).

Dabei ist Geschlechterdifferenz kein Abbild sozialer Realität, sondern ein kulturelles und gesellschaftliches, diskursives Konstrukt, das in einer Vielzahl von philosophischen, gesellschaftspolitischen, naturwissenschaftlichen, literarischen und theatralen Texten der Epoche evoziert und kanonisiert wird. Diese Texte bieten sowohl dem Individuum wie der Gesellschaft vorbildhafte Empfindungsmuster, Verhaltensparameter sowie Ideale und Wertmaßstäbe an.[13]

Kulturelle, literarische und theatrale Erzeugnisse sind keine Spiegelbilder ihrer Zeit, sondern sie setzen sich mit der Realität ihrer Entstehungszeit auseinander. Sie erschaffen Bilder und Imagina-

12 Der Begriff wurde von Karin Hausen geprägt (s. Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, In: Conze, Werner (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363 – 393).

13 In einer Auswahl wird hier auf folgende Autoren verwiesen:
von Hippel, Theodor: Über die Ehe (Erste Fassung) (1774); ders.: Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber (1792); Campe, Joachim Heinrich: Väterlicher Rath für meine Tochter (1789/ 1796); Fichte, Johann Gottlieb: Grundlage des Naturrechts (1796); Rousseau, Jean- Jacques: Emile oder Über die Erziehung (1762); Freiherr von Knigge, Adolph: Über den Umgang mit Menschen (1788/1790).

tionen und entwerfen einflussreiche und wirkungsvolle Lebenskonzepte in einer ästhetischen Realität.

So werden auch Mozarts Operntexte unter dem Aspekt der Geschlechterkodierung mit dem spezifischen Blick auf die hier imaginierten Weiblichkeitsbilder und -ideale betrachtet. Die Weiblichkeitsentwürfe sind dabei nicht als realistische Darstellungen sozialer Lebenswirklichkeit zu sehen, sondern als Idealbild erwünschter Weiblichkeit oder Schreckensbild unerwünschter.

Die Dichotomisierung der Geschlechtscharaktere in männliche und weibliche Charaktereigenschaften geht einher mit einer Rangordnung der Geschlechter: Während die männlichen Wesensmerkmale primär positiv konnotiert sind, werden die den Frauen zugewiesenen Eigenschaften konträr, divergent oder defizitär definiert. Die bipolare Geschlechtercharakterologie basiert zudem auf der Idee der Komplementarität. Die beiden unterschiedlichen, gegensätzlichen Geschlechter sollen sich gegenseitig harmonisch ergänzen.

Als männliche Charaktereigenschaften gelten u. a.: Willenskraft, Tapferkeit, Zielstrebigkeit, Selbstständigkeit. Aggressivität, Kompromisslosigkeit, zum männlichen Wesen gehören Verstand, Kraft, Mut und Stärke.

Frauen werden folgende Charaktereigenschaften zugeschrieben: Schwäche, Schönheit, Sanftheit, Sittlichkeit, Fürsorglichkeit, Bescheidenheit, Wankelmut, Abhängigkeit, Güte, Nachgiebigkeit, Gefühl, Friedfertigkeit.

Die Fülle und Kombination der Wesensmerkmale auf beiden Seiten meißeln die Hierarchie und männliche Hegemonie fest. Männliche Charaktereigenschaften lassen sich aufschlussreicherweise auf gesellschaftliche Produktion und öffentliche Tätigkeit, weibliche auf private Reproduktion und soziale Betätigungsfelder zurückführen. Männer und Frauen werden als Verkörperung kultureller Kodierungen wie Kultur vs. Natur, Geist vs. Seele, Rationalität vs. Emotionalität, Aktivität vs. Passivität, Öffentlichkeit vs. häuslicher Bereich gegenübergestellt.

Diese diskursiven Deutungen schaffen nicht nur eine symbolische Ordnung, sondern strukturieren die soziale Ordnung der Gesellschaft. Damit werden die Dominanzverhältnisse von männlicher Überlegenheit und Herrschaft und weiblicher Inferiorität, Unterlegenheit und weiblichem Gehorsam verfestigt und zur Norm

erhoben: „Ein Mann muss eure Herzen leiten, denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus seinem Wirkungskreis zu schreiten“, konstatiert Sarastro, der Weise (I, 18).

In der ‚Zauberflöte’ sind Geschlechterdichotomie und Geschlechterhierarchie, wie sie in den theoretischen Konzepten des ausgehenden 18. Jahrhunderts normiert wurden, wesentlicher Bestandteil der Handlung. Die Handlung basiert auf der hierarchischen Differenz der Geschlechter und statuiert die Idee von der Bestimmung der Frau unter männlichen Willen.

Auch mit dramaturgischen Mitteln wird die Hierarchie zwischen Sarastro und der Königin deutlich. Die beiden Herrscherfiguren werden im I. Akt mit unterschiedlicher Gewichtung eingeführt. Der Vergleich ihres ersten Erscheinens zeigt, dass die Königin einen geringeren Stellenwert zu gewiesen bekommt als Sarastro. Die Königin erscheint bereits in der 6. Szene, Sarastro hingegen tritt als letzte der Hauptfiguren erst zum Ende des ersten Akts auf (18. Auftritt). In der Seria-Tradition erscheint die wichtigste Person im Finale des ersten Akts[14]. Sarastro tritt angekündet und begleitet von einem Jubelchor[15] mit großer herrscherlicher Attitüde und Machtinsignien auf. Die Szenenanweisung zum 18. Auftritt des I. Akts lautet: „Zug von Gefolge; zuletzt fährt Sarastro auf einem Triumphwagen heraus, der von sechs Löwen gezogen wird.“ Er erscheint in einer majestätischen opulenten Introduktion in Stile eines Triumphzuges mit feudalem Huldigungschor. (Er kommt, wie Pamina zu Papageno sagt[16], von der Jagd, nicht aus einer – siegreichen – Schlacht zurück.)

Die Königin wird bei ihrem 1. Auftritt (I, 6) von ihren drei Damen im Gespräch mit Tamino (I, 5), also in einer Dialogszene, mit einem eher schlichten dreimaligen „Sie kommt“ angekündigt. Gerade die Dialogszenen, in denen die Vorgeschichte enthüllt wird (I, 5 Entführung Paminas und II, 8, die Übergabe des Sonnen-

14 S. Zech, Christina: ‚Ein Mann muß eure Herzen leiten’. Zum Frauenbild in Mozarts ’Zauberflöte’ auf musikalischer und literarischer Ebene. In: Archiv für Musikwissenschaft Jg. LII. (1995), Heft 4. S. 286.

15 I, 17 Chor. Es lebe Sarastro! Sarastro lebe!

16 I, 14 Pamina. Um diese Zeit kommt Sarastro gewöhnlich von der Jagd zurück.

kreises), werden in der Bühnenpraxis[17] und auf CD Aufnahmen oft verkürzt, modernisiert und dadurch inhaltlich verändert.

Während Sarastro sofort bei seinem ersten Erscheinen in einer Vergebungsszene Pamina gegenüber herrscherliche Milde, Gnade und Huld demonstrieren kann, beginnt die Königin mit einem Leidensrezitativ (I, 6, Nr. 4), dessen Grundstimmung sich in der Arie „Zum Leiden bin ich auserkoren“ zunächst fortsetzt. Sie erscheint und entschwindet unvermittelt, ohne weiteren Kontakt zu ihrem Umfeld. Sie hat bei ihren drei Auftritten in der Oper kaum Gelegenheit, mit den anderen Personen zu sprechen, und daher hat sie auch nur eine begrenzte Möglichkeit zur Selbstdarstellung. Nur in dem Dialog mit Pamina im II. Akt, bei ihrem zweiten Erscheinen, kann sie ihre Motive darstellen, aber dieses Gespräch ist von Unruhe und Hektik geprägt.

Sarastro hat im II. Akt erheblich mehr Auftritte, die alle von großer Ruhe, Würde und weihevollem Auftreten geprägt sind. Das Erscheinen der Königin im II. Akt wird dagegen durch die Gefahr der Entdeckung als heimlichtuerisches, obskures Verschwörertum dargestellt.

In ihrem Gespräch mit Pamina (II, 8) über das väterliche Vermächtnis und ihren Machtverlust kann die Königin das Geschehen – wie in ihrer ersten Arie – nur retrospektiv schildern. Sie kann die Ereignisse stets nur in der Rückschau schildern, nicht als Ausdruck unmittelbaren Erlebens.

In der originalen Textfassung, so wird in ihrer Schilderung der Übergabe des Sonnenkreises deutlich, soll die Königin aufgrund ihres Geschlechts zu kritiklosem, unbedingtem Gehorsam verpflichtet werden. Sie berichtet Pamina (II, 8) von der „freiwilligen Übergabe“ des Sonnenkreises an Sarastro durch Paminas Vater, der ihn als Vermächtnis den „Geweihten bestimmt“ hat. Sie zitiert ihren Gatten:

> *„Sarastro wird ihn so männlich verwalten wie ich bisher. Und nun kein Wort weiter; forsche nicht nach Wesen, die dem weiblichen Geist unbegreiflich sind. Deine Pflicht ist, dich und deine Tochter der Führung weiser Männer zu überlassen.“*

Als Frau, aufgrund ihres Geschlechts, kann und darf sie den Sonnenkreis nicht ‚männlich’ verwalten, der Besitz und die

17 Siehe Zech, ebenda, S. 286

Verwaltung sind an spezifische primäre Geschlechtsmerkmale geknüpft. Der verweigerte Zugang zur Macht wird von Paminas Vater nicht begründet, sondern er gibt nur an, warum er seinen Entschluss nicht begründet. Er konstatiert: Als Frau sei sie gar nicht befähigt, die Gründe zu verstehen.

In der auf diese Szene folgenden ‚Rachearie’ kann sie in einer Gefühlsexplosion nur negative Gefühle äußern. Sarastro dagegen reagiert stets unmittelbar (mit Gnadenakt, Strafaktion und Prüfungsbeginn) auf das momentane Geschehen. Er kann sofort nach der Rachearie der Königin seine Arie von der Rachelosigkeit singen. Er vermittelt so als Kontrast ein Humanitätsideal, das zwar nicht eingehalten wird, aber durch Inhalt und die ruhige Form wesentlich positivere Gefühle auslöst als die exaltierte Arie der Königin. Sarastro hat in seiner ‚Hallenarie’ „In diesen heiligen Hallen“ erheblich mehr Raum, seine Empfindungen in ruhigen Pathos vorzutragen. Das trägt zur ernsthaften und überzeugenden Wirkung bei – die Königin dagegen erscheint als eine sich ihren Emotionen unkontrolliert hingebende Frau.

Zentrales Thema der hier angesprochenen fünf Mozart-Opern sind die vielschichtigen emotionalen Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Dabei geht es primär um Liebesbeziehungen: Liebe, Eifersucht, Treue und Untreue sind immer wiederkehrende und vorherrschende Elemente der Handlungen. Liebe ist die treibende Kraft in der ‚Entführung’, Treue ist das große Thema in ‚Figaro’ und Untreue das in ‚Don Giovanni’. In ‚Così’ finden wir dann alle Themen zusammen. Nur in der ‚Zauberflöte’ geht es um weibliche und männliche Herrschaftsansprüche und um Macht. Hier hat sich, im Unterschied zu den anderen Opern, das Liebespaar auch noch nicht gefunden. In den vorhergehenden Opern ist das Motiv der Liebesheirat bzw. der Wiedervereinigung der Liebenden durchgehend vorhanden: Konstanze und Belmonte (‚Die Entführung aus dem Serail’) wollen gemeinsam fliehen, nachdem sie sich wieder gefunden haben, Susanna und Figaro (‚Le Nozze di Figaro’) wollen am Tag der Handlung heiraten, ebenso wie Masetto und Zerlina (‚Don Giovanni’). Donna Anna und Don Ottavio (‚Don Giovanni’) sind verlobt, ebenso wie Dorabella und Fiordiligi (‚Così fan tutte’), die sogar im Verlauf der Handlung heiraten, allerdings nicht ihre eigentlichen Verlobten und in einer als Teil der Intrige fingierten Hochzeit.

Nur Pamina hat keine Option der freien Partnerwahl: Als Gefangene Sarastros wählt sie mit Tamino den von ihren Mutter

ausgesandten Retter. Sarastro, der sie zwar nicht „zur Liebe zwingen“ will, hält sie aber weiter willkürlich unter der grausamen Bewachung Monostatos gefangen, der ihr entweder mit Missbrauch oder Ermordung[18] droht. Gleichzeitig ist sie eine Trophäe, die sowohl von der Königin, als auch von Sarastro als Belohnung ausgesetzt wird. Tamino kann Pamina immer erhalten, gleich, wessen Auftrag er erfüllt: Er gewinnt ihre Hand, wenn er sie aus der Gefangenschaft befreit, aber auch, wenn er sich den Eingeweihten anschließt: Eine klassische ‚win-win’-Situation.

Während sich die Königin auf elterliches Recht berufen kann, für ihre Tochter eine Ehe zu arrangieren und einen Bewerber auszuwählen, legitimiert Sarastro Paminas Entführung, Gefangenschaft und seine Vormundschaft über sie mit „göttlichem Willen“:

> *„Pamina […] haben die Götter dem holden Jüngling bestimmt, dass ist der Grund, warum ich sie der stolzen Mutter entriß“* (Sarastro II, 1)

Auch Papagena hat keine Möglichkeit, sich einen Partner zu wählen. Ihre Wünsche und Sehnsüchte werden allerdings überhaupt nicht thematisiert. Sie ist als Belohnung für Papageno ‚aufbewahrt’ und ausschließlich für die Bedürfnisse ihres männlichen Gegenstücks geschaffen. Die drei Damen aus dem Gefolge der Königin werden, nachdem sie Tamino gerettet haben, in einer Situation weiblichen Gezänks um einen schönen begehrenswerten Mann gezeigt. Sie werden nicht als Liebende gezeigt, sondern sie verkörpern die komische, ja lächerliche Seite weiblichen Begehrens.

Am Beispiel der Liebesbeziehung zwischen Pamina und Tamino wird deutlich, wie wirkungsmächtig Sprache in diesem Operntext

---

18 II, 10

Monostatos.	Du hast also nur einen Weg, dich und deine Mutter zu retten.
Pamina.	Der wäre?
Monostatos.	Mich zu lieben! […]
Pamina.	Nein!
Monostatos.	Nein? Und warum? Weil ich die Farbe eines schwarzen Gespenstes trage? Nicht? Ha! So stirb!
Pamina.	Monostatos, sieh mich hier auf meinen Knien – schone meiner!
Monostatos.	Liebe oder Tod! Sprich! Dein Leben steht auf der Spitze.
Pamina.	Mein Herz hab ich dem Jüngling geopfert.
Monostatos.	Was kümmert mich dein Opfer – sprich!
Pamina.	Nie!
Monostatos.	So fahr’ denn hin!

ist: Während Tamino ein Bild Paminas sieht, und sich daraufhin in sie verliebt, reicht für Pamina schon Papagenos Versicherung, dass Tamino sie liebe. Es bedarf keines persönlichen Kontaktes zwischen den Liebenden, das Sprechen über Liebe evoziert bei Pamina schon das Gefühl. Während hier das Reden über Gefühle positive Folgen hat, führt an anderer Stelle der Oper die gezielte und manipulative Verwendung von Sprache zu verhängnisvollen, letztlich letalen Konsequenzen, denn in der ‚Zauberflöte’ ist das, was gesagt wird, bedeutsamer als das, was getan wird: Reden obsiegt das Handeln. Für die Königin hat die Vorrangigkeit der sprachlichen Äußerungen fatale Folgen. Wie sich zeigt, sind es nicht die Taten der Königin, die sie vernichten, sondern die Behauptungen Sarastros und seiner Priester.

Das Schicksal der Königin und ihre Entwicklung von der guten Mutter zur bösen Frau und zum verdammenswerten Weib soll im Folgenden genauer untersucht werden.

Drei Personen werden in den hier genannten fünf Opern getötet bzw. vernichtet: Der Komtur (‚Don Giovanni’) stirbt im Duell, und die Königin und Don Giovanni fahren zur Hölle. Während Don Giovanni, der frevlerische, gotteslästernde Betrüger und Gewalttäter allerdings eine veritable Höllenfahrt in einer musikalisch aufwändigen Szene zugestanden wird (Nr. 24 Szenenanweisung: *Er versinkt. Heftiger Donnerschlag. Feuersglut von verschiedenen Seiten. Sturm und Erdbeben*), versinkt die Königin mit ihren Damen und Monostatos eher ‚en passant’ (II, 30 Szenenanweisung: *Sie versinken*).

Don Giovanni und die Königin sterben, indem sie zur Hölle, dem Ort der Verdammnis, fahren: Der Boden öffnet sich und verschlingt die Sünder in einer göttlichen Strafaktion.

Don Giovannis Untergang wird dabei ausführlich gezeigt, und die Schlussszene der Oper steht unter dem Eindruck seines Todes. In der ‚Zauberflöte’ verwandelt sich das Theater mit dem Tod der Königin dagegen ‚in eine Sonne’, und es folgt eine Huldigungsapotheose. Giovannis Tod hat Konsequenzen für das weitere Leben der Menschen seiner Umgebung, der Untergang der Königin wird nicht weiter thematisiert und bleibt ohne persönliche Folgen für die Zurückbleibenden.

Der Tod ist auch an anderen Stellen in der ‚Zauberflöte’ präsent: Sowohl Pamina als auch Papageno wollen sich aus unerwiderter

und unglücklicher Liebe selbst töten. Dabei wirkt Papagenos Selbsttötungsversuch (II, 29) eher tragikomisch, was nicht zuletzt durch die Anrede an das weibliche Publikum und das zeitliche Hinauszögern erreicht wird. Bei Paminas Selbstmordversuch schlägt die Handlung hingegen ins Tragische um. Sie fühlt sich von Tamino zurückgewiesen und verlassen und will sich aus Liebeskummer töten. Aber sie gibt nicht ihm allein die Schuld an ihrer Verzweiflung, sondern ebenso ihrer Mutter. Auch hier zeigt sich die Wirkungsmacht von Sprache. Die Schuldzuweisung an die Mutter

> *„Mutter, durch dich leide ich, und dein Fluch verfolget mich“* (II, 27)

überlagert die Tat des Mannes und besiegelt endgültig das Schicksal der Königin: Als die ihre Tochter verfluchende Mutter mutiert sie zum zu vernichtenden Monster.

Im Unterschied zu den Frauen bzw. Heldinnen der anderen Mozart-Opern erscheint die Königin nicht als Liebende. Sie ist eine verwitwete Herrscherin – also ohne männlichen Schutz – und Mutter einer entführten Tochter. Im Laufe der Oper wird durch einen Perspektivenwechsel – die männliche Sicht wird zum ausschließlichen Bewertungsmaßstab ihrer Handlungen – aus der leidenden und liebenden Mutter die machtgierige Herrscherin, die als tyrannische Mutter ihr Kind verstößt.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wird die Mutterliebe zunehmend als familialer und sozialer Wert etabliert. Mutterliebe wird als instinktives Handeln und Empfinden in der Natur der Frau liegend normativ festgeschrieben und damit zur weiblichen Geschlechtseigenschaft und moralischen Pflicht. Eine Mutter, die ihr Kind nicht liebt, ist damit widernatürlich und ihr Verhalten ist ein Skandal. Um eine gute Mutter zu sein, muss die Frau allerdings unter männlichem Willen und männlicher Herrschaft stehen. Ohne den ihr übergeordneten guten Vater kann es keine gute Mutter geben. Eine dominierende und mächtige, Entscheidungen treffende Frau kann keine gute Frau und Mutter sein. Die Schauspiele der deutschen Aufklärung führen exemplarisch die fatalen Folgen mütterlicher Entscheidungen vor[19]. Ohne den Vater oder gegen seinen Willen setzen die Mütter das Unheil in Gang, mit katastrophalen Konsequenzen für die ganze Familie. Die Frau, die den ihr auferlegten Wirkungskreis des Haushalts verlässt und sich der familialen Hierarchie nicht unterordnet, verliert ihre Eignung zur guten

19 Als Beispiele seien Schillers ‚Kabale und Liebe’ (1784) und Lessings ‚Emilia Galotti’ (1772) erwähnt.

Mutter. Aber die schlechte und gefährliche Mutter ist als Gegenentwurf zum mustergültigen Idealbild der guten Mutter pädagogisch ebenso wirkungsmächtig, denn das weibliche und mütterliche Fehlverhalten dient als abschreckendes Beispiel. Da die Mutter das unglückliche Schicksal verschuldet und heraufbeschworen hat, bleibt ihr jegliches Mitleid verwehrt. Auch die Königin verliert durch die Anstiftung zum Mord, vor allem aber durch den mütterlichen Fluch, schlagartig alles Mitgefühl.

Damit wird ihr Ende auch nicht als tragisch, sondern als verdient empfunden. Ein tragisches Ende wird nur dem guten Menschen zugestanden, der durch Fehler oder falsche Entscheidungen einem unausweichlichen, schicksalhaften Untergang entgegengeht. Die Königin wird im Verlauf der Oper von Sarastro und seinen Priestern fortgesetzt als böse Frau und als Gefahr für ihre Tochter, den Priesterbund und das Volk bezeichnet. Diese Sicht wird schließlich von allen Personen übernommen, so dass die permanent propagierte und repetierte, von der Königin ausgehende Gefahr nur durch ihre Vernichtung gebannt werden kann. Ihr verhängnisvolles Schicksal kann somit als wohlverdiente Strafe für weibliches Fehlverhalten akzeptiert werden. Die tyrannische, böse Mutter, die den negativen Weiblichkeitsentwurf einer Frau ohne männliche Führung verkörpert, und die nach Macht strebende Herrscherin müssen eliminiert werden: Sie sind eine Bedrohung für die Existenz und Stabilität der männlichen Ordnung der ‚Zauberflöte’.

Die Königin ist eine Ausnahmeerscheinung: Durch ihre Namenlosigkeit[20], ihre Titel und Bezeichnungen als ‚Königin der Nacht’, ‚sternflammende Königin’, ‚Göttin der Nacht’ wird deutlich, dass sie außerhalb der menschlichen Gemeinschaft steht. Sie wird – wie Sarastro – zunächst durch Erzählungen, Berichte und Beschreibungen anderer eingeführt: Papageno schildert im ersten Gespräch mit Tamino die ‚sternflammende’ Königin, die sich den Menschen nicht zeigt[21], und die drei Damen berichten anschließend über ihr mütterliches Schicksal. Die Königin selbst hat in der Oper nur drei Auftritte (I, 6; II, 8; II, 30). Bei ihrem ersten Erscheinen wird sie als Mutter gezeigt: Sie schildert die Entführung ihrer Tochter und sendet Tamino zu deren Rettung aus. Bei ihrem zweiten Auftreten ist sie Mutter und Herrscherin: Sie rettet Pamina vor dem Miss-

20 Außer ihr sind nur noch die drei Damen und die Sklaven namenlos.

21 I, 2 Papageno. Sehen? Die sternflammende Königin sehen?
Welcher Sterbliche kann sich rühmen,
sie je gesehen zu haben?

brauch durch Monostatos und fordert sie auf, Sarastro zu töten (mit dem Ziel, Pamina zu retten und den Sonnenkreis zu erhalten). Als sie das dritte Mal erscheint, will sie selbst, mit ihren drei Damen und Monostatos, das Attentat ausführen. Dabei finden der zweite und der dritte Auftritt unter besonderen Bedingungen statt. Sie befindet sich in Sarastros Machtbereich unter der ständigen Bedrohung der Entdeckung, was für eine hektische und unruhige Atmosphäre sorgt. Informationen über die Königin und Beurteilungen ihrer Handlungen werden an zahlreichen Stellen der Oper von verschiedenen Personen gegeben. Allerdings sind diese Aussagen widersprüchlich: Die Beurteilungen von Papageno, den drei Damen, Pamina und den Sklaven, die zu Beginn der Oper gegeben werden, sind positiv (oder neutral) und beziehen sich auf ihr Verhalten als Mutter.

Tamino und Papageno, die sie zuerst (I, 2) erwähnen, sprechen von ihr als Herrscherin. Danach wird sie als Mutter wahrgenommen. Die zweite Dame erwähnt ihr „mütterliches Herz“ (I, 5), und die Königin selbst erscheint als leidende Mutter und spricht von ihrem „tiefbetrübten Mutterherz“. Selbst in Sarastros Einflussbereich findet sich eine positive Darstellung der Königin als Mutter. Der 1. Sklave schildert Paminas Flucht mit den Worten: *„O, wie wird das schüchterne Reh mit Todesangst dem Palast ihrer zärtlichen Mutter zueilen“* (I, 9). Nach ihrer erneuten Gefangennahme durch Monostatos fürchtet Pamina nicht den Tod, sondern sie bangt um ihre Mutter. *„Nur meine Mutter dauert mich, sie stirbt vor Gram ganz sicherlich“,* und als sie aus der Ohnmacht erwacht, ruft sie als erstes nach ihrer Mutter (I, 13)[22].

Für Pamina ist die Königin *„meine gute, zärtliche Mutter“* (I, 14), und das Bild, das Papageno ihr zeigt, kommt „aus den Händen [ihrer] zärtlichsten Mutter“.

Aber mit dem Erscheinen des Priesters im Machtbereich Sarastros wird die Königin fast ausschließlich aus der männlichen Sicht des Priesterbundes dargestellt. Ihr Imago wandelt sich abrupt: Aus der Königin und Mutter wird jetzt das „Weib“. Auf Taminos Verteidigung „Durch ein unglückliches Weib bewiesen […]“ antwortet der Priester (I, 15) „Ein Weib hat also dich berückt? Ein Weib tut wenig, plaudert viel, Du, Jüngling, glaubst dem Zungenspiel?“ Hier

22 I, 13 Pamina. Mutter – Mutter – Mutter! – Wie? – Noch schlägt dieses Herz? – Noch nicht vernichtet? – Zu neuen Qualen erwacht? – O das ist hart, sehr hart! – Mir bitterer, als der Tod.

sind gleich vier vernichtende Urteile über Frauen und ihre Geschlechtseigenschaften vorhanden: Frauen setzen ihre Schönheit bewusst ein, um Männer zu verführen, durch ihre Reize berücken und vernebeln sie den Verstand des Mannes und schwächen seine rationale Urteilskraft. Des Weiteren sind Frauen faul, dafür aber geschwätzig, und – sie sagen die Unwahrheit. Weibliches Sprechen, das Zungenspiel, ist unwahr und unglaubwürdig. Männliches Sprechen dagegen ist „weisheitsvolles Reden“ und von allumfassender, absoluter Wahrheit.

Das ist auch daran zu merken, dass Tamino im Gespräch mit dem Priester sofort und unverzüglich von der Wahrheit priesterlichen und männlichen Sprechens überzeugt ist. Von jetzt an glaubt er den Aussagen der Königin nicht mehr, denn sie ist ja „ein Weib“ und hat „Weibersinn“ (II, 5). Auch die drei Damen, immerhin seine Lebensretterinnen, werden im Folgenden zum „gemeinen Pöbel“ und zu Weibern, die „Geschwätz nachsagen“ (II, 5).

Dass sich Diskussionen erfolgreich verkürzen lassen, wenn männliches Reden apodiktisch als Quelle ultimativer Wahrheit anerkannt ist, erfahren wir ebenfalls in Szene II, 5. Papageno hat Zweifel an den Motiven und Zielen der Priesterschaft und verweist auf die Königin als Referenz *(„Doch sagt es auch die Königin“),* aber Tamino argumentiert zunächst mit dem bereits erwähnten „Weibersinn“ (Tamino: *„Sie ist ein Weib, hat Weibersinn“* II, 5) und beendet die Nachfrage in bestechender und unwiderlegbarer Logik mit *„Sei still, mein Wort sei dir genug.“*

Bei ihrem ersten Auftreten war ihm die Königin noch glaubhaft als liebende und leidende Mutter[23] erschienen, die um Hilfe und um die Rettung ihrer entführten Tochter bittet, und Tamino war sofort bereit, Pamina zu retten[24].

Mit dem Eintritt Taminos in den Machtbereich der Priester (I, 15) ändert sich die Betrachtung der Königin vollständig. Ab jetzt gelten der männliche Blick und die männliche Wahrnehmung als verbindlich: Als ‚Weib’ apostrophiert, verliert die Königin ihre familiale und soziale Position und ihre Rechte als Mutter. Reduziert auf ihr

23 I, 6 Königin. Ein Jüngling so wie du, vermag am besten
Dies tiefbetrübte Mutterherz zu trösten.

24 1, 15 Tamino. Die Absicht ist edel und lauter und rein. Erzittre,
feiger Bösewicht! Paminen retten ist mir Pflicht.

biologisches Geschlecht, wird sie zu einem Weib, das domestiziert werden muss:

> *„Ein Mann muss eure Herzen leiten,*
> *Denn ohne ihn pflegt jedes Weib*
> *Aus seinem Wirkungskreis zu schreiten“*
> (Sarastro, I, 18).

Dieser Dialog, in dem Sarastro dezidiert seine Ansichten kundtut (I, 18), ist ein Beispiel dafür, wie männliches Sprechen weibliches dominiert. In diesem Gespräch unterbricht Sarastro Pamina jedes Mal, wenn sie über ihre Mutter spricht, Pamina darf hier keinen Satz vollenden.[25]

So überlagern Sarastros Ansichten und Worte die positiven Aussagen Paminas über ihre Mutter. Dramaturgisch gesehen, darf die Königin mit dem Erscheinen der Priester auf der Bühne keinesfalls mehr als gute Mutter dargestellt und wahrgenommen werden. Durch die veränderte Perspektive werden ihre Motive und ihr Handeln ausschließlich aus dem Blickwinkel Sarastros und der Priester gesehen, und dadurch kann ihre Vernichtung legitimiert werden.

Das Schicksal der Königin ist in dem Moment besiegelt, in dem die Priester und Sarastro sie als verdammenswerte Person schildern. Von jetzt an wird sie als negativ wahrgenommen, von Tamino ebenso wie vom Publikum. Alle nun folgenden Aussagen sollen das Bild von der guten Mutter korrigieren und ins Negative verkehren. Zuerst soll Tamino ihr ‚wahres Wesen’ erkennen, dann muss Pamina zu einem divergenten Mutterbild bekehrt werden. Die Entführung und Gefangenschaft Paminas rechtfertigt Sarastro vor-

---

25 I, 18 Pamina. Mich rufet ja die Kindespflicht,
Denn meine Mutter –
Sarastro Steht in meiner Macht,
Du würdest um dein Glück gebracht,
Wenn ich dich ihren Händen ließe.
Pamina. Mir klingt der Mutternamen süße;
Sie ist es –
Sarastro. Und ein stolzes Weib.
Ein Mann muss eure Herzen leiten,
Denn ohne ihn pflegt jedes Weib
Aus ihrem Wirkungskreis zu schreiten.

geblich mit „göttlichem Willen“ (II, 1) [26] Aber schon im nächsten Satz werden die wahren Motive deutlich:

> *„Das Weib dünkt sich groß zu sein, hofft durch Blendwerk und Aberglauben das Volk zu berücken und unseren festen Tempelbau zu zerstören.“*

Es geht – hier wird es deutlich – um Machtverteilung und Machtsicherung. Auch ersetzt die Behauptung des Mannes den Nachweis, denn diese Aussage wird an keiner Stelle der Oper verifiziert. Verifizierung von Behauptungen ist in Sarastros Welt auch nicht notwendig: Vorwürfe und Beschuldigungen gelten als unwiderlegbare Tatsachenbehauptung und wirken im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Nachdem Tamino, Pamina und dem Publikum suggeriert worden ist, dass die Königin eine böse, verdammenswerte Person ist, bestätigen die nachfolgenden Handlungen der Königin die männliche Vorverurteilung.

Als sie erfährt, dass Tamino sich den Eingeweihten angeschlossen hat, also zum Feind übergelaufen ist, handelt sie selbst. Sie dringt in Sarastros Machtbereich ein und befiehlt Pamina, ihn zu töten. Sie setzt sie massiv unter Druck und droht mit der Verstoßung ihrer Tochter, wenn Pamina das Attentat nicht ausführt. Jetzt – und erst jetzt – erhebt sie Anspruch auf den „mächtigen Sonnenkreis“ als Erbe ihres Mannes. Nach ihrem ersten Auftritt als leidende Mutter wird die Königin schon bei ihrem zweiten Erscheinen als rasendes Weib gezeigt, sie ist so außer sich, dass „alle Bande der Natur zertrümmert“ sein sollen, wenn Pamina nicht tötet. Sie beschwört „der Hölle Rache“ und „Tod und Verzweiflung flammen“ um sie her: Sie wird als Wahnsinnige gezeigt.

Wie gepflegter weiblicher Wahnsinn in musikalisch-ästhetischer Form auszusehen hat, zeigt Pamina exemplarisch bei ihrem Selbsttötungsversuch. Obwohl sie „von Sinnen“ ist, „dem Wahnsinn nah“ und „Wahnsinn ihr im Gehirne [tobt]“, wie die drei Knaben konstatieren, bleibt sie doch das „holde Mädchen“ (II, 27).

Die Königin verliert durch ihr unkontrolliertes und grausames Verhalten jegliches Verständnis, Mitgefühl und jegliche Sympathie. Sie versagt als Mutter aber nicht allein durch die angekündigte Verstoßung, sondern auch durch die Anstiftung zum Mord. Indem

---

26 II, 1 Sarastro. Pamina, das sanfte, tugendhafte Mädchen, haben die Götter dem holden Jüngling bestimmt; dies ist der Grund, warum ich sie der stolzen Mutter entriß.

sie den Mordanschlag delegiert und von ihrer Tochter erwartet, eine Todsünde zu begehen, kann der Anschlag nicht als Verzweiflungstat einer leidenden Mutter gesehen werden, die ihr Kind schützen und befreien will. Zu diesem Zeitpunkt – immerhin erst bei ihrem zweiten Erscheinen – ist der Blick auf die Königin (durch den Perspektivenwechsel) propagandistisch so eingeengt und manipulativ gelenkt, dass das Urteil über sie und ihr Verhalten präjudiziert ist. Seit ihrem ersten Auftreten ist sie unaufhörlich als böse Mutter und machtgierige Herrscherin dargestellt worden, und deshalb wird der Anschlag auf Sarastro als Verbrechen aus Heimtücke und Machtgier gewertet. Indem Pamina die Tat als Mord wertet (*„Morden soll ich?“* II, 9), wird das Vorurteil über die Königin verfestigt. Ein potentielles Hinterfragen weiterer Motive muss nicht stattfinden.

Ein Mord kann im allgemeinen Rechtsempfinden unter bestimmten Voraussetzungen verständlich und die Motive des Täters können nachvollziehbar sein.

Der Schutz der Familie vor Tyrannenwillkür kann – als Tyrannenmord – nicht nur in der Opernliteratur ein legitimer Grund für ein Attentat sein. 1804 schreibt Friedrich von Schiller sein Schauspiel ‚Wilhelm Tell’. Tell erschießt darin den tyrannischen Reichsvogt Gessler aus dem Hinterhalt. Zum Kontext der Geschichte: Die Schweiz ist von den Habsburgern okkupiert worden, und das Volk leidet unter der Willkürherrschaft der Besatzer, wie sie vor allem in den Handlungen der Vögte und hier besonders in denen des Vogtes Gessler zum Ausdruck kommen. Gessler unterdrückt und quält nicht nur das Schweizer Volk, sondern er stellt, nachdem er Tell bereits gezwungen hat, auf seinen Sohn zu schießen, eine massive Bedrohung für Tells Familie dar, an der er sich zu rächen droht, nachdem Tell sich aus der Gefangenschaft gerettet hat. Der Tyrannenmord an Gessler geschieht im 4. Akt. Schiller führt im 5. Akt, 2. Szene, eine neue Figur ein: Johannes Parricida (Johann von Schwaben), der Herzog von Österreich, hat seinen Onkel, den habsburgischen Kaiser ermordet, da dieser ihm sein Erbe vorenthalten hat. Im Monolog des 4. Akts, kurz vor dem Attentat, rechtfertigt Tell seinen Mord. Er muss seine unschuldigen Kinder und seine Frau vor der Wut und Rache des Tyrannen schützen. Es sind keine politischen Motive, sondern private Gründe, die ihn antreiben. Er handelt als Vater zum Wohl und Schutz seiner bedrohten Familie. Im 5. Akt, 2. Szene differenziert er deutlich zwischen seinem Tun und dem Parricidas, dem er „Vater- und Kaisermord“ aus „Ehrsucht“ vorwirft. Seinen Mord am Tyrannen

Gessler legitimiert er als *„gerechte Notwehr eines Vaters“,* der *„der Kinder liebes Haupt verteidigt“*[27].

Aber das Motiv des gerechtfertigten Tyrannenmordes zum Schutz der eigenen Familie darf der Königin nicht zugestanden werden. Sie darf als negativer Weiblichkeitsentwurf weder Mitleid auslösen noch Verständnis finden, deshalb wird sie im II. Aufzug als denaturierte Mutter, als rasendes Weib und als Mörderin aus niederen Motiven gezeigt und so der Verdammnis preisgegeben. Daher wird auch erst im II. Aufzug das Motiv des ‚mächtigen Sonnenkreises' eingeführt, der augenblicklich zum primären Anlass für den Mord an Sarastro wird[28]. Dramaturgisch gesehen, dient die Einführung des Sonnenkreises an dieser Stelle dazu, der Königin anstelle der Mutterliebe die Motive Machtgier und Herrschsucht zuzuschreiben.

Aus der guten Mutter wird über die Darstellung als machtgierige Herrscherin die böse und schlechte Mutter, ein Verdikt, das die Königin weit mehr der moralischen Verdammnis aussetzt als ihr weibliches Machtstreben. So kann die Tochter am Ende der Oper, während der Huldigungsapotheose emotions-, taten- und kommentarlos ungerührt dabei zusehen, wie ihre Mutter in „ewige Nacht gestürzt“ wird. Ihre Vernichtung bleibt merkwürdig folgenlos für Pamina, die doch zu Beginn noch eine liebende Tochter war.

Der Tod oder der Untergang der Königin und ihres Gefolges wird von Sarastro und den Priestern als „Sieg der Stärke“[29] (II, 30) bejubelt. Der Machterhalt in dieser absolutistischen Sklavenhaltergesellschaft ist gesichert, auch wenn die Methoden nicht ganz mit den von Sarastro genannten Absichten und Aussagen zum Thema vorgeblich nicht gekannter Rache und antizipierter Vergebung des Feindes (Arie Nr. 15 *„In diesen heil'gen Hallen, kennt man die Rache nicht (…) weil man dem Feind vergibt“*) übereinstimmen.

Sarastros Zusage an Pamina, die um Straferlass für ihre Mutter bat, lautete:

---

27 von Schiller, Friedrich: Wilhelm Tell. Berlin und Weimar 1981, S. 510.

28 II, 8 Königin. Siehst du diesen Stahl? Er ist für Sarastro geschliffen.
Du wirst ihn töten und den mächtigen Sonnenkreis
mir überliefern.

29 II, 30 Sarastro. Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht,
Zernichten der Heuchler erschlichene Macht.
Chor von Priestern. […] Es siegte die Stärke […].

„Allein, du sollst sehen, wie ich mich an deiner Mutter räche. Der Himmel schenke nur dem holden Jüngling Mut und Standhaftigkeit in seinem Vorsatz, dann bist du mit ihm glücklich, und deine Mutter soll beschämt nach ihrer Burg zurückkehren.“ (II, 12)

Sarastro propagiert hier Liebe und Vergebung, praktiziert aber das Gegenteil. Der in der Arie verkündete Verzicht auf Rache erweist sich als eben jenes „Blendwerk“, dass Sarastro der Königin vorwirft. Hier gilt erneut das Prinzip der zur unumstößlichen Wahrheit erhobenen männlichen Behauptung. Sarastros Handlungen sind gut, gerecht und weise, weil alle Männer es sagen. Nicht zuletzt er selbst. Es genügt, ihm Ethos, Moral und Weisheit zuzusprechen, er muss sie in dieser Männergesellschaft nicht anwenden. Die Behauptung ersetzt den Nachweis sittlichen und vorbildlichen Handelns und Verhaltens. Handeln und Sprechen stimmen in dieser Priesterschaft nicht überein, Absichtserklärungen und reales Handel divergieren gravierend.

Hier werden nicht nur männliches und weibliches Sprechen diametral beurteilt: Männliches Reden ist weisheitsvoll, und damit wird jede männliche Aussage und Behauptung zu eine unwiderlegbaren Dogma. (Zur Erinnerung und zum Vergleich: Weibliches Reden ist dagegen Geschwätz, sinnlos, boshaft, dumm und unglaubwürdig.)

Die gleiche Dichotomie gilt für männliches und weibliches Handeln. Sarastros Handeln wird, wie sein Reden, innerhalb der Priesterschaft, die ihm kritiklos folgt, nie hinterfragt:

Alle. „Es lebe Sarastro, der göttliche Weise
Er lohnet und strafet in ähnlichem Kreise“ (I, 19)
und
Chor. „Er ist unser Abgott, dem alle sich weihn“ (I, 18).

Seine Willkür zeigt sich an den Bestrafungen Monostatos: Für dessen Pflichterfüllung, die Ergreifung Paminas, wird Monostatos mit körperlicher Züchtigung schwer bestraft, für die versuchte Vergewaltigung und den Mordversuch an Pamina geht er straffrei aus, da die „böse Handlung“ des „bösen Weibes“[30] (das geplante

30 II, 11 Sarastro. Ich weiß nur allzu viel, weiß, dass deine Seele eben so schwarz als dein Gesicht ist. Auch würde ich dies schwarze Unternehmen mit höchster Strenge an dir bestrafen, wenn nicht ein böses Weib, das zwar eine sehr gute Tochter hat, den Dolch dazu geschmiedet

Attentat) seine Tat, den tatsächlichen Mordanschlag übertrifft. Das Fehlverhalten der Königin, nämlich ihr Machtanspruch und ihr Anspruch auf den Sonnenkreis als Erbe ihres Mannes, und ihr Verbrechen, die Anstiftung zum Mord an einem Mann, lassen die Verbrechen des Mannes an einer Frau, nämlich Erpressung, Nötigung und Mordversuch, zu einer Petitesse werden.

Monostatos ist, wie Papageno, schon durch seine äußere Erscheinung (die Liste der dramatis personae weist ihn als Mohr aus) als Außenseiter gekennzeichnet. Allerdings wird er von Beginn an als unsympathisch und böse geschildert. Alle seine Taten werden als von seiner Bösartigkeit bestimmt dargestellt. Er ist der Aufseher der Sklaven und der Gefangenenwärter Paminas. Er hat in Sarastros ethisch hoch stehender Männerwelt die moralisch anrüchigen Aufgaben zu erledigen. Während er als der verwerfliche Bösewicht etabliert wird, verblasst die Frage nach seinem Auftraggeber und dessen Verantwortung – Sarastro, dessen propagierte moralische Überlegenheit mit seinen inhumanen Praktiken keinesfalls korrelieren.

Negatives männliches Handeln wird hier in einer Person gebündelt dargestellt, die nicht zu den Eingeweihten gehört, aber für sie und in Sarastros Auftrag arbeitet. Indem Monostatos durch äußere Merkmale wie seinen Namen und seine Hautfarbe als fremd und anders gekennzeichnet ist und zudem als „unbarmherziger Teufel“ (I, 10, 1. Sklave), „Barbar“ (I, 11 Pamina) und „böser Mohr“ (I, 18, Pamina) bezeichnet wird, dessen „Seele ebenso schwarz wie [sein] Gesicht ist“ (II, 11, Sarastro), wird deutlich, dass Sarastros schöne neue Männerwelt auch nicht allen Männern offen steht. Es gibt eine klare Hierarchie, und Andersartigkeit, niedriger sozialer Rang und Fremdheit disqualifizieren und diskreditieren auch Männer.

Das Männerbild in der Zauberflöte zeigt die despotische Vaterfigur als absolutistischen Herrscher, den bösen und den guten Wilden, dargestellt zum Einen als dunkelhäutiger Fremder und zum Anderen als lustige Figur mit Federkleid, und den gehorsamen, leicht beeinflussbaren menschlichen Prinzen oder prinzlichen Menschen, dessen Qualitäten in unbedingtem Gehorsam und der Fähigkeit zu schweigen liegen. Tamino werden die erforderlichen Qualifikationen ebenfalls lediglich zugeschrieben. Er, der sich selbst als „Prinz“ (I, 2 „darum nennt man mich Prinz“) definiert, wird von

---

hätte. Verdank es der bösen Handlung des Weibes,
dass du ungestraft davon ziehst. – Geh! –

Sarastro als „Mensch“[31] gesehen, der alle erforderlichen Voraussetzungen mitbringt (II, 1 „Tugend“, „Verschwiegenheit“, „Wohltätig[keit]“).

Papageno, der unfreiwillige und unwillige Gefährte Taminos schon zu Beginn der gemeinsamen Heldenreise[32], nimmt, nachdem er bereits bei der Rettungsmission Paminas auf sich allein gestellt war, ebenso ungern und zögerlich an den Prüfungen teil, die er pragmatisch beurteilt[33] und deren Sinn er bezweifelt. Aber er hat als Begleiter Taminos zumindest theoretisch die Möglichkeit, in den Kreis der Eingeweihten aufgenommen zu werden – für Monostatos und die Sklaven ist dies gänzlich unerreichbar.

Aber nicht nur Fremdartigkeit und Andersartigkeit sind Eigenschaften, die einen Mann im Vergleich mit anderen Männern herabsetzen. In der Da-Ponte-Mozart-Oper ‚Don Giovanni’ wird in der Rezeptionsliteratur im 19. Jahrhundert – nicht in der Oper selbst – Don Giovanni als männliches, erotisches Idol etabliert und als unwiderstehlicher Verführer präsentiert. Don Ottavio wird dagegen als unmännlich und verweiblicht charakterisiert.

Indem ihm weibliche Charaktereigenschaften zugewiesen werden[34], wird er als Mann abqualifiziert, er ist weder Konkurrent

---

31 I, 2 Papageno. Wenn ich dich fragte, wer du bist?
Tamino. So würde ich dir antworten, dass ich aus fürstlichem Geblüte bin. […] darum nennt man mich Prinz.
II, 1 Sprecher. Wenn […] er dem Kampf unterläge? Er ist Prinz.
Sarastro. Mehr noch – er ist Mensch!“

32 Papageno hatte bereits bei der Aussendung durch die Königin ein ungutes Gefühl. Nachdem er sich bereits „empfehlen“ (I, 8) wollte, wird er im Auftrag der Königin von den drei Damen mit Tamino auf die Reise geschickt. Dem angekündigten Schutz durch Tamino misstraut er – nicht ganz zu Unrecht.
Die drei Damen. Dich schützt der Prinz, trau ihm allein! […]
Papageno. (*für sich)* Daß doch der Prinz beim Teufel wäre!
Mein Leben ist mir lieb;
Am Ende schleicht, bei meiner Ehre,
Er von mir wie ein Dieb.“ (I, 8)

33 II, 6 Papageno. Aber sagt mir nur, meine Herren, warum muß ich denn alle diese Qualen und Schrecken empfinden?
Wenn mir ja die Götter eine Papagena bestimmten,
warum denn mit so viel Gefahren sie erringen?

34 Hoffmann, E.T.A.: Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen. In: Ders.: Sämtliche Werke in drei Bänden. Hg. von Rainer Schönhaar und Alexander Heine. Bd. 3. Essen o.J.
„Donna Anna und Don Ottavio erscheinen: ein zierliches, geputztes, gelecktes Männlein von einundzwanzig Jahren höchstens. Als Annas Bräuti-

noch ernstzunehmender Gegenspieler Giovannis. Die Männlichkeitsideale des ausgehenden 18. Jahrhunderts und beginnenden 19. Jahrhunderts erweisen sich daher ebenfalls als normativ und restriktiv, wobei Effeminisierung als besonders wirkungsmächtiges nachhaltiges und abwertendes Ausschlusskriterium gilt, denn ein weiblicher Mann ist für Familie und Gesellschaft untauglich.

Zu den Prüfungen der Eingeweihten werden, wie deutlich wurde, nur ausgewählte Kandidaten zugelassen. Bei den von Sarastro aufgezählten Aufnahmekriterien fehlt allerdings das Kriterium der männlichen Geschlechtszugehörigkeit. Frauen werden per se zu den Prüfungen nicht zugelassen. Paminas letztliche Aufnahme in den elitären und im Wortsinne exklusiven Männerbund ist ein Sonderfall. Sie kann sich nicht freiwillig und bewusst der Prüfung unterziehen, sondern sie ist unwissentlich und unwillentlich Teil von Taminos Prüfung. Tamino weiß, worum es in der Prüfungssituation (II, 18)[35] geht, und was er gewinnen kann, Pamina kann die Situation noch nicht einmal als Prüfung erkennen.

Pamina muss sich zum Einen durch ihren Selbstmordversuch für die Aufnahme qualifizieren, denn nur „ein Weib, das Nacht und Tod nicht scheut, ist würdig und wird eingeweiht“ (II, 28), und zum Andern durch ihre Kenntnis von der Wirkung und Macht der Zauberflöte. Um die finale Prüfung zu bestehen, braucht Tamino sowohl die Zauberflöte, das ihm von der Königin zur Verfügung gestellte magische Instrument, als auch das Wissen Paminas um deren schutzbringende Wirkung. In der männlich dominierten Welt der ‚Zauberflöte’ dürfen weibliches Wissen und die den Frauen zur Verfügung stehenden Kräfte nur unter männlicher Führung und Anleitung angewandt werden, wobei es zu den ironischen Brüchen der ‚Zauberflöte’ gehört, dass in der Prüfung

gam wohnt er, da man ihn so schnell herbeirufen konnte, wahrscheinlich im Hause; auf den ersten Lärm, den er gewiß hörte, hätte er herbeieilen und den Vater retten können; er musste sich aber erst putzen und mochte überhaupt nachts nicht gern sich herauswagen.“ (ebd., S.19)

35 II, 18 Pamina. Du hier? Gütige Götter Dank euch, dass ihr mich
diesen Weg führtet. – Ich hörte deine Flöte –
und so lief ich pfeilschnell dem Tone nach. –
Aber du bist traurig? - Sprichst nicht eine Silbe
mit deiner Pamina?
Tamino. *seufzt* Ah! *winkt ihr fortzugehen.*
Pamina. Wie? Ich soll dich meiden? Liebst du mich nicht mehr?
[…]
Pamina. Ich soll fliehen, ohne zu wissen, warum –

Pamina, die Frau, ihren Prinzen „bei der Hand nimmt“[36] und durch „Feuergluten“ und „Wasserfluten“[37] führt. Damit wird Tamino am Ende der Oper erneut von einer Frau beschützt. Denn schon zu Beginn der Oper, bereits bei seinem ersten Auftreten, muss Tamino heldenhaft – oder besser: heldinnenhaft – von den drei Damen der Königin gerettet werden. Die Begegnung mit der Schlange bleibt für Tamino der einzig wirklich bedrohliche Moment in der Oper[38].

Der von den drei Knaben antizipierte ‚männliche Sieg’[39] (I, 15) ist an schweigenden Gehorsam gebunden. Standhaftigkeit, Duldsamkeit und Verschwiegenheit sind Eigenschaften, die auch dem Normenkodex weiblichen Wohlverhalten entstammen können. Bemerkenswerterweise sind es nicht Männern zugeschriebene Geschlechtseigenschaften wie Mut, Tapferkeit und aktives Handeln, die für Tamino zum Bestehen der Prüfungen notwendig sind, sondern passive, weibliche Tugenden werden verlangt. Auch dies gehört zu den ironischen Brüchen des Textbuches: Tamino braucht weibliche Charaktereigenschaften, um in den frauenfeindlichen Männerbund aufgenommen zu werden, und Pamina wiederum zeigt männliche Geschlechtseigenschaften, als sie Tamino durch die ‚Schreckenspforten’ führt.

Pamina wird als positiver weiblicher Gegenentwurf zu ihrer Mutter etabliert, die als abstoßendes Beispiel einer widernatürlichen Frau und Mutter gezeigt wird. Sie verkörpert den Typus der empfindsamen, guten Frau, die mit den ihr zugewiesenen Emotionen wie Liebe, Mitleid, Zärtlichkeit und vor allem Leidensfähigkeit zu einem weiblichen Idealbild stilisiert wird. Zu diesem vorbildlichen Ideal kann sie aber nur werden, wenn ihr Denken und Handeln von Männern geleitet wird. Auch Pamina wird – wie erwähnt –

---

36 II, 28 Pamina: Ich werde aller Orten
An deiner Seite sein.
Ich selbsten führe dich,
Die Liebe leitet mich. *(Sie nimmt ihn bei der Hand.)*

37 II, 28 Beide. Wir wandelten durch Feuergluten,
Bekämpften mutig die Gefahr.
Dein Ton sei Schutz in Wasserfluten,
So wie er es im Feuer war.

38 Auch wenn der Priester bei ihrer ersten Begegnung Tamino bedroht „Wenn du dein Leben liebst, so rede, bleibe da!“ (I, 15), so bleibt diese eher floskelhafte Drohung ohne gefährliche Konsequenzen.

39 I, 15 Drei Knaben: Sei standhaft, duldsam und verschwiegen.
Bedenke dies; kurz, sei ein Mann,
Dann, Jüngling, wirst du männlich siegen.

einmal als Wahnsinnige gezeigt. Aber ihr Wahnsinn aus „Liebesgram“ richtet sich gegen sich selbst. Der Liebestod, i.e. die Selbstaufopferung aus unerwiderter oder unerfüllter Liebe, ist ein Topos im Repertoire weiblicher Liebe im ausgehenden 18. Jahrhundert und auch in Mozarts Opern präsent, denn Todessehnsucht und Todeswunsch werden überwiegend mit Frauen konnotiert, für die es nur die Alternative zwischen erfüllter Liebessehnsucht oder dem Tod zu geben scheint.

Der Tod ist einem Leben ohne Liebe oder ohne den richtigen Mann vorzuziehen. Konstanze, Blonde (‚Die Entführung aus dem Serail‘) und Pamina sind Gefangene, die von ihren Wächtern oder Entführern sexuell massiv bedrängt werden. Konstanze und Pamina wollen lieber sterben, als untreu zu werden oder sich dem falschen Mann hinzugeben: Konstanze fürchtet keine Martern, sie sieht im Tod eine Befreiung, und Pamina gibt auch im Moment äußerster Lebensgefahr der Nötigung Monostatos nicht nach. Beide Frauen befinden sich in hochdramatischen Extremsituationen und sind entschlossen, sich selbst aufzuopfern.

Pamina und Konstanze haben als weibliche Idealbilder keine geschlechtsspezifischen Fehler, sie sind nicht untreu, wankelmütig oder verführbar, sie verfallen keiner erotischen Obsession und sind bereit, für ihre Liebe zu sterben. So können sie auch für ihr tugendhaftes Verhalten und ihre Leidensfähigkeit am Ende der Opern mit einer Liebesheirat und in der Rezeptionsliteratur mit der Etablierung als Idealbild belohnt werden.

In der ‚Entführung‘ und der ‚Zauberflöte‘ wird der weibliche Opfertod als Gegenentwurf zur erzwungenen sexuellen Beziehung antizipiert. Die Gräfin in ‚Figaro‘ will hingegen lieber sterben, als die Liebe ihres Mannes zu verlieren. Sie leidet an der nicht mehr erwiderten Liebe und dem verlorenen Lebens- und Liebesglück. Die Motivverkettung Liebe, Treue und Tod findet sich auch in ‚Così fan tutte‘: Fiordiligi will lieber sterben, als der Versuchung nachzugeben und ihrem Verlobten Guglielmo untreu zu werden (I, 11, Nr. 14 „Come scoglio“). Obwohl dieses Bekenntnis (‚lieber tot als untreu sein‘) durch die weitere Entwicklung obsolet wird, erscheint am Ende der Oper das Todesmotiv erneut, jetzt allerdings als ‚weil wir untreu waren, müssen wir sterben‘-Motiv.

Weibliches Fehlverhalten muss mit dem Tod gestraft werden, das ist die in ‚Così fan tutte‘ gezeigte gesellschaftlich akzeptierte und geforderte Sühne für weibliche Untreue. Als die Männer am Ende

der Oper als sie selbst zurückkehren, bitten die untreu gewordenen Frauen um den Tod, zum Einen als Bestrafung für ihr Fehlverhalten, zum Anderen aber auch, um ihre vermeintlichen Ehemänner zu schützen. Hier fallen Vergeltung und Selbstaufopferung für den Geliebten im Todeswunsch zusammen.

Das Leiden an der Liebe ist in Mozarts Opern den Frauen von Stand vorbehalten: Blonde (‚Die Entführung aus dem Serail’), Susanna (‚Le Nozze di Figaro’), Zerlina (‚Don Giovanni’) und Despina (‚Così fan tutte’) agieren wesentlich pragmatischer als ihre Herrinnen bzw. die Damen. Blonde erweist sich für Osmin als keinesfalls duldsame, pflegeleichte und willfährige Gefangene und überzeugt auch Pedrillo mit schlagkräftigen Argumenten von ihrer Treue. Susanna kämpft entschieden für ihr Liebesglück und gegen den Grafen und erteilt dabei auch Figaro eine Lektion zum Thema Treue. Zerlina kehrt, nachdem Don Giovanni von Donna Elvira als Betrüger und Heiratsschwindler entlarvt worden ist, reumütig zu Masetto zurück. Despina, die im Unterschied zu den anderen in keiner Liebesbeziehung gezeigt wird, hat keinerlei idealisierte Vorstellung von der Liebe. Sie sieht die Situation ihrer Herrinnen nüchtern und realistisch. Sie urteilt pragmatisch, dass bisher „noch keine Frau an Liebeskummer gestorben sei“ (I, 9), und ihre Lebensmaxime lautet, einen verlorenen Liebhaber möglichst rasch zu ersetzen. Dabei achtet sie auch auf den materiellen Vorteil: Der in Frage kommende Mann sollte nicht nur jung und schön, sondern auch wohlhabend sein. Despina vertritt ein Liebesideal, das von Vergnügen und Freude an der Liebe geprägt und ein Eheideal, das von materiellen Interessen und finanziellem Kalkül bestimmt ist. An die Stelle der Liebesheirat als Belohnung für tugendhafte Frauen, wie sie die Literatur des späten 18. Jahrhunderts und Mozarts Opern propagieren, tritt die aus gesellschaftlichen oder ökonomischen Gründen geschlossene Vernunftehe als erstrebenswertes Ziel weiblicher Lebensplanung. Despina evoziert zudem ein Frauenbild, das in der Liebe und in Liebesbeziehungen weibliches Selbstbewusstsein, Selbstwertgefühl und Macht über Männer beinhaltet. Weibliche erotische Macht wird hier bewusst männlicher Schwäche gegenübergestellt. Männer werden als Ehemänner über ihren wirtschaftlichen Nutzen und als Liebhaber über ihren Beitrag zu weiblichem Vergnügen definiert.

In der ‚Zauberflöte’ sind verschiedene Liebesdiskurse und Eheentwürfe des 18. Jahrhunderts enthalten. Das 18. Jahrhundert

kennt die Liebeskonzepte der „vernünftigen“, der „zärtlichen“ und der „romantischen“ Liebe[40].

Papagenos Liebeskonzept sieht – im Sinne der ‚zärtlichen’ Liebe – Liebe und Partnerschaft als Weg zur Familiengründung an. Die ersehnte Partnerin soll ihm gleich sein und ihn lieben. Das Ziel dieser Liebesverbindung ist nicht allein Gattenliebe, sondern Elternschaft als Erfüllung.

Paminas Liebesvorstellung entspricht ebenfalls der der ‚zärtlichen’ Liebe, einer Gefühlsgemeinschaft, die auf dem eigenen Liebesempfinden und der Wahrnehmung des anderen als Individuum basiert. Im Unterschied zur ‚vernünftigen’ Liebe ist die ‚zärtliche’ Liebe nicht primär an rationale, sittliche und moralische Kriterien und Anforderungen geknüpft. In der Liebessemantik der ‚zärtlichen’ Liebe ist der Partner der geliebte, individuelle Mensch und diese Partnerschaft, die auf Zuneigung und Freundschaft gründet, führt zu gutem und moralischem Handeln, Tugendhaftigkeit und sittlicher Vervollkommnung.

Aber in Paminas Verhalten zeigt sich noch ein weiteres Liebeskonzept des 18. Jahrhunderts, das über die Vorstellung der ‚zärtlichen’ Liebe hinausgeht. Für Pamina ist Tamino die einzige, einzigartige geliebte Person. Sie ist existentiell an diese Liebe zu dem Einen, dem besonderen, singulären Menschen gebunden: Sie liebt ihn ohne Bedingungen. Diese unbedingte Liebe, die sich hier bereits bei Pamina zeigt, ist ein Wesensmerkmal der romantischen Liebe, die im 19. Jahrhundert zum vorrangigen Liebesideal in der Literatur und auf der Theater- und Opernbühne wird und die hier antizipiert wird.

Die Liebe Taminos zu Pamina dagegen ist von Beginn an mit einem Belohnungsgedanken verknüpft – er bekommt gar nicht die Möglichkeit, sie um ihrer selbst Willen zu lieben. Schon als er das Bild Paminas erhält, wird ihm von der dritten Dame „Glück, Ehr’ und Ruhm“ (I, 3) versprochen. Von Beginn an ist seine Suche nach der Liebe mit anderen Zielen verknüpft, so sucht er vor den Toren des Tempels „der Lieb und Tugend Eigentum“, wie er dem Priester auf dessen Frage „Was suchst du hier im Heiligtum?“ (I, 15) antwortet. Auf die Frage des Sprechers

40 Diese Bezeichnungen gehen auf Renate Mahlmann zurück (s. Mahlmann, Renate: Was verstehst du unter Liebe? Ideale und Konflikte von der Frühromantik bis heute. Darmstadt 2003. S. 57 – 67).

„Ihr Fremdlinge, was sucht oder fordert ihr von uns?
Was treibt euch an in unsere Mauern zu dringen“

entgegnet er „Freundschaft und Liebe“ und

„Weisheitslehre sei mein Sieg;
Pamina, das holde Mädchen, mein Lohn“ (II, 3).

Hier erscheint der Belohnungsgedanke wortwörtlich: Für Tamino ist Pamina die Belohnung für die bestandene Prüfung und die Aufnahme in den Priesterbund, nicht allein die um ihrer selbst Willen geliebte Frau.

Für einen Mann – und auch hier zeigen sich geschlechtsspezifische Wesenszuschreibungen –, dürfen Gefühle nicht das alleinige Movens seines Handelns sein. Außer der Liebe erstrebt Tamino, nachdem er in den Umkreis des Priesterbundes gelangt ist, ‚Tugend', ‚Freundschaft' und ‚Weisheitslehre'. Es ist nicht mehr, wie noch zu Beginn besungen „die Lieb […] allein“ (Arie Nr. 3, I, 4), die ihn antreibt, sondern zu dem Gefühl kommen Faktoren wie Macht, Ansehen und Besitz hinzu. Im Unterschied zu Papageno, der als Außenseiter und in seiner sozial inferioren Position seinen Gefühlen folgen darf, wird bei Tamino Emotion mit Kalkül und die Liebesbeziehung mit gesellschaftspolitischen Anforderungen verbunden. Tamino wird so ein rationales Liebeskonzept zugewiesen, in dem nicht nur die Gefühle für den geliebten Partner ausschlaggebend sind, sondern ebenso sittliche Kriterien wie Tugend und Freundschaft.

Im Unterschied zu den anderen Opern, in denen um es um die Erfüllung und Verwirklichung des privaten Lebensglücks liebender Paare geht, sind in der ‚Zauberflöte' Liebe und ihre Erfüllung für Pamina und Tamino nur über machtkonformes Wohlverhalten zu erringen. Eine Liebesbeziehung ist für dieses Paar nur innerhalb des Herrschaftsgefüges möglich und zu den Konditionen, die Sarastro und der Priesterbund vorgeben. Dazu gehören Obrigkeits- und Befehlsgehorsam, die Priorität vor den persönlichen Gefühlen dem Liebespartner gegenüber haben. Während Tamino seine Belohnung, zum Einen eine hohe Stellung innerhalb des Priesterbundes und zum Anderen Pamina, durch sein angepasstes Wohlverhalten erreicht (i.e. Schweigen und Gehorsam[41]), sind die Prüfungen, denen Pamina ohne ihr Wissen ausgesetzt wird, existentiell in ungleich höherem Maße bedrohlich. Sie ist nicht nur die

41 II, 20 Chor der Priester: Bald ist er unserem Dienste ganz ergeben […]. Bald wird er unser würdig sein.

antizipierte Belohnung für Tamino und sein Schlüssel zur Macht, sondern sie muss ihren Anteil an seinen Prüfungen auf sich nehmen. Dabei ist sie stets größerer Gefahr, Angst und Ungerechtigkeit ausgesetzt.

Pamina kennt keine heftigen oder aggressiven Reaktionen. Wenn sie von ihren Gefühlen spricht, erweist sie sich – ganz im Sinne des ausgehenden 18. Jahrhunderts – als empfindsamer Mensch. Sie spricht von Papagenos „gefühlvollem Herz“[42] (I, 14) und ihrem „liebevollen Herz“ (II, 18)[43]. In dem gemeinsamen Duett besingt sie mit Papageno die große Bedeutung und Wirkung der Liebe (I, 14, Nr. 7): „Wir leben durch die Lieb’ allein“. In Paminas Textzeile kompensiert die Liebe alle Widrigkeiten: „Die Lieb’ versüßet jede Plage, Ihr opfert jede Kreatur“ und sie lohnt jedes Opfer, selbst das des eigenen Lebens. Sie ist bereit, für diese Liebe zu sterben. „Mein Herz hab ich dem Jüngling geopfert“ (II, 10) entgegnet sie Monostatos, der sie töten will. Mit dem Verlust von Taminos Liebe verliert sie „auf ewig der Liebe Glück“ (II, 18)[44]. Ihr Lebens- und Liebesglück ist unmittelbar und ultimativ an die Person Taminos geknüpft. Wenn er nicht dasselbe fühlt „Fühlst du nicht der Liebe Sehnen. So wird Ruh’ im Tode sein (II, 18, Nr. 7), dann äußern sich ihr Schmerz und ihr Todeswunsch ebenso empfindsam und liebreizend wie ihre Liebessehnsucht.

Sie ist der Typus der duldsamen, passiven, opferbereiten und leidensfähigen Frau, die sich ihrem von Männern bestimmten Schicksal ergeben und kampflos bis zur Selbstaufgabe fügt. Dabei kulminiert ihr Leiden in der ästhetischen Todesverklärung, in der die Waffe zum Ersatzbräutigam stilisiert wird. Aber auch schon bisher ist sie in der Oper bei fast jedem Auftritt in schöner Schwäche als Leidende gezeigt worden: Sie sinkt in Ohnmacht oder kniet bittend vor Sarastro oder Monostatos und wird so beständig als schwaches widerstandsloses Opfer gezeigt. Obwohl sie unter dem Verhalten der Männer (Sarastro, Tamino, Monostatos) leidet, stellt sie es nicht in Frage und akzeptiert widerspruchslos die letalen Konsequenzen. Sie steht dem Geschehen passiv gegenüber und nimmt ihr fremdbestimmtes Geschick an. Sie

42 I, 14 Pamina. Du hast ein gefühlvolles Herz, das sehe ich in jedem deiner Züge.

43 II, 18 Pamina. […] und du kannst mein liebesvolles Herz noch mehr kränken?

44 II, 18, Nr. 17 Pamina. Ach, ich fühl’s, es ist verschwunden,
Ewig hin der Liebe Glück!

handelt – im Unterschied zu den anderen Personen – nicht und schon gar nicht in ihrem eigenen Interesse. Ihre einzige aktive Handlung richtet sich im Selbstmordversuch nur gegen sich selbst, nicht gegen die Verursacher ihrer Notlage[45], aber mit Schuldzuweisung an die Mutter.

Pamina verkörpert ein weibliches Tugendideal, das durch Opferbereitschaft, Selbstlosigkeit und -aufgabe, edle Gesinnung, wahre Liebe, Treue und immense Leidensfähigkeit wirkt. Sie wird als positiver, vorbildlicher weiblicher Gegenentwurf der Königin gegenübergestellt. Das handlungsunfähige, schwache Mädchen, das durch extreme Leiderfahrung und Depression ‚würdig' wird am männliche Triumph teilzuhaben, wird zum Idealbild stilisiert, während die aktive, autonome, starke Frau dämonisiert und vernichtet wird, wobei der männliche Triumph nicht zuletzt in der Vernichtung der starken Frau besteht.

Pamina kennt keine Selbstbestimmung und Selbstartikulation. Da sie von der Sehnsucht nach Liebe erfüllt ist und als Liebende gezeigt wird, handelt sie gefühlsbetont im Rahmen der ihr als Frau zugewiesenen gesellschaftlichen Position und verkörpert vorbildlich die Frauen zugewiesenen, bereits erwähnten Charaktereigenschaften Schwäche, Schönheit, Sanftheit, Sittlichkeit, Fürsorglichkeit, Bescheidenheit, Abhängigkeit, Güte, Nachgiebigkeit, Gefühl, Friedfertigkeit.

Nur der Wankelmut fehlt – aber man kann nicht alles haben.

Ihre Mutter wird dagegen nicht als liebende Frau gezeigt. Sie ist von diesem dominierenden Teil der weiblichen Gefühlswelt und Existenz ausgeschlossen. Vom Denken und Handeln her repräsentiert sie keine der weiblichen Wesenseigenschaften, sondern Willenskraft, Tapferkeit, Zielstrebigkeit, Selbstständigkeit,, Aggressivität und Kompromisslosigkeit. Die Königin verkörpert männliche Charaktereigenschaften, und das macht sie zur schlechten und zur bösen Frau.

Diese Polarität zwischen guter und schlechter Frau zerstört jede weibliche Solidarität und die familiale Mutter-Tochter-Beziehung, wobei sich die Frage stellt, ob sich hier auch schlechte Mutter und gute Tochter gegenüberstehen. Welches Tochterbild verkörpert

45 II, 27 Pamina. Falscher Jüngling, lebe wohl! Sieh, Pamina stirbt durch sich: Dieses Eisen töte mich.

Pamina, die letztlich ihren Aufstieg auf der Vernichtung der Mutter aufbauen will oder muss?

Deutlich wird in der ‚Zauberflöte’, dass eine Frau und Mutter, die ihren inferioren Platz in der familialen und gesellschaftlichen Hierarchie nicht akzeptiert und sich nicht freiwillig dem männlichen Willen unterordnet, als massive Bedrohung für die patriarchal bestimmte Gesellschaft gesehen wird, deren integrativer und egalitärer Anspruch sich lediglich als Ideologem erweist. Der vom Priesterbund verkündete Humanitätsgedanke und die evozierte Darstellung einer vorbildlichen, besseren Welt erweisen sich als Propaganda. Dieser elitäre Männerbund definiert sich über Aus- und Abgrenzung und als strikt hierarchisch strukturiert, mit einem klar definierten Feindbild.

Darauf verweist auch die erste Regel des Bundes der Eingeweihten, denn nicht Gehorsam den Göttern oder auch Sarastro gegenüber lautet das erste Gebot, sondern:

> *„Bewahret euch vor Weibertücken,*
> *Dies ist des Bundes erstes Pflicht!“* (II, 3)

Dieser (pseudo-)religiöse Männerbund definiert sich primär über das evozierte Feindbild Frau, das in der Königin personifiziert wird.

Das Böse ist in dieser Gesellschaft entweder an das Geschlecht (weiblich) oder an die Hautfarbe (schwarz) eines Menschen geknüpft. Das Element des Bösen wird von Außenseitern verkörpert: Die Anatomie des Menschen und seine ethnische Herkunft bestimmen seinen Stellenwert in der Gesellschaft und sein Schicksal.

In diesem geschlechtsspezifisch konnotierten Feindbild ist der Gegner per se ‚das Weib’. Die Ausgrenzung basiert auf dem Geschlecht, nicht auf dem Handeln des Menschen. Die Königin, die sich gegen die ihr aufgrund ihres Geschlechts zugewiesene subalterne, fremdbestimmte und inferiore Position und damit gegen die männliche Hegemonie auflehnt, hat einen konkreten Anlass für ihr Handeln. Sie agiert auch nicht gegen das männliche Geschlecht als solches, sondern ihr Gegner ist konkret Sarastro. Sie weist ihm keine geschlechtsspezifischen Eigenschaften zu, sondern sie beurteilt ihn nach seinen Taten. Ihre Aktionen sind eine Reaktion auf seine Aktion: Die Entführung ihrer Tochter.

Obwohl der misogyne Blick des Männerbundes ab dem Ende des ersten Akts dominiert, gibt es dennoch, bevor der männliche Blick

der maßgebliche wird, den utopischen Entwurf einer Liebe zwischen zwei gleichwertigen Partnern. Im einzigen Duett der Oper über die Liebe, um nicht zu sagen, im einzigen Liebesduett der Oper singen Pamina und Papageno

> *„Mann und Weib und Weib und Mann*
> *Reichen an die Gottheit an.“* (I, 14)

In diesem Moment gibt es keine hierarchische Geschlechterdifferenz, sondern die beiden evozieren eine Liebesvorstellung, die jenseits der sozialen Rangordnung egalisierend wirkt und Trennungslinien aufhebt. Dieses Liebesideal wird von zwei Personen beschrieben, die außerhalb des Priester- und Männerbundes stehen: von Pamina, der Frau, und Papageno, dem Vogelmenschen. In diesem Duett agieren sie als gleichgesinnte, gleichwertige und gleichberechtigte Menschen. Sie ersehnen die Erfüllung ihrer Herzens- und Liebeswünsche nach einem Partner, nach einer einmaligen, unbedingt und uneingeschränkt liebenden und geliebten Person. Diese Liebe ist an keine Bedingungen geknüpft, aber sie bleibt Utopie.

Die Untersuchung der Weiblichkeitsentwürfe am Beispiel der Mozart-Schikaneder-Oper aus dem Blickwinkel der Geschlechterforschung offenbart, wie immediat das Libretto der ‚Zauberflöte’ die Auffassungen seiner Entstehungszeit von den Geschlechtscharakteren und der Geschlechterhierarchie und die restriktiven (Vor-)Urteile über Frauen vertritt. Der Blick auf die Rezeptionsgeschichte der ‚Zauberflöte’ zeigt, wie die darin enthaltenen diffamierenden Aussagen über Frauen als ‚Weisheitslehren’ affirmiert und tradiert werden, und wie der propagierte Humanitätsgedanke die menschen- und frauenverachtenden Botschaften übertüncht, denn im 19. und 20. Jahrhundert werden das bipolare Frauenbild und „die Subordination der Frau unter männliche Vorherrschaft […] zum natürlichen und unangreifbaren Lebensentwurf“.[46] Das normative und restriktive Weiblichkeitsideal des 18. Jahrhunderts wird in der literarischen Rezeption endgültig kanonisiert und wirkt bis heute nach.

46 Lemm-Mirschel, Corinna: Ein Weib tut wenig, plaudert viel. Das Frauenbild in der literarischen Rezeption der Opern W.A. Mozarts und seiner Librettisten. Ein Beitrag zur Geschlechterforschung. Frankfurt a. M. 2005. S. 331.

Literaturhinweise

Csampai, Attila / Holland, Dieter (Hg.): W. A. Mozart. Die Zauberflöte. Texte, Materialien, Kommentare. Reinbek bei Hamburg 1982.

Frevert, Ute: „Mann und Weib, und Weib und Mann" Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München 1995.

Grey, John: Men Are from Mars, Women Are from Venus: The Classic Guide to Understanding the Opposite Sex. New York 1992.

Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, In: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363 – 393

Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. München 1996.

Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt/Main 1996.

Lemm-Mirschel, Corinna: Ein Weib tut wenig, plaudert viel. Das Frauenbild in der literarischen Rezeption der Opern W.A. Mozarts und seiner Librettisten. Ein Beitrag zur Geschlechterforschung. Frankfurt/Main 2005.

Lessing, Gotthold Ephraim. Emilia Galotti. Stuttgart 1971

Mahlmann, Renate: Was verstehst du unter Liebe? Ideale und Konflikte von der Frühromantik bis heute. Darmstadt 2003.

Pease, Allan / Pease, Barbara: Why Men Don't Listen and Women Can't Read Maps. London 2001.

Martschukat, Jürgen / Stieglitz, Olaf: Geschichte der Männlichkeiten. Frankfurt/Main 2008.

Nohl, Ludwig (Hg.): Mozarts Briefe. Erstdruck Salzburg 1865.

Opitz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte. Frankfurt/Main 2010.

Schößler, Franziska: Einführung in die Gender Studies. Berlin 2008.

von Braun, Christina / Stephan, Inge (Hg.): Gender@Wissen.Köln. Ein Handbuch der Gender-Theorien. 2. überarb. und erg. Aufl. Köln 2009.

von Schiller, Friedrich. Kabale und Liebe. Ditzingen 1993

von Schiller, Friedrich: Wilhelm Tell. In: Schillers Werke in fünf Bänden. Fünfter Band. Berlin und Weimar 1981

Zech, Christina: „Ein Mann muß eure Herzen leiten". Zum Frauenbild in Mozarts „Zauberflöte" auf musikalischer und literarischer Ebene. In: Archiv für Musikwissenschaft Jg. LII. (1995), Heft 4. S. 279 – 315.